Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Germ

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 27.

Ausgegeben am 30. Juni 1871.

Inhalt:

Ein Abenteurer aus alter Zeit . . . . . Seite 1
Der internationale Arbeiterbund 20
Aus Schwaben 25
Berliner Briefe 34
Die Feldpost beim Berliner Einzugsfest 36
Besprechung des Freiherrn v. Leonhardi 38
Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten . 39

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

30. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1871.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407 Juhrs 30
pt.3

1871

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1871. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:
- Berliner Briefe. S. 34, 76, 115, 155, 197, 239, 279, 316, 359, 399, 436, 479, 514.
- Aus Baiern. (Die katholische Bewegung in Baiern). S. 76, 311.
- Aus Schwaben. S. 25, 226.
- Aus Mecklenburg. S. 148.
- Aus Sachsen. (Ein Ministerwechsel in Sachsen). S. 357.

Ein deutsches Reichsgesetz über die Presse. S. 67.

Die jesuitisch-klerikale Partei und das deutsche Reich. S. 78.

Das Schreiben des Cardinals Antonelli an den Bischof v. Mainz. S. 113.

Unsere Beziehungen zu Frankreich. S. 117.

Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre. S. 201, 260.

Die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen für die evangelischen u. die katholischen Kirchenangelegenheiten. S. 232.

Ein Bericht des Generals von Kirchbach. S. 435.

Aus dem Völkerleben:

Der internationale Arbeiterbund. S. 20.

Französisches Parteiwesen. S. 41, 81, 161, 321.

Das Jubiläum des Papstes in Rom. S. 59.

Die Commune und die Internationale. S. 96, 121.

Bismarck's Geheimniß. S. 182.

Schäffle u. Oppenheim. S. 188, 217.

Graf Chambord u. die Farben Frankreichs. S. 195.

Der Krieg und seine Opfer. S. 235.

Rußlands Heermacht. S. 241.

Zur Geschichte der engl. Gewerkvereine. S. 300.

Die Exclusivität des bibliothekarischen Berufs. S. 348.

Die Befestigung großer Städte. S. 378.

Der Ausgleich mit den Czechen. S. 396.

Die jüngste Parlamentssession in England. S. 401, 449.

Franzosenspiegel. S. 427.

Aus dem Tammany-Ring. S. 468.

Herr Wilhelm Rüstow. S. 473.

Bilder und Schilderungen.

Die Feldpost beim Berliner Einzugsfest. S. 36.

Aus Elsaß Vergangenheit. S. 273.

Zur Geschichte der polit. Literatur Deutschlands 1806—1808. S. 342. 386. 417.

Die Entwickelung der Tagespresse in den Vereinigten Staaten. S. 441. 491.

611953

Digitized by Google

Aus den Tagen der Eroberung Englands durch Wilhelm von Oranien. S. 481.
Posthistorien. S. 508.

Ein Abenteurer aus alter Zeit. S. 1.
Von Florenz nach Rom. III. Perugia S. 53. IV. Perugia S. 334. Assisi. S. 459.
Goethe und die Emancipation des Grundbesitzes. S. 91.
Die Cornell-Universität. S. 157.
Herders französ. Reiseeindrücke. S. 254.
Deutsche Geschichtschreibung im Mittelalter. S. 361.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Jordans Nibelunge. S. 109, 173.
Lujo Brentano, Engl. Gewerkvereine S. 300.
H. B. Oppenheim, Friedensglossen zum Kriegsjahr. S. 199.
A. E. F. Schäffle, Capitalismus u. Sozialismus. S. 188, 217.
Ludwig Bamberger. Zur Naturgeschichte des franz. Kriegs. S. 199.
Fadejew, Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik, übersetzt v. Julius Eckardt. S. 241.
Ottokar Lorenz u. Wilhelm Scherer, Geschichte des Elsasses. S. 273.
Carl Adolf Hertzberg, über Befestigung großer Städte. S. 378.
„Littérature française pendant la guerre de 1870 — 71 par un Berlinois". S. 427.
Rüstow, Krieg um die Rheingrenze, letzte Lieferung. S. 473.
Ottokar Lorenz, Deutschlands Quellen im Mittelalter. S. 361.

Das Tiefurter Journal. S. 281.
Bemerkungen zu Goethe's „Neuestem aus Plundersweilern. S. 488.
Hausmusik III. S. 410.
Die Genossenschaft deutscher Autoren und Componisten. S. 39. 519.

Kürzere Besprechungen von Erscheinungen der Literatur und Kunst.

Freiherr v. Leonhardi, Bemerkungen zur Tagesgeschichte. S. 38. — M. v. Eelking, der Krieg zw. Deutschland und Frankreich. S. 318. — A. Riemann, der franz. Feldzug 1870—71. S. 318. — J. J. Maier, Auswahl engl. Madrigale. S. 417. — Eugen Krügers Landschaftsalbum vom Kriegsschauplatz. S. 439. — Dr. Adam Pfaff, La grande nation in ihren Thaten und Reden. S. 516. — Frédéric de Rougemont, Les conseillers bénévoles du Roi Guillaume 2. Aufl. S. 516. — Wilhelm Müller, „Politische Geschichte der Gegenwart." Das Jahr 1870. S. 516. — Ernst Götzinger, Warhafftige Nuwe Zittung des jüngst vergangenen Tutschen Kriegs." S. 517. — H. A. Berlepsch, die Alpen, 4. Auflage. S. 518. — Daheim-Kalender für 1872. S. 518.

Digitized by Google

Ein Abenteurer aus alter Zeit.

Die Vorzüge des Mannes, welcher beinahe zwanzig Jahre hindurch, bevor Cäsars Stern obsiegte, den römischen Staat beherrscht hat, sind vielfach von seiner an mittelmäßigen Köpfen sehr reichen Zeit überschätzt worden, am meisten von ihm selbst. Unbestritten bleibt ihm der Ruhm eines tapferen Offiziers; aber auch als Hausvater und Ehemann galt Cnejus Pompejus als ein Muster von Liebenswürdigkeit und Treue, und daß er nicht weniger als fünf Frauen nach einander heirathete, hatte allerdings seinen Grund nicht, wie bei vielen anderen seiner Zeitgenossen, in der Flatterhaftigkeit seiner Neigungen. Die Scheidung von seiner ersten Gattin, Antistia, war aber ein Schritt kühl berechnender Politik und Herzlosigkeit. Nachdem er dieselbe als zwanzigjähriger Jüngling geehlicht hatte, um durch ihren Vater, den Prätor Antistius, ein günstiges Urtheil in einem Processe zu erlangen, und nachdem dieser um seines zu Sulla haltenden Schwiegersohnes willen von den Marianern ermordet worden war, worauf sich seine Gattin Calpurnia aus Verzweiflung selbst den Tod gab, verstieß er sie, weil des allmächtigen Dictators Gemahlin ihre eigne Tochter aus früherer Ehe für ihn passend fand! Obgleich diese nun bereits verheirathet war und ihrer Niederkunft entgegen sah, mußte sie ihr Mann freigeben und sie zog in das Haus des Pompejus, wo sie bald darauf an den Folgen ihrer Entbindung starb. Bereits im nächsten Jahre heirathete der junge Wittwer Mucia Tertia, die Tochter des durch seine Rechtlichkeit und juristische Gelehrsamkeit berühmten Oberpriesters Mucius Scävola. Dieses Ehebündniß hatte 19 Jahre Bestand und Mucia beschenkte den Pompejus in den ersten sechs Jahren desselben mit zwei Söhnen und einer Tochter. Während seiner langen Abwesenheit in Asien bewies sie jedoch, daß sie sich in Nichts von den damaligen römischen Modedamen unterschied, bei denen galante Liaisons durchaus zum guten Ton gehörten: sie unterhielt ein zärtliches Verhältniß mit dem Alcibiades der Hauptstadt — Julius Cäsar. Pompejus wurde zwar mancherlei zugetragen und er nannte, wie Sueton erwähnt, den Nebenbuhler zuweilen seufzend seinen Aegisthus; die volle Wahrheit erfuhr er aber erst auf der Rückreise. Er faßte schnell seinen Entschluß

Digitized by Google

und sendete ihr den Scheidebrief voraus. Daß Mucia's Betragen ganz besonderes Aufsehen in Rom erregt hatte, erkennt man aus einem Briefe Cicero's an seinen Freund Atticus, worin es ganz kurz heißt: „Die Scheidung von Mucia wird allgemein gebilligt."

Der jüngere Sohn des Pompejus, der den Vornamen Sextus führte, war damals (62 v. Chr.) 13 Jahre alt und verlor die mütterliche Pflege und Aufsicht gerade zu einer Zeit, die für seine Entwickelung am entscheidendsten sein mußte. So blieb er denn drei Jahre lang in den Händen der Sclaven und Freigelassenen, die im väterlichen Hause, wie das Beispiel des Juden Demetrius lehrt, in unverschämter Weise dominirten. Die Welt staunte, als sein Vater endlich die einzige Tochter des Mannes heirathete, der seine letzte Ehe in so skandalöser Weise gestört hatte. Und wieder waren es politische Beweggründe, die ihm die um die Hälfte seiner Jahre jüngere Julia, die Verlobte des Servilius Cäpio, zuführte; die Heirath sollte zum Kitte des neuen Triumvirats dienen! Doch bereuten diesmal beide Theile die Convenienzheirath nicht. Des Pompejus zärtliche Neigung wurde bald von der jungen Frau mit so aufrichtiger Liebe erwiedert, daß die kurze Verbindung — Julia starb bereits nach fünf Jahren in Folge einer Entbindung — noch in späten Jahren als eine Musterehe gepriesen ward. Welchen Einfluß Julia auf ihren nur sechs Jahre jüngeren Stiefsohn Sextus ausgeübt hat, wissen wir nicht. Er wird schon dadurch abgeschwächt worden sein, daß Pompejus mit Julia die meiste Zeit auf seinen herrlichen Landgütern zubrachte.

Der eigentliche Lehrer der beiden Söhne des Pompejus scheint Cenäus gewesen zu sein, ein Freigelassener, der seine Anhänglichkeit an das Haus noch nach seines Herren Tod gegen den Geschichtsschreiber Sallust als Schriftsteller bewährte, und bis an sein Ende Vorsteher einer Schulanstalt war. Ob ein andrer, griechischer Gelehrter, der spätere Freund Cicero's Curtius Nicias, sich um die wissenschaftliche Bildung des Sextus Pompejus verdient gemacht hat, bleibt ungewiß. Die Scandalchronik Roms meldet nur, daß ihm Pompejus, der Vater, sein Haus verbot, weil er sich für den Prätor Memmius zum Uebermittler eines Liebesbriefes an die keusche Tochter Cäsars hergegeben hatte.

Im zweiten Jahre nach dem Verlust der geliebten Julia bekränzte der nun vierundfunfzigjährige Pompejus sein Haus für die fünfte Gattin. Diesmal war es die junge Wittwe des im Jahre zuvor kurz vor seinem Vater, dem Triumvir, gegen die Parther gefallenen Crassus. Cornelia, aus dem glorreichen Hause der Scipionen, zeichnete sich nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch eine vielseitige Bildung aus. Pompejus war damals alleiniger Consul und stand auf dem Gipfel seiner Macht. Aber schon seit Julia's Tod war die Verbindung mit dem ihm an staatsmännischer Befähigung weit überlegenen Schwiegervater gelockert worden und als es nach zwei Jah-

Digitized by Google

ren zum offenen Bruch kam, sah sich der von Eitelkeit geblendet gewesene Mann genöthigt, Italien zu räumen. Seinen älteren Sohn Cnejus sandte er nach Syrien, um Schiffe zusammenzubringen, während ihm der Mann seiner Tochter Pompeja, Faustus Sulla, nach Griechenland folgte. Cornelia und Sextus begaben sich auf seine Anordnung nach Mitylene auf der Insel Lesbos. Schon hatte sich dort nach den für die Pompejaner glücklichen Gefechten bei Dyrrhachium die völligste Siegesgewißheit der Gemüther bemächtigt, als an einem der letzten Augusttage des Jahres 48 der besiegte Pompejus auf einem Kauffahrer vor Mitylene eintraf und Cornelia eilig zu sich entbieten ließ. Die edle Frau beklagte weniger das gemeinschaftliche Unglück, als den unheilvollen Einfluß, den das mit ihrem Haupte verflochtene Verhängniß auf das Schicksal des Gemahls gehabt habe und bereute bitter, nach dem Tode ihres ersten Mannes nicht durch gewaltsamen Tod den Fluch vom großen Pompejus abgewendet zu haben. Schleunigst ging die Einschiffung vor sich und die Fliehenden fuhren an der Küste Kleinasiens hinab bis nach Cypern, wo nach dem Abfalle Antiochias Pompejus den Plan aufgab, sich unter den Schutz des Partherkönigs zu stellen und den unglücklichen Entschluß faßte, nach Aegypten zu gehen. Er legte sich bei dem unwirthlichen kasischen Vorgebirge unweit der Stadt Pelusium vor Anker, wo der junge König Ptolemäus Dionysius seiner Schwester Kleopatra gegenüber im Felde stand, deren Reizen kurz zuvor sein Sohn Cnejus gehuldigt haben soll, und ließ die ägyptische Regierung ersuchen, ihm die Landung zu gestatten. Diese war anfangs willens, ihn zurückzuweisen; auf den Rath des Chinos Theodotus, des königlichen Hofmeisters, zog man aber endlich in Rücksicht auf den Sieger und die eigene Sicherheit vor, den unbequemen Gast durch den Tod unschädlich zu machen. Zwei römische Soldaten in ägyptischem Sold, unter ihnen ein Legionsoberst, der im Seeräuberkrieg unter Pompejus gedient hatte, gaben sich zum Meuchelmord her und mit ihnen fuhr der königliche General Achilles zum Schiffe des Pompejus und lud ihn unter dem Vorwand, das Uferwasser sei für größre Fahrzeuge zu seicht, ein, seine Barke zu besteigen. Der Unglückliche verabschiedete sich von den Seinigen, zuletzt ihnen noch des Sophokles Verse zurufend:

„Wer zu Tyrannen geht und Königen sich naht,
Der wird ein Herrenknecht, wie frei er immer war!"

und nun war Cornelia und Sextus beschieden, den feigen Mord vor ihren Augen verübt werden zu sehen: zu sehen, wie beim Aussteigen der ehemalige Waffengefährte den ersten Streich auf seinen Feldherrn führte! Ihr Jammergeschrei erschallte bis zum Gestade; aber weder Rettung noch Rache stand in ihrer Hand. Im Gegentheil mußten sie so schnell als möglich die Anker

Digitized by Google

lichten, um der hinter ihnen herjagenden ägyptischen Flotte zu entgehen, und verdankten ihr Entkommen nur einem günstigen Winde.

Sie hatten die Richtung nach Cypern genommen und entweder schon unterwegs oder nachdem sie, den Aufenthalt auf jener Insel für zu unsicher haltend, wieder an Bord gegangen waren, begegnete ihnen Cato, der mit der Flotte seinen flüchtigen Feldherrn aufsuchen wollte. Ihm folgten sie nach Cyrene in Afrika, wo sie erfuhren, daß Cornelia's Vater, Metellus Scipio, beim numidischen König Juba Aufnahme gefunden habe. Während nun Cato von Cyrene aus zu Lande nach Numidien vorrückte, wird Cnejus Pompejus, der sich ebenfalls bei Cato befand, mit seinem Bruder und seiner Stiefmutter zu Schiffe nach der Küste des alten karthagischen Landes gekommen sein. Des Sextus Name wird während des afrikanischen Kriegs, der nun folgte, nicht genannt. So ist auch ungewiß, ob er der Entscheidungsschlacht bei Thapsus beigewohnt hat. Cnejus wenigstens war gleich nach den ersten Gefechten auf Cato's Aufforderung mit 30 Schiffen nach dem westlichen Mauritanien abgegangen, hatte sich aber nach einem wegen Mangel an Landungstruppen verunglückten Angriff auf eine Stadt an der jetzigen marocanischen Küste nach den Balearen gewendet. Cornelia, die jedenfalls bei ihrem Vater geblieben war, wurde nach dem unglücklichen Ende desselben von Cäsar begnadigt, kehrte nach Rom zurück und erhielt auch die Asche ihres Gemahls ausgeliefert, die sie auf dessen albanischer Villa bestattete. Auch Pompeja mußte den Mord ihres Faustus mit ansehen und bekam mit ihren zwei Kindern Amnestie. Sie wurde Cicero als Frau in Vorschlag gebracht, heirathete aber dann einen Cinna.

Sextus Pompejus, der mit Varus und Labienus nach Spanien entflohen zu sein scheint, nahm bei dem großen Kriegsdrama, das sich unter Leitung seines Bruders nun abzuspielen begann, seiner Jugend gemäß eine ziemlich untergeordnete Rolle ein. Als Cäsar mit seinem Heere die Halbinsel betrat, war er Commandant der reichen Stadt Corduba. Der Zufall wollte, daß dieselbe bald ein Hauptpunkt der Kriegsoperationen wurde. Um den Cnejus von der Belagerung der Stadt Julia abzuziehen, bedrohte Cäsar Corduba und veranlaßte dadurch Sextus, seinen Bruder um schleunige Hülfe zu bitten. Dieser kam, aber der Krieg zog sich bald weiter südwärts. Sextus blieb in Corduba, und erst als nach der blutigen Schlacht bei Munda, wo 23,000 Pompejaner das Schlachtfeld deckten, Cäsar sich der Stadt näherte, und ein Straßenkampf zwischen den ihm ergebenen Legionen und den für Cäsar Partei nehmenden zu seinem Nachtheil ausschlug, räumte er die Stadt, entkam und verbarg sich bei den Lacetanern, in den Bergschluchten des nördlichen Cataloniens. Cnejus dagegen, der in der Schlacht zwei bedeutende Wunden davongetragen hatte, floh nach Carteja (nicht weit von Gibraltar) und von

Digitized by Google

da mit 20 Kriegsschiffen in das Meer hinaus. Wassermangel zwang ihn aber, wieder dem Lande zuzusteuern. Hier wurde seine Flotte von der feindlichen überfallen und verbrannt. Er selbst, dessen Flucht außer den Wunden noch eine Fußverrenkung lähmte, wurde nach 24 Stunden auf einem Berge umzingelt und am 12. April 45 v. Chr. niedergestoßen.

Cnejus hatte einen heftigen, zur Härte neigenden Charakter und war entschieden weniger befähigt als sein Bruder. Cicero schreibt sogar über ihn während des spanischen Kriegs an Cassius: „Bei meinem Leben, ich bin in Sorgen und will lieber den alten, milden Herrn behalten, als es mit einem neuen, grausamen versuchen. Du weißt, was für ein Narr Cnejus ist; du weißt, wie er die Grausamkeit für eine Tugend hält; du weißt, wie sehr er überzeugt ist, daß ich ihn immer lächerlich gemacht habe. Ich fürchte nur, es möchte ihm beikommen, mich dafür in grober Weise mit dem Degen zu kitzeln." Die Verwunderung über dieses harte Urtheil des eifrigen Pompejaners wird freilich bedeutend gemindert, wenn man hört, daß Cicero im Kriegsrathe zu Korfu, wo er nach der Niederlage bei Pharsalus die angebotene Anführerstelle ausschlug und zum Niederlegen der Waffen rieth, nur durch Cato's Dazwischentreten vor dem Degen des hitzigen Cnejus Pompejus gerettet worden war! Als es dagegen galt, den jüngeren Bruder für die Senatspartei zu gewinnen, sprach derselbe in seiner fünften Rede gegen Antonius die Worte: „Traurig war damals das Schicksal des römischen Volks. Nachdem Pompejus, der Vater, der eine Leuchte des römischen Reichs gebildet hatte, gefallen war, wurde auch der dem Vater so ähnliche Sohn getödtet." An derselben Stelle nennt Cicero den Sextus „die größte Zierde der Republik." Wie grell sticht aber hiervon die Charakteristik des Vellejus Paterculus ab! „Dieser junge Mann," sagt er, „war ohne alle wissenschaftliche Bildung, ungeschliffen in seiner Ausdrucksweise, unternehmend, tapfer, schnell im Ueberlegen, an Zuverlässigkeit seinem Vater ganz unähnlich, der Freigelassene seiner Freigelassenen, der Sclave seiner Sclaven, die Ausgezeichneten beneidend, um den Niedrigsten zu gehorchen." Der höfische Geschichtsschreiber zeigt in dieser Auslassung offenbare Rücksicht auf den Kaiser Augustus, als den bittern Feind des Sextus Pompejus. Und wenn auch Manches, was diesem von ihm vorgeworfen wird, sich als keineswegs unwahr erweist, so möchte man doch gleich hier mit Recht zweifeln, ob Sextus von Anfang an so ungebildet gewesen sei und ob nicht vielmehr das rauhe Kriegsleben den weiteren Dienst der Musen bei ihm völlig gehindert habe.

Uebrigens stand Sextus bereits im dreißigsten Lebensjahre, als er nach der Schlacht bei Munda in Lacetanien vor seinen Verfolgern Schutz fand. Nach dem Abzuge Cäsars blieb nur eine unbedeutende Truppenmacht im südwestlichen Spanien stehen, und bald begann Pompejus, von den seiner Fami-

Digitized by Google

lie befreundeten Eingeborenen und den versprengten Soldaten seines Bruders unterstützt, eine Räuberfehde zu Land und zu Wasser, die täglich an Umfang zunahm. Cäsar sandte endlich den unfähigen Legaten Carrinas gegen ihn, der gar nichts ausrichtete und sogar eine Stadt nach der andern im romanisirten Bätislande verlor. Auf diesen folgte der gelehrte Asinius Pollio. Aber auch ihm mangelte es an den nöthigen Truppen und Sextus hatte bereits das wichtige Neukarthago erobert, als die Nachricht von Cäsars Tod eintraf. Interessant ist in Bezug hierauf ein Brief Cicero's an Atticus vom 15. Juli 44. Während er in frühern Briefen mit steigendem Interesse den Unternehmungen des Pompejus gefolgt ist, erzählt er in diesem, daß er in der Nähe von Puteoli den Brutus besucht habe und daß Scribonius Libo ihnen die Nachricht gebracht, Philo, ein Freigelassener des Pompejus, und Hilarus, der seinige, wären mit einem Schreiben des Pompejus an die Consuln eingetroffen. „Sie erzählten," heißt es weiter, „Sextus habe nur mit einer Legion in Karthago gestanden. Und gerade als er die Stadt Barea (j. Vera) genommen gehabt hätte, wäre die Depesche über Cäsar eingegangen. Da hätte sich eine außerordentliche Freude und Veränderung der Stimmung Aller bemächtigt und von allen Seiten wären die Leute zusammengeströmt; jener aber sei zu den sechs Legionen, die er im westlichen Spanien zurückgelassen hätte, zurückgekehrt. An Libo selbst hat er geschrieben, was hälfe es ihm, wenn er nicht nach Hause dürfte! Seine Hauptforderung geht darauf hinaus, daß alle Heere entlassen werden, wo sie sich nur befinden mögen." Jener Libo war sein Schwiegervater. Da derselbe als eifriger Pompejaner wahrscheinlich mit bei der spanischen Insurrection betheiligt gewesen war, so ist die Vermählung mit Scribonia (die Appian irrthümlich Julia nennt) von Sextus wohl 46 oder 45 geschlossen worden. Daß sich dieselbe 44 noch bei ihm befand, läßt sich daraus vermuthen, daß Pompejus einen Freigelassenen aus dem Hause seines Schwiegervaters damals noch bei sich hatte. Aus dem Briefe Cicero's geht außerdem hervor, daß Pompejus dem Asinius Pollio, der bald darauf nach eigenem Geständniß nur drei Legionen besaß, weit überlegen war. Nach einem geringen Vortheil, den dieser im Felde errang, brachte ihm Sextus eine größere Niederlage bei, wobei Asinius auf der Flucht seinen Feldherrnmantel einbüßte. Und doch sagt Vellejus von Asinius Pollio, er habe einen „glänzenden Krieg gegen Pompejus geführt!" Dieser nahm nach dem Siege den Imperatortitel an und beherrschte den größten Theil der Halbinsel. Der westnumidische Fürst Arabio, der während seiner Vertreibung durch den Cäsarianer Sittius bei Pompejus Zuflucht gefunden hatte, sandte ihm jetzt junge Leute zu, die sich im römischen Kriegswesen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln sollten. Bald darauf brachte der neue Statthalter von Südgallien und Westspanien, Lepidus, den von Pompejus gewünschten Ausgleich mit der

Digitized by Google

römischen Regierung und namentlich mit Antonius zu Stande, der an ihm einen Rückhalt gegen Octavian haben wollte. Sextus versprach Einstellung der Feindseligkeiten, sollte dagegen Oberbefehlshaber zur See werden und als Entschädigung für sein väterliches Vermögen, das confiscirt worden war, 41 Millionen Thaler aus der Staatscasse erhalten. Die Senatspartei wünschte ihn ebenfalls als Stütze gegen die Machthaber zu gewinnen, wie man recht deutlich aus Cicero's philippischen Reden sieht. Dort wird nicht blos der Vorschlag gemacht, dem Lepidus für das Zustandebringen der Aussöhnung eine vergoldete Reiterstatue zu errichten, sondern auch dem Sextus Pompejus ein besonderer Dank votirt, daß er seine guten Dienste dem Staat angeboten. Außerdem setzt Cicero voraus, daß die Eigenthümer der pompejanischen Besitzungen dieselben dem Sohne für den Auctionspreis wieder zurückzugeben verpflichtet wären. Leider besaß nur Antonius selbst das prächtige, wohleingerichtete Haus der Familie in dem Quartier der Carinen, die schönen Gärten bei Rom und die Villa zu Tusculum. Und da er außerdem jene 41 Millionen bereits auf eigne Faust aus dem Staatsschatze erhoben und verwendet hatte, so stimmte er bald darauf mit desto leichterem Herzen dem Beschlusse der beiden anderen Triumvirn bei, durch welchen der Heimathlose unter die Zahl der Mörder Cäsars gerechnet und in die Acht erklärt ward. Sextus hatte die italienische Küste noch nicht wiedergesehen, sondern war vorsichtig mit seiner Flotte zu Massilia geblieben, die Aufforderung des Senats, zur Armee vor Mutina zu stoßen, mit der Entschuldigung zurückweisend, er fürchte bei den Veteranen Cäsars Anstoß zu erregen. Dio Cassius berichtet ausdrücklich, daß er vor der Proscription seine Flotte ohne Bedrückungen der Inseln und Küsten unterhalten habe. Als er aber die Nachricht erhielt, daß er unter Cäsars Mördern verurtheilt und daß ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei, rüstete er sich zum verzweifelten Kriege, ließ Kriegsschiffe bauen und nahm alle Verbannten und dem empörenden Blutbade der Triumvirn Entronnenen, auch Sclaven und Seeräuber bei sich auf. Ja, er schickte Herolde umher, um sie zu sich einzuladen, versprach den Freien und Sclaven, die einen Geächteten retten würden, das Doppelte des von den Triumvirn verheißenen Blutlohns und entsendete Fahrzeuge aller Art an die Küsten Italiens und Griechenlands, welche die Herumirrenden und Versteckten durch Signale an sich zu locken suchten. Der Krieg selbst wurde fortan nach Flibustierweise geführt. Man begnügte sich nicht mit der Wegnahme und Vernichtung der feindlichen Schiffe, sondern plünderte und brandschatzte auch die Küstengegenden. Sein Hauptaugenmerk aber richtete Sextus von nun an auf Sicilien, dessen Besitz ihm wegen des Reichthums seiner Hilfsmittel am wünschenswerthesten erschien. Gouverneur der Insel war ein Namensvetter von ihm, Pompejus Eithynicus. Mylä und Tyndaris fielen ohne Schwertstreich in seine Hände; Messana

Digitized by Google

wehrte sich, ergab sich aber endlich, durch Hunger genöthigt, nebst dem Statthalter, dessen Gewalt der Sieger über einen Theil Siciliens noch fortbestehen ließ. Syrakus folgte dem Schicksal Messana's und ein ansehnliches Landheer, zu welchem selbst der Statthalter von Afrika, Cornificius, Truppen beisteuerte, verlieh der steigenden Macht Nachhalt. Als hierauf die Angriffe des Pompejus sich auf ganz Italien ausdehnten und durch das Ausbleiben der Zufuhren große Theurung in der Hauptstadt entstand, übertrug Octavian im Jahre 43 dem Salvidienus Rufus den Krieg gegen den neuen Seekönig. Diesem gelang zwar, die Landungen des Feindes vom Festlande abzuhalten. Da es aber gänzlich an Schiffen fehlte, ließ er an der Meerenge Fahrzeuge der primitivsten Construction, aus Flechtwerk mit Ochsenhäuten überzogen, verfertigen, um die überlegene Landmacht Octavians auf die Insel zu werfen. Doch unterließ er den Versuch und wartete auf die im Bau begriffene neue Flotte. Diese kam bald an, war aber an Bemannung und Manövrirfähigkeit der pompejanischen nicht gewachsen, so daß die Schlacht in der Meerenge, zu welcher Octavian seinen Admiral drängte, zu seinem Nachtheil ausschlug. Er ließ hierauf die Flotte nach Brundusium abgehen, weil er mit Antonius den Feldzug gegen Brutus und Cassius beginnen wollte.

Die Folge von Octavians Rückzug war, daß ganz Sicilien sich Sextus Pompejus unterwarf, der zur Verspottung der Feinde von den in der Seeschlacht Gefangenen, der Stadt Rhegium gegenüber, ein Scheingefecht auf ledernen und hölzernen Schiffen aufführen ließ. Seine Erfolge verführten ihn aber auch zu der Eitelkeit, sich den Sohn des meerbeherrschenden Neptun zu nennen und seinem Adoptivvater prächtige Stier- und Roßopfer darzubringen, sowie dessen Bild auf seine Münzen prägen zu lassen. Auch blieb sein Glück noch im Steigen begriffen. In Folge der Schlacht bei Philippi flüchtete sich wieder eine Menge angesehener Bürger und tüchtiger Soldaten unter seine Fahnen und mit Recht konnte er sich auf seinen Münzen als Bürgerretter mit dem Eichenkranze schmücken und den Beinamen „der Pflichtgetreue" (Pius) annehmen. Von großer Wichtigkeit für ihn war namentlich der Uebertritt des tapfern und glücklichen Admirals Statius Murcus, der ihm nach der Katastrophe von Macedonien 80 Galeeren und mehrere Legionen zuführte. Auch der perusinische Krieg (41 und 40) stärkte nur seine Macht. Selbst Julia, die Mutter des Antonius, suchte bei ihm Schutz. Er ließ sie ehrenvoll nach Athen geleiten und benutzte diese Gelegenheit, um die Bundesgenossenschaft des Triumvir zu werben, der ihm eine verbindliche, aber ausweichende Antwort gab. Zu jener Zeit kam auch der Vater des nachmaligen Kaisers Tiberius zu Pompejus, schüttelte aber schnell wieder den Staub von den Füßen, als er nicht sofort Audienz bekam und man ihm nicht die Ehrenzeichen der Prätur, deren Dauer übrigens längst abgelaufen war, beizube-

Digitized by Google

halten erlaubte. Seinem Sohne, der damals noch ein Säugling war, schenkte Pompeja, die sich mit ihrem Gemahl Cinna wahrscheinlich schon lange bei ihrem Bruder befand, einen griechischen Mantel und eine Agraffe dazu, welche Gegenstände noch zu Sueton's Zeit auf der kaiserlichen Villa bei Bajä gezeigt wurden. Den Grund der Zurückhaltung des Pompejus dem Claudius Nero gegenüber kann man ahnen, wenn man die Hinrichtung des Bithynicus und die noch auffallendere des Statius Murcus dazu nimmt. Das größte Vertrauen des Sextus besaßen zwei Sclaven und Freigelassene seines Vaters, Menekrates und Menodorus oder Menas, geschmeidige und verschlagene Griechen, aber zugleich tüchtige und verwegene Seeoffiziere. Diese beherrschten ihren jungen Herrn, unter sich eifersüchtig, aber wieder zusammenhaltend gegen Jeden, der sich bei jenem in Gunst zu setzen drohte, besonders wenn er kam, um zu vermitteln und zum Frieden zu rathen, wodurch sie sich die Wege zur Bereicherung abgeschnitten wähnten.

Unterdessen war Antonius aus Kleopatra's Armen nach Italien zurückgekehrt und hatte Pompejus die Hand zur Freundschaft geboten. Dieser schritt sogleich zur Belagerung von Thurii und Consentia in Unteritalien und schickte seinen Menas mit einer großen Flotte und vier Legionen gegen die Westküste Oberitaliens aus. In Etrurien richtete dieser die größten Verheerungen an und bekam an der Küste des südlichen Galliens einen gewissen Marcus Titius in seine Gewalt, der dort das Freibeuterhandwerk auf eigene Rechnung trieb, obgleich seine Soldaten den Namen des Sextus Pompejus auf ihren Schildern führten. Er erhielt um seines auf Sicilien weilenden Vaters willen Verzeihung, wurde aber später die Ursache vom Untergange seines Wohlthäters. Endlich wandte sich Menas gegen Sardinien. Im Anfang unglücklich gegen den Präfecten Lucius Agrippa, besiegte er denselben endlich und eroberte die ganze Insel, entließ aber, im voraus einen Umschlag der Dinge in Rechnung bringend, den Freigelassenen und Liebling Octavian's, Helenus, ohne Lösegeld. Während dessen hatte aber der Tod Fulvia's, seiner ränkesüchtigen Frau, den Antonius und die Abneigung der in Italien angesiedelten Veteranen gegen den Krieg, den Octavian versöhnlicher gestimmt und unter Vermittlung des Mäcenas, Pollio und Coccejus kam es zwischen beiden zu der Aussöhnung von Brundusium, wobei es der von Pompejus durch Spöttereien persönlich gereizte Octavian bei dem energischen, perfiden Genossen durchsetzte, daß jener, wie beim Schlusse des Triumvirats, der Geprellte blieb, ja zum gemeinschaftlichen Feind erklärt wurde!

Sextus ging nach Sicilien zurück und rächte sich dadurch, daß er alle Getreidezufuhr hemmte und die Hauptstadt zur Verzweiflung brachte. Dazu kam, daß die Machthaber, um Geld zum Krieg zu gewinnen, eine drückende Erbschafts- und Sclavensteuer octroyirten. Kurz, das Volk, welches kurz zu-

Digitized by Google

vor den einziehenden falschen Freunden zugejauchzt hatte, begrüßte bei der den Circusspielen vorangehenden Götterprocession das Bild Neptuns in Beziehung auf Pompejus mit rauschendem Applaus. Als dem Meeresgott aber das nächste Mal sein Erscheinen polizeilich verboten wurde, stürzte der Pöbel die Bildsäulen des Octavian und Antonius um und steinigte die Beamten und Octavian selbst, bis endlich Antonius Militär in die Stadt rief und den Tumult blutig unterdrückte. Trotzdem stieg die Gährung unter der Menge zugleich mit der Hungersnoth und endlich sahen sich die beiden Beherrscher Roms genöthigt, mit Sextus in Unterhandlungen zu treten. Den Vermittler machte dessen Schwiegervater Libo, der durch Vermählung seiner Schwester mit Octavian auch diesem näher getreten war und dem nun Antonius und, vom Volke gezwungen, auch Octavian sicheres Geleit von Sicilien nach der Hauptstadt gewährte. Der Pöbel wünschte aber auch, daß des Sextus Mutter, Mucia, die nach der Scheidung von Pompejus einen Aemilius Scaurus geheirathet hatte, das Friedenswerk mit betriebe, und drohte, als sie sich wahrscheinlich unschlüssig zeigte, Feuer an ihr Haus zu legen.

Pompejus ließ sich nach längerem Weigern, das von Menodorus unterhalten worden war, zu der von Libo vorgeschlagenen Zusammenkunft herbei. Die herrliche Bai von Neapel ward zum Schauplatz dieses denkwürdigen Congresses ausersehen. Im Frühling des Jahres 39 v. Chr. erschien Sextus Pompejus mit einer stolzen Flotte vor Puteoli, wo Antonius und Octavian mit einem starken Landheere standen, und ging bei der Insel Aenaria, jetzt Ischia, vor Anker. Das Vorgebirge Misenum, das in der Mitte zwischen den beiden genannten Punkten in die Fluthen hinauslief und damals noch nicht das gleichnamige Städtchen auf seinem Rücken trug, war der vorher bezeichnete Ort der Besprechung, und am nächsten Morgen wurden im Meere nahe am Lande zwei hölzerne Tribünen erbaut, die durch einen Wasserstreifen getrennt waren. Auf der dem Lande zugekehrten nahmen dann Octavian und Antonius Platz, während Pompejus mit seinem Schwiegervater die andere betraten. Hinter jenen standen die wohlgerüsteten Legionen, hinter diesen die hochbordigen Galeeren. Die erste Zusammenkunft war erfolglos, denn Pompejus forderte Aufnahme in das Triumvirat an Stelle des Lepidus, während ihm die Gegner weiter nichts als straflose Heimkehr zugestehen wollten. Nun begann ein Markten und Feilschen zwischen den beiden Parteien, während Mucia und die nach der Heimkehr verlangende Emigration den eigensinnigen Pompejus zum Nachgeben drängten, die Andern aber durch die Furcht vor dem hungernden Volke sich versöhnlicher zeigten. Nachdem die Unterhandlungen zum Schlusse gediehen waren, kam es zu einem zweiten Rendezvous auf dem Hafendamm von Puteoli, wobei folgende Bestimmungen vereinbart wurden: „Der Krieg zu Wasser und zu Lande hat ein Ende und der Handel

Digitized by Google

ist völlig frei. Pompejus verzichtet auf alle besetzten Punkte an Italiens Küste, zieht seine Besatzungen zurück und versagt Ueberläufern die Aufnahme. Er behält den Oberbefehl über Sardinien, Corsica, Sicilien und die übrigen kleineren Inseln, welche sich in seiner Gewalt befinden. Außerdem bekommt er Achaja (d. h. ganz Griechenland mit Ausnahme Thessaliens). Dafür entrichtet er aber den Tribut an Getreide, der jenen Inseln seit alter Zeit auferlegt ist. Pompejus darf ferner abwesend Consul werden und dies Amt durch einen Freund verwalten lassen, außerdem erhält er Aufnahme in die höchsten Priestercollegien. Allen Flüchtlingen und Verbannten, nur mit Ausnahme der Mörder Cäsar's, steht die Rückkehr in die Heimath frei; die Geächteten erhalten den vierten Theil ihres Vermögens, die Uebrigen das ganze zurück. Pompejus bekommt als Ersatz für seine Güter eine Summe von $17\frac{1}{2}$ Millionen Drachmen (nur etwas über 4 Millionen Thaler). Alle Freien, welche unter Pompejus gedient haben, erhalten gleiche Belohnungen mit den Soldaten der Triumvirn; die Sclaven werden mit ihrer Freiheit belohnt."

Nachdem das Schriftstück unterzeichnet worden war, sandten sie es zur Verwahrung an die vestalischen Jungfrauen nach Rom und beurkundeten durch Handschlag und Kuß den Friedensschluß. Den Eindruck dieses Ereignisses auf die versammelte Volksmenge schildert Dio Kassius ungefähr mit folgenden Worten: „Ein lauter, nicht enden wollender Jubel erhob sich vom Lande und von den Schiffen; denn die ganze Masse von Soldaten und Bürgern, welche den Krieg verwünschten und sich nach Frieden sehnten, erhob plötzlich ihren Freudenruf. Die Berge hallten so furchtbar davon wieder, daß vor Schrecken und Entsetzen Viele umsanken, Viele auch im Gedränge erdrückt wurden. Wer auf den Schiffen war, konnte nicht erwarten, bis er an's Land kam, und sprang in das Meer. Andere dagegen rannten vom Lande in das Wasser hinein. Schwimmend umhalste und grüßte man sich. Und die Einen sahen ihre Verwandten und Freunde unvermuthet noch am Leben vor sich und wurden von unbeschreiblicher Freude ergriffen. Sprachlos und betäubt schauten sie auf dieselben hin und überzeugten sich nicht eher von der Wirklichkeit, als bis sie die wohlbekannten Stimmen vernahmen, die sie beim Namen riefen. Andere, die vom Tode geliebter Angehöriger nichts wußten, gingen umher, sie aufzusuchen, und fragten Jeden, der ihnen begegnete. Wenn sie dann volle Gewißheit erhielten, so rauften sie sich die Haare, zerrissen ihre Kleider, riefen die Todten bei ihren Namen, als ob sie eben jetzt erst gestorben vor ihren Augen lägen. Auch die übrigen, welch nicht betheiligt waren, nahmen Theil an dem Schicksale ihrer Landsleute, freuten sich mit den Fröhlichen und trauerten mit den Trauernden."

Dem Vertrage folgten, wie gewöhnlich, Gastereien und aus Mißtrauen

Digitized by Google

oder Höflichkeit loosten die drei Häupter, wer zuerst die Pflichten des Wirthes übernehmen sollte. Das Loos traf den Sextus und als nun Antonius fragte, wo sie denn speisen würden, deutete der Schützling Neptuns auf sein Schiff und setzte die beißenden Worte hinzu: „In meinen Carinen;" denn der Name des Stadtviertels in Rom, welches sein väterliches Haus umfaßte, bedeutete ursprünglich soviel wie „Schiffskiele." Er ließ hierauf das schöne Fahrzeug, das gegen 400 Ruderknechte in sechs Reihen über einander barg und sonach eine 52fache Pferdekraft besitzen mochte, an dem Hafendamme verankern und eine bequeme Laufbrücke hinüberschlagen. Es gibt wenig historische Scenen derselben Art im Alterthume, die an Interesse überhaupt und an dramatischer Lebendigkeit insbesondere jenem Schmause auf dem Verdecke des Sextus Pompejus gleichkommen. Rings umher ankerten die hohen Schiffe der Kriegsflotte mit ihren Thürmen und Wurfgeschützen innerhalb der mächtigen Molen, wo in friedlichen Zeiten Mast an Mast die Kauffahrteischiffe aller Küstenländer des Mittelmeeres zu stehen pflegten. Auf allen herrschte ausgelassene Lust, wie in der mit Fremden überfüllten reichen Handelsstadt. Dazu landwärts die Perlenkette marmorner Paläste und Villen mit den dahinter aufsteigenden rebenumkränzten Bergen, nach dem Innern des Golfs die tiefblaue See, vergoldet vom Scheidegruß der sinkenden Sonne, überhaucht von der herrlich klaren, südlichen Luft! Und auf dem Admiralschiffe selbst, welch reichen Stoff hätte da der Pinsel des Malers gefunden! Da lagerte auf dem Speisesopha der zierliche, blonde Octavian, mit seinen durchdringenden Augen die bunte Tischgenossenschaft musternd, dann die männliche Gestalt des dunkelbärtigen Antonius mit der breiten Stirn und dem halb sinnlichen, halb gutmüthigen Zug um den Mund, dort endlich der nach den Münzen seinem Vater mehr als seinem Bruder ähnelnde, mit starken Augenknochen, dichtem Kinnbarte, kurzem Nacken und wahrscheinlich überhaupt untersetzter Statur begabte Sextus Pompejus.

Und als der Abend angebrochen war und strahlende Candelaber das prächtige Zelt erleuchteten, als der Wein die Gäste rückhaltloser gemacht hatte und Octavian mit Pompejus vereint den Antonius mit der verführerischen Nilkönigin neckte, da trat leise der trotzige Pirat Menas zu seinem Herrn und flüsterte ihm die Worte zu: „Soll ich jetzt die Haltseile durchhauen und Dich zum Gebieter des ganzen römischen Reichs machen?" Pompejus soll nach kurzem Bedenken erwiedert haben: „Dies hättest Du thun sollen, ohne mich zu fragen; jetzt ist es zu spät!" Im weiteren Verlauf des Gelages wurde noch des Sextus kleine Tochter mit dem dreijährigen Marcellus, dem Neffen und Adoptivsohn Octavian's verlobt und auf vier Jahre hinaus Verfügung über das Consulat getroffen. Nachdem dann an den folgenden Tagen

Digitized by Google

Octavian und Antonius die Gastfreundlichkeit erwiedert hatten, kehrten sie nach Rom zurück.

Auch Sextus segelte wieder nach Sicilien, ohne Rom wieder gesehen zu haben. Es war ihm einmal vom Schicksal bestimmt, daß dieser schon vor Jahren von ihm so sehnlich geäußerte Wunsch nie in Erfüllung gehen sollte. Uebrigens war er von den drei Unterzeichnern des Vertrags von Puteoli der einzige, der es dabei ehrlich meinte, wie denn überhaupt sich die Insinuation des Vellejus in Bezug auf seine Wortbrüchigkeit nicht beweisen läßt und schon durch sein festes und uneigennütziges Eintreten zu Gunsten der auf seinen Schutz angewiesenen Exulanten widerlegt wird. Sein Hauptfehler war ein anderer. Er hegte zwar ehrgeizige und hochfliegende Pläne; aber außer dem politischen Scharfblick ging ihm — und diese Eigenschaft hatte er mit seinem Vater gemein — die Energie des entscheidenden Handelns ab. Er ließ sich mehr von den Verhältnissen und Personen schieben, als daß er activ und offensiv vorging und dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben versuchte. Der Geschichtsschreiber Appian sagt, daß mehrere der von ihm benutzten früheren Schriftsteller als einen Hauptfehler des Sextus bezeichnet hätten, daß er nicht während des perusinischen Kriegs, wo seine Macht am stärksten war und in dem von politischer Parteiung zerrissenen Italien die Masse des Volks seine Augen auf den Sohn des großen Pompejus gerichtet hielt, sich der Halbinsel bemächtigte; „aber Pompejus", schreibt er, „wollte aus Kurzsichtigkeit nicht angreifen, sondern sich nur vertheidigen, bis er auch hierbei den Kürzeren zog." Appian hätte auch hinzufügen können, wie fehlerhaft es war, daß Sextus nicht Brutus und Cassius unterstützte.

Bald sollte er's bereuen, sich zu einem Bunde hergegeben zu haben, den der schlaue Octavian und der leichtsinnige Antonius nur von der Noth des Augenblicks sich hatten dictiren lassen. Zunächst machte ihm Antonius mit der Abtretung Achaja's Schwierigkeiten und zog die Provinz, wie es schien, ganz absichtlich aus. In Folge dessen hielt Sextus mehrere Punkte der italienischen Küste besetzt, nahm wieder Flüchtlinge auf und sah dem Piratenwesen durch die Finger. Einen Hauptanstoß zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten gab aber der Uebertritt des Menodorus zu Octavian. Dieser treulose Freigelassene commandirte noch auf Sardinien und Corsica und stand in hoher Gunst bei seinem Gebieter. Desto mehr strengten sich seine Feinde, besonders Menekrates an, ihn zu stürzen. Die schon erwähnte Losgebung des Helenus und sein sonstiges zweideutiges Benehmen gegen Octavian wurde in das ungünstigste Licht gesetzt, und als endlich Pompejus ihn nach Sicilien beschied, um wegen der Verwaltung des Getreidewesens mit ihm Abrechnung zu halten, ließ Menas, dem die Entfremdung des Pompejus nicht entgangen war, dessen Abgesandte tödten und lieferte Sardinien und Corsika, 60 Kriegs-

Digitized by Google

schiffe und drei Legionen dem Octavian in die Hände, der ihn dafür in den Ritterstand erhob, an seine Tafel zog und als Befehlshaber des übergegangenen Geschwaders seinem Admiral Calvisius unterordnete. Den Reclamationen des Pompejus aber begegnete er mit der Ausrede, daß auch dieser Ueberläufer bei sich aufnehme. Nun begannen wieder die Plünderungen der italischen Küstenstädte von Sicilien aus und Octavian forderte von den Vestalinnen das Friedensinstrument zurück.

Da Pompejus einen doppelten Angriff von den beiden Längenseiten Italiens zu erwarten hatte, blieb er selbst zu Messana und sendete Menekrates dem mit Calvisius an der etruriſchen Küste weilenden Menodorus entgegen. Nordwestlich vom Kap Misenum an der Küste bei Cumä begegneten sich diese Flottenabtheilungen und unbekümmert um alles Andere rannten die beiden Todfeinde mit voller Ruderkraft auf einander los. Dem Schiffe des Menekrates wurden beim Zusammenstoß die Ruder der einen Seite abgestreift, dem des Menodorus das Vordertheil beschädigt. Von jedem Schiffe aus wurde dann das andere mit starken Enterhaken festgehalten und vermittelst Fallbrücken der Uebergang versucht, den man wieder mit Spießen, Steinen und Pfeilen abzuwehren bemüht war. Des Menas Fahrzeug war im Vortheil, weil es einen höhern Bord hatte, als das feindliche, und er selbst bekam zwar im Getümmel einen Schuß durch den Arm; aber Menekrates wurde durch einen mit Widerhaken versehen Speer in der Hüfte verwundet. Dennoch hörte er nicht auf, die Seinigen zur Rache anzufeuern und erst als das Schiff endlich genommen wurde, stürzte er sich vom Verdeck in die Tiefe und ertrank. Seine Flotte hatte unterdessen geringeren Verlust erlitten als die an das Land und auf die Klippen gedrängten Feinde. Allein der Verlust des Führers bewog den Unterbefehlshaber, Demohares, nach Sicilien zurückzusteuern. Octavian war eben in Begriff, die Meerenge von Sicilien zu passiren, um sich mit seiner Flotte im tyrrhenischen Meer zu vereinigen, als Pompejus wie ein Blitz über die Nachhut herfiel. Octavian zog sich an's Land zurück, ließ seine Schiffe vor Anker gehen und ihre eisenbewehrten Vorderseiten dem Meere zukehren. Aber die sich immer wiederkehrenden Anpralle der überlegenen Feinde brachten ihnen großen Schaden und nur die einbrechende Nacht rettete sie vor dem Verderben. Es schien überhaupt, als ob in diesem Kriege der „erderschütternde" Meergott seine schützende Hand nicht von seinem Sohne abziehen wollte. Denn nachdem noch in der ebenerwähnten Nacht Calvisius und Menodorus zu Octavian gestoßen waren, erhob sich am nächsten Morgen ein wüthender Scirocco, der durch die Meerenge fegte, und die hart am Lande ankernden Schiffe Octavians auf einander und auf die Riffe warf. Der in der darauf folgenden Nacht noch sich steigernden Gefahr entging kaum die Hälfte seiner Schiffe, unter ihnen die Abtheilung Menodors,

Digitized by Google

der beim Ausbruche des Sturmes klüglich seinen Ankerplatz verlassen hatte. Pompejus, der auf der andern Seite des Kanals, im sichern Hafen von Messana keinen Fetzen Leinwand verloren hatte, gab sich keine Mühe, den Feind zu verfolgen, selbst die ihre Wraks mühsam ausbessernden Matrosen ließ er unbelästigt und auch später begnügte er sich mit der Brandschatzung der italischen Küste und der Entsendung einer Flotte nach Afrika, die von Menas hart mitgenommen wurde. Sextus wiegte sich in der Hoffnung, daß sein Inselreich uneinnehmbar sei, hielt sich nun erst recht für einen Sohn Neptuns, trug deßhalb ein meerfarbenes Gewand und versenkte dem Gott zu Ehren Rosse und der Sage nach selbst Menschen in der Meerenge. Wie sehr täuschte er sich in dem Charakter seines Hauptfeindes, der mit Geduld, Zähigkeit und kalter Besonnenheit seine auf Alleinherrschaft berechneten Pläne verfolgte, der auch nach dem Verlust dieser Flotte noch den Muth besaß auszurufen: „Auch gegen den Willen Neptuns werde ich doch siegen!" der, wenn auch selbst ein sehr mittelmäßiger Feldherr, doch die glückliche Gabe besaß, die rechten Männer für seine Unternehmungen zu finden!

Mit außerordentlichen Anstrengungen wurde die Flotte ergänzt und eine neue Aussöhnung mit Antonius eröffnete Octavian die Aussicht auf 120 Kriegsschiffe von dessen Seite. Unterdessen hatte sich der Verräther Menodorus, sei es nun aus Unwillen über die ihm zu Theil gewordene untergeordnete Stellung, sei es in der Hoffnung, nach dem Tode des Menekrates seinen frühern Herrn unumschränkt beherrschen zu können, wieder mit sieben Schiffen zu Pompejus geschlagen! Dieser Uebertritt veranlaßt übrigens Octavian, an Stelle des etwas nachlässigen Calvisius dem Mann die Reorganisation seiner Marine anzuvertrauen, an dem Sextus Pompejus seinen Meister finden sollte. Vipsanius Agrippa, von nun an überhaupt Octavians kräftigste und unermüdlichste Stütze, beendete bis zum 1. Juli 36 den Bau der neuen Flotte und die Einübung der Ruderer und Matrosen in dem von ihm neu geschaffenen Kriegshafen bei Bajä und nun sollte Sicilien von drei Seiten zugleich angegriffen werden. Während Octavian selbst an der Westküste hinunterfuhr, näherte sich der Triumvir Lepidus mit 70 Kriegsschiffen und 20 Legionen auf 1000 Transportschiffen von Afrika her, Statilius Taurus aber mit 102 Schiffen von Tarent aus, als schon am dritten Tage nach dem Auslaufen ein heftiger Südsturm die Schiffe der Hauptflotte, arg beschädigt, nach Velia in Lucanien zurücktrieb. Auch Taurus kehrte nach Tarent um und nur Lepidus, der am wenigsten Eile hatte, weil er am ungernsten am Kriege Theil nahm, gelangte nach Einbuße vieler Transportschiffe nach Sicilien und begann seine Operationen mit der Belagerung von Lilybäum. Pompejus triumphirte und beharrte in seiner zuwartenden Stellung am Kanale. Nur Menodorus wurde mit seinem kleinen Geschwader von ihm aus-

Digitized by Google

geschickt, um die Schiffslager der Feinde zu beunruhigen. Er that dies mit seinem gewohnten Geschick und neckte und schädigte binnen drei Tagen eine Küstenstrecke von 40 geographischen Meilen. Da er aber bei Pompejus das alte Vertrauen nicht wieder erlangt hatte und sich immer auf die mitgebrachten wenigen Schiffe beschränkt sah, so sann er auf neuen Verrath, trat in geheime Verhandlungen mit dem Stellvertreter Agrippa's und ging endlich zum zweiten Mal zu Octavian über. Dieser verzieh zwar dem Schurken auf sein demüthiges Flehen, gab ihm aber kein Commando wieder und ließ ihn insgeheim überwachen. Im Kriege gegen die Pannonier fand er 35 seinen Tod in der fernen Save bei der Belagerung von Siscia, dem kroatischen Sissek.

Während hierauf Octavian sich zur östlichen Flotte begab, unternahm Agrippa gegen Mylä von der Insel Lipari aus eine Recognoscirungsfahrt, die, beiden Parteien unerwartet, zu einer Seeschlacht führte, in welcher sich zum ersten Mal Pompejus den Sieg nicht zuschreiben konnte. Die Mehrzahl seiner Schiffe bestand aus scharf, eng und flach gebauten Zweireihern, die nach einem die illyrische Küste bewohnenden Seeräubervolke „Liburner" genannt wurden. Sie besaßen eine ungemeine Hurtigkeit und Manövrirfähigkeit und suchten durch schnelles Anrennen ihren Gegner der Ruder zu berauben und dadurch lahm zu legen. Wenn sie freilich von den stärker und höher gebauten Fahrzeugen Agrippa's aus gepackt und festgehalten wurden, dann war gewöhnlich ihre Bemannung den Enterern gegenüber im Nachtheil. So kam es denn, daß die Flotte des Pompejus mehr Schiffe verlor als der Feind, dieser mehr Schäden auszubessern hatte. Auf die Nachricht, daß unterdessen Octavian auf der Ostseite nördlich vom Aetna mit drei Legionen gelandet sei, ließ Sextus den Agrippa ungestört Mylä besetzen und eilte mit allen Schiffen durch die Meerenge, während die Reiterei am Ufer folgte und Fußvolk von anderer Seite gegen das feindliche Lager beordert wurde. Octavian, der ihn gänzlich geschlagen gewähnt hatte, überließ seinem Unterfeldherrn Cornificius die Vertheidigung zu Lande und ging mit seiner Flotte dem Pompejus entgegen. Zweimal trafen die Geschwader hart aneinander und gegen Abend war Octavians Flotte nicht blos geschlagen, sondern vernichtet. Er selbst entging fast nur durch ein Wunder der Gefangenschaft. Von einem einzigen Waffenträger begleitet, ohne Freunde und Dienerschaft, rettete er sich in einen kleinen sicilischen Hafen und von da auf mehrmals gewechseltem Segelboot nach der italischen Küste hinüber, wo Messala stand. Cornificius schlug sich unter entsetzlichen Beschwerden und Gefahren zu Agrippa durch, der unterdessen Tyndaris erobert hatte. Hierher kam denn auch Octavian mit frischer Mannschaft, so daß jetzt dem Pompejus 21 Legionen, 20,000 Reiter und 5000 Leichtbewaffnete, im Ganzen gegen 140,000 Mann auf der Insel gegen-

Digitized by Google

überstanden. Diese breiteten sich immer weiter aus und da die Flotte des adriatischen Meers auch die Zufuhr von der Südküste abschnitt, sah sich Pompejus endlich durch Mangel an Geld und Nahrungsmitteln zu einer entscheidenden Schlacht gedrängt. Appian erzählt, er habe Octavian die Herausforderung auf einen bestimmten Tag zugesandt und dieser den Handschuh aufgehoben. Am 3. September des Jahres 36 erfolgte das Treffen zwischen Mylä und dem Cap Pelorus. Während die beiden Landheere an der Küste aufmarschirt stehen, fahren auf ein gegebenes Signal die Flotten, jede (nach Appian auf Verabredung) 300 Schiffe stark, auf einander los. Die Wurfmaschinen beginnen ihre zerstörende Arbeit; Steine, Feuerbrände, Wurfspieße durchschwirren die Luft und zu dem Krachen und Knacken der brechenden Planken und Ruder gesellt sich das Hilfegeschrei der Sinkenden, der Jubel der Sieger; das Meer füllt sich mit Todten, Schiffstrümmern und Waffen. Lange tobte der Kampf unentschieden, da die Schiffe in einen Knäuel verwirrt standen und römisches Feldgeschrei von beiden Seiten erscholl. Endlich glaubte Agrippa an der Farbe der auf den Verdecken stehenden Thürme zu erkennen, daß auf Seite des Feindes viel mehr Schiffe fehlten, als auf der seinigen, befeuerte von neuem den Muth seiner Umgebung und entschied durch einen letzten Angriff den Sieg. Appian schreibt denselben hauptsächlich einer neuen Erfindung Agrippa's zu, einem großen Enterhaken, der an einer fünf Ellen langen eisenbeschlagenen Stange in einem Ringe hing, während in einem anderen Ringe daneben viele kleine Taue befestigt waren, welche durch Winden angezogen den Haken und damit zugleich das ganze Schiff nahe brachten. Allein solche Enterhaken waren damals schon längst bekannt, ja, Plinius schreibt ihre Erfindung sogar dem Athener Perikles zu. Es wird also blos von einer Verbesserung des Agrippa die Rede sein können, welche darin bestand, daß er die metallbeschlagene Stange verlängerte, um das Abhauen der Taue zu verhindern, und den ganzen Haken aus einem Wurfgeschosse schleudern ließ.

Nur siebenzehn Schiffen unter Pompejus Führung glückte die Flucht in die Meerenge; den übrigen schnitt Agrippa den Rückzug ab und nahm sie gefangen, wobei Demochares sich den Tod gab. Das Landheer, vom Feldherrn ohne Befehl gelassen, ergab sich bald ebenfalls. Pompejus kam während der Nacht nach Messana, ließ schnell sein Töchterchen nebst der Dienerschaft — seine Gattin scheint nicht mehr gelebt zu haben — und was an Geld und Kostbarkeiten vorhanden war, zu Schiffe bringen und verließ noch vor Tages Anbruch die Rhede. Von welchen Gefühlen mag der nun wieder geächtete Beherrscher des Meeres und der reichen Trinakria bestürmt worden sein, als er im Gewande eines Privatmannes, mit ausgelöschten Signallaternen durch die Meerenge fuhr, die so oft Zeugin seiner Triumphe gewesen

Digitized by Google

war! Sein Weg führte ihn an der östlichen Küste Italiens hinauf und hier soll er sich nach Appian kein Gewissen daraus gemacht haben, den an Weihgeschenken und Wundern reichen Junotempel auf dem Vorgebirge Lacinium bei Kroton auszurauben; wir wissen jedoch aus Plutarch, daß dies bereits gründlich von den Seeräubern besorgt worden ist, die von Pompejus, dem Vater, aus dem Mittelmeer vertrieben wurden. Dann berührte er Korfu und gelangte nach Cephallenia, wo sich seine von einem Sturm zerstreute kleine Flotte wieder sammelte und er seinen Anhängern rieth, sich der Sicherheit wegen lieber zu zerstreuen als bei einander zu bleiben. Dieser Rath wurde von Vielen befolgt und mit dem Reste ging er weiter nach Osten, entschlossen, sich auf Gnade und Ungnade dem Antonius zu ergeben. Der Zufall fügte es, daß ihn der Sturm nach Mitylene verschlug, wo er mit seiner Stiefmutter bis nach der Schlacht bei Pharsalus sich aufgehalten hatte. Die Einwohner von Lesbos nahmen ihn deshalb auch freundlich auf und baten ihn, bei ihnen zu bleiben. Sein unruhiger Geist wurde aber durch die politischen Neuigkeiten, die er dort erfuhr, mächtig aufgeregt. Antonius befand sich grade auf der Rückkehr von seiner verunglückten Expedition gegen die Parther und die erlittenen Verluste wurden natürlich vom Gerücht noch vervielfacht; außerdem gelangte auch die Kunde von dem gleich nach der letzten Seeschlacht ausgebrochenen Zerwürfniß zwischen Octavian und Lepidus nach Asien. Diese Nachrichten erweckten in Sextus Pompejus neue Hoffnungen. Er glaubte an die Stelle des Antonius treten, oder wenigstens die Macht mit dem Geschwächten theilen zu können. Er sammelte deshalb Flüchtlinge und alte Anhänger seines Hauses um sich, legte wieder den purpurnen Feldherrnmantel an und ließ Schiffe und Mannschaft eifrig exerciren. Unterdessen hörte er, daß Antonius in Alexandria eingetroffen sei, und nun begann er ein intriguantes Doppelspiel. Eine zu Antonius gehende Gesandtschaft mußte diesem seinen Uebertritt als Freund und Bundesgenosse anbieten. Zugleich knüpfte er aber auch geheime Unterhandlungen mit den Dynasten von Thracien und Pontus an und kam endlich auf das Project seines Vaters zurück, sich dem römischen Erbfeinde, den Parthern, in die Arme zu werfen. Allein seine zum Könige Phraates reisenden Boten fielen den römischen Vorposten in die Hände und wurden zu Alexandria mit den an Antonius geschickten Unterhändlern confrontirt. Antonius selbst stellte sich zwar, als glaube er der Entschuldigung, daß Pompejus jenen Schritt nur aus Mißtrauen und Furcht begangen habe; er wußte aber wohl, wessen er sich von dem unternehmenden Seehelden zu versehen hatte. Mittlerweile hatten übrigens die Rüstungen des Pompejus bereits zu einem Bruche zwischen ihm und dem Statthalter von Vorderasien, Furnius, geführt, der nun auch seinerseits Aushebungen vornahm und den Consularen Domitius Ahenobarbus

Digitized by Google

und den König von Pisidien, Amyntas, zu sich rief. Nachdem ein Versuch des Pompejus, sich zu seiner persönlichen Sicherung des Ahenobarbus zu bemächtigen, fehlgeschlagen war, warf er die Maske ab, bekam Lampsarus durch Verrath in die Hände und griff, wiewohl vergeblich, mit den Schiffen und drei Legionen das reiche Cyzicus an. Dann überfiel er den Furnius in seinem Lager an der trojanischen Küste, bemächtigte sich der Städte Nicäa und Nikomedia und erhielt von allen Seiten Zulauf. Antonius hatte aber unterdessen die Sache auch ernster genommen und im Frühling 35 v. Chr. den fünf Jahre früher von Pompejus begnadigten Titius mit einem Heere und 120 Kriegsschiffen nach der Propontis geschickt, wozu noch 70 aus Sicilien zurückkehrende Schiffe stießen. Dieser Macht war Sextus nicht gewachsen und da Titius Capitulation auf Gnade und Ungnade verlangte, so verbrannte er seine Schiffe und versuchte auf dem Landwege Armenien zu erreichen. Die vornehmsten Freunde und Anhänger, unter ihnen selbst sein Schwiegervater, verließen ihn jetzt, da sie sahen, daß keine Aussicht auf Aussöhnung mit Antonius vorhanden war, und gingen zu diesem über. In Bithynien kehrte sich der Verfolgte noch einmal, wie ein Löwe, gegen seine Feinde und überfiel während der Nacht mit Erfolg ihr Lager, ohne aber seinen Sieg weiter zu verfolgen. Endlich aber wurde er nach weiteren vergeblichen Unterhandlungen durch die Verrätherei seines eigenen Stiefbruders, Maurus, von der Reiterei des Amyntas in der phrygischen Stadt Midaium eingeholt und mußte sich ergeben. Titius ließ ihn nach Milet transportiren und dort ohne weiteres hinrichten. Dio Cassius berichtet, Antonius habe in der ersten Hitze einen Boten mit dem Hinrichtungsbefehl geschickt, dann aber einen zweiten mit der Begnadigung. Die zweite Stafette sei aber der ersten zuvorgekommen und Titius habe sich nun an die Ordnung gehalten, in welcher die Befehle eingetroffen wären. Dieser abgeschmackten Erklärung gegenüber ist die Andeutung Appian's glaubhafter, daß der Oheim des Titius, der zweideutige Munatius Plancus, der Gründer von Lyon, damals Statthalter von Syrien mit ausgedehnter Vollmacht, nicht ohne Vorwissen des Triumvir den Befehl zur Ermordung gegeben habe.

Sextus Pompejus Magnus starb 35 v. Chr. in seinem vierzigsten Lebensjahre. Titius ging noch vor der Schlacht bei Actium mit Plancus zu Octavian über. Der Haß aber, den er sich durch seine Undankbarkeit beim römischen Volke zugezogen hatte, war so nachhaltig, daß er vier Jahre später, als er in dem von Pompejus, dem Vater, erbauten Theater als Consul Spiele aufführen ließ, von den Verwünschungen der Zuschauer aus seinem eigenen Schauspiel vertrieben wurde! Die ungeheucheltste Freude über den Tod des Pompejus legte Octavian an den Tag. Er veranstaltete auf die Nachricht Circusspiele, ließ dem Antonius einen Siegeswagen vor der Red-

Digitized by Google

nerbühne und seine Büste im Friedenstempel aufstellen und erwirkte demselben vom Senate das ihm selbst bereits gegebene Ehrenrecht, mit Gemahlin und Kindern dort zu speisen. Später freilich, als es zwischen ihm und Antonius zum Bruche kam und dieser ihm vorwarf, daß er den Sextus aus dem Besitze von Sicilien vertrieben habe, rügte er die Hinrichtung desselben vor dem Volke als ein Verbrechen des Antonius und behauptete, er habe jenen absichtlich geschont und entweichen lassen!

Von dem Schicksal der kleinen Tochter des Sextus schweigen die Quellen. Ueber die übrigen Glieder vom Hause der Pompejer wissen wir nur so viel, daß ein Cousin Pompejus des Großen grade das Consulat bekleidete, als Sextus durch Henkers Hand starb. Sein Sohn war Consul im Todesjahr des Augustus und ein Freund Ovid's. Dagegen wird vielleicht ein Nachkomme von Cnejus, dem Bruder unseres Sextus, jener Cnejus Pompejus Magnus gewesen sein, dem der wahnwitzige Caligula die Führung seines Beinamens untersagte, weil neben dem Kaiser Niemand „der Große" heißen dürfte, und der später als Schwiegervater des Kaisers Claudius auf Anstiften Messalina's ermordet wurde. Daß derselbe wenigstens nicht von einem Freigelassenen herstammte, geht aus Sueton hervor, der ihn einen Mann „von altem Geschlecht" nennt.

Hermann Göll.

Der internationale Arbeiterbund.

Aus Frankreich kommen jetzt häufige Kundgebungen über die Gefährlichkeit jenes Arbeiterbundes, der sich internationale Liga oder auch internationale Union nennt. Daß die warnenden Stimmen aus Frankreich erschallen, wo man über die Wirksamkeit dieser Liga so eben die schrecklichsten Erfahrungen gemacht hat, ist in der Ordnung. Folgende Fragen drängen sich im Rückblick auf die jüngsten Pariser Ereignisse vor allen hervor. Was ist das Wesen jenes Bundes, welcher Art sind seine Entstehung, seine Organisation, seine Hülfsmittel? Ist die Gefahr, welche der Bund zu bereiten vermag, eine locale oder eine europäische, vielleicht eine solche, welche über Europa hinausgreift? Welche Mittel kann und soll die bedrohte Gesellschaft gegen die Gefahr aufbieten?

Der Communismus ist, wie man weiß, eine uralte Utopie, die sich unter gewissen Bedingungen von Zeit zu Zeit erneuert, um immer auf's Neue ihre

Digitized by Google

Ohnmacht zu erweisen. In der ersten französischen Revolution tauchte sie in der nach Baboeuf genannten Verschwörung auf. Man weiß, wie seit der Julirevolution die communistischen und socialistischen Ideen in einer vorher nicht gekannten Mannigfaltigkeit von Formen sich der excentrischen Köpfe Frankreichs bemächtigten. Auf dem Boden des Staats kam sich Frankreich schon damals vor, als hätte es alle Versuche erschöpft. Königthum und Kaiserthum, jedes sowohl despotisch als verfassungsmäßig beschränkt, eine Anzahl republikanischer Modelle waren da gewesen. Was konnte der Staat der Erfindung noch für Aufgaben bieten? Modelle erfinden ist aber recht eigentlich die Beschäftigung des französischen Geistes. In ungekünstelten Institutionen naturgemäß leben, arbeiten, schaffen, sich und das Ganze vervollkommnen, ohne Verletzung Anderer, ohne Gewaltsamkeit, ohne fieberhafte Sprünge, ohne theatralische Geberde, ohne declamatorischen Haß, dem halbbestiale Ausschreitungen nicht fern sind, das Alles ist ganz und gar nicht Sache des Franzosen. Es mußten also neue Modelle gefunden und zu comödienhaften Inscenesetzungen benutzt werden. So kamen die socialen Modelle auf die Tagesordnung. Die Februarrevolution war dazu bestimmt, diesen Modellen die Wirklichkeit zu öffnen, d. h. wie man das in Frankreich versteht, das Modell als Evangelium auszurufen und sich alsbald wieder dabei zu langweilen. Die Februarrevolution kam indeß nicht einmal mit einem Modell zu Stande. Es gab der socialen Modelle allzu viele zur Auswahl. Das war der eine Grund. Der andere Grund aber war, daß mit dem Eigenthum doch weit schwerer zu spaßen ist, als mit irgend einer Regierungsform. Heute Kaiser, morgen König, übermorgen Republik, das läßt sich der Franzose ohne Weiteres gefallen. Aber sich die Taschen leeren, sich von Haus und Hof, vielleicht gar von Weib und Kind jagen zu lassen, dazu verstände er sich doch nur, wenn er für die Wirklichkeit, die man ihm genommen, sogleich eine bessere, eine unzweifelhaft bessere, schmackhaftere und wo möglich auch dauerhaftere ausgehändigt erhielte. Beim bloßen Wechsel der Regierung behält Jeder *seine* Wirklichkeit. Droben mögen sie es so oder so versuchen; machen sie es besser als bisher, um so besser; machen sie es ebenso, so hat man wenigstens einen Decorationswechsel; machen sie es schlechter, so jagt man sie noch einmal fort, das Vergnügen und die Aussicht geht von Neuem an. Aber die sociale Lage, wenn auch Jeder sich eine bessere wünscht, gibt doch Keiner so leicht auf und wirft sie in den Schmelztiegel eines ganz unberechenbaren Experimentes. Darum blieb der Socialismus der Februarrevolution bei Phrasen stehen, wie die folgende: la propriété respectée, mais le droit au travail garanti. Außerdem wurde noch der thörichte Versuch mit den Nationalwerkstätten unternommen, dessen Scheitern den Juniaufstand, den Vorläufer des communistischen Aufstandes vom Jahre 1871 hervorrief.

Digitized by Google

In den vierziger Jahren, als die socialistischen Ideen in Frankreich wie ein üppiges Kraut emporschossen, drangen sie auch nach Deutschland. Aehnlich wie in Frankreich war es auch bei uns vornehmlich die politische Blasirtheit, welche diesen Ideen den Boden bereitete. An politischer Thätigkeit hatte es in Frankreich nicht gefehlt, wenn auch auf dem verkehrtesten Wege. In Deutschland hatte man sich eigentlich bloß an der politischen Theorie abgearbeitet. Aber auch davon war man erschöpft, denn der Mensch wird jeder Theorie müde, die er nicht die Möglichkeit oder das Geschick hat, an der Praxis zu erproben. Auch in Deutschland versuchten jetzt die beweglichsten Köpfe, aus einer neuen verwegenen Theorie die Kraft zu schöpfen, welche sie der so viel beredeten und besungenen Freiheit, dem Ideal des Staats, nicht hatten zur Verfügung stellen können. Die sociale Theorie schien etwas anderes zu sein als eine gewöhnliche Theorie. Sie schien eine Theorie, die den Schrecken vor sich her trägt und damit die unmittelbare Kraft der Bewegung.

Im Februar 1848 wurde in Paris wieder einmal eine Revolution gemacht, nicht kraft des der socialen Theorie eigenthümlichen Schreckens, sondern weil seit 1789 in Paris die Revolutionen sich überhaupt leicht machen: vermöge der Langeweile, welche dem großen Publicum eine Staatsumwälzung zur willkommenen Abwechselung macht, vermöge des Ueberflusses an Abenteurern, welche die Gefahr der Usurpation auf sich nehmen, und vermöge des schlechten Gewissens, welches jede dortige Regierung hat und welches ihr sagt, daß sie nicht der historisch gewurzelte Haupttheil der Nationalkraft, sondern selbst eine Usurpation von gestern ist.

Die Bewegung Frankreichs pflanzte sich nach Deutschland fort, aber hier wie dort zeigte sich, daß die sociale Theorie eine Waffe ist, mit der man spielen, aber die man nicht gebrauchen kann. Noch weniger als in Frankreich ging die Bewegung in Deutschland socialistische Bahnen.

Das Ende der revolutionären Gährung, welche das Jahr 1848 von Frankreich aus über Italien, Deutschland und Oestreich verbreitet hatte, sah in diesen Ländern mehr oder minder unverhüllt den Absolutismus gewaltthätiger sich erheben, als er vor dem Beginn der Bewegung lange Jahre aufzutreten gewagt hatte. In London war es, wo die Flüchtlinge aller Nationen des Continentes, welche gehofft hatten, eine neue Zeit zu erleben, sich zusammenfanden. Mannigfaltig wie die Ursachen ihres Märtyrerthums ist die Entwickelung der politischen Flüchtlinge. Viele entsagen dem Dienst der mehr oder minder unreifen Idee, der sie sich geopfert, und treten da oder dort in den regelmäßigen Beruf der Gesellschaft. Viele gehen unter. Manche folgen der Entwicklung, welche in der Heimath nach momentaner Niederlage neue Wege sucht, und schließen sich früher oder später diesen Wegen an. Andere wieder werden Narren des Hasses, geckenhafte und phantastische Comödian-

Digitized by Google

ten, die Mitleid und Lachen, Abscheu und Spott hervorrufen. Es gehört eine Art von Genie dazu, in die Phantastik der Revolution sich immer tiefer zu verstricken und den revolutionären Elementen dennoch eine neue Kraft einzuflößen. Nicht jede Gährung, deren Stoffe zerstreut und in die Fremde geworfen werden, findet ein solches Genie. Die Gährung von 1848 aber scheint auf ein solches gestoßen zu sein. In dieser Begegnung mag der Ursprung der sogenannten internationalen Liga zu suchen sein.

Bis zum Jahre 1848 war der Communismus wenig mehr als der Traum einer Secte gewesen. Excentrische Köpfe aus den gebildeten Kreisen in Frankreich, Deutschland, England hatten sich des Traumes bemächtigt, er war ihnen ein Spiel der Phantasie gewesen. In den Arbeiterkreisen, namentlich in den französischen, hatte der Traum den Boden eines ernsteren Glaubens gefunden, aber doch nur eines Glaubens, dessen Erfüllung auf eine unbekannte Stunde verschoben wird. Von London aus wurde nach dem Ablauf der Gährung des Jahres 1848 die Vereinigung dieser beiden Elemente bewirkt: des Hasses der excentrischen Köpfe gegen die Wirklichkeit und des traumhaften Bedürfnisses der Arbeiter, ihr Elend mit der Rolle des herrschenden, des einzigen Standes, des A und O der Gesellschaft zu vertauschen. Es war ein Mann von jüdischer Abkunft und deutscher Bildung, gebürtig aus den preußischen Rheinlanden, welcher diese Verbindung herstellte und den Communismus aus dem Traum einer Secte in das Motiv einer umfassenden Verschwörung verwandelte. Durch Carl Marx erhielt der Communismus eine active Rolle und nicht bloß eine, sondern die erste Stelle in dem Geheimbundwesen der gebildeten Nationen. Viele von den Flüchtlingen, die London seit den fünfziger Jahren beherbergte, nährten tiefen Haß, aber sie brüteten nur über ihren Haß. Carl Marx verstand zu organisiren und seiner Organisation eine wirksame Theorie zur Grundlage zu geben. An Theorien fehlte es in den Kreisen der Flüchtlinge nicht. Aber die meisten Theorien waren particularistisch, verwoben mit den nationalen Aufgaben, Irrungen und Träumen der Heimath ihrer Träger. Die Unzufriedenheit der Arbeiter bot einen Hebel, den man in jedem Lande ansetzen konnte. Carl Marx befreite den Geheimbund, den er stiftete, zunächst von jeder Beziehung auf die bestehenden Staaten und Nationen und ihrer Gegensätze. Er sah ein, daß eine particularistische Verschwörung geringere Aussicht auf Erfolg habe, weil sie schwer die genügenden Hülfsmittel gewinnen könne. Er wollte das Material der unzufriedenen Elemente aller Länder möglichst vereinigen. Er gewann nur die haßerfülltesten und entschlossensten Gemüther, aber auch die brauchbarsten Elemente zur Verschwörung. So bildete er sich einen Generalstab. Es galt nun, die Armee aus dem Material der unzufriedenen Arbeiter in allen Ländern zu bilden. Hierzu wurde ein System von Emissären, von reisenden

Digitized by Google

Agenten, von öffentlich wie in's Geheim wirkenden Agitatoren errichtet. Eine centrale Leitung wurde gebildet, eine regelmäßige Verbindung mit allen verschiedenen Zweigen hergestellt. So entstand die internationale Liga. Ihr Zweck ist die Abschaffung der sogenannten capitalistischen Production, d. h. die Factoren der Werthbildung sollen die Gestalt des individuellen Eigenthums verlieren, alles was Werthbildungsmittel ist, sei es Sache, sei es persönliche Begabung oder Fertigkeit, soll dem Ganzen zur Verfügung stehen, welches die Production einheitlich leitet und den Antheil an der Consumtion feststellt. Wie soll sich dieses Ganze constituiren? Es scheint, daß an kleine Arbeitergemeinden gedacht wird, welche sich in mehrere Bünde oder vielleicht in einen einzigen großen, die Menschheit umfassenden Bund vereinigen. Die einzelnen Gemeinden, wie der große Bund stehen unter gewählten Oberen von dictatorischer Gewalt.

Die Ausführbarkeit der Idee bedarf keiner Erörterung, aber sie ist verführerisch für eine Gattung von Charakteren, die nie aussterben, und verführerisch für jedes ungebildete Denken, das unter dem wirthschaftlichen Druck an der Möglichkeit verzweifelt, bei den gegebenen Bedingungen eine bessere Lage zu erringen.

Man sieht, daß um „die Abschaffung der capitalistischen Production" in Angriff zu nehmen, alle bestehenden Staaten und Staatsgewalten, nebst den Idealen, von denen sie getragen werden, zertrümmert sein müssen. Carl Marx ist ein denkender und bis zu einem gewissen Grade auch ein praktischer Kopf. Auf die Möglichkeit, seinen Plan auszuführen, rechnete er nur mittelst eines großen Krieges. In der Verwirrung eines solchen, wo die Heereskräfte, das mächtigste Werkzeug der bestehenden Staaten, gegenseitig gebunden sind, wo die Störung des Erwerbes die Unzufriedenheit weit und breit steigert, hoffte er mit seiner sorgsam vorbereiteten Armee sich eines oder mehrerer der continentalen Großstaaten zugleich bemächtigen zu können. Einer siegreichen Arbeiterrevolution auf dem Continent würden die englischen Arbeiter sogleich gefolgt sein. Es ist merkwürdig genug, daß Marx in seinem bekannten Buch über das Capital, welches vor vier Jahren erschien, dessen Abfassung aber natürlich in eine etwas frühere Periode fällt, bereits von einer siegreichen Arbeiterrevolution spricht. Er erwähnt namentlich der Stimmung der englischen Arbeiterkreise in Folge des Ausgangs des amerikanischen Bürgerkriegs. Er meint, wie der amerikanische Unabhängigkeitskampf im vorigen Jahrhundert die französische Revolution im Gefolge gehabt, so werde die Expropriation der Sclavenbesitzer das Signal zur Expropriation der Capitalbesitzer in Europa werden.

Es ist wahrscheinlich, daß schon der preußisch-östreichische Krieg von 1866, dessen Ausbruch Marx wahrscheinlich in Rechnung gezogen, zu einer

Digitized by Google

Arbeitererhebung benutzt worden wäre, wenn er nicht ein so schnelles Ende genommen hätte. Noch sicherer ist, daß Marx den deutsch-französischen Krieg vorausgesehen und im größten Umfang hat benutzen wollen. Auch hier ist die Rechnung durch die unaufhaltsam schnellen Siege des preußisch-deutschen Heeres durchkreuzt worden. In Folge dieser Siege überwog in Deutschland das befriedigte, in Frankreich das durch Niederlagen erregte Nationalgefühl. Die Atmosphäre war der Verbreitung socialer Leidenschaften nicht günstig. Erst die Vertheidigung von Paris mit ihrer Bewaffnung des Kernes der internationalen Liga gab im verspäteten und ungünstigen Augenblick den Anlaß zu einem Actionsversuch des Bundes. Man wollte in Frankreich der Liga die Herrschaft gewinnen, den Frieden mit Deutschland so lange wie möglich halten, mit der deutschen Regierung so lange wie möglich im Einvernehmen bleiben. Man hoffte, wenn die Nachwirkung der Siege vorüber, das deutsche Staatsgebäude von Innen sprengen zu können. So mögen die Ideen der geheimen und obersten Leiter beschaffen gewesen sein. Und man kann nicht einmal sagen, daß die unmittelbare Action, in der uneingeweihte Elemente betheiligt gewesen sein müssen, dem eigentlichen Programm widersprochen habe. Als die Regierung zu Versailles weder durch Diplomatie, noch durch Gewalt für dies mal besiegbar erschien, griff die Liga zu der Brandlegung von Paris, um dem dies mal noch siegreichen Gegner die Furcht zu hinterlassen, welchen Feind er vor sich hat, einen Feind, der hier und da besiegt, aber nicht vernichtet ist, der sich immer wieder allenthalben erneut.

Aus Schwaben.

Mitte Juni.

Am Schlusse der ersten Session des deutschen Reichstags dürfte nicht ohne Interesse sein, den Eindruck näher zu betrachten, welchen seine erste dreimonatliche Thätigkeit auf unsere schwäbische Bevölkerung gemacht hat. Die Theilnahme war, das läßt sich nicht leugnen, eine weit geringere als diejenige, welcher sich das Frankfurter Parlament s. Z. zu erfreuen hatte. Aus den Stürmen einer Revolution hervorgegangen und selbst mit revolutionärer Gewalt ausgestattet, vermochte das Letztere die Grundlagen aller socialen und staatlichen Ordnung, die Lebensinteressen aller gesellschaftlichen Classen in Frage zu stellen. Der erste deutsche Reichstag des Jahres 1871 dagegen be-

Digitized by Google

gann seine Thätigkeit auf dem Boden festgegründeter staatlicher Zustände und hatte von Anfang an nur die Aufgabe, für den gegebenen Stoff die rechtliche Form zu schaffen. Für den Wahn parlamentarischer Omnipotenz, für Kämpfe um Sein und Nichtsein der gesammten socialen Ordnung war kein Raum, und es fehlte dadurch von selbst jener eigenthümliche Nervenreiz, welcher durch die tägliche Bedrohung der Existenzbedingungen eine ganze Bevölkerung in fortwährender Spannung zu erhalten vermag.

Im Gegentheil. Die unerhörten Erfolge der deutschen Heere, speciell aber die Triumphe des am Ruder der deutschen Geschicke stehenden Staatsmanns mußten zu einer Vergleichung dieser Leistungen mit den bisherigen Versuchen, die Einigung der Nation auf parlamentarischem Weg herbeizuführen, überhaupt zu einer Würdigung der wahren Bedeutung des ebenso geräuschvollen als machtlosen Parlamentarismus der deutschen Kleinstaaten führen, und hatten nothwendig in weiten Kreisen die Geringschätzung aller blos auf die Macht des Worts gestützten Bestrebungen zur Folge. Nirgends in Deutschland hat daher auch trotz der langjährigen demokratischen Bearbeitung des Volkes der sog. „Bismarckcultus" so tiefe Wurzeln getrieben als gerade in Schwaben, wo überdies die Zerfressenheit aller staatlichen Zustände und die weit verbreitete politische Corruption einen Skepticismus erzeugt hatte, aus welchem erst der Reichskanzler die Gemüther zum Glauben an die politische Zukunft der Nation und ihrer Glieder und damit zum politischen Selbstvertrauen wieder erweckt hatte. Diese Stimmung war dem Reichstag nicht günstig. Bei jedem drohenden Conflicte stellte man sich unwillkürlich auf die Seite des Reichskanzlers, der die Sache ja doch am Besten verstehe, so namentlich zur Zeit der Spannung wegen der elsaß-lothringenschen Frage und wegen des Bunsenschen Antrags. Man fand bei der ersteren keinen greifbaren Anlaß zu der Amendirung der bundesräthlichen Vorlage, da man keinen Grund hatte, der Reichsregierung Neigung zu leichtsinnigem Schuldenmachen zu unterstellen, und man sich auch nicht zurecht zu legen vermochte, weshalb gegenüber der schrankenlosen Dictatur in allen Fragen der persönlichen Freiheit und der Administration der Reichstag gerade die Aufnahme von Anlehen seiner Controle allein unterworfen haben wollte. Auch die Empfindlichkeit des Reichskanzlers gegen die Motive des Bunsenschen Antrags wußte man sich zu erklären. Hatten wir doch erst in den letzten Jahren erlebt, daß, nachdem auf den Antrag der extremsten Demokratie der Sold der Mannschaft erhöht worden war, die Volkspartei diese Thatsache bis unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs als einen der brauchbarsten Hebel zur Untergrabung der Mannszucht in der Caserne zu benutzen gewußt hatte, indem man die Unzufriedenheit mit der Verpflegung fortwährend zu steigern und dagegen die Demokratie als die wahre Beschützerin der Mann-

Digitized by Google

schaft und der untern Chargen darzustellen suchte. Noch ein anderer Umstand trug wesentlich dazu bei, die Theilnahme an den Debatten des Reichtags bei uns zu mindern, nämlich der Geist, in welchem die Verhandlungen wie früher des Norddeutschen, so jetzt des Deutschen Reichstags geführt werden. Die norddeutschen Redner sprechen präcis und sachlich. Hervorragende Redner glänzen mehr durch die feineren Blüthen der Beredtsamkeit, durch Witz, Ironie, Anspielung, als durch schwungvolles Pathos und Appell an das Gefühl. Jene Beredtsamkeit macht nun aber an unser süddeutsches Publicum nach dem durchschnittlichen Bildungszustand der Zeitungsleser zu hohe Ansprüche. Der Mehrzahl fehlt die Kenntniß von Personen und Sachen, welche das Verständniß gerade der bedeutendsten Reden in ihren pikantern Zuthaten erfordert: man findet dann die sachliche Haltung dieser Reden langweilig, soweit solche nicht etwa geradezu von der Parteipresse für die Zwecke ihres Publicums umgearbeitet werden, in welcher Beziehung die demokratischen Blätter, voran die Frankfurter Zeitung, wahrhaft großartige Leistungen aufzuweisen haben. Dazu kommt, daß in Folge der gänzlich veränderten Situation und bei den unverhältnißmäßig gesteigerten Ansprüchen, welche man heutzutage im Vergleich mit den Zeiten der Frankfurter Grundrechte an den Redner stellt, die süddeutschen Abgeordneten, welche noch im Frankfurter Parlament eine hervorragende Rolle spielten, mehr in den Hintergrund getreten sind, womit von selbst das specielle Interesse, welches sich an die Person der Redner knüpft, für die süddeutschen Leser hinwegfallen mußte. Vermochte daher der Ernst, mit welchem die Debatten des Reichstags geführt wurden, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung nicht in dem Maaße zu fesseln, wie es die große Tragweite seiner Beschlüsse erwarten ließ, so folgte man dagegen mit um so größerem Interesse den Angriffen einzelner süddeutscher Abgeordneter auf das bei uns bisher herrschende Regierungssystem. Hier fühlte man sich plötzlich wieder auf heimischem Boden: man war überdies auf allen Seiten von den persönlichen Kämpfen der letzen Jahre noch so sehr erfüllt, daß man auch bei dem Reichstag dasselbe Interesse für die im Augenblicke wenigstens nur noch internen Fragen der bisherigen württembergischen Politik voraussetzte. Diese Stimmung der Wähler wirkte auch auf die Abgeordneten zurück. Man fühlte nach den gehässigen Entstellungen aus der Zollparlamentszeit, vielleicht nicht immer im opportunen Zeitpunkt, das Bedürfniß, endlich einmal, nachdem der Terrorismus der Gegner beseitigt, vor ganz Deutschland der Wahrheit die Ehre zu geben. Natürlich schüttete sofort die ganze demokratische und ultramontane Presse des Südens ihre Galle über die Abgeordneten aus, welche wagten, durch ihre Aeußerungen über die schwäbischen Preß- und andere Zustände unter dem Ministerium Varnbüler die Blüthezeit der süddeutschen Freiheit zu verunglimpfen. Auch im „württembergischen Staats-

Digitized by Google

anzeiger" lebte die Erinnerung an die alte Freundschaft wieder auf, und er fiel plötzlich so sehr aus seiner neu einstudirten Rolle, daß er im Bund mit Sonnemann und Probst die Reden von Römer und Schmid aus Anlaß des Antrags über die Abschaffung der Zeitungscautionen befehden zu müssen glaubte. So viel ist jedenfalls gewiß und läßt sich trotz aller Schönfärberei nicht leugnen, daß die schwäbischen Preßzustände bisher in jeder Beziehung traurig waren und wohl auch in nächster Zeit bleiben werden. Das Uebel liegt in der Kleinheit des Landes und in der bisher gegebenen Nothwendigkeit, specifisch württembergische Parteiblätter zu schaffen, deren, von dem officiellen Staatsanzeiger und dem von allen Parteien gelesenen Schwäbischen Mercur abgesehen, im Ganzen nur drei, ein nationales, ein demokratisches und ein ultramontanes existiren, welche sämmtlich in Stuttgart erscheinen.

Diese Blätter, welche ohne Unterschied unter derselben Calamität, dem beschränkten Leserkreis und dem beschränkten Capital, zu leiden haben, im Zaum zu halten, bedurfte man allerdings, wenn man nur ernstlich wollte, des bundestäglichen Mittels der Cautionsentziehung nicht: hierzu genügte, neben den willkürlichen Maßregelungen, zu welchen das Preßgesetz legitimirte, die längst bewährte Landesverweisung für auswärtige Journalisten, sobald dieselben wirklich unangenehm zu werden drohten, ein Mittel, dessen halbofficielle Ankündigung schon Wunder zu wirken vermag, wobei wir übrigens gerne constatiren, daß man Freese und den beiden anderen Redacteuren der „demokratischen Correspondenz" zu ihren fortgesetzten Angriffen gegen Preußen Jahre lang ein freundschaftliches Asyl im Lande gewährte. Inländern aber wußte man die Uebernahme der Redaction solcher Parteiblätter, welche, wie wir angedeutet, dem Redacteur keine für die Dauer gesicherte Lebensstellung zu gewähren vermögen, dadurch abzuschneiden, daß man den jungen Theologen und Staatsdienstaspiranten, welche sich hierzu geeignet hätten, jedes spätere Unterkommen im Staats- oder Kirchendienst im Voraus versagte. Die politischen Parteien sind daher regelmäßig für ihre Redactionen entweder auf abgebrannte inländische Subjecte, deren Verwendung in einem kleinen Land, wo jeder die Antecedentien des Andern kennt, ein Blatt von Anfang an ruiniren würde, oder aber auf Ausländer verwiesen, wie denn auch dermalen sämmtliche Parteiblätter der nationalen wie der demokratischen Richtung trotz ihrer specifisch-schwäbischen Aufgabe, auf welcher allein ihre Berechtigung zur Existenz beruht, sich in den Händen auswärtiger Redacteure befinden. Nachdem nunmehr mit dem Eintritte in das deutsche Reich wenigstens gegenüber von Reichsangehörigen jene ultima ratio (die Ausweisung) hinweggefallen war, hat denn auch das Ministerium sofort die Unhaltbarkeit der bisherigen Preßgesetzgebung erkannt und deßhalb schon in Versailles sich den Uebergang dieser und der Gesetzgebung über das Vereinswesen an das Reich ausbedungen. Um so mehr wäre für

Digitized by Google

den „württembergischen Staatsanzeiger“ in dieser Sache Schweigen Gold gewesen.

Die eigenthümliche Lethargie, in welche der Schwabe nach jeder größeren Aufregung in politischen und anderen Dingen zurück zu fallen pflegt, und welche nach der Aufrüttelung durch die Kriegsmonate mit dem Abschlusse des Friedens nicht ausbleiben konnte, zeigte sich übrigens nicht allein gegenüber dem Reichstag, sondern auch in anderen Fragen. Während in Bayern der Streit um die Infallibilität den ganzen Staat erschütterte und der Sturm dort noch heute nicht zur Ruhe gelangt ist, hat dagegen in Schwaben Klerus und Volk, voran der Bischof und die katholische Facultät, sich um der Einheit der Kirche willen den Anforderungen Roms unbedingt unterworfen; und doch hatte man gerade hier nach den früheren Erklärungen mehrerer kirchlichen Notabilitäten und Angesichts der demokratisch-klerikalen Coalition besondere Beweise von Charakterstärke erwartet. Das Ministerium ist daher — fast allein in ganz Deutschland — in der glücklichen Lage, von der Stärke seines weltlichen Arms auch nicht in einem einzigen Fall eine Probe ablegen zu müssen; ja die ultramontane Presse macht jetzt nicht ohne Grund darauf aufmerksam, daß unsere Regierung auch allein im vorigen Jahre von den zu Rom versammelten Kirchenvätern wegen ihres Verhaltens gegenüber der katholischen Kirche belobt worden sei. Unsere Quietisten und mehr noch die Ultramontanen geben sich denn auch bereits der Hoffnung hin, daß in Bälde den ebenso unnöthigen als langweiligen Angriffen auf die Infallibilitätslehre durch die Staatsanwaltschaft und die Gerichte ein Ende gemacht werde, da ja, namentlich in gemischten Bezirken, bei der hülfreichen Mitwirkung der Schöffen an den höheren Gerichten und unter Anwendung der sonst geeignet erscheinenden Mittel, nicht schwer fallen könne, fernere Angriffe auf jenes Dogma als „Herabwürdigung der Lehren einer im Staat anerkannten Religionsgesellschaft“ oder künftighin als „Beschimpfung einer Einrichtung der katholischen Kirche“ mit der Strafe der Blasphemie, d. h. Gefängniß bis zu 3 Jahren zu belegen. Damit wäre dann auch von selbst die Frage entschieden, welche Tragweite der Erklärung des Ministeriums beizulegen sei, nach welcher dasselbe den Concilsdecreten keinerlei Rechtswirkung auf staatliche Verhältnisse zugestehen will, ob namentlich die Justiz und die Gefängnisse nicht zu diesen staatlichen Verhältnissen gehören. — Uebrigens dürfte die schwäbische Bevölkerung rasch aus ihrem dermaligen Schlummer erwachen, denn schon auf den 21. d. M. ist der Landtag nach Stuttgart einberufen und was er bringen wird, ist für die Meisten wenig erfreulich, nämlich neben der Ausgabe von 3 Millionen Papiergeld eine Erhöhung der Grund- und Gewerbesteuer um 50 %, sämmtlicher übrigen Steuern um 25 %.

Auch ohne die Erhöhung des Militäretats durch den Eintritt in das

Digitized by Google

deutsche Reich (Baden hatte bereits vor dem Krieg seinen Militärstand auf den jetzigen Fuß gesetzt und konnte dennoch seine Steuern herabsetzen) war diese Eventualität schon lange vorauszusagen, wenn man den jährlich sich mindernden Gesammtertrag der Eisenbahnen mit den Summen verglich, welche die Verzinsung der Eisenbahnschuld erfordert und die Steuerzahler zu decken haben. Wir haben in einem früheren Brief gezeigt, wie eng die Eisenbahnpolitik mit dem Regierungssystem der letzten Jahre, mit der Wirthschaft „von der Hand in den Mund" zusammenhing, welche, um sich nothdürftig die Majorität der Ständekammer zu sichern, dieses Mittels der Stimmengewinnung nicht entbehren konnte. Ja noch mehr! Man lebte trotz aller großdeutschen Velleitäten bis zum vorigen Juli in dem festen Glauben, daß Württemberg die nächste Krise als selbständiger Staat nicht überstehen werde und sprach ziemlich offen aus, daß man in erster Linie dafür sorgen müsse, beim Eintritt der Katastrophe, welche man von dem nächsten französischen Krieg erwartete, die schwäbischen Sonderinteressen möglichst zu wahren. Baue man auch ertragslose Bahnen, so räsonnirte man, so gehen ja die Staatsschulden auf Preußen über, während die Bahnen den Gegenden verbleiben, in welchen sie jetzt, und sonst voraussichtlich nie gebaut würden.

Inzwischen hatte man das große Publicum mit Hilfe der demokratischen und großdeutschen Presse und Parteiagitation über den wahren Grund des steigenden Deficits im Dunkeln zu halten gewußt, indem man die ganze Schuld an der bedenklichen Finanzlage dem Militarismus und der Verpreußung in die Schuhe schob. Zum Unglück für unsere Finanzkünstler hat nun aber Württemberg auch nach dem Krieg seine staatliche Selbständigkeit bewahrt und das Land hat seine Schulden auch fernerhin allein zu tragen. Nach der neuesten Darstellung des Ministeriums der Verkehrsanstalten beläuft sich das durch Steuern zu deckende Deficit der Eisenbahnen jährlich auf ungefähr 3 Millionen Gulden und dasselbe wird sich mit der Vollendung der gegenwärtig im Bau begriffenen völlig aussichtslosen Bahnen noch bedeutend erhöhen. Dabei kann Niemand die Ertragsberechnungen der Regierung, welche auf wesentlich andern Grundlagen beruhen, als bei einer Privatbahn, irgend wie controliren: wenigstens haben die ständischen Berichterstatter über den Etat der Eisenbahnverwaltung die Unmöglichkeit, aus dem vorgelegten Material einen sicheren Einblick zu gewinnen, schon wiederholt constatirt. Da überdieß der Staat seit Jahren mit dem Bahnbau nie aufgehört hat, so stehen dem Verkehrsminister Mittel der verschiedensten Art zu Gebot, um einen möglichst günstigen Ertrag der bereits vollendeten Bahnen herauszurechnen, wie z. B. durch die Verwendung des Betriebsmaterials der neuen Bahnen auf den alten, und ähnliche Vortheile. Eine zuverlässige Ertragsberechnung ist daher jedenfalls in so lange nicht zu erwarten, als der Staats-

Digitized by Google

eisenbahnbau nicht zum Abschluß gelangt ist, und diesen möglichst hinauszuziehen liegt im Interesse jedes Verkehrsministers.

Unter diesen Umständen ist allgemein aufgefallen, daß der Finanzminister zur Motivirung der neuerdings beantragten Steuererhöhung in dem eingebrachten Gesetzesentwurf als Grund der Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen nur „den höheren Bedarf für das Heer und den Wegfall der Kriegsdienstabgabe" (beide Folge der neuen Reichsgesetzgebung), sowie „die Vermehrung der Staatsschuld" (nach dem Vorangeschickten sind darunter die Kriegsanlehen gemeint) angibt, das Eisenbahndeficit aber verschweigt: also thatsächlich die ganze Schuld der verschlimmerten Finanzlage auf das Reich abzuwälzen sucht, während gleichzeitig der Ueberblick über die Ergebnisse der Staatseinnahmen und Ausgaben bis vor Beginn des Kriegs als „ein sehr erwünschter" bezeichnet wird. Die Tendenz, den Staatsbürgern die Freude an den neuen Rechtszuständen zu verderben, um die glücklichen Zeiten vor dem Jahre 1871, als man noch die Kosten deutschen Grenzschutzes auf den Nordbund abladen zu können glaubte, in die Erinnerung zurückzurufen, konnte wohl kaum in einer plumperen Weise ausgesprochen werden, als hier durch den Finanzminister geschah, und man schließt nicht ohne Grund aus diesem Auftreten auf eine gegenwärtig stärker hervortretende Verstimmung einzelner Minister über das Reich, wie denn auch sonst die Zurückhaltung der Regierung gegenüber der Einzugsfeierlichkeit in Berlin, sowie rücksichtlich des allgemeinen deutschen Kirchengebets am 18. d. M. in den letzten Tagen vielfach aufgefallen ist. Bereits hat auch der Beobachter, der seit dem 1. Juni in die Hände einer Actiengesellschaft der vereinigten großdeutsch-demokratischen Partei übergegangen ist, und jetzt von dem bisherigen Redacteur des Frankfurter Journals, von Hasenkamp und einem der früheren Redacteure der demokratischen Correspondenz in der alten Richtung, wenn auch in etwas anständigerem Ton redigirt wird, diese Steuererhöhung und ihre ministerielle Motivirung mit Jubel begrüßt; er rechnet mit Sicherheit auf einen raschen und gründlichen Umschwung der öffentlichen Meinung im Sinn des Particularismus und der Demokratie: er hatte ja die „Steuerschraube ohne Ende" zu Gunsten des Cäsarismus und Militarismus längst vorausgesagt und prophezeit, daß man häufig „den Schweiß des Volks" dem „Moloch der Gewalt" opfern werde. Dazu das Dotationsgesetz! Gern hätte man zwar den Franzosen seiner Zeit die Milliarden im Interesse der Völkerverbrüderung erlassen; wenn dagegen jetzt ein kleiner Theil derselben als Nationaldank den verdientesten Männern Deutschlands zugewendet wird, so ist es das arme steuerzahlende Volk, dem man zur Bereicherung der militärischen Aristokratie auch noch den letzten Heller auspreßt. Die Erbitterung unserer Particularisten und Demokraten über das Dotationsgesetz hat übrigens noch einen tieferen Grund.

Digitized by Google

Nirgends hat das uralte Streben der Demokratie, jede geistige Leistung, welche sich über das Maaß der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit erhebt, herabzudrücken und zu verkleinern, so umfassende Geltung erlangt als bei uns. Hatte man doch seit Jahren sich bemüht, den halb gebildeten Dorfschulmeister gegenüber dem wissenschaftlich gebildeten Lehrer und dem Geistlichen, die Schreiber und die andern Handlanger im Staatsdienst gegenüber den höher stehenden Staatsbeamten, die untern Chargen im Militär gegenüber den oberen in jeder Weise zu bevorzugen, und nun tritt das Reich mit der Anmaßung auf, außerordentliche Leistungen außerordentlich zu belohnen und damit dem Verdienst Ziele zu setzen, welche über die Leistungsfähigkeit und das Verständniß der Kleinstaaten weit hinausreichen! Daher ist ganz charakteristisch, daß die demokratische Presse in Frankfurt*) und Stuttgart den Dotationen der deutschen Heerführer und Staatsmänner den Ostracismus der athenischen Volksversammlung als demokratische Forderung gegenüberstellt!

Uebrigens dürfte das Wiederaufleben der demokratischen Bewegung, so sehr man vielleicht auch jetzt schon auf die Unterstützung dieser Partei im passenden Augenblick rechnet, die Stellung des Ministeriums gegenüber dem bevorstehenden Landtag kaum erleichtern. Zunächst werden die Minister in ihrer Mehrheit wegen ihrer großdeutschen Antecedentien und ihres raschen Gesinnungswechsels bei veränderter politischer Situation als Renegaten von den Großdeutschen und Demokraten angefeindet. Aber auch bei der nationalen Partei genießen dieselben im Ganzen kein großes Vertrauen, obgleich noch in Berlin Versuche gemacht wurden, unter den nationalen Abgeordneten Propaganda für eine ministerielle Partei im Landtag zu machen. Zwar hatte das Ministerium, um jeden Zweifel an seiner loyalen Gesinnung gegenüber dem Reich für die Zukunft auszuschließen, seine eigene Popularität wiederholt aufs Spiel gesetzt: so durch die Uebertragung der Gesetzgebung über die Presse und das Vereinswesen an das Reich, und durch den Antrag auf Einführung des Tabaksmonopols: man hatte im Gegensatz zu den bayerischen Sondergelüsten die Einverleibung von Elsaß und Lothringen durch den preußischen Staat verlangt, man hatte endlich, als es sich um die Einführung der Gesetzgebung des norddeutschen Bundes handelte, wiederum im Gegensatz zu der Scrupulosität des bayerischen Ministeriums, um der einheitlichen Gesetzgebung willen in einer Reihe wichtiger Specialfragen sich über alle Bedenken des particulären Landesinteresses unbefangen hinweggesetzt. Dennoch findet man bei der nationalen Partei nicht die erwartete Anerkennung. Der Grund liegt nahe, er liegt weniger in dem über Nacht eingetretenen Gesinnungswechsel — in weltgeschichtlichen Wendepunkten, wie der gegenwärtige, sind solche Wandlungen von jeher vorgekommen und verdienen gewiß mehr Anerkennung als

*) Und Berlin! D. R.

Digitized by Google

die bornirte Hartnäckigkeit der noch vorhandenen Reste der großdeutschen Politiker, — als in dem noch immer nicht gehobenen Zweifel, ob man offen und ehrlich sich zur nationalen Politik bekennen will, oder nur die jetzige politische Lage noch nicht geeignet erachtet, um wieder an die alten Bestrebungen anzuknüpfen. Diese Zweifel werden durch das Verhalten einzelner Minister in Personalfragen noch genährt, wenn man wahrnimmt, daß auch jetzt noch die verbissensten Gegner der politischen Neugestaltung Deutschlands des speciellsten Vertrauens genießen, während die Männer der nationalen Richtung noch immer mit jenem Haß verfolgt werden, welchen die Zollparlamentsfehden der letzten Jahre großgezogen haben.

Dazu kommen dann noch die Schwierigkeiten, welche in der Stellung der Minister unter sich, zur Krone und zur Reichsgewalt begründet sind. Von einem Theil der höhern Bureaukratie, an dessen Spitze der Finanzminister stehen soll, wird nämlich in neuerer Zeit die Ansicht zur Geltung gebracht, daß von einzelnen der diesseitigen Vertreter im Bundesrath die specifisch württembergischen Interessen nicht genügend gewahrt worden seien, daß man weiter gegangen sei, als Preußen selbst erwartet habe und erwarten konnte, und daß man die ganze württembergische Verwaltungsmaschine ohne Noth in Verwirrung gebracht habe. Natürlich fehlt es nach Oben wie nach Unten nicht an geneigten Ohren für solche Vorwürfe, da das Bestehende immer die Macht der Trägheit für sich hat.

Schon die nächsten Tage müssen zeigen, durch welche Mittel das Ministerium über die verschiedenen Klippen seiner Stellung hinwegkommen wird. Einer der wichtigsten und härtesten Kämpfe wird sofort über die Bankfrage entstehen, welche zur Ueberraschung des nicht eingeweihten Publicums mit Rücksicht auf die bevorstehende Einführung der Reichsgesetzgebung jetzt in aller Hast zur Erledigung kommen soll. Außer den zu creirenden 3 Millionen Staatspapiergeld soll die zu gründende Bank noch vor Thorschluß bis zu 15 Millionen Banknoten auszugeben ermächtigt werden. Die Interessen an dieser Concession erstrecken sich in die verschiedensten Kreise der Gesetzgebung, wie der Verwaltung: die Gefahr, daß das Interesse der Gesammtheit dem Vortheil Einzelner geopfert werde, liegt sehr nahe. Es war jedenfalls ein glücklicher Griff, daß der „Beobachter" sich sofort zum Träger der Agitation in der Bankfrage gemacht hat; denn das Bankproject, in welchem das Land in seiner großen Mehrheit ohne Unterschied der Parteien nur das Mittel der Exploitirung des Publicums zu Gunsten einiger Stuttgarter Familien erblickt, hat nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grad auf sich gezogen, sondern es ist auch die nur in einem kleinen Land, wie Württemberg, mögliche Calamität eingetreten, daß sämmtliche größere politische Blätter des Landes, d. h. Stuttgarts, außer dem Beobachter, aus persönlichen Gründen

Digitized by Google

zum Stillschweigen, wenn nicht gar zur Vertheidigung der Bankinteressen verurtheilt sind. Warum Württemberg im letzten Augenblick noch mit einer solchen Masse von Papierwerthen, welche die bisherige Circulation auf einmal um das sechsfache übersteigen würde, überschwemmt werden soll, warum, wenn nicht das Interesse Einzelner, sondern das allgemeine Beste diese Notenemission fordert, es solche Eile hat, die Cognition der Reichsgesetzgebung auszuschließen, ist für den Unbetheiligten kaum erklärlich, zumal die Verhandlungen wegen der Bank sich ohne Schädigung der Landesinteressen schon seit 6 Jahren erfolglos hingezogen hatten, und das Reich gewiß auch den Anforderungen des schwäbischen Handels gerecht zu werden wissen wird.

Ueber den Verlauf des Landtags wird unser nächster Brief berichten.

α.

Berliner Briefe.

Berlin, den 23. Juni 1871.

Seit Anfang dieser Woche leben wir in dem gemüthlichen Zustande, welcher im Familienleben große Wäsche genannt wird. Zuerst kam der Regen, der sich fast mit dem Glockenschlage der letzten Feierlichkeit einstellte und wusch die via triumphalis gründlich von dem Staub und Schweiß der Hunderttausende ab, die sich in den schönen aber heißen Tagen des Festes dort umhergetummelt hatten, dann gingen die Arbeiter an das Werk und „rollten“ die Velarien säuberlich zusammen und trugen die großen Säulen der Triumphbogen und die Kunstbauten der Tribünen so sorgfältig ab, wie wenn dieselben in die Schachtel gepackt werden sollten, um bei nächster Gelegenheit wieder dienen zu können. In langen Zügen werden die Kanonen, welche die Lindenpromenade geschmückt hatten, wieder abgefahren und wenn die letzten Dickköpfe, die noch dort stehen, die Vierundzwanzig-Pfünder von Vanves, La Fère und von Soissons, auch fort sein werden, wird man die Gitter und die Promenade wieder in Ordnung bringen. Selbst im Reichstag haust, seit der Präsident abgereist und das Gebäude dem Regierungscommissar übergeben worden ist, die Scheuerfrau und angesteckt von der herrschenden Epidemie wäscht Graf Bismarck — den Klerikalen den Kopf. Die Klerikalen haben es immer und gewisse dunkele Protestanten haben es wenigstens manchmal leise gesagt, daß der Reichskanzler ein schlechter Christ sei, und unchristlich ist von ihm wirklich, daß er den Römlingen die Freude des Papst-Jubiläums und die

Digitized by Google

schöne Römerfahrt unter Führung des Caplan Majunke so vergällt, wie er durch das böse Schreiben an den Grafen Frankenberg, welches heute alle Zeitungen veröffentlichen, thut. Der Graf Frankenberg ist ein junger schlesischer Gutsbesitzer, der, obgleich Katholik, sich der deutschen Reichspartei angeschlossen hat, und deshalb von den Klerikalen auf das Wüthendste und nicht gerade immer mit loyalen Waffen angegriffen wurde. Diese deutsche Reichspartei, die so etwas wie eine Minister-Brutstätte ist, hatte es von Anfang der Reichssession an auf die Klerikalen abgesehen und hatte sich auch so nahe als möglich zu ihr gesetzt. Ein paar ihrer Mitglieder, Graf Münster, der so Lord ist, daß er sich naturgemäß nach einem Oberhaus sehnt, und der seine geschäftige, von einem brennenden Arbeits- und Thatendrang verzehrte Dr. Friedenthal-Gießmannsdorf, sitzen sogar auf den Bänken des Centrums. Nachbarschaft macht oft die schlimmsten Feinde. Mochte es dies sein, oder die anfängliche Hoffnung, die Klerikalen zu gewinnen, die ja neben den simpeln Pfaffen auch eine recht ansehnliche Zahl von feinen Köpfen zählen, wie Ketteler, Windthorst, Lenthe — mag es endlich die Verbindung der Reichspartei durch das Medium Keudell mit dem Fürsten Bismarck gewesen sein, kurz von der Reichspartei wurden sowohl im Hause die Klerikalen bei jeder Gelegenheit angegriffen, als auch in ihrem publicistischen Organ — sie gestatten sich nicht den Luxus einer Zeitung und vertrauen deshalb ihre intimsten Gedanken einer lithographirten Correspondenz an — zuerst die Enthüllungen gebracht wurden, daß der Papst die Politik des Centrums mißbillige. Das wurde nun in Abrede gestellt und Rede und Gegenrede wechselten anmuthig ab, bis endlich Bismarck mit seines Namens Unterschrift Alles bestätigt, was die Klerikalen in Abrede gestellt hatten. Das Organ der Klerikalen, die „Germania," konnte schon gestern von dem Briefe Kenntniß haben, und veröffentlicht heute eine von dem Bischof Ketteler ausgehende Erklärung, wonach Antonelli mit der Politik des Centrums keineswegs unzufrieden ist. Man kann eines und das andere glauben, denn beide Versionen lassen sich nicht nur durch einen Zeitunterschied erklären, sondern auch dadurch, daß man in Rom den Einen und den Andern zu befriedigen versteht. Fürst Bismarck ist, wie schon seit Anfang der Reichstagssitzung bekannt war, persönlich erbittert über die Haltung des Centrums, da er für die große Liberalität, welche Preußen, der Bund und das Reich der katholischen Kirche bewiesen haben, auf einen Dank rechnete. Es ist ein Gemeinplatz, zu wiederholen, daß diese Rechnung nicht richtig ist, aber Gemeinplätze sind manchmal wahr.

Die Provinziallandtage sind fast unmittelbar nach dem Schlusse des Reichstages in den meisten Provinzen zusammengetreten. Sie haben sich in erster Linie mit den Wahlen zu den nach dem Bundesgesetz vom 8. März zu errichtenden Deputationen für das Heimathwesen zu beschäftigen. Auf diese

Digitized by Google

Weise treten sie in directe Beziehung zu den Reichsinstitutionen — ein Fingerzeig für die zwischenliegenden Staaten-Parlamente.

Es ist ziemlich sicher, daß die allgemeine Wehrpflicht in Elsaß und Deutsch-Lothringen bald eingeführt werden sollen. In der bekannten Petition von 22 Punkten, welche im April in Straßburg aufgestellt und von einer Deputation hier befürwortet wurde, ist auch die möglichst lange Nicht-Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter den Wünschen der Neu-Annectirten. Fürst Bismarck mag aber nach den Erfahrungen, welche seit dem Jahre 1866 mit den Wirkungen der allgemeinen Wehrpflicht in den von uns annectirten Provinzen gemacht worden sind, zu dem Schlusse gekommen sein, daß sie die beste „zusammenziehende" Medicin ist. — o. W. —

Die Feldpost beim Einzuge in Berlin.

Verrauscht sind die unvergleichlichen, an Glanz, Freude und Sonnenschein so reichen Tage des festlichen Empfanges, welchen Kaiser und Kaiserstadt den siegreich heimgekehrten Truppen, den Vertretern der gesammten deutschen Armee, bereitet haben. Verklungen sind die Jubelrufe, verwelkt die Blumen und bald wird über die stolze Triumphstraße und ihre Zierden der rasche Strom der wogenden Zeit hinrollen. Wer vermöchte die ganze Fülle der überwältigenden Eindrücke, die wir Alle empfangen haben, in wesenlosem Worte wiederzugeben; das Bild würde den glühenden Farben gegenüber, mit denen die Wirklichkeit malte, nur nüchtern ausfallen können. Das sehen wir an den zahllosen Gedenkblättern, welche unsere neu erstandenen penny a liners auf den Straßen der Kaiserstadt den vielen seh- und hörhungrigen Fremden anpreisen. Wir wollen heut nur in wenigen Zügen einer alten Freundin gedenken, die uns in dem jetzt glücklich beendigten Kriege so bewunderungswürdige Dienste geleistet hat, unsrer wackeren Feldpost nämlich! Sie war auch dabei am 16. Juni. Von St. Denis, von Chaumont und Troyes war sie herbeigeeilt, eine stattliche Schaar, bestehend aus 13 Feldpostbeamten, 12 Schaffnern, 18 Postillonen, sämmtlich in kriegerischem Schmucke mit Helm, Waffen und hoch zu Roß, meistens den Feldpostanstalten des Garde-Corps angehörig. Bei der Parade auf dem Tempelhoferfelde hatte das Fähnlein auf dem linken Flügel neben der Garde-Corps-Artillerie Aufstellung genommen und wurde vom Kaiser mit wohlwollendem Gruße beglückt. Als nach Beendigung der Parade der Einzug auf der Siegesstraße erfolgte, schloß die Feldpost sich den Trains an und defilirte, von zahlreichen

Digitized by Google

Hochs aus dem Publicum begrüßt, später auf dem Opernhausplatze, wie die übrigen Branchen, ebenfalls vor dem Kaiser. Bei der überaus sinnigen, von künstlerischem Geiste getragenen Ausschmückung der via triumphalis war der Feldpost der gebührende Ehrenplatz neben den sonstigen aus den Kreisen der friedlichen Arbeit auf den Kriegsschauplatz gestellten Organisationen eingeräumt. Vier trefflich decorirte Flaggenstangen, gekrönt mit dem Adler, trugen die Embleme der Feldpost, die klassisch gewordenen Feldpostbriefe und Feldpostpackete, sowie das Posthorn geschmackvoll mit Lorbeer umwunden. Auf den Postamenten der Flaggenstangen befanden sich folgende, die Wirksamkeit der Feldpost in ebenso gemüthvoller, als humoristischer Weise schildernde Inschriften:

1. Vom Felde nach Haus,
Vom Heerde — hinaus,
Durch Feuer und Fluth,
Durch Schlösser und Nester,
Mit rastloser Hand,
Wobei Ihr fester
Das Heimathsband.

2. Jeder, den Heerd im Herzen,
Ging das Heer, und Jeder, das Heer im Herzen,
Harrte die Heimath.

3. Der ganze Tobak ist zu End',
Keine einzige Cigarre brennt,
Hurrah! Da kommt der Postillon —
Hat ihm schon!

4. Ein Posthorn in der Ferne,
Das hört das Ohr so gerne
Im Sommermorgen früh,
Ein Feldpostbrief, vierpfündig,
Der spricht zum Auge bündig
Und ist auch Poesie.

Wem greifen sie nicht ins Herz, diese einfachen Worte; sie schildern treffend die sehnsüchtige Erwartung der vielen Tausende draußen im Todesgewühl, der Millionen in der Heimath, sie erzählen, mit welcher unablässiger Sorge, rastloser Arbeit und nie zu ermüdender echt deutscher Gutherzigkeit die Feldpost jene großartige Aufgabe erfüllt hat, welche ihr im Kriege zufiel: den geistigen Zusammenhang zwischen Heer und Volk zu erhalten; sie war das geistige Verpflegungsamt des Soldaten, die echte Freundin der Nation. Und sie ist auch Poesie! Mag sie drum der verdiente Lorbeer schmücken!

Digitized by Google

Besprechung.

Des Herrn Freiherrn v. Leonhardi „Bemerkungen zur Tagesgeschichte."

Der Herr Freiherr v. Leonhardi, bekannt als begeisterter Verbreiter der Krauseschen Philosophie und Haupt des sog. „Philosophencongresses," hat sich gemüßigt gesehen, im 3. Hefte seiner Zeitschrift „die neue Zeit" (in Prag) vom Katheder herab in die politische Arena zu schreiten und seine speculativen philosophischen Auslassungen mit einer Anzahl abgerissener — ja, man kann sagen — vom Zaune gerissener „Bemerkungen zur Tagesgeschichte" zu schließen. Folgende Proben dürften die Leser dieser Blätter nicht wenig belustigen. Nachdem der genannte Herr Professor verlangt hat, daß „Preußen Deutschland genügende Bürgschaften der Freiheit, und daß es ebenso Europa eine Bürgschaft des Ernstes seiner verkündeten friedlichen Gesinnung gebe," ferner „daß die alte deutsche Kaiserstadt (welche?) wieder Parlamentsstadt und wieder in ihre vollsten Rechte eingesetzt werde," fährt er im dictatorischen Tone fort „unweigerlich" Folgendes „zu fordern:" „Wenn Deutschland einig und frei werden soll, wenn Preußen die Ehre haben will, mit Hülfe der Süddeutschen den jahrhundertjährigen (!) Störenfried Europas bleibend in die Schranken gewiesen und dadurch einen dauernden Frieden ermöglicht zu haben; zumal, wenn zu dem Zwecke Frankreich auf Grenzen eingeschränkt werden soll, die es hatte, ehe es durch Beraubung seiner Nachbarn sich bereicherte — — — so darf auch Preußen nicht anstehen, seinen Raub (sog. „Annexionen") vom J. 1866 wieder herauszugeben." In der nächsten Bemerkung wird der Reichstag als eine monarchisch gesinnte Volksvertretung bezeichnet, „welcher freilich, wenigstens damals, der Unterschied zwischen Monarchismus und Raubstaaterei (Cäsarismus) abhanden gekommen war." — Weiterhin läßt der Herr Professor „an den Preußenkönig" die „weltgeschichtliche Frage" ergehen, ob er, „nahezu auf der Höhe der Macht angelangt, Mannes genug sei, von Schmeichlern und Verblendern sich loszumachen und, mehr noch als mit Worten, auch mit der sittlichen That Gott und dem Rechte allein die Ehre zu geben." In dieser Verbindung weiß der Verfasser die Bezeichnung „Oberschlachtmeister" in seinem Sinne zweckmäßig anzubringen. Alsbald richtet er seinen Zorn gegen „die Gräuel und Vandalismen, mit denen Führer deutscher Krieger bei der jetzigen Kriegführung den deutschen Namen verunehren." Er beklagt den „deutschen Vaterlandsfreund," der allein durch die Wiener „Tagespresse" die „gesteigerte Barbarei unserer Heerführung wegen ihres Wüthens gegen offene Städte, gegen Schätze der Wissenschaft und der Kunst und gegen Greise, Weiber und Kinder" zur öffentlichen Kenntniß bringen konnte. Am bösesten

Digitized by Google

wird der Herr Professor wegen des scharfen Vorgehens gegen die Francti-reurs: „Läßt sich nun aber eine abgefeimtere Barbarei und eine größere Frechheit denken, als die, Menschen, die von dem, nach allgemein als solchem angesehenen, Unrecht Gebrauch machen, ihr Hab und Gut und ihr Vaterland zu vertheidigen, desjenigen unbedingten Anspruches auf die Schonung, die dem entwaffneten Feinde sicher sein muß, verlustig zu erklären, wenn sie nicht cäsarisch ermächtigt sind, Waffen zu tragen, oder wenn sie das zwar, aber noch nicht soldatisch gedrillt und eingekleidet sind?" Wir haben oben bereits bemerkt, daß dieser Philosoph nicht zur Sophisten-schule, sondern zu der Krause's zu gehören behauptet. Schließlich führen wir an, daß derselbe die bedauerliche Entdeckung gemacht hat, daß Berthold Auerbach an „bismärckisch schwärmenden Größenwahn" erkrankt sei, welche Krankheit der Herr Verfasser „nicht unpassend als sogenannte Preußenseuche" glaubt bezeichnen zu dürfen.

Aber genug und übergenug! Man sieht, dieser Philosoph redet die Sprache des „Beobachters" und des „Volksbot", auf die in guter Gesellschaft zu antworten verboten ist. Wenn wir trotzdem an dieser Stelle auf Ausfälle dieser Art Bezug nehmen, so geschieht es in der Absicht, eine Erklärung darüber herbeiführen zu wollen, in wie weit die Mitglieder des Philosophencongresses damit übereinstimmen, unter denen sich Namen befinden, die nach ihrer bisherigen Wirksamkeit sich inner- und außerhalb Deutschland der öffentlichen Achtung erfreuen durften. Ueber die öffentlichen Sitzungen des sogenannten Philosophencongresses in Prag und Frankfurt hat die Presse sich bisher der Kritik enthalten, so lange die Herren in den luftigen Höhen der Speculation sich vergnügten; sollte es ihnen fortan gefallen, nach vorliegendem Programm und Stil Tagespolitik zu treiben, so sollen sie sich nicht mehr über schweigende Vernachlässigung von Seiten der Presse zu beklagen haben. Wir sehen gefälliger Erklärung darüber entgegen! F. L.

Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Die am 16. Mai d. J. in Nürnberg gegründete „deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" sollte nach § 47 des Statuts erst dann als constituirt betrachtet werden, wenn 50 Beitrittserklärungen eingegangen wären. Diese Zahl war an dem vorläufig festgesetzten Termin des 15. Juni bereits überschritten, die Genossenschaft wird demnach ins Leben treten. Von namhaften Autoren, die bis jetzt ihren Beitritt erklärt haben, mögen hier nur genannt werden: E. v. Bauernfeld, Graf Wolf Baudissin, Gustav Freytag, Rudolf Gottschall, F. W. Hackländer, Karl v. Holtei, Karl Koberstein, Wilh. Jordan, Georg Köberle, Heinrich Kruse, Heinrich Laube, Oswald Marbach, Eduard Mautner, S. H. Mosenthal, Arthur Müller, Karl Nissel, Emil Pohl, G. zu Putlitz, H. Schauffert, Hermann Schmid, Bernh. Scholz, Feodor Wehl, Josef Weilen, Ernst Wichert, Adolf Wilbrandt u. s. w.; von Componisten: Max Bruch, v. Flotow, Franz von Holstein, Robert von Hornstein, Carl Reinecke, Joseph Rheinberger, Bernhard Scholz u. s. w.; von Erben und Rechtsnachfolgern: v. Hillern (Charl. Birch-

Digitized by Google

Pfeiffer's Erben), Franz Kratz, Lortzing's Erben, und der Allgemeine deutsche Musikverein in Leipzig (in seiner Eigenschaft als Herausgeber neuer musikalischer Werke seiner Mitglieder).

Fernere Beitritte sind in sichere Aussicht gestellt, und es ist anzunehmen, daß, sobald die Genossenschaft nur erst ihre Wirksamkeit begonnen und die Namen ihrer Mitglieder veröffentlicht hat, die Zahl derselben sich noch erheblich vermehren und der Gedanke, der den Gründern vorschwebte, eine Vertretung sämmtlicher deutscher Dramatiker und Componisten zu schaffen, seiner Verwirklichung in nicht ferner Zukunft entgegengehen wird.

Die Mittel und Wege zu diesem Zweck zu erwägen, einen Vorstand zu wählen, der seinerseits wiederum den Geschäftsführer zu bestimmen und in seine statutenmäßigen Pflichten einzuführen hat, wird Aufgabe der ersten

Generalversammlung

sein, welche die Theilnehmer des Nürnberger Genossenschaftstages nach

Leipzig den 12. Juli

anberaumt haben.

Es bedarf kaum der Erwähnung, wie dringend wünschenswerth eine möglichst zahlreiche Betheiligung an dieser ersten Generalversammlung ist. Die gedeihliche Entwicklung, ja vielleicht die Existenz der jungen Gründung wird davon abhängen, daß gleich die ersten Schritte mit so viel Vorsicht als Entschiedenheit gethan, die rechten Leiter gefunden werden, und ein Jeder, dem die gemeinsame Sache am Herzen liegt, seine Erfahrungen geltend mache, seine Zweifel und Wünsche zur Sprache bringe. Wo es gilt, das endlich nach so langen vergeblichen Bemühungen Erreichte, die gemeinsame Vertretung der Interessen aller deutschen Dramatiker und Componisten, nach allen Seiten hin vor neuer Zersplitterung zu schützen, das in den Grundmauern zweckmäßig angelegte Gebäude wohnlich einzurichten und etwaige Uebelstände zu beseitigen, müßte, unseres Bedünkens, Jedem, der irgend das Opfer an Zeit und Reisekosten zu bringen vermag, als eine erfreuliche Pflicht erscheinen, sich persönlich an dem Gelingen des zukunftsreichen Werkes zu betheiligen.

Es ergeht deßhalb auch an Diejenigen, die der Genossenschaft bisher noch nicht beigetreten sind, die dringende Einladung, durch Einsendung des mit ihrer Unterschrift (Namen, Datum und Wohnort) versehenen Statuts an Herrn Dr. Paul Heyse in München ihre Mitgliedschaft zu erklären und an der ersten Generalversammlung theilzunehmen. Das Nähere über Ort und Stunde derselben ist am Tage vorher in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig zu erfragen.

Mit **Nr. 27** beginnen die **Grenzboten** das **II. Semester,** welches dem verehrlichen Lesepublikum freundlichst empfohlen wird. Bestellungen nehmen **alle Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes an.

Leipzig. **Friedr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 28.

Ausgegeben am 7. Juli 1871.

Inhalt:

Französisches Parteiwesen. I. Einleitendes . . . . . Seite 41
Von Florenz nach Rom. III. Perugia 53
Das Jubiläum des Papstes in Rom 59
Ein deutsches Reichsgesetz über die Presse 67
Die katholische Bewegung in Baiern 70
Berliner Briefe 76
Die jesuitisch-klerikale Partei und das deutsche Reich 78

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Französisches Parteiwesen

von Georg Zelle.

I. Einleitendes.

Mehr als achtzig Jahre sind verflossen seit dem ersten Versuche der Franzosen, ein freies verfassungsmäßig geordnetes Staatswesen zu gründen. Es war ein stürmischer, welterschütternder Versuch, der erste gewaltsame Ausbruch des lange unterdrückten und gefesselten Freiheitstriebes, ein Versuch, der das alte Frankreich vernichtete, den Boden des Landes mit Trümmern bedeckte und der französischen Gesellschaft neue, wenn auch bereits durch die vorhergegangene Entwickelung vorgezeichnete Grundlagen gab; aber die politische Freiheit in's Leben zu rufen, sie zum Princip des neuen Frankreichs zu machen, gelang der entfesselten Volkskraft nicht. Die gewaltsame Lösung aller zwischen den verschiedenen Schichten der Gesellschaft obwaltenden Beziehungen, die Zertrümmerung alles dessen, was das nivellirende Königthum an corporativem Leben noch hatte bestehen lassen, bewirkte vielmehr, daß eine maßlose Steigerung der Regierungsgewalt dem Lande als eine Pflicht der Selbsterhaltung erschien. Nur die consequenteste Entwickelung der bereits von den Königen erfolgreich angestrebten Concentration der Verwaltung schien im Stande zu sein, in der von allen Schranken des Herkommens befreiten, aller socialen und politischen Krystallisationspunkte beraubten, von dem beständigen Kampfe feindlich sich gegenüberstehender Volksclassen bedrohten Gesellschaft die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten. Was der Wohlfahrtsausschuß durch den rücksichtslosesten revolutionären Terrorismus anstrebte und, wenn auch nur vorübergehend, durchführte, die Zusammenfassung aller Kräfte des Landes in der Hand der Regierung, das erreichte Napoleon I. durch die auf dem Grundsatz der strengsten Centralisation beruhende regelmäßige Organisation der Verwaltung. Und was Napoleon auf diesem Gebiete geschaffen, das hat jede folgende Regierung als kostbarste Erbschaft übernommen, angewendet und zu immer größerer Vollkommenheit ausgebildet. Mochten die Inhaber der Gewalt wechseln: ihre Attribute verfassungsmäßig zu beschränken, fiel Niemandem ein, den gerade hervorstehenden Classen und am Ruder sitzen-

Digitized by Google

den Personen natürlich am wenigsten; aber ihre Gegner waren nicht sowohl darauf bedacht, die Befugnisse der Verwaltung zu mäßigen, als vielmehr darauf, sich zu Herren des alle individuelle Freiheit, alle corporative Selbstständigkeit ertödtenden Verwaltungsorganismus zu machen und, zur Herrschaft gelangt, ihren Gegnern denselben Druck empfinden zu lassen, unter dem sie selbst in der Opposition geseufzt hatten.

Dies Verhältniß wurde unter der Herrschaft des parlamentarischen Systems nicht gemildert, sondern trat nur um so schroffer hervor, je offener gerade auf der parlamentarischen Arena der Kampf um die Gewalt geführt wurde. Das parlamentarische System ist, nachdem Carls X. thörichter Versuch, es durch einen Staatsstreich zu beseitigen, den Sturz der älteren bourbonischen Linie zur Folge gehabt hatte, unter Ludwig Philipp zur vollsten Entfaltung und höchsten Blüthe gelangt. Man pflegt Ludwig Philipp's Regierungssystem als Scheinconstitutionalismus zu bezeichnen. Die Beschuldigung ist nicht unbegründet; nur trifft sie nicht insbesondere das System der Julimonarchie, sondern den ganzen französischen Constitutionalismus: so verstanden, als ob Ludwig Philipp nur darauf bedacht gewesen sei, unter dem Deckmantel der constitutionellen Formen seine eigene Politik zur Geltung zu bringen, ist die Beschuldigung aber geradezu ungerecht. Ludwig Philipp hat sich, wenige Fälle ausgenommen, den Anforderungen der constitutionellen Doctrin auch da gefügt, wo er seiner Neigung, ja seiner politischen Ueberzeugung den härtesten Zwang anthun mußte: das Urtheil der Kammermajorität verfügte fast unbedingt über die Ministerien: des Bürgerkönigs persönliches Eingreifen in die Regierung beschränkte sich auf den natürlichen Einfluß, den selbst unter der Herrschaft des Grundsatzes le roi règne et ne gouverne pas ein König von überlegenem Verstande immer auf seine Berather ausüben wird. Selbst einige Lieblingsgedanken, an denen er mit Zähigkeit festhielt, suchte er doch nicht gegen den Willen der Majorität zur Ausführung zu bringen. Kurz, wer als höchstes Ideal des constitutionellen Systems die Herrschaft der jedesmaligen parlamentarischen Majorität ansieht, muß dies sein Ideal unter der Herrschaft Ludwig Philipps vollständig verwirklicht finden.

Wenn also von einer absichtlichen Fälschung des Constitutionalismus unter Ludwig Philipp nicht die Rede sein kann, so bestand doch allerdings ein schneidender innerer Widerspruch zwischen dem Repräsentativsystem und dem von allen Parteien gleich heilig gehaltenen, auf dem Centralisationsprincip beruhenden Verwaltungsorganismus, und an diesem inneren Widerspruche mußte die constitutionelle Monarchie sich abnutzen und zu Grunde gehen, und das um so sicherer, je vollkommener die constitutionellen Formen sich ausgebildet hatten. Die bürgerliche Freiheit zog aus der geschickten Einfügung des Verfassungsmechanismus in den schroff centralisirten Beamtenstaat keinen

Digitized by Google

Gewinn. Die Doctrinäre des Constitutionalismus verwechselten eben die Staatsform, welche, wenn sie auf der ihrem Wesen entsprechenden Grundlage ruht, unter den modernen Verhältnissen die sicherste Bürgschaft für eine stetige Entwickelung der politischen Freiheit bietet, mit der Freiheit selbst. Daß die Freiheit die lebendige Betheiligung der Individuen an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zur Voraussetzung hat, daß nur der Staat frei ist, in dem die Centralgewalt ihre Schranken findet in einem kräftigen Communalorganismus, daß die Gemeindeverwaltung die Schule ist, in der der politische Charakter und der Freiheitssinn des Volkes sich bildet, das sind Gedanken, die völlig außerhalb des beschränkten Gesichtskreises der französischen Staatsmänner lagen. Die französische Volksvertretung betrachtete, wie das englische Parlament, die Minister als die Mandatare der parlamentarischen Majorität, sich selbst als die Trägerin des absoluten Autoritätsprincips, in dessen rücksichtsloser Entwickelung sie die einzige Bürgschaft gegen die permanente Anarchie, gegen die gewohnheitsmäßige Revolution sah. Aber daß das englische Parlament aus der Communalverwaltung erwachsen ist und auf der Communalfreiheit beruht, diese Thatsache war den französischen Politikern völlig unfaßbar; die Communalfreiheit selbst war ihnen ein Gegenstand der Furcht, da sie in jeder Regung corporativen Unabhängigkeitsgefühls sofort ein Symptom der „Anarchie der öffentlichen Meinung" witterten.

Und diese Furcht vor der Anarchie der öffentlichen Meinung war ja in Frankreich keineswegs unbegründet. Wenn in einem Lande keine relativ selbständigen Zwischenstufen zwischen der höchsten Centralgewalt und den in gesellschaftlichen Classen zusammengeballten Individuen bestehen, wenn dem politischen Streben des Einzelnen jede Möglichkeit der Bethätigung im engeren Kreise, d. h. der selbständigen Betheiligung an der Verwaltung der ihn zunächst und unmittelbar berührenden localen Angelegenheiten entzogen ist, so ist natürlich, daß die Wellen der leicht erregten öffentlichen Meinung sich stets bis zu den Spitzen des Staats fortpflanzen, daß alle localen Beschwerden ihre Abhülfe, alle localen Bedürfnisse ihre Befriedigung sofort an der höchsten Stelle suchen, daß jeder Mißgriff eines Feldhüters oder Gendarmen zu einem hochwichtigen Ereigniß wird, das der Opposition willkommenen Stoff zu einem Angriff gegen das Ministerium bietet, daß endlich auch die Differenzen zwischen den socialen Classen, die doppelt gefährlich sind in einer Gesellschaft, welche die abstracte Gleichheit als höchstes Staatsprincip aufstellt, ihre Ausgleichung ausschließlich vom Staat verlangen. In Frankreich kann der Minister nicht sagen: Minima non curat praetor. Er kann nicht und will nicht; denn er ist selbst stolz darauf, daß auch das Unbedeutendste von seiner Allgewalt und Allgegenwärtigkeit Zeugniß ablegt; er fühlt sich wie ein irdischer Gott, wenn bei einem Blick auf seine Uhr er dem fremden Gelehrten,

Digitized by Google

der ihn besucht, die imponirende Thatsache mittheilen kann, daß zu dieser Stunde in allen Lyceen Frankreichs derselbe mathematische Lehrsatz docirt wird. Er unterwirft das Kleinste seiner Leitung, weil er weiß, daß aus scheinbar unbedeutenden Elementen sich die öffentliche Meinung zusammensetzt, deren Beherrschung er als seine höchste Aufgabe betrachtet. Gegen jede Regung eines selbständigen Urtheils schickt er seine Präfecten und seine Presse ins Feld. Principiis obsta ist sein Grundsatz, regieren ist ihm gleichbedeutend mit kämpfen. Die Politik des „Widerstandes," d. h. der grundsätzliche Kampf des Autoritätsprincips wider das revolutionäre Princip, ist die nothwendige Consequenz des französischen Staatssystems. Denn die öffentliche Meinung in den Provinzen würde, da es ihr an allen natürlichen localen Krystallisationspunkten fehlt, und sie doch das Bedürfniß hat, sich bestimmen zu lassen, sich willenlos den excentrischen Ideen hingeben, die in der Hauptstadt üppig emporwachsen, wenn nicht der Präfect seine amtliche Autorität für die Sache der Ordnung einsetzte.

In dem Bekämpfen der öffentlichen Meinung also, soweit sie nicht in den Kammermajoritäten ihren officiellen Ausdruck fand, bestand das Wesen der „Politik des Widerstandes," als deren energischster Vertreter Guizot bekannt ist, der aber im Grunde auch seine Gegner gehuldigt haben, wenn sie auch, weniger stolz und herrisch als jener kraftvollste Vertreter des Autoritätsprincips, dieselbe verleugneten und in den Besitz der Macht gelangt, möglichst verhüllten. Im Wesentlichen aber standen alle Ministerien, die der Reihe nach in Frankreich gewaltet haben, in dieser Beziehung auf demselben Standpunct: das politische Denken der Franzosen von Oben herab zu reguliren, betrachteten sie alle als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Mochten die Einen das Geschäft mit größter Offenheit, die Anderen mehr in der Stille betreiben, geruht hat die Arbeit keinen Augenblick und unter keinem Regime. Jede Regierung strebte nach der Dictatur auch im Gebiete des politischen Denkens, und die parlamentarische Dictatur unterschied sich von der kaiserlichen im Grunde weniger dem Wesen als der Form nach.

Eine unbedingt centralisirte und das gesammte politische und geistige Leben der Nation zu centralisiren bestrebte Verwaltung und eine in dem unaufhörlich gährenden und sprudelnden Mittelpunkt des Landes, in Paris, gemachte und von dort über alle Departements verbreitete öffentliche Meinung, das waren die beiden Mächte, die bald sich bekämpfend, bald sich die Hände reichend, über das Schicksal Frankreichs verfügten. Zeigte sich die Stimmung in Paris der Regierung feindlich, so sah diese sich darauf beschränkt, die Einwirkung der Hauptstadt auf die Departements durch die Präfecten und deren Unterbeamte und Preßorgane zu neutralisiren, um wenigstens bei den Wahlen die Opposition zu schlagen und dadurch den Beweis zu liefern, daß das

Digitized by Google

Land auf Seiten der Regierung stehe. Gelang dem Ministerium, einen entschiedenen Erfolg bei den Wahlen zu erzielen, so war es immerhin in seinem Rechte, wenn es dem officiellen Ausdruck des Volkswillens ein höheres Gewicht beimaß, als den Keulenschlägen der Pariser Presse und den Nadelstichen des Salons. Die Regierung konnte sich, im Besitz der Kammermajorität, für die Vertreterin der wahren öffentlichen Meinung ansehen und ihre Gegner, mochten dieselben sich auch auf die Sympathien fast des ganzen Landes stützen, vor dem pays légal als Demagogen denunciren, die die Gemüther durch die Meinungsanarchie für die Revolution vorbereiten wollten.

Und diese Denuncation, dieser Appell an die besitzenden Classen, blieb nicht immer ohne Wirkung. Denn in der That war ja selbst in äußerlich ruhigen Zeiten die Revolution nicht ohne Grund das Schreckgespenst für die Einen, der Hoffnungsanker der Anderen. Grade die Ueberlegenheit der Regierung im Wahlkampfe (daß die Einführung des allgemeinen Stimmrechts den gouvernementalen Einfluß nicht verminderte, sondern noch steigerte, haben die Wahlen während der Regierung Napoleons III. bewiesen) legte der Opposition die Versuchung nahe, durch eine Bewegung der Pariser Bevölkerung die Regierung außer Fassung zu bringen. Eine Emeute war leicht zu Stande gebracht, wenn das gebildete Bürgerthum sich in frondirender Stimmung befand und der Regierung eine thatsächliche Lection gönnte. Nahmen die Unruhen einen bedrohlichen Charakter an, so schien immer noch Zeit, schnell wieder conservativ zu werden, und sich unter die schützenden Flügel der Regierung zu begeben. Wich die durch die Mißstimmung des Bürgerthums großgezogene Emeute vor den Drohungen und Repressivmaßregeln der Regierung nicht zurück, so stand man freilich vor dem Bürgerkrieg, vor der Revolution, und dann mußte sich die bürgerliche Opposition bequemen, in ihren Zugeständnissen an ihre Verbündeten von der radicalen Partei weit über das hinauszugehen, was sie selbst von der Regierung gefordert hatte: so bereits 1830, wo die Mehrheit der parlamentarischen Opposition mit einem Minister- und Systemwechsel und einer Zurücknahme der berüchtigten Ordonnanzen sich würde haben zufrieden stellen lassen; so vor allem 1848, wo die Häupter der dynastischen Linken, nachdem sie sich lange in dem eitlen Wahne gewiegt hatten, daß die ganze Nation zu ihrer Verfügung stehe, die schreckliche Erfahrung machen mußten, daß sie nur ihrem radicalen Bundesgenossen Handlangerdienste geleistet hatten.

Der gewohnheitsmäßige Leichtsinn, mit dem die oppositionellen Parteien sich der Führung des äußersten Radicalismus hinzugeben pflegen, spielt eine der bedeutungsvollsten Rollen in der Entwickelungsgeschichte Frankreichs. In wie engem Zusammenhange diese Richtung auf den Radicalismus mit dem traditionellen Centralisationsprincip steht, haben wir schon nachgewiesen. Zur

Digitized by Google

herrschenden Grundstimmung des politischen Geistes der Franzosen ist der Radicalismus aber erst durch die große Revolution und die dieselbe vorbereitende geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts geworden, da die der Bewegung zu Grunde liegenden und von ihr immer schärfer entwickelten und formulirten Anschauungen einerseits die ungemessensten Ansprüche an die Leistungen des Staats stellten, andererseits aber die Fähigkeit des Staats zur Erfüllung dieser Ansprüche von einer radicalen Umgestaltung desselben abhängig machten.

In der Vorgeschichte der Revolution lassen sich allerdings noch zwei Richtungen unterscheiden, neben der revolutionär-radicalen eine reformatorische. Ueber einen Punkt herrschte in Frankreich im Grunde nur eine Meinung: alle Welt war darüber einverstanden, daß das alte Regime abgewirthschaftet sei, und daß eine Fortdauer der herrschenden Zustände den Untergang des Staats zur unvermeidlichen Folge haben müsse. Das regelmäßige Mittel in solcher Frage ist die Beseitigung der vorhandenen Mißstände vermittelst des staatlichen Organismus selbst, also eine Reform, geleitet durch die Macht, die selbst der Reform vor Allem bedarf. Ernste und aufrichtige Versuche, auf dem Wege der Reform einer Katastrophe vorzubeugen, gingen denn auch dem Ausbruche der Revolution voran; aber sie scheiterten theils an den Umtrieben der eigennützigen oder beschränkten Gegner jeder Reform, theils an der Größe des Uebels, theils an der Erregung der Geister, die sich nach und nach in die Ueberzeugung eingelebt hatten, daß der Umsturz aller bestehenden staatlichen Einrichtungen der Heilung der kranken Gesellschaft vorangehen müsse. So wurden also von Anfang an die reformatorischen Tendenzen von der revolutionären Stimmung durchkreuzt.

Ihre Erfolge hatte die geistige Umwälzung, welche sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich vollzog, zum großen Theil dem Umstande zu verdanken, daß sie ihre praktischen Tendenzen bald mit berechneter Absichtlichkeit, bald instinctmäßig versteckte und längere Zeit hindurch einer offenen Kritik der concreten Zustände auswich. Dieser Enthaltsamkeit verdankte die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß sie in den höchsten Classen der Gesellschaft Eingang und gerade in den vornehmsten Salons die eifrigsten Gönner und Beförderer fand. Sie predigte — und eben dadurch wurde sie die das Jahrhundert beherrschende Macht — den Leuten von Welt; radical demokratisch in ihrem Kern, war sie vornehm und raffinirt elegant in ihrer Form. Ihre Wortführer beherrschten mit vollendeter Meisterschaft eine classisch ausgebildete Sprache, die sich eben so wohl zum Werkzeug des leidenschaftlichsten Pathos, wie der schärfsten Dialektik eignete. Der Zauber der Form gewann selbst diejenigen, die sich sagen mußten, daß gegen sie besonders die Pfeile des Spottes und Witzes gerichtet waren; da sie aber als Göt-

Digitized by Google

ter der Erde in sicherer unangreifbarer Höhe zu thronen wähnten, so überschütteten sie selbst die geistreichen Spötter mit Beifall; denn Spott und Witz gehörten zum guten Ton. Wer dachte an die tödtlichen Wirkungen des berauschenden Trankes, den der bohrende und zersetzende französische Esprit dem Reichthum, dem Range, der Schönheit in blumengeschmückten Schalen credenzte? Wer in der hohen Gesellschaft dachte, daß, während man vornehm und geistreich tändelnd mit den Ideen spielte, dieselben bereits anfingen, in alle Classen des Volkes einzudringen, das Bürgerthum mit Begeisterung und stolzen Hoffnungen erfüllend, die Massen zu Haß und Erbitterung gegen Alles das aufreizend, dessen Druck sie lange duldend und schweigend getragen hatten? Ganz unvermerkt hörte die Philosophie auf, ein Privilegium der vornehmen Stände zu sein. Sie wurde ganz ihren nivellirenden und eben deshalb zugleich centralisirenden Tendenzen gemäß zunächst ein Besitzthum des gebildeten Bürgerstandes, der nicht säumte, ihre Resultate in faßlicher Form der gesammten Nation zugänglich zu machen. Je weitere Ausbreitung die neue Lehre aber gewann, um so kräftiger machte sich das lange mit instinctmäßiger Schlauheit zurückgedrängte Streben geltend, ihre Resultate praktisch zu verwerthen. Hatte sie bis dahin sich vorzugsweise mit den Grundlagen der Gesellschaft in theoretisch kritisirender Weise beschäftigt, so ging sie allmälich zum directen Angriff auf die bestehenden Staatsverhältnisse über, um auf den Trümmern des alten Staates nach ihren Verstandesabstractionen einen idealen Neubau aufzuführen. Hier zeigte sich die Fähigkeit der Franzosen, einen Gedanken verstandesmäßig bis in seine äußersten Consequenzen zu einem formal vollendeten System auszubilden, in seinem glänzendsten Lichte. Ebenso trat aber auch in dem naiven Glauben an die Realität dieser Verstandesconstructionen, in dem starken Selbstvertrauen, mit dem man die zerrüttete französische Gesellschaft den Gesetzen eines geistreich ersonnenen, aber jeder realen Grundlage entbehrenden Staatswesens zu unterwerfen hoffte, die ganze Schwäche des Staatssinns der Franzosen hervor. Zwar die besonneren Politiker der sich bildenden neuen Schule standen im Allgemeinen noch unter dem Einfluß Montesquieus und sahen ihr Ideal in der englischen Verfassung; sie hatten, so unhistorisch es auch war, die Verfassung Englands ohne Weiteres in das despotisch centralisirte Frankreich verpflanzen zu wollen, doch noch einen verhältnißmäßig festen Boden unter den Füßen. Aber sie waren bereits, ehe die Revolution zum Ausbruch kam, weit überholt von den Schwärmern, die vornehmlich unter der Herrschaft der Rousseauschen Ideen standen und die Frankreich als tabula rasa betrachteten, auf dem ein Gebäude politischer und socialer Gleichheit zu errichten sei. Für die Schüler Rousseaus war die Freiheit nur ein tönendes Wort; die zwangsweise Wiederherstellung eines vermeintlichen Naturzustandes der Gleichheit und Brüderlichkeit war ihnen das

Digitized by Google

einzig erstrebenswerthe Ziel; und daß gerade die begeistertsten Bekenner des Rousseauschen Humanismus in ihrem beschränkten dogmatischen Eigensinn am allerwenigsten vor dem blutigsten, die Freiheit des Individuums völlig vernichtenden Zwange bei dem Versuche, ihr Ideal zu verwirklichen, zurückschreckten, hat Robespierres Beispiel zur Genüge gezeigt.

So geschah, daß, als die Eröffnung der Nationalversammlung das Signal zu einer großartigen und umfassenden Reformpolitik zu geben schien, die Elemente einer Reformpartei nicht mehr vorhanden waren, während doch bei der Schwäche der Regierung die Unterstützung einer kräftigen Partei in der Nationalversammlung die einzige Bürgschaft gegen einen gewaltsamen Ausbruch des revolutionären Geistes bot. Es gab vielleicht nur einen Mann in Frankreich, der die Größe, zugleich aber auch die Grenzen der vorliegenden Aufgabe mit voller Klarheit erkannte und dabei den Muth hatte, an der Lösung derselben nicht zu verzweifeln. Mirabeau war aufs Tiefste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Staatswesen bis in seine Grundlagen hinein angefressen und morsch sei; er war entschlossen, wie kein Anderer, die schärfsten Heilmittel in Anwendung zu bringen; er schreckte selbst vor revolutionären Schritten nicht zurück, wenn kein anderes Mittel vorhanden war, um den Widerstand des Hofes zu brechen. Aber trotz seiner von den Verhältnissen ihm aufgedrungenen gewaltsamen, oft revolutionären Methode war er doch, was die Ziele seines Strebens bot, nichts weniger als revolutionär. Der Gedanke, das von wilden Leidenschaften zerrissene Frankreich durch souveräne Decrete und philosophische Declarationen, durch die bloße Entfesselung des Stromes mächtiger Begeisterung, der sich aller Gemüther bemächtigt hatte, in einen Idealstaat nach antikem Muster, wobei man doch nicht über Carricaturen hinauskam, umzuwandeln, erschien ihm von vornherein als ein thörichter, verderblicher Wahn. Sein Plan, den er trotz aller Enttäuschungen mit eiserner Zähigkeit festhielt, war, die bestehenden Gewalten, wenn auch durch Drohung und Zwang, auf die Höhe der ihnen obliegenden Aufgaben zu erheben, um sie zu Trägern der Umbildung des Staatswesens zu machen. Er war ein Reformer, aber ein Reformer größten Styles. Aber wie hoch auch Mirabeau in den Augen des ganzen Frankreich über seine Collegen sich hob, mit wie unwiderstehlicher Gewalt er auch durch das Gewicht seiner majestätischen Persönlichkeit, durch die Kraft seiner stets den Kern der Fragen erfassenden Rede in entscheidenden Momenten die Versammlung fortriß, so ist er doch niemals ein Parteiführer im strengen Sinne des Wortes geworden; alle seine unausgesetzten Bemühungen, eine gouvernementale Reformpartei zu bilden, und auf diese gestützt die Nationalversammlung von dem stets wachsenden Einfluß der idealistischen Schwärmer und der Anarchisten zu befreien, scheiterten nicht nur an dem Widerstand des verblendeten Hofes,

Digitized by Google

sondern auch an dem unbesiegbaren Widerwillen der Versammlung, das Nebelreich ihrer phantastischen Ideale zu verlassen, und mit nüchterner Besonnenheit an dem spröden Stoffe der Wirklichkeit ihre Kraft zu erproben. Mirabeau war gewaltig, unwiderstehlich, wo es galt, die Reaction des alten Frankreich zu Boden zu schlagen und dem neuen Geiste Bahn zu brechen; aber die entfesselten Elemente zu organisatorischer Thätigkeit anzuleiten, sie in praktischer Arbeit am Neubau des Staates nach den ihm klar vorschwebenden Umrissen zu schulen, den brausenden Strom der Begeisterung einzudämmen und als Triebkraft für die Lösung der Aufgaben, die sein staatsmännisches Genie sich gestellt hatte, zu verwerthen: dazu reichte selbst seine Riesenkraft nicht aus, weil er stets ohne zuverlässige Gehülfen arbeiten mußte, weil Niemand fähig war, seine schöpferischen Gedanken zu verstehen, weil die Versammlung bereits unter der Herrschaft der Propaganda stand, die vermittelst der Menschenrechte ganz Europa neu gestalten wollte. Der Radicalismus hatte sich eben auch der Gemäßigten bemächtigt; der Glaube, daß nach Hinwegräumung aller Standesunterschiede, nach Beseitigung der Mißbräuche, die das alte Regime theils aus Schlaffheit unangetastet gelassen, theils aus machiavellistischer Berechnung geflissentlich gepflegt hatte, der neue Staat aus der Erklärung der Menschenrechte, wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus hervorspringen werde, drängte Frankreich unaufhaltsam vorwärts auf den Weg der Revolution; aus dem Gleichheitstriebe grade entwickelte sich der Classenkampf, der fortan die französische Gesellschaft zerrüttete; in dem Wahne das Reich der Freiheit im Taumel der ersten frischen Begeisterung bereits begründet zu haben, hatte man in der That nur der demokratischen Dictatur, die sich unter dem Namen der Republik versteckte, die Wege gebahnt: die parlamentarische Aera wurde mit der verhängnißvollen Thatsache eingeweiht, daß die liberalen Elemente des Landes, unfähig ihre Thätigkeit auf scharf umgrenzte Ziele zu richten, sich dem Einflusse der extremen Parteien überließen, um alsbald von ihnen verschlungen zu werden. Das ist die älteste Tradition des französischen Parteiwesens, und die Nachkommen sind dem Beispiel der Vorfahren in dieser Beziehung getreulich gefolgt.

Wie rasch schlug unter dem Einfluß dieser Verhältnisse der überschwängliche Idealismus, mit dem die Parteien sich in die Revolution gestürzt hatten, in die nackteste Herrschsucht um! Wohl erhitzte man sich auch noch fernerhin im glänzenden Wortgefecht für politische Principien, wohl suchte man, sich und Andere zu überreden, daß man für ideale Ziele kämpfe. Aber hinter allen glänzenden Phrasen verbarg sich das Streben nach der Vernichtung des Mitbewerbers um die Macht. Lafayette hatte gewähnt, mit der Erklärung der Menschenrechte die Freiheit zum Weltprincip, Frankreich zum Werkzeug der Welterlösung zu machen: bei der ersten Berührung mit dem Auslande

Digitized by Google

wurden Raub und Eroberung die Losung aller Parteien. Im Inneren hatte man die Principien der Gleichheit und Brüderlichkeit decretirt, und damit nur den Trieb nach absoluter Herrschaft allen Classen, allen Parteien eingeimpft. Und in dem Maaße, wie das Streben nach Herrschaft die Triebfeder der Politik wurde, schwand der Sinn für Freiheit, Recht und Wahrheit. Man prahlte mit Principientreue und redete sich anfangs wohl selbst ein, daß die hohen Worte ernst gemeint seien. Man gab sich der Selbsttäuschung hin, aus der sich dann, Alles überwuchernd, das öffentliche Leben vergiftend, reißend schnell die bewußte Lüge entwickelte.

Der Parteikampf ist überall, namentlich auch in England, dem klassischen Lande des Parteiwesens, ein Kampf um Macht und Herrschaft. Es ist ja das Recht der Parteien, ihre Grundsätze in der Gesetzgebung und Verwaltung zur Geltung zu bringen, und je entwickelter das parlamentarische Regime in einem Lande ist, um so unvermeidlicher fällt der Triumph der Grundsätze einer Partei mit der Herrschaft der Führer derselben zusammen. Daß diese wechselnde Herrschaft der Parteien in England bis jetzt weder die Stabilität des Staates erschüttert, noch die politische Gesundheit des Volkes zerstört hat, hat seine Ursache besonders in zwei Erscheinungen, die zu dem, was wir in Betreff Frankreichs bemerkt, in geradem Gegensatze stehen. Zunächst in der dem Volkscharakter entsprechenden verständigen Nüchternheit der Parteiprogramme, die immer mit klarer Bestimmtheit die Durchführung solcher Aufgaben anstreben, die von dem unzweifelhaftesten Bedürfniß gestellt werden. Die nachhaltige Gewalt der öffentlichen Meinung beruht in England, umgekehrt wie in Frankreich, auf der Strenge, mit der sie alle unreifen, verfrühten oder gar chimärischen Forderungen abweist. Selbst in den Zeiten der lebhaftesten Reformbewegung pflegt sich der Kampf der großen Parteien gleichzeitig immer nur um eine oder wenige Fragen zu drehen, um dieselbe zu einem nicht bloß die Interessen einer Partei fördernden, sondern die berechtigten Ansprüche aller Parteien und Gesellschaftsclassen nach Möglichkeit versöhnenden Abschluß zu bringen. Wohl haben auch in England die Parteien ihre Principien, die (wir sehen von manchen bedenklichen Erscheinungen der neuesten Zeit ab) um so fester gewurzelt sind, da sie auf einer Jahrhunderte alten Tradition beruhen; aber in den entscheidenden Kämpfen hütet man sich mit bewunderungswürdigem Tacte, den principiellen Charakter der Fragen, um welche die Discussion sich dreht, allzu scharf hervortreten zu lassen; man sucht vielmehr, so weit es möglich ist, das zu lösende Problem der Staatskunst seines principiellen Parteicharakters zu entkleiden, in der Erkenntniß, daß die Principien unversöhnlich sind, ein Compromiß zwischen den entgegengesetzten Interessen also immer nur auf dem Boden der Thatsachen gefunden werden kann: also gerade umgekehrt, wie in dem doctrinären und eben

Digitized by Google

deßhalb durch und durch radical gestimmten Frankreich, wo jede Controverse sich zu einem Principienkampfe zuspitzt, weil sie nur in der Form einer Principienfrage die öffentliche Meinung in Bewegung zu setzen vermag, wo aber, weil die Principien nur zur glänzenden Staffage für die persönlichsten egoistischen Zwecke dienen, sich weniger wahre Principientreue findet, als in irgend einem andern Staate.

Vor Allem aber werden die Gefahren der wechselnden Parteiherrschaft in England dadurch gemildert, daß die gesammte so außerordentlich ausgedehnte und einflußreiche Localverwaltung, in der vorzugsweise der Charakter des Staates und Volkes sich ausprägt, von dem Siege dieser oder jener Partei unberührt bleibt. So gründlich auch jede Partei ihren Sieg in der Besetzung der hohen Staatsämter und sogar, um den Monarchen allen ihr feindlichen Einflüssen zu entziehen, der Hofchargen, ausbeutet und ausbeuten muß, in den Bereich des Selfgovernments greift sie nicht ein: die nach festen Rechtsnormen geordnete Verwaltung der Grafschaften und Gemeinden geht ihren gleichmäßigen Gang, gleichviel ob die Ministerportefeuilles sich in den Händen der Tories oder Whigs befinden. Der Sieger kann also gar nicht auf den Gedanken verfallen, die besiegte Gegenpartei vermittelst des Verwaltungsapparates zu vernichten, da die unerschütterlichen breiten Grundlagen des politischen Lebens sich dem Beamteneinflusse fast ganz entziehen. Der Einfluß des Parlaments auf die Krone ist allerdings fast unbeschränkt; denn die Rathgeber der Krone sind die Vertrauensmänner der Majorität des Unterhauses; aber dem Lande gegenüber findet die Macht des Parlaments in dem Organismus der Verwaltung und in dem Freiheitssinn des Volkes, das diese Verwaltung aus seinem innersten Wesen heraus in langsamer, aber stetiger und folgerechter Entwickelung geschaffen hat, eine feste Schranke. Und gerade auf der Achtung vor dieser Schranke beruht die Stärke des Parlaments der Krone gegenüber. Wollte das Unterhaus die Freiheit des Landes durch die Schwächung oder gar Beseitigung des Selfgovernments unterdrücken, um die Stellung einzunehmen, die in den parlamentarischen Perioden in Frankreich die Wahlkammer stets eingenommen hat, so würde das Land den Schutz seines Rechtes bei der Krone suchen. Das neuerdings hervortretende Streben, die Verwaltung in einigen Zweigen mit Beschränkung das Selfgovernment zu centralisiren, muß daher sehr bedenklich erscheinen. Es entspricht allerdings vielfach dem praktischen Bedürfnisse, vor Allem aber gerade den Neigungen der einflußreichsten Gesellschaftsclassen, in denen sich bedenkliche Symptome einer Erschlaffung des bis dahin in England so kräftigen Staatssinnes zeigen, und die offenbar auf dem Punkte stehen, das Bewußtsein einzubüßen, daß die Kraft der englischen Verfassung, der Bestand der englischen Freiheit bedingt ist von der Energie, mit der die äußerlich unabhängig gestellten Stände sich persönlich an der Ver-

Digitized by Google

waltung betheiligen. Die neuerdings eingeschlagene Richtung ist daher wohl populär und sie gilt für liberal und es läßt sich auch nicht leugnen, daß auf diesem Wege unleidliche Mißstände leicht und bequem beseitigt sind. Aber als eine normale Entwickelung des alt-englischen Staatsprincips ist die Stärkung des besoldeten Beamtenelements nimmermehr anzusehen, vielmehr als ein ganz entschiedenes Abweichen von demselben. Es ist hohe Zeit, daß die bedenkliche Lage der inneren und äußeren Verhältnisse Englands im Volke den Staatssinn wieder neu belebe. Die Grundlage der Freiheit ist, daß der Bürger vor Allem ein *ζῷον πολιτικόν* ist. Wo in den unabhängigen Classen dies Bewußtsein geschwunden ist, da vermag freilich nur ein fest bureaukratisch organisirtes Staatswesen die Gesellschaft vor der Anarchie zu schützen.

In Frankreich, zu dem wir zurückkehren, dem Lande der absoluten Autorität und Centralisation, in dem gerade die radicalen, socialen und politischen Systeme am eifrigsten auf das beständige und allseitige Eingreifen der Staatsgewalt dringen, dem Lande, in dem der despotische Wille, so lange er nur den Schein der Schwäche zu vermeiden weiß, den unbedingtesten Gehorsam findet, ist der Boden für eine gesunde Parteibildung nicht vorhanden und niemals vorhanden gewesen. Dies trat, wie wir ausgeführt haben, zuerst schlagend in der Revolution hervor, und die Mißbildungen des Parteiwesens in der Revolutionszeit blieben das Vorbild für alle folgenden Phasen des constitutionellen Lebens. Ist aber in dem französischen Staatsprincip die Quelle der Parteicorruption zu suchen, so trug diese wieder mächtig dazu bei, die Staatsverwaltung in der verderblichen Bahn, in die sie sich begeben hatte, festzuhalten. Man dreht sich in einem Cirkel, den man unfähig ist zu durchbrechen; man fühlt, daß Staat und Gesellschaft an einer chronischen verzehrenden Krankheit leiden. Aber das Wesen des Uebels erkennt man nicht, weil Vorurtheil, individueller Egoismus, nationale Eitelkeit in dem, was den Staat langsam dem Untergange zuführt, die Quelle der französischen Macht und Größe sehen. Man überredet sich und Andere, für die Freiheit zu kämpfen, während doch Jeder nur auf den Besitz der Macht bedacht ist. Jedes Mittel, die Verleumdung, wie das Bündniß mit dem principiellen Gegner gilt für erlaubt im Kampfe gegen die Regierung; man stürzt sich leichtsinnig in die Anarchie, und schmiegt sich, um den Folgen der Anarchie zu entgehen, willen- und charakterlos unter den härtesten Despotismus. Das unruhigste, beweglichste Volk Europa's ist zugleich das lenksamste für den, welcher seinen Charakter studirt hat und den Schwächen desselben geschickt zu schmeicheln weiß.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Entwickelung und Wirksamkeit des Parteiwesens unter dem nach Napoleons I. Sturz wieder hergestellten Königthum.

Digitized by Google

Von Florenz nach Rom.

Von Dr. Hans Semper.

III. Perugia.

Als wir den trasimenischen See erreichten, war er in dichte Nebel gehüllt. Das richtige Wetter, um sich auf's lebhafteste in die verzweifelte Lage der Römer versetzen zu können, als sie unter dem Consul Cajus Flaminius vor ungefähr 2000 Jahren hier vernichtet wurden. Ein feiner Regen tröpfelte auf den unruhigen, schwarzen See herab, graue Wolken wallten an der umgebenden Bergkette auf und nieder. Hinter jedem Busch und Erdhügel des in der Mitte zwischen Berghetto und Passignano sanft aufsteigenden Berghanges glaubten wir mit wildem Triumphgeschrei numidische Krieger auftauchen zu sehen; die Legionen stutzen, drängen, wehren sich, die einen hoffen schwimmend die nahen Inseln zu erreichen und versinken, die andern verbluten im lehmigen, aufgeweichten Boden. Umwachsen von Gestrüpp schleicht sich in engem Bett noch heute der „Sanguinetto", Blutbach, zum Ufer hin. Das Schilf am Ufer rauschte, vom Winde bewegt, melancholisch wie die Seelen der gefallnen Krieger. Lange Zeit erblickt man kein Haus; man fühlt sich mitten in's Alterthum hinein versetzt.

Je düstrer dieß Bild war, um so heitrer lachte uns, in lichter Sonnenhöhe, Perugia bald darauf entgegen. Nur das Thal bedeckten noch die Nebel. Breite bequeme Straßen führen von der Eisenbahn den von Oel und Wein strotzenden Abhang zu der ehrwürdigen Stadt hinauf, die mit ihren mächtigen Mauern und Thoren die etruriſchen Zeiten lebhaft vor die Phantasie führt. Auch Perugia, etruskisch Aperuse, gehörte zu den 12 lukumonischen Städten, die der Sage nach von den Lydiern gegründet wurden. Und in vielen Einzelheiten, sei es in der Sitte, sei es der damit verwachsenen Kunst, zeigt sich in der That eine überraschende Uebereinstimmung zwischen Etrurien und Kleinasien; ein Umstand, der sich schwerlich durch bloße „Einflüsse" erklären läßt.

Das schöne Grab der Volumnier, das im Jahre 1840, etwa eine Stunde vor der Porta S. Pietro, an der Straße, die nach Toscana führt, gefunden wurde, gehört allerdings schon einer Zeit an, die keine frappanten Analogien mehr mit kleinasiatischer und altgriechischer Kunst zuläßt, wenn auch die alterthümliche Anlage eines Felsengrabes hier beibehalten ist. Dasselbe ist in den Tuffstein gehauen und ein Portal von zwei Seitenpfosten und einem Architrav bilden den Eingang. Die inneren Räume bestehen aus einer großen Kammer, von der sich zu beiden Seiten symmetrisch je 4 kleinere abzweigen, und die

Digitized by Google

dem Eingang gegenüber sich in eine Tribüne verengert. In dieser Tribüne wurden die 7 Prachtsärge, der eine aus Marmor, die übrigen aus Travertin, gefunden, welche jetzt in der Villa Baglioni stehen. In den 4 Seitenkammern zunächst der Tribüne sind Todtenbetten in den Fels bankartig eingehauen. Das innere Portal des Eingangs, so wie das Portal der Tribüne sind mit allerlei Symbolen, Sonnendiscus ꝛc. in schönem Relief geschmückt. Das Dach dieses unterirdischen Grabes ist, wie meist bei etruskischen Gräbern, als Imitation eines hölzernen Dachstuhles behandelt; eine Praxis, die in ihrer primitiven Naivetät an die gleichfalls directen Nachahmungen der Holzconstruction an den Grabfassaden Lykiens erinnert. — An den eben genannten Aschenkisten selber ist der untere Theil, worin die Gebeine ruhten, als viereckiger Opferaltar mit angehängten Weihbecken, Stierschädeln und Opfergewinden behandelt, während der Deckel bei den meisten als Ruhebett mit der halbliegenden Figur des Verstorbenen dargestellt ist. Bei dem einen sieht man auch noch die Balkenköpfe des Scheiterhaufens darunter, während ein anderer Deckel als Thronsessel mit der aufrecht sitzenden Figur des Verstorbenen charakterisirt ist. Alle diese Modificationen sind Fingerzeige, wie eng die Motive des Altars, der Bahre, des Standbildes in Hinsicht auf die Idee des Grabmonuments im Allgemeinen schließlich zusammenhängen. — Von einem kegelförmigen Tumulus (Grabhügel), der meist den etruskischen, sowie auch den lydischen und altgriechischen Familiengräbern eigen ist, hat man über dem Grabe der Volumnier keine Spur entdecken können.

Außer diesem Grabe sind von etrurischen Bauten noch Theile der Stadtmauer, sowie das im höchsten Grad malerische Thor, das jetzt den Namen arco della via vecchia führt, erhalten. Denn ohne Zweifel stammt die Anlage und der untere Theil desselben wenigstens noch aus etrurischer Zeit. Dasselbe schließt den alten Stadttheil, der sich auf der Höhe des Berges befindet, gegen die neueren tiefer gelegenen ab, und macht, gemeinsam mit mehreren stattlichen Palästen der piazza Grimani, einen der malerischsten Plätze aus. Das Thor besteht aus einem mächtigen Bogen, über dem sich ein dorisches Gebälk, sowie die Inschrift Augusta Perusia befindet, während zwei colossale viereckige Thürme dasselbe flankiren. Diese Thürme, sowie das Mittelstück wurden später noch erhöht und auf einem derselben erhebt sich, wie ein Schwalbennest, ein zierliches Haus mit luftiger Loggia aus dem 15ten Jahrhundert. Die Inschrift Augusta Perusia ist von Augustus angebracht worden, der die Stadt zu einer römischen Colonie machte und von Grund aus wieder aufbaute, nachdem dieselbe nach siebenjähriger Belagerung sich ihm hatte ergeben müssen und von einem fanatischen Bürger, Cajus Cestius, in Brand gesteckt worden war. Nur ein Tempel des Vulkan (sonderbare Ironie

Digitized by Google

des Schicksals!), sowie dieses Thor mit den Stadtmauern blieben vom Brande verschont. Der trotzige Unabhängigkeitssinn, der sich von jeher in der Geschichte Perugia's offenbarte, läßt sich aus der stolzen Lage dieser monumentalen Bergveste, inmitten blühender Landschaften, wohl erklären. Einen der wonnigsten Blicke auf die Umgebung bietet eine Plattform dicht hinter dem Marktplatz. Während man von Cortona aus große Thäler und mächtige Berglinien überblickt, so herrscht hier die romantische Anmuth vor, eine Gattung landschaftlicher Schönheit, die, zumal mit klassischen Formen verbunden, nicht weniger ihren unnennbaren Reiz besitzt. So weit das Auge reicht, bis nach Assisi hin, runde, olivenbewachsene Höhen, besetzt mit friedlichen Dörfern und Städtchen. Zu Füßen und links von uns lagerten sich über den Abhang hinab die hohen alten Häuser, aus denen Rauch aufstieg, und die trotz ihrer altersschwarzen Erscheinung ein behagliches Leben, sowie poetischen Sinn in der Bevölkerung vermuthen lassen. — Als wir die steile Straße hinabgingen, sahen wir fast an jedem Fenster besondere, vorstehende, eiserne Halter für Blumentöpfe, und hie und da blickte das Rundköpfchen eines frischen Peruginerkindes hervor, das ihren Blumen Wasser gab. — Schon halb dunkel war es, als wir für diesen Tag das letzte schöne Landschaftsbild genossen, vor dem Kloster S. Bernardino, mit der barocken Gartenmauer daneben, hinter welcher entlaubte Baumäste, sowie in der Ferne die Bergzüge hervorragten. Dann begaben wir uns durch die engen Gassen mit den hohen Häusern in unseren Gasthof, Albergo nazionale, wo die Kammern zwar einfach, die Bedienung jedoch solid, und der Wein im höchsten Grade zu empfehlen ist. Es gibt wohl keinen Wein in Italien, der in Farbe, Duft und Geschmack so viel Verwandtschaft mit dem Rheinwein zeigt.

Es war natürlich, daß wir zuerst die Monumente betrachteten, die unter freiem Himmel stehen, ehe wir andern Tags in das Innere der Gebäude eintraten. So sei denn zunächst des Brunnens Erwähnung gethan, der das nördliche Ende des Marktplatzes schmückt, und zwischen den ehrwürdigen Bauten des Regierungspalastes einerseits und des Domes anderseits steht. Auf fünf kreisrunden Stufen erhebt sich zunächst ein 25eckiges Becken; eine jede Seite desselben ist von Säulchen flankirt und mit je zwei Reliefs geschmückt, die außer den verschiedenen Beschäftigungen und Zodiakalzeichen der zwölf Monate, die Figuren der freien Künste, die Wappen Perugia's, Pisa's, Roms und Venedigs, sowie Scenen aus dem alten Testament und aus Aesop's Fabeln zum Gegenstand haben. An dem Wappen Pisa's befindet sich die Inschrift: „Joannis est sculptor hujus operis.“ Inmitten dieses Beckens trägt ein Wald kurzstämmiger Säulchen (ein Motiv, das sich auch am Taufstein des Baptisteriums, sowie am Sacramenthäuschen des Vecchietta im Dom von Siena befindet), ein zweites, gleichfalls vieleckiges Becken, dessen Ecken mit Statuetten

Digitized by Google

auf Consolen und unter Baldachinen geschmückt sind. Rings am untern Saum dieses zweiten Beckens oder Troges zieht sich eine Inschrift hin, welche angibt, daß der Brunnen im Jahre 1277 vom Fra Benvignate (aus Venedig) errichtet wurde, und daß die Sculpturen von Niccolò und Giovanni Pisani herrühren. Ueber diesem Becken endlich erhebt sich eine runde Bronceschale mit Greifen und Najaden und der Inschrift: „Rubeus (Rosso) me fecit A. D. MCCLXXVII. An den Sculpturen der beiden untern Becken scheinen Niccolò und Giovanni neben einander gearbeitet zu haben, und nicht einmal so, daß Niccolò etwa die unteren und Giovanni die oberen gefertigt hätte. Wenigstens ist beider Stil hier wie dort zu finden. Während die Reliefs mit Scenen des alten Testaments, Aesop's, so wie der 12 Jahreszeiten voll von antiken, aber traditionellen Motiven sind, zeigen die Darstellungen der freien Künste eine ganz neue, lebendige Auffassung, und eine poetische, originelle Erfindung. Jene Reliefs sind daher ebenso wahrscheinlich Werke Niccolò's, wie die letzteren des Giovanni. So stammen die Motive des Sündenfalls offenbar aus der Ueberlieferung, und wurden auch nachher noch fast genau von Giacomo della Guercia und vielfach selbst von Michelangelo festgehalten. Ebenso sind die Jahreszeiten hier ebenso charakterisirt, wie an den älteren Reliefs der Badia in Arezzo, sowie von S. Martino in Lucca; nur daß allerdings im Detail vielfach ein directes Studium der Antike sichtbar ist. — Der Simson ferner der den Rachen des Löwen aufreißt, indem er auf ihm niedersitzt, ist ohne Zweifel ein antikes Herkulesmotiv, und findet sich später auch bei Niccolò von Arezzo wieder; in einem andern Relief hat Niccolò deutlich den sterbenden Gallier oder eine andere ähnliche Antike zum Vorbild genommen. — Dem Niccolò möchte am untern Becken endlich wohl auch der Löwe von S. Marco zuzuschreiben sein, um dessen antike Linieneleganz und Feurigkeit des Ausdrucks gar mancher moderne Künstler jenen alten Meister beneiden dürfte. — Die sieben freien Künste dagegen tragen ganz den Charakter von *Jugendwerken* Giovanni's an sich, indem sie dessen frische Auffassung mit Niccolò's Formgefühl verbinden, und noch nicht die Härten und Extravaganzen späterer Werke Giovanni's hervortreten lassen. — Was vor Allem an diesen Allegorien überrascht, ist, daß sie, statt durch steife *symbolbeladene Paradefiguren*, durch *Gruppen von handelnden Personen* dargestellt sind, ein Verfahren, von dem Giovanni wie seine Nachfolger nachher leider meist wieder abkamen. So wird die *Grammatik* durch eine Frau versinnlicht, die ein Kind lesen lehrt, die *Rethorik* durch eine Frau, die einem Mädchen einen begeisterten Vortrag hält, von welchem dieses tief ergriffen und, mit gekreuzten Armen und geneigtem Haupte zuhörend, hingerissen wird, während die edelsten Vorsätze sein Gesicht verklären.

Wir steigen nun die breiten Stufen des naheliegenden Domes hinan,

Digitized by Google

der durch seine mosaikartige Ziegelbekleidung, sowie durch eine eigenthümliche kleine Kanzel neben dem Portal schon längst unsere Blicke auf sich zog. Dieselbe stammt nämlich noch aus der italisch-gothischen Zeit, enthält aber schon vollkommen das Motiv zu Benedetto da Majanos Kanzel in S. Croce zu Florenz. Ein neuer Beweis dafür, wie wenig gewaltsam sich die Motive entwickelten, zur Zeit, da die Künste in Italien blühten, und wie das Schema aller Architektur daselbst sich nicht durch constructive oder decorative Abstractionen und Imitationen, sondern durch das Bedürfniß zweckmäßig entwickelte. Beide Kanzeln sind sechseckig, die des Benedetto an einen Pfeiler, die von Perugia an die Fassadenwand angebaut; beide ruhen auf Consolen. Während jedoch bei Benedetto die Zwischenräume zwischen den Consolen, sowie die Wandflächen der Kanzel mit sculpirten Figürchen und Reliefs geschmückt sind, so treten an der Perugianer Kanzel Mosaik und gothische Bogen in Flachrelief an deren Stelle. Auch ist die letztere mehr in die Höhe gestreckt; ebenso sind die Details beider je nach dem Charakter ihrer Zeit verschieden.

Die weiträumige, gothische Kirche soll nach dem Muster von S. Francesco in Gubbio, vielleicht von demselben Architekten, dem obengenannten Fra Benvignate, errichtet worden sein. Im Innern fiel unser Blick zunächst auf das Grab des Andrea Baglioni vom Jahre 1451, das sich rechts neben dem Eingang befindet. Vermittelst buntfarbigen Marmors ist dasselbe polychrom behandelt und hat sowohl hiedurch, wie durch eine liebevolle Ausführung der Sculpturen eine gefällige Wirkung, wenn auch nicht Alles motivirt daran erscheint. — Auf schwarzer Basis erhebt sich ein oben und unten roth eingefaßtes Postament von grauem Marmor mit einem länglichen Feld von weißen Fruchtschnüren auf rothem Grund an seiner obern Hälfte. — Darauf folgt auf grauer Basis ein Fries, bestehend aus drei weißen, roth eingerahmten, viereckigen Feldern. In dem mittleren befindet sich die Inschrift, an den beiden äußern wappenhaltende Putten in Relief. — Trotz des Postaments ruht nun schließlich der Sarg selbst doch auf 3 Wandconsolen von weißer Farbe mit rothen Zwischenräumen. Der Sarg von oblong viereckiger Gestalt ist von rothen Leisten eingefaßt und durch fünf rothe Pilasterchen an seiner Front in 4 weiße Felder, mit Hochreliefigiren von Tugenden in Nischen, eingetheilt. Die Seitenwände sind mit Wappen geschmückt. Zu oberst ruht die Gestalt des Verstorbenen in weißem Marmor gebildet. — Ohne Zweifel war die Polychromie vormals noch viel reicher, indem die weißen Partieen zum mindesten durch Gold und Blau belebt sein mochten. Die zierlichen Figürchen erinnern an Benedetto da Majano's Stil, während die Gestalt des Todten selbst sehr manierirt erscheint. Aus stilistischen Gründen, die weiter unten entwickelt werden sollen, muß dieß Grab ein Werk des Florentiners Agostino d'Antonio di Guccio sein.

Digitized by Google

Demselben Meister, oder doch seiner Schule, möchte eine Altartafel von Marmor im linken Seitenschiffe zuzuschreiben sein. Auf blaubemaltem Grund befindet sich zwischen zwei Candelabern das ausdrucksvolle, doch grimassenhafte Brustbild Christi, zu beiden Seiten die beiden Marien, voller Gefühl im Ausdruck. Die Haare, Bänder und sonstiger Schmuck der Figuren sind vergoldet. Ueber dieser Basreliefgruppe befindet sich in Hochrelief Gottvater umgeben von Seraphim, sowie zwei schönen, bärtigen Halbfiguren.

Ein kleines Meisterwerk decorativer Renaissancesculptur dient sodann zur Bewahrung des heiligen Ringes, in der diesem geweihten Kapelle. Dieser Ring wurde den Peruginern im Jahre 1472 von Bruder Winterius aus Mainz geschenkt, nachdem dieser ihn zuvor dem Franziskanerkloster in Chiusi entwendet hatte. Das silberne Tabernakel, das ihn birgt, ist ein Werk des berühmten Peruginer Goldschmieds Cesarino Rosetti, vom Jahre 1516. Auf 4 Löwenfüßen ruht der zweistufige, reichornamentirte Untersatz und trägt einen 4seitigen Aufbau, dessen vier Nischen von korinthischen Doppelpilastern flankirt und mit den sitzenden Statuen der vier Evangelisten ausgefüllt sind. Zu oberst trägt eine kleine Krone den Ring. Die Verhältnisse des Ganzen, sowie die Vertheilung des reichen Schmuckes sind vortrefflich, und es böte dasselbe ein schönes Motiv zum Postament für eine Statue dar.

Perugia ist einer der Hauptorte, wo sich Schnitzarbeiten und Intarsien der Renaissance befinden, und wir werden noch mehrmals Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen. Auch im Dom sind mehrere Meisterwerke der Schnitzerei zu finden. So zunächst in der Capelle rechts vom Eingang die reichen, prächtig geschnitzten, wenn auch etwas barocken Stühle, mit braunem Grund und goldenen Ornamenten, die im Auftrag der Kaufmannzunft von Ercole di Tommaso und Jacopo Fiorentino im Jahre 1565 hergestellt wurden. Ebenso sind in der Sakristei schöne intarsiirte Wandschränke von Marietto di Paolo, genannt Torquato di Gubbio, vom Jahre 1494 zu sehen, sowie im Chor die geschnitzten Chorstühle des Giuliano da Majano und des Domenico Tasso von Florenz im Jahre 1491. Wir müssen uns leider versagen, sie alle eingehend zu schildern, um so mehr, da Worte den Reiz von Liniendetails doch nimmer wiedergeben können.

Viele andere Sehenswürdigkeiten des Domes müssen wir übergehen; dagegen können wir nicht umhin, mit kurzen Worten des prächtigen Tafelbildes des Luca Signorelli zu erwähnen, das die Sakristei schmückt. Dasselbe stellt die Madonna auf dem Thron dar, mit den Heiligen Onofrius, Johannes Baptista, Stephanus und Herculanus ihr zur Seite. Vor ihrem Thron sitzt ein Mandoline spielender schlanker Engelknabe. Wir hoben schon im vorigen Briefe die Verwandtschaft dieses Bildes mit einem andern des Luca in Cortona hervor; auch hier tritt neben der großen, originellen Kraft des Meisters

Digitized by Google

auch seine Verwandtschaft mit dem etwas magern Stil etwa eines Boticelli hervor. — Die übrigen Kunstwerke Perugia's werden wir im nächsten Briefe schildern.

Das Jubiläum des Papstes in Rom.

(Vom Correspondenten der Daily News.)

Rom, 15. Juni.

Wir haben die Feier jenes Jubiläums im Leben Pio Nonos, jenes Jahrestags begonnen, den man, wenn ein Ehepaar dahin gelangt, die silberne Hochzeit nennt. Im vorliegenden Fall kann die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages, an welchem der Papst in väterliche Beziehungen zu den Gläubigen der katholischen Welt trat, füglich eine silberne oder goldene genannt werden, wenn man dabei den Betrag an Silber- und Goldmünzen im Auge hat, die in Gestalt von Opferspenden frommer Seelen in den Gotteskasten des Vaticans fließen. Indeß würde die Bezeichnung silbern besser als golden für den Tag passen, wenn jenes Epithet den Unterschied zwischen großem Gerede und klugem Schweigen richtig ausdrückt, da das große Gerede auf beiden Seiten, der clericalen und der liberalen, zu reichlich florirte, um nach dem Geschmack einfacher, nüchterner verständiger Leute zu sein. In der That, es wird ziemlich wunderbar sein, wenn die Masse großen Geredes, welches uns die letzten vierzehn Tage umsummte und betäubte, sich nicht als Vorläufer irgend eines sinnlosen Aufruhrs oder wenigstens einer Anzahl von Balgereien erweist; hinreichend, um das Gedächtniß des päpstlichen Jubiläums nicht so friedlich fortleben zu lassen, als wünschenswerth ist. Es ist Thatsache, daß nicht wenige der letzthin freigewordenen Bürger Roms und andrerseits die Parteigänger des Unfehlbaren gegen einander Gefühle hegen, die denen der Dienerschaften der rivalisirenden Häuser der Capuletti und Montecchi in der Eröffnungsscene von Shakespears Stück gleichen. Sie zeigen sich ingrimmig die Zungen, und ohne gerade den so geschmähten Feind persönlich zu nennen, sind sie völlig bereit, durch kräftige Hiebe ihr Recht zu dieser Verwendung ihres Sprechorgans zu beweisen.

Man kann mit gutem Gewissen voraussagen, daß diese letzte und höchste Anstrengung der Jesuiten mit einem feierlichen Fiasco enden wird. Man braucht nur eine Droschke zu nehmen und eine Stunde durch Rom zu fahren,

Digitized by Google

um eine richtige Vorstellung von der Bedeutung dieses Jubeltags zu gewinnen. Die Römer, welche gewohnt waren, bei großen Gelegenheiten Hunderte, ja Tausende hochgestellter Prälaten und anderer Kirchenlichter in Rom eintreffen zu sehen, lachen jetzt über den Anblick der paar tausend gläubigen Pilger, welche die katholischen Comités in Oesterreich, Frankreich und Belgien mit vieler Mühe zusammengetrommelt haben. Die meisten sind offenbar bloße Bäuerlein, und es ist höchst spaßhaft, zu sehen, wie sie die Peterskirche ohne auch nur einen Gedanken an die Schönheit dieses Bauwerks besuchen und einfach die Menge der Kerzen zählen, die für die morgen stattfindende gottesdienstliche Schaustellung aufgesteckt sind, oder die reichen Draperien und die aufgehangenen Goldsachen bewundern. Diese Pilgrime sind in regelmäßigen Caravanen hierher geliefert und dann in die verschiedenen Gasthäuser, zum Theil selbst in Klöster abgesetzt worden. Sie scheinen vollständig von ihren Führern abzuhängen, welche alles: Droschken, Hotelrechnungen u. s. w. für sie bezahlten und ihnen zu bestimmter Stunde ihr Frühstück und ihr Mittagsbrod gaben. Unter allen diesen Leuten findet man kaum einen italienischen Priester, obwohl ein vom Premier in Florenz an die Präfecten gerichtetes Rundschreiben den speciellen Befehl ertheilte, den Priestern, welche nach Rom zu gehen beabsichtigten, nicht das geringste Hinderniß in den Weg zu legen. Es ist nicht zu zweifeln, daß die Absicht der Jesuiten einfach dahin ging, einen Haufen „fremder Unterthanen" in Rom zu haben, von denen sich hoffen ließ, ihre Anwesenheit in der ewigen Stadt werde die öffentliche Entrüstung hervorrufen und vielleicht sogar Gewaltthätigkeiten zur Folge haben. Das würde gewiß der beste Weg gewesen sein, die Aufmerksamkeit fremder Regierungen auf die Sache zu lenken. Aber die Jesuiten haben ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die gewaltthätigsten ultraradicalen Blätter, von den gemäßigten gar nicht zu reden, haben die letzten drei Tage die Bevölkerung inständig gebeten, sich ganz ruhig zu verhalten und diesen fremden Pilgern zu zeigen, daß die Achtung des italienischen Volkes vor den religiösen Gefühlen der ganzen Welt keine bloße Redensart ist.

Ich selbst war diesen Morgen in Sanct Peter und blieb etwa eine Viertelstunde vor dem Thore des Vaticanischen Palastes. Oben an der Treppe waren etwa sechs oder sieben Schweizergardisten in ihrer malerischen Tracht und zehn oder zwölf päpstliche Gendarmen, während unten am Fuße der Treppe acht bis zehn italienische Carabiniers und Polizisten standen. Einige zwanzig Kutschen kamen während der wenigen Minuten meines Verbleibens hier an. Alle Damen, welche aus denselben stiegen, trugen schwarze Kleider und weiß und gelbe Schärpen, die Wappenfarben des Papstes. Die Herren waren schwarz gekleidet und hatten an ihren Hüten weiß und gelbe Kokarden. Ich muß gestehen, daß ich ziemlich erstaunt war über die ausgesuchte Genero-

Digitized by Google

sität jener Vertreter der italienischen Behörden am untern Ende der Treppe, die zu keinem andern Zweck dahin gesandt waren, als um diese Individuen zu beschützen, die ausdrücklich nach Rom gekommen waren, um gegen die Einverleibung desselben in das Königreich Italien zu protestiren. Bis jetzt ist nichts passirt, was die Befürchtung rechtfertigen könnte, daß die von den Jesuiten gehegte Hoffnung sich verwirklichen wird. Die Römer scheinen entschlossen, das Fiasco so vollständig als möglich werden zu lassen.

Rom, 16. Juni.

Als ich heute früh das Haus verließ, erwartete ich die Straßen mit Todten bedeckt und mit Blut überströmt zu finden. Der 16. Juni hatte nach den Weissagungen unserer Propheten die Bestimmung, Zeuge einer zweiten Bartholomäusnacht zu werden, und so konnte ich nicht recht begreifen, daß Alles still und friedlich geblieben und Rom ganz und gar in seinem normalen Zustande war. Ich fuhr hinunter nach Sanct Peter, aber nichts Außerordentliches lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich, ausgenommen eine ungewöhnlich große Anzahl von Kutschen und Droschken in der Nähe des Platzes vor Sanct Peter. Als ich den Eingang zum Vatican erreichte, war ich erstaunt, außer anderen Carossen auch eine zum königlichen Hause gehörige zu sehen. Ein paar Minuten später präsentirten die Schweizergardisten die Gewehre. Es war der General Bertole Viale, der Adjutant des Königs, in voller Uniform, welcher diesen Morgen von Florenz gekommen war, und dem Cardinal Antonelli einen Besuch gemacht hatte. Der Ex-Staatssecretär empfing, wie ich höre, den italienischen General mit der größten Höflichkeit, und beim Abschiede bemerkte dieser, daß der König Victor Emanuel ihn beauftragt habe, dem heiligen Vater seine Glückwünsche zum fünfundzwanzigjährigen Jahrestage seines Pontificats auszusprechen. Cardinal Antonelli antwortete, daß er den heiligen Vater davon in Kenntniß setzen und „ihm über das Weitere Nachricht geben werde."

Die clericalen Blätter hatten angekündigt, daß die Zahl der Pilger, welche aus den verschiedenen Weltgegenden nach Rom kommen würden, mehr als vierzigtausend betragen würde. Ich habe guten Grund zu glauben, daß bis zu diesem Augenblick nicht mehr als dreitausend dieser Verfechter der heiligen Sache in der ewigen Stadt eingetroffen sind. In der That, die heute Morgen in Sanct Peter stattgehabte Ceremonie, welche etwas wirklich Großartiges hatte werden sollen, gestaltete sich recht erbärmlich. Vierhundert und siebzig katholische Abgeordnete versammelten sich im Hofe von Santa Marta und marschirten dann prozessionsmäßig in langem Zuge, etwa wie unsere Polizeileute, nach Sanct Peter. Hätte man nicht gewußt, daß etwas los wäre in diesem riesigen Gebäude, man würde kaum ihre Anwesenheit dort

Digitized by Google

bemerkt haben. Sie machten gegenüber von Sanct Peters Standbild Halt und assistirten der Enthüllung einer Inschrift, welche den fünfundzwanzigsten Jahrestag der Thronbesteigung Pius des Neunten verewigen sollte. Ein paar Minuten nachher ging die Procession auseinander, und die verschiedenen Theilnehmer an derselben gingen herum, um die Kirche auf eigne Rechnung zu besichtigen. Fürwahr, die Jesuiten, die soviel Zeit und Mühe darauf verwandt und soviel Geld dafür ausgegeben haben, um diese imponiren sollende katholische Kundgebung zu Stande zu bringen, müssen sich höchlich enttäuscht fühlen von dem geringen Erfolg, den sie erlangt haben. Wie ich in meinem letzten Briefe bemerkte, war der Hauptzweck dieser katholischen Demonstration, die öffentliche Entrüstung herauszufordern, vielleicht einen Aufruhr zu veranlassen, durch den Cardinal Antonelli mit Belegstücken zu einer großen diplomatischen Klagschrift versehen, und der Beweis geführt würde, daß der Papst im neuen Rom nicht frei sei, die Kirche nicht unabhängig regieren, nicht einmal ein unschuldiges Jubiläum mehr ruhig feiern könne. Aber die italienischen Behörden verloren keine Zeit, die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, so daß diese fanatischen Ultramontanen aus Belgien, Bayern, Oestreich, Frankreich und unserm eignen England, unter denen der kaum aus den Kinderschuhen getretene achtzehnjährige Lord Gainsborough die große Geige spielte, in der Hauptstadt des Königreichs der reichlichsten Freiheit zur Abspielung ihrer Rolle begegneten. Der Commendatore Gadda, der königliche Commissarius, richtete an den Fürsten Pallavicini folgenden Brief:

„Rom, 14. Juni. Bei der Gelegenheit der religiösen Festlichkeiten, welche für den fünfundzwanzigsten Jahrestag des Pontificats Sr. Heiligkeit Pius des Neunten angekündigt sind, vertraue ich der Nationalgarde, die sich um das Vaterland und die Regierung so wohl verdient gemacht hat, die öffentliche Ordnung und Ruhe an, und deshalb würden Sie mich verpflichten, wenn Sie die nöthigen Befehle ertheilen wollten, so daß das Commando der Nationalgarde, nach der bereits getroffenen Uebereinkunft zwischen Ihnen, dem General und den Behörden der öffentlichen Sicherheit einen besonderen Dienst, vorzüglich am 16. d. M. anordne, an welchem Tage die feierlichsten unter den religiösen Handlungen dieser Tage vorgenommen werden sollen. Nichts berechtigt zu der Vermuthung, daß Unordnungen stattfinden könnten. Im Gegentheil, wir haben Ursache, zu glauben, daß, Dank der Mäßigung, welche die römische Bevölkerung bereits an den Tag gelegt hat, die Feier des päpstlichen Jubiläums glänzend darthun wird, wie groß die Freiheit ist, welcher die Religion und ihre Diener sich stets in Rom erfreut haben und sich in diesem Augenblicke noch erfreuen. Indeß habe ich doch für zweckmäßig gehalten, die National-

Digitized by Google

garde aufzurufen als die hauptsächlichste Vertreterin der Ordnung und als zusammengesetzt aus den würdigsten Bürgern Roms. Die Nationalgarde wird ohne allen Zweifel die beste Bürgschaft für die Freiheit und die öffentliche Ruhe sein. Gadda."

Ich glaube, daß von diesen siebentausend Nationalgardisten nicht zehn diese Ansprache unbeachtet gelassen haben. Man sieht nicht einen von ihnen ausgegangen, sie sind alle in ihren verschiedenen Quartieren und werden fünf Tage unter den Waffen bleiben, bis alle Gefahr vorüber ist. Wenn man bedenkt, daß diese Nationalgarden gerade die Römer sind, welche von den jetzt unter ihren Schutz gestellten Ultramontanen Jahre lang unterdrückt worden sind, so kann man nicht umhin, den großmüthigen Geist tiefer Freiheit zu bewundern, der diese Bürgersoldaten beseelt. Das ist's aber gerade, was die Jesuiten und ihre Verbündeten am meisten zu verdrießen scheint. Ich bin selbst bei verschiedenen Gelegenheiten Zeuge von Aeußerungen des grimmigen Hasses gegen die nationalen Bestrebungen der Italiener gewesen, welchen diese ultramontanen Pilgrime im Herzen tragen. Gestern Abend saß ich mit einem Freunde vor einem Kaffeehause und discutirte mit demselben die neuesten telegraphischen Nachrichten aus Frankreich. Ein Priester, welcher vorbeiging, blieb plötzlich stehen und schrie, indem er seinen Stock erhob: „Was haben Sie hier gegen die Priester zu raisonniren, Sie" — ich lasse den Schluß der Frage weg. „Mein lieber Herr," erwiderte ich, „das Wort Priester ist uns nicht entfernt in den Kopf gekommen, aber wenn wir auch von Priestern gesprochen hätten, so denke ich, daß wir volle Freiheit dazu hätten." Der ehrwürdige Herr gerieth in Wuth, und nur mit der größten Schwierigkeit gelang den Leuten, die sich um uns sammelten, ihm einigermaßen begreiflich zu machen, daß nicht einer von der ganzen Versammlung es der Mühe werth halten könne, von Priestern zu reden.

Als ich über die Piazza Colonna ging, lenkte eine andere Episode meine Aufmerksamkeit auf sich. Sechs oder sieben fremde Priester mit einigen Damen besahen sich die Säule. Zwei von den Knaben, die hier auf öffentlicher Straße den Leuten die Schuhe putzen, machten sich an die fromme Touristengesellschaft, lüfteten ihre Mützen und boten ihre Dienste an. Einer der geistlichen Herren zog darauf ein Kupferstück aus der Tasche, gab es dem einen der Jungen und sagte mit lauter Stimme: „Hier, mein Bürschlein, nimm dieß und sprich dafür ein Ave Maria für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des heiligen Vaters." Der Junge sah sich um, lehnte das Geld ab und rief ebenso laut: „Nein, nein, das wäre verlorene Zeit!" Natürlich rief diese patriotische Antwort bei aller Welt ein kräftiges „Bravo!" hervor, und zum großen Staunen der armen Priester hatte der Knabe in wenigen Augenblicken beide Hände voll Kupferstücke.

Digitized by Google

Eine komische Scene fand nicht weit von der Porta Cavalleggieri statt. Eine Gruppe deutscher Arbeiter oder Bauern (es werden die gewesen sein, welche auf Veranlassung und Kosten eines der Grafen Arco von München nach Rom spedirt wurden), von einem Pater geführt, betrachteten sich die Madonna, die hier an einer Mauer hängt und von der ihr Führer behauptete, daß sie seit etwa zehn Tagen die Augen bewege. Nachdem sie eine Weile dagestanden und auf den Eintritt des Wunders gewartet hatten, ohne daß es sich sehen ließ, brach erst einer, dann ein zweiter, dann fast der ganze Haufen in lautes Gelächter aus. Die Italiener, die sich um die Gruppe gesammelt hatten, lachten mit, man war dabei Freundschaft zu schließen in dieser gemeinschaftlichen Heiterkeit, und einer der Deutschen ließ schon das mit Italien vereinigte Deutschland hochleben, als der Priester die Leute durch Mahnung zu schleunigem Aufbruch der Gefahr entführte.

Diesen Morgen in der Frühe fand man weiße und gelbe Placate mit „Viva Pio Nono!“ darauf an verschiedenen Straßenecken angeschlagen, aber sie wurden (sehr unverständiger Weise, die harmlosen Dinger!) vom Volke abgerissen, welches über die Abgeschmacktheit dieser Kundgebung lachte. Demonstrationen sollten heute in ganz Italien statt finden, die von der Gesellschaft der katholischen Interessen arrangirt waren, welche einfach eine ultramontane Secte ist und, geschützt durch ihren vorgeblich religiösen Charakter, unbehelligt gegen die italienische Regierung und für die Zwecke der Reaction und Restauration wühlt. Aber nach Telegrammen, die so eben von verschiedenen Theilen des Königreichs eintrafen, ist der Tag ganz ruhig verlaufen, und die Reactionäre haben auch überall anderwärts Fiasco gemacht. Die clericalen Abendblätter bemerken, indem sie von den durch die Regierung zur Verhütung von Unfug getroffenen Maßregeln sprechen, in der kühlsten Weise, alle diese Maßregeln seien nur ergriffen worden, weil — wer glaubt es wohl? — die Regierung fürchte, gestürzt zu werden. Ich glaube nicht, daß viele der Pilger, welche nach Rom gekommen sind, derselben Meinung sind. Es scheint vielmehr, daß sie nicht recht begreifen können, warum alle Leute sie hier mit großen Augen ansehen und dann lächeln.

Rom, 17. Juni.

Wenige Leser Gibbons werden so leicht die charakteristische Anmerkung vergessen, in welcher er vom Reichthum und der Macht spricht und auf die Liebesgenüsse hindeutet, die ein Benedictinerabt sich durch seine drei Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit sicherte. Ich kann mich des Gedankens nicht enthalten, daß die katholischen Deputationen, welche Rom wegen des päpstlichen Jubiläums besuchen, höchst wunderlich eingerichtete Gemüther haben müssen, wenn sie sich nicht über die seltsame Form und die

Digitized by Google

eigenthümlichen Folgen dessen verwundern, was der ehrwürdige Insasse des Vaticans hartnäckig „seine Einkerkerung" zu nennen beliebt. Daß „Steinmauern noch kein Gefängniß und eiserne Gitter vor den Fenstern noch keinen Käfig ausmachen," war eine Wahrheit, welcher aufrichtige Anhänger der Freiheit der Kirche bereitwillig zustimmen würden; aber die Einkerkerung Pius des Neunten ist zu augenscheinlich von viel mehr als blos geistiger oder moralischer Freiheit umgeben, und ich meine, die Mitglieder der Deputationen würden sich nicht wenig in Verlegenheit befinden, wenn man ihnen die Frage vorlegte: „Welchen größern Betrag an Freiheit, meine verehrten Herren, verlangen Sie denn nun eigentlich für das Oberhaupt der Kirche?" Die Jesuiten scheinen ihre alte traditionelle Schlauheit wirklich ganz eingebüßt zu haben. In allen katholischen Staaten haben sie sich Tag und Nacht abgemüht, bei dieser Gelegenheit eine riesige Kundgebung zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstthums zu Stande zu bringen und der italienischen Regierung Verlegenheiten zu schaffen, und jetzt sieht man nur am Erfolg, wie wenig sie vermögen. Die von ihnen zusammengetrommelten Volksgesandtschaften können, nach Hause zurückgekehrt, nur eine Geschichte erzählen. Sie sind mit Pomp und Ehren vom Papste empfangen worden. Sie haben Seine Heiligkeit von allen Mitgliedern des heiligen Collegiums umgeben, im Kreise aller Würdenträger der Kirche gesehen. Die Honneurs des Vaticans und Sanct Peters sind nicht blos von Bischöfen und andern Prälaten gemacht worden, sondern auch von den Croffizieren der päpstlichen Zuaven und den Exfunctionären der päpstlichen Regierung. Jeder zu der Feier gehörige Ritus ist ohne Hinderniß von Statten gegangen, und mit aller erforderlichen Feierlichkeit. Nichts fehlte derselben, als sie in der Peterskirche spielte, als die Anwesenheit des Papstes, der allein im Palast zurückzubleiben geruhte. Ein Papst, der grollend im Schmollwinkel sitzt, ist sicherlich nicht geeignet, nachdenkende Söhne der Kirche mit besonders tiefer und bleibender Ehrfurcht zu erfüllen. Der „eingekerkerte" Papst fürwahr! Wahrhaftig, wenn der das Schaffot besteigende französische Patriot das Recht hatte, auszurufen: „O Freiheit, wie viele Verbrechen sind in deinem Namen begangen worden!" so können die katholischen Deputationen nach allem, was sie in diesen Tagen hier gesehen und gehört haben, gleichermaßen ausrufen: „O Einkerkerung, wie viel Behaglichkeit, Luxus und Ehre sicherst du doch einem gefangenen Papste!"

Ich ging gestern noch nach San Giovanni in Laterano. Die Behörden hatten wohlweislich und vorsichtig zwei Compagnien des 58. Regiments auf dem Platze der Kirche gegenüber aufgestellt. Die Soldaten machten ihre Uebungen durch, und niemand würde sich eingebildet haben, daß der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit an diesem Orte und zu dieser Stunde des Tages einfach der war, bereit zu sein für den Fall, daß das Einschreiten von Mili-

Digitized by Google

tär erforderlich werden sollte. Indeß wurden ihre Dienste in keiner Weise gebraucht. Die Kirche war eher alles Andere als überfüllt. Am Abend war der Corso und die Hauptstraßen der Stadt voll von Pilgern. Viele von ihnen freuten sich der Militärmusik auf der Piazza Colonna und müssen, nach der um sie her herrschenden Heiterkeit zu urtheilen, gedacht haben, daß die Römer über die „Einkerkerung" des Nachfolgers Petri und des Statthalters Christi durchaus nicht so betrübt wären, als man ihnen hätte weißmachen wollen.

Die Pontifical-Messe wurde heute früh acht Uhr in der Peterskirche celebrirt. Das Mittelschiff war dicht gefüllt mit Fremden und Römern, die Kirche glänzend geschmückt und erleuchtet. Alles verlief in größter Ruhe und Würde, sodaß selbst der heutige „Osservatore Romano," Cardinal Antonelli's Organ, nicht umhin konnte zu schreiben: „Die Menge der Römer war so groß, daß sie uns jene schönen Tage ins Gedächtniß zurückrief, wo die Functionen der Kirche in der Fülle ihrer Ruhe und ihres Friedens sich vollzogen."

Warum, wenn dieß der Fall ist, bleiben dieselben clericalen Organe dabei, zu behaupten, daß die italienische Regierung die Kirche in Sclavenfesseln geschlagen habe? Nachdem die Ceremonie vorüber war, versammelten sich die Pilger um die Bronzestatue des Apostels Petrus, um die bekannte heilige Zehe zu küssen.

Wollte man alle die Reden zusammentragen, welche der heilige und seit Jahresfrist auch unfehlbare Vater der Christenheit im Verlaufe der letzten zwei Tage gehalten hat, so würde das einen ziemlich starken Band geben. Und doch hat er noch eine Menge andere versprechen müssen. Se. Heiligkeit hat nie daran gedacht, müde zu werden, ausgenommen gestern, als Cardinal Antonelli ihm die Mission des Adjutanten Victor Emanuels meldete. Das war zu viel für den alten Herrn, und die Antwort, die er ihm „ins Haus schickte," lautete, daß er zwar sehr dankbar sei für die freundliche Aufmerksamkeit des sardinischen Monarchen, aber so viele Leute empfangen habe und sich so schrecklich ermüdet fühle, daß er unmöglich den italienischen Gesandten noch bei sich sehen könne. Der General hielt darauf für das Beste, was er thun könne, mit dem Abendzuge nach Florenz heimzugehen.

—o—

Digitized by Google

Ein deutsches Reichsgesetz über die Presse.

Schneller als man erwartet hatte, wird die durch die Anschlußverträge mit den Südstaaten in die deutsche Reichsverfassung gekommene Bestimmung wegen einer Reichsgesetzgebung über die Presse zur Verwirklichung gelangen. Dem Antrage des Reichstags auf Erlaß eines Reichspreßgesetzes will, wie zuverlässig verlautet, der Bundesrath im Sinne des dazu gestellten Brockhaus'schen Zusatzantrags, d. h. schon in der nächsten Session des Reichstags im Herbst entsprechen.

Der glückliche Gegensatz zwischen den Zuständen des alten bundestäglichen Deutschlands und denen des neuen deutschen Reichs macht sich auch bei dieser Gelegenheit recht lebhaft fühlbar. Damals war man leider gewohnt, bei jedem Anlauf zu einer allgemeinen Bundespreßgesetzgebung immer an eine polizeiliche Beschränkung und Ueberwachung der Presse in den Einzelstaaten von Bundeswegen zu denken. Wie Recht man mit dieser Besorgniß hatte, bezeugte das Bundescensurgesetz von 1819, die Ausnahmegesetze von 1832 und die damit im Zusammenhange stehende Aufhebung des freisinnigen badischen Preßgesetzes durch den Bund, endlich der Bundesbeschluß über die Presse von 1854. Solchen Befürchtungen dürfen wir uns jetzt nicht hingeben. Im Gegentheil steht mit Sicherheit zu hoffen, daß die Gesetzgebung des Reichs auf diesem Gebiete ebenso befreiend, erweiternd, zeitgemäße Fortschritte anbahnend oder durchführend vorgehen werde, wie sie dies auf andern Gebieten, durch die Gewerbeordnung, das Strafgesetzbuch u. s. w. gethan hat.

Diese Hoffnung erhält verdoppelte Nahrung durch das, was man über die Intentionen des Bundesrathes in Bezug auf das Preßgesetz hört. Der Bundesrath, heißt es, würde gern aus den Kreisen der Betheiligten selbst, der Schriftsteller, Buchhändler, Buchdrucker u. s. w. Gutachten, Wünsche, Vorschläge in Bezug auf das zu entwerfende Preßgesetz entgegen nehmen. Ein solches Gutachten liegt nun bereits der Oeffentlichkeit vor, zur Zeit allerdings eine bloße Privatarbeit, aber von Einem, der eine lange und vielseitige publicistische Erfahrung hinter sich hat und daher wohl als sachkundig gelten kann. Es ist ein Referat, welches in der auf den 9.—11. d. nach Breslau anberaumten diesjährigen Versammlung des deutschen Journalistentags der Redacteur der D. A. Z., Reichstagsabgeordneter Prof. Biedermann in Leipzig erstatten soll, und welches der Ausschuß des Journalistentages im voraus als Unterlage für die Berathungen hat drucken lassen. Biedermann war beim letzten sächsischen Landtage (1869/70) Referent über das neue sächsische Preßgesetz in der II. Kammer und seinen Anstrengungen ist damals gelungen, manche Verbesserungen des Regierungsentwurfs durchzusetzen.

Digitized by Google

Das Referat, das den Titel führt: „Die Grundlagen eines deutschen Reichsgesetzes über die Presse," geht gleichfalls von der oben im Eingange ausgesprochenen Zuversicht aus, daß ein Reichspreßgesetz die mancherlei Beschränkungen, Beargwöhnungen, Bedrückungen der Presse, welche die Preßgesetze der Einzelstaaten mehr oder weniger noch enthalten, und welche mit einer rationellen Behandlung dieses wichtigen Factors des öffentlichen Geistes sich nicht vertragen, vollends beseitigen werde. In dieser Hoffnung legt es an das künftige Reichspreßgesetz einen sehr hohen Maßstab an, nämlich den der consequenten Durchführung jenes Systems, welches durch die Presse begangene Verbrechen und Vergehen zwar strafen, dagegen dieselbe vor allen präventiven Maßregeln und vor der von solchen schwer zu trennenden polizeilichen Willkür schützen will. Schon vor mehr als 50 Jahren, in einem an den alten Bundestag erstatteten Ausschußberichte des oldenburgischen Gesandten v. Berg (am 12. Octbr. 1818) sei das gedachte System — das sogenannte Justiz- oder Repressivsystem — empfohlen worden und der Bundestag selbst habe damals — es war das vor den ominösen Carlsbader Conferenzen — nicht übel Lust gezeigt, auf Grund dieses Systems die Zustände der deutschen Presse zu regeln. Was vor 53 Jahren der alte Bundestag für unbedenklich und angemessen erachtet, davor werde das neue deutsche Reich, stark wie es ist durch seine freisinnigen Einrichtungen und den sichern Einklang zwischender Nation und der Reichsregierung, doch gewiß nicht zurückscheuen. Wörtlich heißt es in dem Referat S. 5: Die „Grundzüge zu einem Reichsgesetz über die Presse," welche der Verf. des Referats vorschlagsweise formulirt, haben jedenfalls den Vorzug größter Kürze, denn sie umfassen nur 10 Paragraphen, während noch das neueste königl. sächsische Preßgesetz etwas mehr als die dreifache Zahl enthält. Alles ist ausgeschieden, was sich auf blos präventive Maßregeln bezieht, z. B. die umständlichen Vorschriften der meisten Preßgesetze über die Druckerfirmen, den Zwang zum Aufnehmen von Berichtigungen, die polizeilichen Confiscationen, die Pflichtexemplare u. s. w. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß diese präventiven Bestimmungen entweder überflüssig sind, da sie durch ein wohlgeregeltes System der strafrechtlichen Verantwortlichkeit unnöthig gemacht würden, oder ungerechtfertigt, insofern sie der Presse eine Ausnahmestellung anweisen, wie sie kein andres Gewerbe hat, wozu kein rechtlicher Grund zu finden sei. Was diese eben berührte Frage der strafrechtlichen Verantwortlichkeit betrifft, so erklärt sich der Verf. für das in Belgien und einigen thüringischen Staaten recipirte System der sogenannten successiven Verantwortlichkeit, nach welcher einerseits Verbreiter, Drucker, Verleger die Verantwortung für ein Preßerzeugniß auf sich nehmen und dadurch den Verfasser davon befreien können, indem sie ihn nicht nennen. Andrerseits aber, wenn der Verfasser haftbar gemacht worden, kann niemand

Digitized by Google

außer ihm zur Verantwortung gezogen werden, es sei denn, daß Umstände vorlägen, welche die Mitwissenschaft Anderer um den strafbaren Inhalt des Preßerzeugnisses außer Zweifel stellten. Vertriebsverbote von Zeitschriften verwirft der Verf. des Referats absolut, selbst nach einer mehrfachen gerichtlichen Verurtheilung (wo das sächsische Preßgesetz solche in Bezug auf inländische Zeitschriften noch zuläßt). Beschlagnahme will er allenfalls gelten lassen, da er zweifelt, daß der Bundesrath sie aufgeben werde, aber er stellt ein ganzes Bollwerk von Garantien auf gegen den möglichen Mißbrauch.

Am Schlusse werden sodann „alle Gesetze und Verordnungen in den einzelnen Bundesstaaten" für „ungültig" erklärt, „welche den Bestimmungen dieses Gesetzes widersprechen, oder welche der Presse und dem Preßgewerbe Leistungen oder Verpflichtungen auferlegen, die in diesem Gesetze „keine Begründung finden". Ausdrücklich aufzuheben wären „die Zeitungscautionen" (in Sachsen, Weimar, Baden u. s. w. bereits aufgehoben), der Zeitungsstempel (über den schon so lange schwere Klage, namentlich in Preußen, geführt wird!), so wie jede andere Art von Besteuerung oder Belastung einzelner Preßerzeugnisse neben der allgemeinen Gewerbesteuer für die Preßgewerbe."

Was alles für Beschränkungen der Presse, die mehr oder minder in allen oder doch vielen deutschen Staaten noch bestehen, dadurch in Wegfall kommen würden, geht aus der Zusammenstellung hervor, die der Verf. des Referates am Schlusse der „Motive" gibt. Dort heißt es zu § 10:

„Das heißt allerdings gründlich tabula rasa machen und ein auf solchen Grundlagen errichtetes deutsches Preßgesetz würde ebenso ein Muster von Freisinnigkeit sein, wie die weiland Preßgesetze des alten Bundestags Muster von Engherzigkeit, Furcht vor der Presse und Lust an der Knechtung und Erniedrigung derselben darstellten."

Daß die Vertreter der Presse und namentlich der Tagespresse, die insbesondere von den noch immer nur zu sehr überwuchernden Resten des Präventivsystems und der Polizeiwillkür in unsern Specialpreßgesetzgebungen am meisten zu leiden hat, Vorschlägen, wie die hier gemachten, ihre Zustimmung nicht versagen werden, ist wohl anzunehmen. Auch die liberale Reichstagsmajorität dürfte davor schwerlich zurückscheuen. Ob aber die im Bundesrathe vereinigten Regierungen darauf eingehen werden, die damit ja freilich ihre eigenen zum Theil sehr weit dagegen zurückstehenden Preßgesetze (z. B. des preußische von 1851) selbst verurtheilen müßten, das ist eine andere Frage. Indeß verurtheilt sind jene völlig veralteten Preßgesetze von der öffentlichen Meinung bereits entschieden und die betreffenden Regierungen können nichts Besseres thun, als dem Beispiele derer unter ihnen zu folgen, welche, wie die badische, die weimarische und die königlich sächsische an eine gründliche

Digitized by Google

Revision der Preßgesetzgebung ihrer Länder entschlossen selbst Hand anlegten. Leichter dürfte ihnen werden, ihre überlebten und abgestandenen Preßgesetze auf den Altar des allgemeinen deutschen Vaterlandes niederzulegen, und sie von den läuternden Flammen einer liberalen und zeitgemäßen deutschen Reichsgesetzgebung verzehren zu lassen, als ihren Einzelständen gegenüber einen unerquicklichen Kampf um deren Beibehaltung, Aufgebung oder Abänderung zu führen.

Vor allem vergesse man nicht, daß die eigentlich praktischen Wirkungen der verschiedenen Arten von Preßgesetzgebung — so weit man nämlich sich einbildet, dadurch die Presse in ihrer Entwicklung bestimmen, hemmen oder lenken zu wollen — nicht entfernt im Verhältniß stehen mit dem weitreichenden Odium, welches jede reactionäre oder auch nur liberale Maßregel gegen die Presse auf die Regierung wirft, welche sich darauf einläßt.

Je weniger Umstände man daher mit der Revision der Preßgesetzgebung im ganzen deutschen Reiche macht, je weniger Staub man dabei aufwirbelt, je weniger man sich anstellt, als ob Wohl und Wehe des ganzen Reichs oder eines einzelnen Bundesstaates davon abhängen, daß ein Zeitungsartikel oder eine Carricatur unterdrückt werde, desto besser wird es sein, denn desto offenkundiger im In- und Auslande wird es werden, daß das deutsche Reich ein auf gesunden und festen Grundlagen ruhendes, die deutsche Reichsregierung eine starke ist, eine solche, deren Kraft wesentlich auf dem Bewußtsein ihrer Uebereinstimmung mit dem Geiste der Nation beruht. K.

Die katholische Bewegung in Baiern.

Aus Baiern.

Das einzige, aber auch das große Interesse, welches unsere inneren Zustände gegenwärtig bieten, beruht noch immer auf der religiösen Frage. In ihr wurzelt die Bedeutung, die Baiern in der kommenden Zeit für Deutschland hat, und wenn auch die Bewegung längst ihren localen Charakter verlor, so ist doch die süddeutsche Residenz noch stets ihr Hauptquartier.

Beim Beginne derselben mußten sich die Leiter sagen, daß etwas angefangen werde, was nicht mehr aufhören dürfe, ohne der guten Sache den größten Schaden zu thun. Denn soviel war klar, daß jeder Stillstand der begonnenen Agitation den vollen Triumph der Gegner besiegeln würde, zumal

Digitized by Google

die Regierung ohne jede eigene Initiative den clericalen Uebergriffen gegenüberstand. Daß die Gegner selbst auf ein solches Stillestehen der Altkatholiken hofften, das haben ihre öffentlichen Organe deutlich bekannt, und selbst unter den Anhängern der liberalen Sache waltete zum Theil dies Mißtrauen. Wenn diese Hoffnung getäuscht wurde, so erscheint schon dies als ein bedeutender Gewinn; allein wir dürfen noch mehr behaupten.

Die Bewegung ist weitergegangen, sie ist unbestreitbar in ein neues Stadium gelangt. Dasselbe datirt von der größeren Versammlung, die zu Pfingsten in München gehalten ward und bei der sich die bedeutendsten Namen aus ganz Deutschland einfanden. Wir nennen Reinkens und Knodt, Michelis und Schulte, denn der berühmte Canonist aus Prag darf hier den Deutschen zugezählt werden. Ja, sogar außerhalb Deutschland fand die Versammlung so großen Antheil, daß zwei Engländer derselben beitraten; einer von ihnen ist Lord Acton, der berühmte Freund und Schüler Döllingers und Verfasser der ersten historischen Darstellung, die über das vaticanische Concil erschien. Lord Acton, ein Stiefsohn des englischen Ministerpräsidenten Granville, hat große Verdienste gehabt um die Zusammenhaltung der damaligen Minorität und um die Berichte, die über das Treiben der Infalliblen nach Deutschland kamen. Der Antheil, den er an den römischen Briefen der Augsburger Allgemeinen Zeitung besaß, darf jetzt wohl ohne Indiscretion gerühmt werden.

In jener Pfingstversammlung ward der Standpunct, welchen die Opposition in Zukunft einnehmen sollte, vollkommen klar gestellt. Es ist naheliegend, daß denjenigen, die sich mit Reformplänen der katholischen Kirche beschäftigen, eine Einschränkung schwer fällt, denn der Schlamm, den die Jahrhunderte hier angehäuft, fordert die reformatorische Thatenlust im weitesten Umfang heraus. Und dennoch schien eine Mäßigung der Ziele dringend geboten, wenn überhaupt ein Erfolg erreicht werden sollte. Denn der Beruf der Versammlung sollte ja nicht der sein, das Gemüth des Gebildeten mit den Ansprüchen und Widersprüchen der positiven Kirche auszusöhnen; dieser mag sich mit dem eigenen Gewissen abfinden und wird aus eigener Kraft zu jener religiösen Gestaltung kommen, die seinem Gottesbedürfniß die vollste Befriedigung gibt. Ganz anders steht es mit dem Volk. Die Masse kann einer positiven Religion nicht entbehren, wenn sie nicht zugleich des sittlichen Segens der Religion beraubt werden soll; für sie ist Moralität und Confession identisch. Wird aber diese Bedeutung des Positivismus zugegeben, dann muß man auch die weitere Thatsache zugestehen, daß nur die historischen Confessionen Aussicht auf Erfolg, oder wenn das Wort nicht zu profan klingt, auf Popularität haben.

Soll die Bewegung wirklich einen großen humanitären Zweck erreichen,

Digitized by Google

soll ihr gelingen, den Massen eine sittlich reine und veredelnde Religion zu retten an Stelle eines corrumpirten hierarchischen Systems, dann muß die Action der Altkatholiken in den strengen Grenzen des bisherigen Katholicismus bleiben. Verließe sie dieselben, so würde schon die nächste Wirkung ein Mangel jedes weiteren Vertrauens sein. In dieser Erwägung mögen auch die Scrupel des Einzelnen ihre Lösung finden, der dieser Sache seine Dienste weiht und dessen individuelle Ansicht vielleicht in manchen Punkten weiter geht, als das Programm der Bewegung. Der Einwand, daß dieselbe viel zu engherzig, viel zu katholisch sei, wenn wir so sagen dürfen, ist nicht begründet, denn wer sich um dessentwillen ferne hält, der geht von dem unbewußten Egoismus aus, daß seine individuelle Ueberzeugung den Maßstab für das Ganze bilden soll; der übersieht, daß es sich um eine Pflicht des Gemeinsinns und nicht etwa um die Befriedigung seiner subjectiven Gefühle handelt. Dann aber sollte auch jener Lehrsatz nicht vergessen werden: Majus continet minus, d. h. wer eine weitergehende Opposition gegen die katholische Hierarchie erstrebt, dem muß wenigstens eine weniger weitreichende lieber sein als keine. Von der Erwägung geleitet, daß nur das Erreichbare Aussicht auf Erfolg gewährt, nahm demnach die Versammlung den oben bezeichneten Standpunkt ein und in dem Gefühl, daß die Vertretung des gemeinen Wohles die höhere Rücksicht sei, schlossen sich der Bewegung auch solche an, die eine freiere Richtung begünstigen. Soviel über den Standpunkt der katholischen Action.

Um ein nächstes und greifbares Resultat zu bieten ward eine Erklärung erlassen, die von Döllinger verfaßt und mit 31 Unterschriften versehen war. Der moralische Eindruck derselben war ein hochbedeutender; den Inhalt theilten alle Blätter telegraphisch mit, und die wichtigsten Organe in Deutschland und Italien, in England und Oesterreich widmeten demselben eingehende Besprechungen.

Die Erklärung war aus 5 Hauptpunkten zusammengesetzt, deren erster den orientalischen Despotismus des Papstes und der Curie geißelt. Im zweiten und dritten werden die Gefahren, welche die neue Lehre für den Staat enthält, in schneidender Weise bloßgestellt und die unehrenhaften Manöver der Bischöfe beleuchtet, die zwischen klarer Ueberzeugung und würdelosem Servilismus schwankten, die auf der einen Seite in hohlen Worten die Gefährlichkeit der Decrete abschwächten und auf der anderen durch die brutalste Verletzung der Verfassung darthaten, wie begründet diese Gefahr erscheint, wie ansteckend der Romanismus wirkt. Ein vernichtendes Argument für die tendenziöse Zweckmäßigkeit, um derentwillen die Unfehlbarkeit erfunden ward, enthält der vierte Abschnitt. Sonst pflegte man in der Kirche den Grundsatz hochzuhalten, daß ein sicheres Zeichen für die Unrichtigkeit einer Lehre sei,

Digitized by Google

wenn man den Zeitpunkt zu bestimmen vermöge, in welchem sie zuerst ersonnen ward; sonst wurden Priester und Bischöfe aus der Kirche als Häretiker ausgeschlossen, weil sie einer neuen Lehre anhingen, die mit dem altüberlieferten Glauben im Widerspruche stand. Der Gegensatz, in welchem die heutigen Vorgänge zu diesen Principien stehen, ist von einer so schneidenden Klarheit und Augenfälligkeit, daß das Machwerk, die künstliche und gewaltsame Herstellung des neuen Dogma in ihrer vollen Nacktheit zu Tage tritt.

Von hoher politischer Bedeutung und principiell der wichtigste von allen, ist aber ohne Zweifel der Schlußsatz. Hier wird der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß das letzte Ziel der kirchlichen Reform eine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen werden möchte. Wenn der Anfang streng positiv gehalten ist, wenn die ganze Bewegung auf dem Boden katholischer Dogmatik bleibt, so zeigt doch anderseits diese Stelle, wie wenig der confessionelle Charakter der Agitation mit einer intoleranten Exclusivität verwechselt werden darf, wie sehr erleuchtete Katholiken sich der Zugeständnisse bewußt sind, ohne die eine solche Wiedervereinigung unmöglich ist.

Die Aufnahme, welche diese Erklärung in der ultramontanen Presse fand, ist für das schlagende Gewicht derselben der beste Beweis. Um den Mangel an Gegengründen auszugleichen, wurden um so reichlichere Schimpfreden beigebracht; die Furia cattolica der Infalliblen überstieg jedes Maß. Nur ganz wenige Blätter waren klug genug zu versichern, daß die genannte Erklärung ohne jeden Eindruck geblieben sei, und sich mit dieser Versicherung von der Last jeder Widerlegung zu befreien. Der Volksbote stellt injuriöse Personalien über die Mitglieder des Comités in Aussicht; die Augsburger Postzeitung zürnt über die Verblendung der Häretiker.

Während die Altkatholiken in Baiern mit dieser bedeutenden Erklärung vor das gesammte deutsche Volk traten, gab auch die bairische Regierung, auf deren negative Thätigkeit alle Blicke geheftet sind, ein Lebenszeichen. Wir meinen die 4 Artikel, die mit officiösem Charakter in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen sind, um „die vaticanischen Decrete und das bayerische Staatsrecht" in Vergleichung zu ziehen. Als Verfasser derselben darf man ohne Widerspruch Herrn von Lutz selbst bezeichnen und wenn ihm auch das Material von einem Professor der hiesigen Hochschule geliefert ward, so ist jedenfalls die scrupulöse diplomatische Redaction und der Tenor der Entscheidung, die gefällt ward, sein Eigenthum. Und wenn sie nicht seine eigenste Arbeit sind, so sind sie doch seine Ueberzeugung und sein Wille — das giebt ihnen Wichtigkeit. Fassen wir die Wirkung derselben auf die liberalen Katholiken zusammen, so war dieselbe zweifelsohne eine deprimirende; das Gefühl einer gerechten Bitterkeit kam noch dazu. Herr von Lutz geht die verschiedenen Mittel durch, welche die bairische Verfassung gegen renitente Kleriker an die Hand giebt und sucht nun mit dem Aufgebote alles

Digitized by Google

Scharfsinns nachzuweisen, daß jedes dieser Mittel unbrauchbar für den gegebenen Fall sei. Wenn diese Artikel aus der Kanzlei eines bairischen Bischofs kämen, so würde man vielleicht der jesuitischen Gewandtheit des betreffenden Officiellen oder der Sachkenntniß jener geistlichen Juristen Bewunderung zollen, aber Herr von Lutz hätte wahrlich darauf verzichten können, seinen Gegnern solchermaßen in die Hände zu arbeiten. Welchen Trost soll man daraus schöpfen, wenn ein Staatsmann, der vom Klerus die cynischsten Insulten erfuhr, diesen nur mit timider Vorsicht zu besänftigen sucht, wenn ein Minister sich bemüht, nur nach der Unbrauchbarkeit, statt nach der Tauglichkeit der verfassungsmäßigen Mittel zu forschen? Und welches Ansehen muß die Regierung gewinnen (oder verlieren) wenn sie den Bürgern mit allem Scharfsinn zeigt, daß die Verfassung in den wichtigsten Punkten inhaltslos, daß das Gesetz bei den schwersten Verletzungen machtlos ist? Wahrlich, das mit Trompetenklang zu verkünden, war weder klug — denn der allein ist hilflos, der seine Hilflosigkeit versichert; — noch nöthig, denn der Episcopat in Baiern ist keineswegs so lässig, daß die Vertreter des schwergebeugten Staates ihn in der Aufgabe zu unterstützen hätten, die Ohnmacht desselben noch klarer darzulegen. Wer in dieser Weise bekennt, daß er nichts thun könne, der verräth, daß er nichts thun will, denn wenn noch die leiseste Entschlossenheit zum Kampfe besteht, so wird jeder Vernünftige sich hüten, die Zerbrechlichkeit der Waffen, die man gebrauchen will, dem Gegner vorher zu demonstriren. Die öffentliche Meinung hat aus den vorliegenden Artikeln die einmüthige Ueberzeugung geschöpft, daß Herr von Lutz vor dem Kampfe zwischen Staat und Kirche zurückschreckt und es ist interessanter geworden zu fragen, warum er nichts thun will, als warum man nichts thun könne. Sapienti sat. Dem Volke aber dürfte die Erwägung nahe liegen, daß selbst der gefährlichste Kampf dem Staate weniger schadet als die tägliche brutale Mißhandlung desselben von Seite der kirchlichen Würdenträger; daß Wunden rühmlicher sind, als Fußtritte. Ein so eclatantes Recht wie es der Staat hier hat, demoralisirt wenn es nicht gebraucht wird und seine unlösbare Kehrseite ist die Pflicht, es geltend zu machen. Einen Kampf, der unvermeidlich geworden ist, zu verschieben, ist nach allen Lehren der Geschichte weit gefährlicher, als ihn aufzunehmen; das Einzelinteresse mag aus dem Aufschub desselben Nutzen ziehen, das Interesse der Gesammtheit wird stets darunter leiden.

Wie es scheint, besteht über die Stellung des Cultus-Ministeriums zu der kirchlichen Frage im Ministerrathe selbst keine vollkommene Eintracht, wenigstens haben die Differenzen, die dort obwalten, und die Ministerkrisis, von welcher seit Wochen die Rede ist, ihren unsichtbaren Grund jedenfalls in den geistlichen Wirren. Ob indessen Graf Bray sich fürchtet, daß Herr

Digitized by Google

von Lutz doch mit der Zeit Ernst machen könnte, oder ob ein anderes Mitglied des Ministerrathes darüber erzürnt ist, daß dies bis jetzt nicht geschehen, wagen wir nicht zu entscheiden; soviel steht fest, daß Herr von Lutz nicht den Endpunkt der Gegensätze darstellt, sondern in der Mitte zwischen denen steht, die mehr und die noch weniger gethan wissen wollen als er.

Wir haben im Vorhergehenden den Standpunkt des Ministeriums dargestellt, und haben nun zwei andere Factoren zu beleuchten, die in der Sache eine wichtige Rolle spielen: die Haltung des Königs, und die öffentliche Meinung des Publicums. Beide fanden Gelegenheit, eine entschiedene Probe ihrer Gesinnung abzulegen und zwar bei zwei großen geistlichen Festen, welche die jüngste Gegenwart gebracht hat. — Daß der König nicht an der Frohnleichnamsprocession in München Theil nahm, hat politische, nicht bloß ceremonielle Bedeutung. Die Entschuldigung, daß der Mangel der nöthigen Garnison den nöthigen Schutz vermissen ließe, ist ebenso gesucht als plump, und provocirt den Hörer weit eher, sich nach einem richtigeren Grunde umzusehen, als sich mit diesem zu befriedigen. Der Mangel einer jeglichen Stellvertretung, wie sie sonst bei diesen Gelegenheiten angeordnet war, wirft auf die Stellung des Hofes zur erzbischöflichen Curie das schärfste Licht, selbst wenn man übersehen wollte, daß zwei der obersten Hofchargen in dem Actionscomité vertreten sind. Nicht blos weil der junge König sich persönlich von jenem Streite fern halten will, sondern vor allem deshalb, weil ihm die klerikale Streitsucht und Ueberhebung in tiefster Seele verhaßt ist, entzog er sich einer Feier, die weniger zur Verherrlichung Gottes als seiner Diener eingerichtet ist. Und dieser Ueberzeugung folgte denn auch das ganze gebildete Publicum. — Früher nämlich lag den Staatsbeamten eine Art Verpflichtung ob, zur „Verherrlichung" des Frohnleichnamstages, wie man euphemistisch sagte, beizutragen. Diesmal war ein Erlaß des Cultusministeriums erschienen, der diese Theilnahme ganz dem Belieben des Einzelnen anheimgab. Und in der That, der Gebrauch, der von diesem Erlasse gemacht ward, war ein allgemeiner. — Nicht nur der Richterstand, auch die Staats-Verwaltung und die Universität war nahezu ohne Vertretung; das ganze gebildete Publicum, mit einem Worte der Staat legte einen vernichtenden Protest an diesem Tage ab. Die große Ueberzahl jener Frommen, über welche die Kirche gebietet, weil sie zu ihrer leiblichen Erhaltung beiträgt, kann dagegen nicht in Betracht kommen, sie bildet nur eine Folie, von welcher sich ihr Verlust an gebildeten Elementen um so schärfer abhebt.

Dieselbe Wahrnehmung, wie an diesem Tage, konnte man bei dem Papstjubiläum am 16. Juni machen, wo alle Blicke und alle Herzen sich theilten zwischen Rom und Berlin. Für die mächtige kirchliche Bewegung der Gegenwart gab es keinen großartigeren Höhepunkt, als jenes Doppelfest; un

Digitized by Google

hörbar erscholl der alte Kampfesruf: Hie Welfen, hie Ghibellinen. Und wahrlich, nicht die schlechtesten Kräfte sandten ihre Sehnsucht und ihre Gedanken nach dem Norden; dort feierte die Treue eines frommen jugendstarken Volkes, das schlicht in aller Größe blieb, ihr Dankesfest; das Volk, das hier um die Altäre stand, konnte mit reinem Auge gegen Himmel schauen.

Und in Rom? Dort feierte ein Greis seinen Jubeltag, der mit List und Gewalt seine eigene Vergötterung ertrotzt, der die Frömmigkeit nur in der Allmacht seiner selbst und die Treue nur in der Knechtschaft des Erdballs findet. Tausende von Thalern lagen zu seinen Füßen; aus dem Scherflein der Wittwe und dem Groschen des Armen, den man betrog, sind sie zusammengepreßt und der alte unersättliche Mann greift gierig nach diesem Blutgeld. Warum — um seine Herrschaft, nicht um die Wahrheit zu befestigen!

Auch eine bairische Deputation stand vor der Schwelle des Vatican. Sie bestand aus Aristokraten, die in unversöhnlichem kleinlichem Hasse ihrem Vaterlande den Rücken kehren, weil es freier und mächtiger geworden ist, als in feudalen Zeiten; sie bestand aus den Faiseurs der hiesigen ultramontanen Partei, die mit der Wuth des Jacobiners gegen alle staatliche Autorität losstürzt und aus vielen, von denen man sagen darf: sie wissen nicht, was sie thun! Es wäre thöricht, wollte man diese als die Vertreter der Gesinnung betrachten, die in Baiern herrscht; sie sind nur die kleine Ziffer, um jene größere festzustellen von denen, die Deutschland über alles stellen. Denn das dürfen wir nie vergessen, die kirchliche Bewegung und die nationale sind eins. Sie waren es zur Zeit, da jener Schlachtruf von Welfen und Ghibellinen erscholl; sie waren es im alten Reiche und sind es im neuen.

Berliner Briefe.

Berlin, den 30. Juni 1871.

Berlin ist unleugbar in seine „todte Jahreszeit" eingetreten. Todt ist die Jahreszeit nun freilich nicht, im Gegentheil freut sich Berlin, seit Jupiter Pluvius auch einen wohlverdienten Urlaub nehmen zu wollen scheint, seines Lebens recht sehr und unbekümmert darum, daß alle seine Brauereien zu Actiengesellschaften umgewandelt sind, stürzt es sich aus allen Thoren (in der That ist dies eine poetische Licenz, da die Thore dem Geiste der Freizügigkeit zum Opfer gefallen sind) in hundert Biergärten und wer nicht nur den Abend,

Digitized by Google

sondern auch den Nachmittag sein nennen kann, der macht eine Partie auf's Land,

wo das Rauschen des Bachs,
wo der blinkende Kiesel
Tugend und Weisheit lehrt.

Und wenn das auch nicht immer der Fall ist, so herrscht doch gesunde Luft, frisches, freies, fröhliches Jugend- und auch sittiges, gemüthvolles Familienleben in diesen sämmtlichen Vergnügungen vor, obgleich Berlin mehr und mehr „Weltstadt wird." Viele bezweifeln das freilich und sprechen uns jede Anlage für eine solche Laufbahn ab. Die Sache hat auch ihre ernste Bedeutung. Die „Weltstadt" hängt auf das Innigste mit der Centralisation des nationalen Lebens zusammen und eine solche liegt nun einmal nicht in dem deutschen Charakter. Als die ersten Nachrichten von den Gräuelthaten der Pariser Commune die Welt erschütterten, that ein großes, freisinniges und geistvoll redigirtes Provinzialblatt in seinem und seiner Leser Namen ein pathetisches Gelübde, nie zu dulden, daß Berlin ein Paris werde, und, ob laut oder nicht laut ausgesprochen: ein ähnlicher Gedanke lebt in jeder Provinzialhauptstadt, in Köln wie in Königsberg, in Breslau wie in Stettin. Er war vor dem Kriege vorhanden und hat sich während des Krieges stark gesteigert, wozu die landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Armee-Corps (auch eine jener Institutionen, welche erst in fernen Jahrhunderten, wenn auch sie dem Verderben anheimgefallen sein wird, das alles Bestehende bedroht, ein Geschichtsschreiber und Philosoph erst vollständig bewundernd würdigen wird) außerordentlich viel beiträgt. Provinzielle Selbständigkeit und einheitliche, stramme Leitung von Oben sind niemals so wirkungsvoll und glücklich vereinigt worden, als in Preußen, und wie man schon deutlich erkennen kann, daß sich die 1866 neuerworbenen Provinzen vollkommen in den Organismus des Ganzen einfügen, ohne der Fliehkraft ein Uebergewicht zu geben, so läßt sich auch erwarten, daß allmälig das ganze Deutschland in ähnlicher Weise, wie es früher Preußen gethan hat, in seinen Gliedern selbständiges Leben bewahrt, ohne die Einheit aufzugeben. Wir wollen nicht, daß Deutschlands Kopf und Herz in einer Stadt liege, wie die Franzosen von Paris sprechen, sondern das Leben soll überall gleich stark, gleich edel sein. Der ganze ruhige, praktische, nüchterne Mechanismus der Regierung sorgt auch dafür, daß Berlin kein nachtheiliges Uebergewicht erhält. Er erreicht, was die Amerikaner dadurch erreichen, daß sie Washington zur Bundeshauptstadt machen und was die Franzosen erreichen wollen, indem sie die Regierung gern von Paris fern halten wollen. Aber dies ist immer nur ein Nothbehelf, denn der natürliche Platz der Regierung ist da, wo die reichsten materiellen und geistigen Mittel versammelt sind und die Gefahr liegt nur darin, daß eine große

Digitized by Google

Hauptstadt einen übermächtigen Einfluß auf die Regierung und auf die Volksvertretung übt. Das ist in Preußen ein einzigesmal, im Jahre 1848 geschehen. Seitdem ist niemals etwas Aehnliches vorgekommen. Die Socialdemokratie hat ihren Hauptsitz in abgelegenen Fabrikstädten und wenn jetzt nach der vollständigen Zerfahrenheit aller politischen Parteien einmal ein neuer Anstoß gegeben werden wird, was ja früher oder später sicher eintreten muß, so kann man sicher sein, daß ihn Berlin nicht geben wird. Deshalb kann man auch das rasche Wachsthum Berlins sehr ruhig mit ansehen. Es enthält keine Gefahr und wenn es eine solche enthielte, so würde sich dagegen nichts durch Gewalt thun lassen, am Wenigsten durch eine Beschränkung der mühsam erworbenen und nie wieder rückgängig zu machenden Freizügigkeit, sondern nur durch eine Stärkung der vorhandenen Gegengewichte, die in einem selbständigen, kraftvollen Provinzialleben liegen. —o. W.—

Die jesuitisch- klerikale Partei und das deutsche Reich.

Berlin, 30. Juni 1871.

Am 21. Juni Abends brachte die Neue Preußische Zeitung einen Artikel gegen die klerikale Partei, der nicht verfehlen konnte, in ganz Deutschland Aufmerksamkeit zu erregen. Der Artikel besprach die kleriale Fraction des Reichstags und erklärte, diese Fraction habe vergeblich sich dadurch einen politischen Anstrich zu geben versucht, daß sie den Namen „Fraction des Centrums" angenommen. Die Fraction sei gebildet von den Koryphäen derjenigen Partei innerhalb der katholischen Kirche, welche als die Bundesgenossin des römischen Jesuitismus bezeichnet werden müsse. Es habe diese Partei alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Einheit Deutschlands und zumal die Gründung des deutschen Reiches zu hindern.

In der That, wem fallen bei diesen Sätzen nicht die ultramontanen Intriguen ein, durch welche noch im Anfang des Jahres 1870 das Ministerium Hohenlohe in Baiern gestürzt wurde, wer erinnert sich nicht dabei der Thätigkeit des Herrn Windthorst, des einstigen Welfenministers, der nunmehr als Welfenminister in partibus zu betrachten ist. Gerade Herr Windthorst aber ist die Seele der sogenannten Fraction des Centrums. Und wie steht es mit dem hochwürdigen Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler? Des deutschen Reiches Gönner sitzen in dieser Fraction nicht vereinigt, das sieht ein Blinder. Sollte das ein Zufall sein? Sollte wirklich eine gemeinschaftliche Ansicht über die besten Mittel, das deutsche Reich zu festigen und in seinen wohlthätigen Leistungen zu fördern, diese Herren zusammengeführt haben? Die Miene, daß man bloß eine besondere Ansicht vertrete, wie dem deutschen Reich am besten zu dienen sei, hat das „Centrum" allerdings angenommen. Es wäre unklug gewesen, eine so lange ersehnte Bildung, wie das deutsche Reich, die so kraftvoll in die Wirklichkeit getreten, mit offenen Waffen zu bekämpfen. Die indirecten Waffen, das Reich in seinen Lebensbedingungen und

Digitized by Google

edelsten Organen zu beschädigen, sind nun allerdings ebenso wirksam wie die directen, aber den Vorzug der Verborgenheit haben sie in diesem Falle nicht mehr.

Die Herren vom Centrum sagen: das Reich ist da; wohl ihm! Doch stelle es sich in den Dienst des römischen Stuhls, es führe vor Allem den Papst in sein weltliches Fürstenthum zurück! Heißt das aber, das Wohl eines Reiches fördern, dessen Nation zum größten Theil aus Protestanten besteht, in dessen Nation das große Werk der Reformation einst begonnen worden und bis zu diesem Tag in großen Schöpfungen des geistigen und des Staatslebens fortgesetzt wird? Das neue deutsche Reich in die Stellung des heiligen römischen bringen wollen, heißt den Versuch machen, noch einmal die Brandfackel des dreißigjährigen Krieges, des großen deutschen Elendbringers, in die Nation hinein werfen.

Diese „Fraction des Centrums" vertritt keine politische Ansicht über die Fortbildung des deutschen Reiches, sondern den Wunsch, in dieses Reich durch die Aufdringung der ihm fremdartigsten Politik den Keim des Verderbens zu werfen.

Wen die Personen des sogenannten Centrums hierüber nicht belehren, den belehren die Tendenzen, und wen die Tendenzen nicht genugsam belehren, der überblicke noch einmal die Personen. Sind denn das Männer einer und derselben politischen Richtung, d. h. einer und derselben Ansicht über das Verhältniß zwischen Volk und Regierung? Sehen wir da nicht Absolutisten und Aristokraten, Barrikadenhelden und conservative Particularisten im traulichen Verein? Nur ein Zweck, der höher ist denn alle Fragen, die bloß den Staat angehen, kann solche Männer verbinden.

Diese Dinge, von der „Neuen Preußischen Zeitung" in ihrer Weise ausgeführt, sind klar wie die Sonne. Aber wir besaßen diese Klarheit schon längst. Warum werden wir jetzt an dieselbe erinnert? Hier kommt der Punkt, welcher dem Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung" die ungewöhnliche Wichtigkeit verleiht. Der Artikel gibt zu verstehen, und er kann dieß nur auf Grund von Ermächtigung thun, daß die deutsche Reichsregierung nicht länger gesonnen sei, die Agitation einer Partei zu dulden, welche gegen den Bestand und das Wohl des Reiches selbst gerichtet ist. Die Partei erkennt ihre höchste Autorität in dem römischen Stuhl. So lag in der Natur der Sache, daß die deutsche Reichsregierung sich zunächst an den römischen Stuhl wandte, ob er das Verhalten seiner Anhänger in Deutschland gegen das Reich billige. Auf diese Anfrage ist Seitens des Cardinal Antonelli eine Mißbilligung der sogenannten Centrumsfraction erfolgt. Mit dieser wichtigen Mittheilung schloß der Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung", indem er den Ausdruck des Bedauerns hinzufügte für den Fall, daß die deutschen Ultramontanen der von Rom erhaltenen Rectification ungeachtet auf dem bisherigen Wege beharren sollten. Das Bedauern galt jedoch nicht dem deutschen Reich, sondern den Ultramontanen. Denn die deutsche Reichsregierung werde sich entschließen müssen, einer ferneren Aggression auch ihrerseits mit Aggression und zwar gleichmäßig nach außen wie nach innen zu begegnen. Die angedeutete Möglichkeit einer Aggression nach außen erhielt eine unmißverständliche Beziehung durch die kurz vorher ausgedrückte Befürchtung, es könnten die Protectoren der deutschen Ultramontanen in Rom stärker sein, als die amtliche Haltung der Regierung des Papstes.

Diesem Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung" folgten alsbald andere wichtige Kundgebungen. Zunächst erschien in mehreren Zeitungen ein Schreiben des Fürsten Bismarck an den Grafen Frankenberg, welcher bereits

Digitized by Google

im Reichstag angedeutet hatte, daß die Haltung des Centrums sich nicht der päpstlichen Billigung erfreue. Diese Angabe war von klerikalen Blättern als böswillige Erfindung bezeichnet worden. In dem Schreiben vom 19. Juni bestätigt jedoch der Reichskanzler, daß Graf Tauffkirchen, bayrischer Gesandter und derzeitiger Geschäftsträger des deutschen Reiches in Rom, eine Unterredung mit den Cardinal Antonelli über die Haltung des Centrums gehabt und von dem Cardinal-Staatssecretär die Mißbilligung jener Haltung vernommen habe. Fürst Bismarck fügt schließlich hinzu, daß Cardinal Antonelli nach anderweitigen Mittheilungen auch den persönlichen Gesinnungen seiner Heiligkeit Ausdruck gegeben habe. Um so merkwürdiger war, daß das in Berlin erscheinende Organ der klerikalen Fraction, die Germania, eine abweichende Darstellung der Unterredung gab, welche Graf Tauffkirchen mit dem Cardinal Antonelli gehabt, eine Darstellung, die sich angeblich auf ein Schreiben des Cardinal-Staatssecretärs an den Bischof von Mainz gründet. Danach habe der Cardinal Antonelli nur geäußert, daß er für übereilt halte, dem deutschen Reichstag jetzt für eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes einen Ausspruch abzuverlangen.*) Diese Ansicht sei denn auch bei den Verhandlungen über die Beantwortung der kaiserlichen Thronrede befolgt worden. Im letzteren Punkt begeht nun der Cardinal-Staatssecretär, wie alle sich erinnern, die den Reichstagsverhandlungen gefolgt sind, einen thatsächlichen Irrthum.

Es hätte an sich wenig Bedeutung, wenn ein klerikales Organ einer vom deutschen Reichskanzler als authentisch bestätigten Mittheilung eine andere Version entgegensetzt und sich dabei ebenfalls auf authentische Quellen beruft. Aber im vorliegenden Fall liegt die Sache anders. Offenbar will die deutsche Reichsregierung die ultramontane Agitation in dem bisherigen Maße nicht mehr dulden. Die Reichsregierung hat sich an die päpstliche Regierung gewandt, um zu erfahren, ob diese Agitation vom päpstlichen Stuhl gutgeheißen wird. Die päpstliche Regierung kann unmöglich ihre deutschen Anhänger in demselben Athem verleugnen und aufmuntern. Es ist zu vermuthen, daß die Anfrage wiederholt wird, welche Auffassung des deutschen Ultramontanismus in Rom als amtlich, öffentlich und verbindlich anerkannt wird. Wenn der päpstliche Stuhl den deutschen Ultramontanismus noch einmal desavouirt, und zwar in einer Weise, die unzweideutiger und verbindlicher ist als die erste, so hat derselbe seine Rolle vorläufig ausgespielt. Wenn aber die Curie sich hinter Zweideutigkeiten versteckt und dabei ihre Anhänger in Deutschland, wie aus deren Haltung hervorgeht, insgeheim aufmuntert, so ist der deutsche Reichskanzler nicht der Mann, dergleichen auf die Dauer hinzunehmen. Der Artikel der Neuen Preußischen Zeitung spricht von einer Aggression, zu welcher die Reichsregierung in Folge einer ferneren Aggression des Ultramontanismus sich werde nach außen wie nach innen entschließen müssen. Der Artikel erwähnt sogar, daß vor 300 Jahren schon das Deutschthum in Deutschland stärker gewesen, als das Römerthum, obwohl die deutsche Kaiserkrone damals auf dem Haupt eines Spaniers geruht. Man darf also wohl in hohem Grade gespannt sein, welche Maßregeln die deutsche Reichsregierung der ferneren Aggression des Ultramontanismus gegenüber, deren Ausbleiben kaum denkbar ist, ergreifen wird. —

C—r.

*) Der Brief Antonelli's an Ketteler ist seither im Wortlaut erschienen. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 29.

Ausgegeben am 14. Juli 1871.

Inhalt:

Französisches Parteiwesen . . . . . Seite 81
Goethe und die Emancipation des Grundbesitzes 91
Die Commune und die Internationale. I. 96
Das Schreiben des Cardinals Antonelli an den Bischof von Mainz. 113
Berliner Briefe 115
Unsere Beziehungen zu Frankreich 117

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Das französische Parteiwesen.

Von Georg Zelle.

2. Die Parteien während der Restaurationszeit.

Mit der Wiederherstellung der Bourbons nach dem Falle Napoleons war die Einführung einer Verfassung nothwendig verbunden. Mochte Ludwig XVIII. den Schein zu wahren suchen, daß er die Verfassung aus der Fülle seiner unbeschränkten Gewalt freiwillig und aus Gnaden bewilligt habe, in der That war sie ihm doch von den Verbündeten und von den Verhältnissen auferlegt worden. Die Wiederherstellung des ancien régime war eben eine Unmöglichkeit, und der Streit, ob die Charte octroyirt oder ein zweiseitiger Vertrag sei, hatte daher nur eine theoretische Bedeutung, was freilich nicht hinderte, daß man über diese Frage einen ziemlich hitzigen Streit führte. Bindend war die Verfassung für die Bourbons unter allen Umständen, weil sie vernünftiger Weise nicht wagen konnten, sie aufzuheben, wozu auch der vorsichtige und maßvoll besonnene Ludwig XVIII. durchaus keine Neigung empfand.

Somit war den Franzosen ein weites Feld geöffnet, auf dem sie ihre politische Fähigkeit, ihre schöpferische Kraft im Organisiren bewähren konnten. Die wichtigste Aufgabe wäre gewesen, durch Belebung des Communalsinns und Anbahnung einer kräftigen Selbstverwaltung die Allmacht der Staatsgewalt zu beschränken und zugleich den Einfluß der Hauptstadt zu brechen. In der That wurde auch die Frage der Communalverwaltung gelegentlich auf die Tagesordnung gesetzt, aber in einer Weise, die deutlich genug verrieth, daß man auf keiner Seite sich der Bedeutung dieser Angelegenheit bewußt war, wie wir an einer andern Stelle eingehender nachweisen werden.

Während man sich auf diesem Boden nur Scheingefechte lieferte, entbrannte der Streit um so lebhafter über die großen politischen Principienfragen. Der überwiegende Theil der Bevölkerung hatte die Bourbons ohne Begeisterung, ja vielfach mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen, obgleich man sich sagte, daß ihre Wiederherstellung, selbst nach der kläglichen Rolle, die sie nach Napoleons Rückkehr aus Elba gespielt hatten, der einzige Aus-

Digitized by Google

weg aus den Schwierigkeiten der Lage sei. Lebhafte Befriedigung über das Wiedereinsetzen des alten Königsgeschlechts empfanden nur diejenigen Classen, denen Königthum und ancien régime gleichbedeutende Begriffe waren, welche die Bourbons für verpflichtet hielten und dahin drängten, einen systematischen Kampf gegen die vernünftiger Weise nicht mehr in Frage zu stellenden Ergebnisse der Revolution und gegen die in den Stürmen der Revolutionsjahre und in den Kriegen des Kaiserreichs emporgekommenen Personen zu eröffnen.

Dessen ungeachtet lagen die Verhältnisse anfänglich keineswegs ungünstig für eine regelmäßige und friedliche Entwickelung im Sinne des Constitutionalismus. Ludwig XVIII, so empfindlich ihn auch jede verfassungsmäßige Beschränkung seiner Macht berührte, beabsichtigte doch nicht, sich über die Bestimmungen der Verfassung hinwegzusetzen. Seine Einsicht sagte ihm, daß der Bestand der Dynastie an die Erhaltung der Verfassung geknüpft sei. Das tolle Wüthen der Ultras, die unmittelbar nach der Restauration ihrer Rachsucht alle Zügel hatten schießen lassen, die in Nimes den Pöbel zu Protestantenhetzen aufstachelten, die vereinzelte bonapartistische und republikanische Bewegungen zur Begründung eines blutigen Schreckensystems ausnutzten, war dem Könige zuwider. Ihm schwebte vielmehr eine Vermittlungspolitik vor, deren Gelingen indessen wesentlich von der Geneigtheit der gemäßigten Royalisten und der gemäßigten Liberalen, sich über die sie trennenden Erinnerungen und Traditionen hinwegzusetzen, bedingt war. Vergessen mußte man auf beiden Seiten, wenn man zusammenwirken wollte. Die Errungenschaften von 1789 rückgängig machen zu wollen, lag nicht in der Absicht Ludwigs und der besonnenen Royalisten. Es kam also darauf an, daß man von der einen Seite vermied, die Liberalen durch theoretische Angriffe auf Ergebnisse, die man praktisch doch anerkennen mußte, zu reizen, während andrerseits den Liberalen die Klugheit gebot, ihren Gewinn durch organische, praktische Gesetze sicher zu stellen, nach ihren Principien zu handeln, sie aber möglichst wenig im Munde zu führen, wodurch sie ihren fanatischen Gegnern nur Gelegenheit boten, dieselben in Frage zu stellen.

Leider hatten indessen die schon erwähnten wilden Ausbrüche des royalistischen Fanatismus in den ersten Monaten nach der Restauration die Stimmung dermaßen verbittert, daß für eine ruhige und besonnene Auffassung der Verhältnisse wenig Raum blieb. Die Ultraroyalisten im engen Bunde mit der klerikalen Partei, die meisterhaft verstand (wir erinnern nur an J. de Maistre), die Sache des Thrones und Altars zu einem großen, umfassenden, der herrschenden Leidenschaft der Franzosen für geistreiche Consequenzmacherei schmeichelnden System zusammenzufassen, hatten den großen Vortheil, sich auf den Thronfolger, den Grafen von Artois, bald stützen, bald sich hinter ihm verstecken und mit seiner Autorität decken zu können. Sie glaubten sich im

Digitized by Google

sichern Besitz der Zukunft; und was sie hofften, das fürchteten ihre Gegner, sodaß dieselben im Hinblick auf die reactionären Neigungen des Thronerben mehr und mehr dem Einfluß der entschiedenen unter ihren Parteigenossen sich hingaben, die von Anfang im tief eingewurzelten Mißtrauen gegen die ältere Linie ihre einzige Hoffnung auf einen Dynastiewechsel gesetzt hatten und in dem Herzog von Orleans den Mann der Zukunft sahen. So konnte nicht ausbleiben, daß auf der Rechten wie auf der Linken die Führung nach und nach den extremen Elementen anheim fiel.

Diese Wendung vollzog sich allmälig und mit mehreren Unterbrechungen, da Ludwig XVIII. mit Beharrlichkeit, schon aus Eifersucht gegen Artois, an seiner mittleren Richtung und an den sie vertretenden Personen festhielt. Richelieus Rücktritt brachte hierin keine Veränderung hervor, da sein Nachfolger Decazes im Wesentlichen in dem System der Mäßigung beharrte und den Haß der Ultras bald in noch weit höherem Grade als sein Vorgänger auf sich zog. Leider artete nun die Politik der Mäßigung sehr bald in eine Politik der Unsicherheit und des Schwankens aus: Concessionen an die Ultras wechselten mit liberalen Anwandlungen, so daß man Niemanden befriedigte, vielmehr nach allen Seiten hin anstieß und Mißtrauen bei allen Parteien erweckte. Suchte auch die liberale Partei den äußeren wie den inneren Bruch mit dem Königthum längere Zeit hindurch fast ängstlich zu vermeiden, so gewann doch allmälig die Stimmung Boden, daß alle Bemühungen, den König in dem richtigen Geleise zu erhalten, vergeblich sein würden. Die nach der Ermordung des Herzogs von Berry eintretende Reaction, zu der die Genehmigung der Schwäche des mit den Jahren dem verderblichen Einfluß Artois mehr und mehr sich hingebenden Königs abgerungen war, steigerte den Fanatismus der Ultras dermaßen, daß die Liberalen die Hoffnung auf den parlamentarischen Kampf aufgaben und sich, soweit sie sich nicht ganz vom Schauplatz zurückzogen, wieder auf die gefährliche Bahn der Verschwörungen und geheimen Gesellschaften begaben.

Die Furcht, mit der man dem lange erwarteten Thronwechsel entgegengesehen hatte, schien sich Anfangs als unbegründet zu erweisen. Wenigstens glaubte man sich nach dem ersten Auftreten Karls X. zu der Zuversicht berechtigt, daß derselbe keineswegs mit Plänen zum Umsturz der Verfassung umgehe. Aber die Honigmonate der neuen Regierung gingen schnell zu Ende. Villele's Verbleiben im Amte belehrte die Liberalen, daß sie sich vergebliche Hoffnungen gemacht hatten. Der wachsende Einfluß der Priesterpartei und der Jesuiten war selbst vielen Ultraroyalisten anstößig. Villele's reactionäre Gesetze stießen namentlich in der Pairskammer, die damals wiederholt Beweise ehrenhafter Unabhängigkeit gab, auf unüberwindlichen Widerstand. Die Pairskammer suchte man durch die Ernennung von 76 neuen Pairs gefügig

Digitized by Google

zu machen, die zweite Kammer wurde aufgelöst. Der glänzende Wahlsieg der Opposition, der sich auch ein großer Theil der specifischen Royalisten angeschlossen hatte, führte zu Villele's Rücktritt und zu der Ernennung des gemäßigten Ministeriums Martignac, das sich mit den Liberalen gut zu stellen wußte, und durch einige gegen die Jesuiten und deren Lehranstalten gerichtete, dem König abgedrungene Gesetze sich sogar eine gewisse Popularität erwarb, deren es dringend bedurfte, die es indessen mit dem wüthenden Haß der Ultras und Klerikalen und dem verhaltenen Groll des Königs erkauft hatte. Von der Kammer leichtsinniger Weise in einer Debatte über die Communalverwaltung, auf die wir noch zurückkommen müssen, zur geheimen Freude des Königs in Stich gelassen, erhielt es seine Entlassung, um dem letzten Ministerium der Restauration, dem Ministerium Polignac, Platz zu machen, dessen Ernennung von der öffentlichen Meinung allgemein als Kriegserklärung gegen den Liberalismus und Ankündigung eines nahe bevorstehenden Staatsstreichs aufgenommen wurde.

Der Staatsstreich gehörte nun allerdings von Anfang an nicht zum Programm des Ministeriums; aber das bloße Dasein des neuen Cabinets verschärfte die Gegensätze dermaßen, daß es sich fortan in der That nur noch um eine persönliche Niederlage des Königs oder um einen gewaltsamen Angriff auf die Verfassung, innerhalb deren die Opposition eine unüberwindliche Stellung eingenommen hatte, handeln konnte. Von den gemäßigten Royalisten bis zu der äußersten Linken gehörte fortan Alles zur Opposition. Auch jetzt noch war für die große Masse der Liberalen das höchste Ziel des Kampfes ein Ministerwechsel. Aber es war einer jener in Frankreich immer verhängnißvollen Zeitpuncte eingetreten, wo die radicalen Elemente der Opposition die Führung übernehmen. Der radicale Theil der parlamentarischen Opposition bestand aber, obgleich in den großen Städten die republikanische Propaganda bedeutende Erfolge erzielt hatte und auf dem Lande die kaiserlichen Traditionen, nachdem die Leiden jener gewaltigen Zeit vergessen waren, im Stillen eine langsame aber stetige Einwirkung auf die Stimmung ausübten, aus Orleanisten. Selbst Männer von so republikanischen, wir möchten lieber sagen Sympathien als Grundsätzen, wie der greise Lafayette, schlossen sich, von der Aussichtslosigkeit ihrer republikanischen Wünsche überzeugt, der orleanistischen Partei an. Sie waren das treibende Element in der Bewegung, von der die Doctrinäre, deren höchstes Ziel der Sturz des Ministeriums Polignac war, fortgerissen wurden: sie waren es aber auch, die, als in den Straßen von Paris die blutigen Würfel über die Zukunft Frankreichs geworfen wurden, dem Vordringen der außerparlamentarischen Republikaner Halt geboten und durch die Berufung Ludwig Philipps von Orleans die Revolution zum Abschluß brachten, ohne freilich im Stande und zum Theil wohl

Digitized by Google

auch ohne Willens zu sein, die Keime einer künftigen Revolution, die, wenn man sie nicht ersehnte, doch als Schreckbild ihre Dienste leisten konnte, mit der Wurzel auszurotten.

Wir haben gesehen, in wie verhängnißvoller Weise im Verlaufe der Restaurationsmonarchie die Mittelpartei in den Hintergrund gedrängt wurde und der äußersten Partei den Kampfplatz einräumen mußte. Es war dieser Umstand, wenn auch zum Theil bedingt durch die überaus schwierigen Verhältnisse, die aus dem Zusammenleben des neuen und des wiedererstandenen alten Frankreichs sich ergaben, doch auch wesentlich eine Folge der allen französischen Parteien inwohnenden Abneigung, die praktische Frage des Staatslebens mit praktischem, durch keine principielle Voreingenommenheit getrübtem Blicke anzuschaun und in Angriff zu nehmen. Sehr schlagend und in verhängnißvoller Weise tritt diese Systemsucht in der schon erwähnten Verhandlung über die Ausdehnung der Rechte der Commune hervor, die zum Sturze des Ministeriums Martignac führte und so die Julirevolution verbreitete. Weder das Ministerium, noch eine der großen Parteien hatte eine Ahnung von der Bedeutung dieser Frage. Das Ministerium trat mit dem Vorschlag hervor, die Departements-, Bezirks- und Gemeinderäthe künftig aus der Wahl, nicht wie bisher aus der Ernennung durch den Minister, respective Präfecten, hervorgehen zu lassen. Hiergegen tobten die Ultras; die Liberalen dagegen, die im Allgemeinen der Vorlage lebhaften Beifall zollten, verlangten die völlige Beseitigung der Zwischenstufe der Bezirksräthe und eine Erweiterung des in der Gesetzesvorlage sehr eng begränzten Wahlrechts. Daß die Kammer trotz des entschiedenen Widerstandes der Minister sich für den Wegfall der Bezirksräthe entschied, war bei der geringen Bedeutung dieser Frage in einem Augenblicke, wo der Hof, wie man wohl wußte, mit Sehnsucht einer Niederlage Martignacs entgegensah, ein großer Fehler, der die Zurücknahme der Vorlage als unmittelbare, die Entlassung der Minister als mittelbare Folge hatte. Was uns an dieser Verhandlung aber besonders interessirt, ist, daß man sich über Wahlrecht und allerlei Nebendinge erhitzte, daß aber Niemandem einfiel, einen Antrag auf Erweiterung der Befugnisse der Vertretungen zu stellen, auch den Liberalen nicht, die über die Segnungen des Präfectenregiments grade so dachten, wie die Conservativen. So lange die Vertretungen Nichts waren, als Werkzeuge in der Hand der Präfecten zur Erleichterung der Verwaltung, war die Art und Weise ihrer Ernennung vollkommen gleichgültig. Die Verwaltung blieb, was sie war, despotisch centralisirt, mochten die Vertretungskörper ernannt oder mochten sie gewählt sein. Der Kern der ganzen Frage, um die es sich hier handelte, blieb also ganz unberührt. Der Gedanke, durch Belebung des Gemeinsinns, durch Bethätigung der Bürger an der Verwaltung, die nach dem Haupte sich drängenden Säfte nach den Gliedern abzuleiten,

Digitized by Google

wo ihnen ein Feld für eine den ganzen Körper erfrischende Wirksamkeit geboten war, lag den Männern von 1829 ebenso fern, wie den Politikern der Gegenwart, mit dem Unterschied jedoch, daß jene der Frage mit einer gewissen Unbefangenheit gegenüber standen, während heutigen Tages, nachdem Toqueville seine mahnende Stimme erhoben hat, das wohlgefällige Beharren auf den alten Irrthümern den traurigen Beweis liefert, daß die Routine in Frankreich eine Macht ist, an der alle Pfeile der einsichtvollsten Kritik fruchtlos abprallen.

Indessen läßt sich nicht verkennen, daß, trotz mancher Mißgriffe, der parlamentarische Liberalismus grade in dieser Periode den Versuchungen, sich ins Ungemessene zu verlieren, einen für französische Verhältnisse ungewöhnlich kräftigen Widerstand entgegengestellt hat. Schließlich aus den Schranken, die er sich selbst gesetzt hatte, durch die Macht der Zeitumstände herausgerissen, bewahrte er in der entscheidenden Krisis doch noch die Kraft, das monarchische Princip aus den Stürmen einer Revolution zu retten, die ihre unwiderstehliche Kraft vorzugsweise den an ihr betheiligten republikanischen Elementen verdankte; im Vertrauen auf die kräftig bewährten monarchischen Tendenzen des Liberalismus glaubte man daher, nachdem die Wogen der Revolution sich bald gelegt, das neue Regiment sich rasch und sicher consolidirt hatte, einer ruhigen Periode ungestörter, friedlicher, segensreicher Entwickelung entgegensehen zu können, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß breite Schichten der Gesellschaft von revolutionären Trieben beherrscht waren, deren Gewalt um so mehr überraschte, da man kaum von ihrem Dasein eine Ahnung gehabt hatte. Dies nöthigt uns, einen Blick zu werfen auf die während der Bourbonenherrschaft im Stillen wirkenden Kräfte, die, aus unbedeutenden Anfängen allmälig erstarkend, doch noch viel zu schwach waren, um in den Kammern eine Vertretung zu finden oder auch nur die öffentliche Aufmerksamkeit lebhafter zu beschäftigen. Und doch lassen sich die Unruhen, welche das erste Jahrzehnt der Julimonarchie ausfüllen, der revolutionäre Ausbruch, der nach achtjähriger trügerischer Ruhe der Regierung Ludwig Philipps ein gewaltsames Ende bereitete, die unerwarteten Erfolge Louis Napoleons nur begreifen, wenn man die während der Restauration in den Tiefen der Gesellschaft unbeachtet im Stillen wirkende Thätigkeit des revolutionären Geistes ins Auge faßt. Die geheimen Gesellschaften und Secten, die literarischen Erzeugnisse verschrobener und rücksichtsloser Systemschmiede, die man verlachte, weil man sie für unschädliche Phantasten hielt, streuten Keime aus, deren gewaltige Triebkraft erst zwanzig bis dreißig Jahre später in den furchtbarsten, den Bestand der Gesellschaft mit Auflösung, die moderne Civilisation mit Vernichtung bedrohenden Erschütterungen zu Tage trat.

Digitized by Google

In dem wogenden Meere leidenschaftlicher, aber meist im Verborgenen wirkender Bestrebungen lassen sich drei Hauptströmungen unterscheiden: eine bonapartistische, eine republikanische und eine socialistisch-communistische. Der Bonapartismus, geächtet von der Regierung wie von der öffentlichen Meinung, hatte scheinbar allen Boden im Volke verloren. Das liberale Bürgerthum stellte der Gloire der kaiserlichen Zeit die Opfer gegenüber, mit welchen die Weltherrschaft erkauft war und fand den Preis zu hoch für einen Besitz, der sich als vergänglich erwiesen, für eine Macht, die an der Unfähigkeit, sich Grenzen zu setzen, zu Grunde gegangen war. Und es war nicht bloß die erlittene materielle Einbuße, die man in Rechnung zog: tiefer noch als die Geldopfer, für welche man sich einigermaßen durch Aussaugung der geknechteten Völker entschädigt hatte, tiefer auch, als die Blutopfer, über welche der französische Heroismus, wie die französische Frivolität sich immer verhältnißmäßig leicht hinweggesetzt hat, zumal da die tonangebenden Klassen gerade von diesem Opfer durch ein Blutgeld sich leicht befreien konnten: tiefer also, als die Verluste an Geld und Menschenkräften empfand man jetzt in der Erinnerung den bleiernen Druck, der unter Napoleon ertödtend auf allen Geistern gelastet hatte. Napoleon hatte nicht nur im Staate jede Regung der Unabhängigkeit, jeden Widerspruch gegen seinen Willen mit Gewalt niedergehalten, er hatte auch in der Literatur jede freie Bewegung, er hatte jede Selbstständigkeit im künstlerischen Schaffen, jede Freiheit im Denken, jeden Versuch, den Regelzwang der Classicität zu durchbrechen, mit dem argwöhnischsten Hasse verfolgt: wie in der Politik forderte er auch in der Kunst und Wissenschaft Uniformität, weil er sehr wohl sah, daß jedes Abweichen von der Regel, gleichviel auf welchem Gebiete des Geisteslebens, ein Angriff auf das Princip der in ihm verklärten Staatsgewalt sei. Trotz seiner Feindschaft hatten indessen schon während seiner Regierung die ersten Erzeugnisse einer freieren Richtung (Chateaubriand, Frau von Staël) die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und unmittelbar nach dem Fall des Kaiserthums begann jene lebhafte, schöpferische geistige Bewegung, welche, wenn auch von den beschränkten Vertretern des ancien régime mit Mißtrauen betrachtet, die Restaurationszeit auszeichnet und derselben eine so bedeutende Stelle in der französischen Literatur- und Kunstgeschichte angewiesen hat. Auf dem Gebiete der Poesie führte die Romantik siegreich ihren Kampf wider die Classicität durch; auf wissenschaftlichem Boden vertiefte sich der Geist geschichtlicher Forschung einerseits in die Anfänge des französischen Volks- und Staatslebens, andererseits suchte er die Ereignisse und Ergebnisse der eben durchlebten Periode gewaltigen Ringens tiefer zu ergründen, in geschmackvoller, fesselnder Form darzustellen (Mignet's berühmtes Werk erschien 1824) und ihre grundlegende Gewalt für jede weitere Entwicklung nachzuweisen.

Digitized by Google

Allerdings hat eine kritische Darstellung dieses literarischen Aufschwungs zahlreiche, zum Theil verhängnißvolle Fehler und Irrthümer nachzuweisen; sie wird schon in den Anfängen des Romanticismus die Keime seiner späteren Verwilderung und seines jähen Verfalles ohne Mühe auffinden; aber die außerordentliche geistige Regsamkeit, die schöne Begeisterung, mit der das gebildete Frankreich an der schöpferischen Thätigkeit seiner hervorragenden Geister Theil nahm, wird auch den Kritiker mit Bewunderung erfüllen, besonders wenn er mit dem Idealismus jener Zeit die geistige Oede und Verkommenheit vergleicht, für die der wieder erstandene Bonapartismus wohl zum großen Theil, aber doch keineswegs ausschließlich verantwortlich zu machen ist.

Dem damaligen strebenden Geschlechte mußte die abgelaufene Periode unter einem trüben, düsteren Lichte erscheinen, und daß unter den gebildeten Ständen der Bonapartismus keine Parteigänger fand, ist daher erklärlich. Anders aber war es bei einem großen Theile der ländlichen Bevölkerung, in der die Napoleonischen Erinnerungen durch die zahlreichen von der Regierung unkluger Weise vernachlässigten Mitkämpfer jener Zeit lebendig erhalten und mit einem zauberhaften, bereits halbmythischen Glanze umkleidet wurden. Auch hatte gerade der Bauernstand den geistigen Druck des Systems am wenigsten empfunden; er hatte den Kaiser als den Testamentsvollstrecker der Revolution kennen lernen und fühlte sich von den zurückgekehrten Bourbonen in dem Besitz bedroht, den die Revolution ihm erworben, der Kaiser bekräftigt hatte. Wenn dessen ungeachtet seine bonapartistischen Sympathien nur in vereinzelten Symptomen zu Tage traten, so lag dies besonders darin, daß der mit dem Bonapartismus rivalisirende Einfluß der Priesterschaft eifrigst für die Bourbonen wirkte. Um die Massen des Bauernstandes vollkommen zu leiten, ist der Bonapartismus auf das Bündniß mit dem Klerus angewiesen; beide vereinigt sind im Stande, durch die Landbevölkerung einen unwiderstehlichen Druck auf die großen Städte auszuüben; trennen sie sich, so wird der Bauernstand immer wieder dem Einfluß der großen Städte anheimfallen.

Gefördert wurde während der Restaurationszeit der Bonapartismus durch einige hervorragende Männer, die selbst Nichts weniger als bonapartistisch gesinnt waren. Zu diesen gehört besonders Beranger, der in seinem leidenschaftlichen Bourbonenhaß wider Willen Propaganda für die napoleonistischen Ideen machte. Beranger haßte die Bourbonen als Vertreter des ancien régime, vor Allem aber, weil sie, die dem Lande durch die Fremden aufgedrungen waren, ihm als die Ursache und das Symbol der Erniedrigung Frankreichs galten. Wie konnte aber diese Erniedrigung dem Volke — und Beranger sang für das ganze Volk — besser zum Bewußtsein gebracht werden, als durch die ergreifende Schilderung der Typen jener großen Armee,

Digitized by Google

des Invaliden und des abgedankten Grenadiers, der die Tradition der glorreichen Zeit im Dorfe lebendig erhält, und des ruhmgekrönten Kaisers selbst, der den Fremden zum Opfer gefallen ist, und dessen Scepter jetzt von einem schwachen, entarteten, dem neuen Frankreich feindlichen Geschlechte geführt wird. „Es war ihm," sagt Gervinus treffend, „nicht Ernst mit seinem Lobe Napoleons; er wollte nur die Bourbonen damit ärgern." Gewiß! aber die Wirkung blieb dieselbe, mochte es ihm Ernst sein mit seinem Lobe oder nicht. Er war, ohne es sein zu wollen, der Hohepriester des Napoleoncultus und Napoleon III. wußte wohl, was er that, als er noch gegen den todten Dichter sich dankbar bewies. Ohne Zweifel hat Niemand mehr als Beranger zum Sturze der Bourbonen beigetragen, Niemand aber auch eifriger als er den Chauvinismus geschürt, Niemand wirksamer als er — vielleicht Thiers ausgenommen — die napoleonische Restauration des Jahres 1849 vorbereitet. Beranger in einem Theile seiner Lieder und Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreiches haben als Pioniere den Weg gebahnt für Louis Napoleon, der, ohne daß Jemand von dem Dasein einer kaiserlichen Partei eine Ahnung hatte, im Augenblicke, wo er ihrer bedurfte, über 7 Millionen Bonapartisten zu verfügen hatte.

Die republikanische Partei war damals noch nicht soweit erstarkt, um selbstständig mit offenem Visir auf dem Kampfplatz erscheinen zu können: sie bewegte sich in der Oeffentlichkeit möglichst im constitutionellen Fahrwasser. Eine größere Bedeutung gewann sie dagegen in den zahlreichen geheimen Gesellschaften, an deren Spitze zwar zum Theil Männer von sehr gemäßigten Grundsätzen standen, wie der Herzog von Broglie und Casimir Perier, in denen aber sehr bald eine revolutionäre Strömung sich fühlbar machte. Meist zu dem Zwecke gestiftet, mit gesetzlichen Mitteln die constitutionelle Freiheit zu fördern und die Thätigkeit der liberalen Partei planmäßig zu leiten, die Zersplitterung der Kräfte zu verhüten, wurden die Gesellschaften unter der Hand die Herde beständiger Verschwörungen, die sich gelegentlich in Aufstandsversuchen Luft machten. Die nach der Ermordung des Herzogs von Berry eingetretene Reaction übte zwar Anfangs einen deprimirenden Einfluß auf die Gesellschaften aus, steigerte aber, nachdem der erste Schrecken sich gelegt hatte, ihre Leidenschaft wie ihre Thätigkeit in bedenklichem Maße. In den leitenden Ausschüssen fanden sich vorzugsweise Republikaner und Orleanisten zusammen, während die gemäßigten Liberalen sich mehr zurückhielten, ohne jedoch ihre Verbindungen mit den Radicalen ganz abzubrechen. Das Scheitern einiger Aufstandsversuche desorganisirte die Gesellschaften und nöthigte die Häupter, unter ihnen Lafayette, die einer Anklage nur entgingen, weil es an ausreichenden Beweismitteln fehlte, zu größerer Vorsicht.

Digitized by Google

Da aber die Mißgriffe der Regierung immer wieder neuen Zündstoff aufhäuften, so gelang es nicht, dem Treiben vollständig ein Ende zu machen.

Was an dem Verbindungswesen, das seine verderbliche Thätigkeit unter Ludwig Philipps Regierung in größerem Umfang entfaltete, unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt, das ist der verderbliche Einfluß, den das gewohnheitsmäßige Conspiriren auf den Charakter und die politischen Sitten der Franzosen ausgeübt hat. Die unterdrückte Minorität — und die Unterdrückung der Minorität war ja die natürliche Consequenz des französischen Staatsprincips — gewöhnte sich daran, die Verschwörung als ein erlaubtes Kampfmittel zu betrachten: wie nach einem bekannten Worte in Rußland der Meuchelmord das Gegengewicht gegen den Czarendespotismus war, so sah man in Frankreich in der Verschwörung und in der Revolution das, wenn nicht gesetzliche, doch natürliche Mittel, von Zeit zu Zeit die im Staatsleben hervortretenden Gegensätze auszugleichen und die Härten des Centralisationsprincips zu mildern. Wer nicht hervorsteht, betrachtet sich als unterdrückt, und die Unterdrückten waren stets bereit, an die Gewalt zu appelliren; siegten sie, so waren sie die gefeierten Helden einer glorreichen Revolution, unterlagen sie, so machten sie in den leicht erregbaren Elementen der großstädtischen Bevölkerung, zumal bei der gebildeten Jugend, die in politischen Processen stets leidenschaftlich Partei ergriff für den Angeklagten, Propaganda für ihre Ansichten und vor Allem für ihre Personen.

Die socialistisch-communistischen Bestrebungen, in die das auf Ertödtung der individuellen Freiheit abzielende französische Staatsprincip folgerecht ausläuft, fanden in der Restaurationszeit zwar geringe Beachtung, waren aber in der That in eifriger Arbeit begriffen. Bereits unter dem Directorium hatte Babeuf den Versuch gewagt, die socialen Consequenzen der absolutistisch-demokratischen Grundsätze des Convents zu ziehen, aber in rohester Weise, durch gleiche Vertheilung des Grundbesitzes. Sein gescheitertes Complott hatte wesentlich dazu beigetragen, das socialistische Element, welches in den Principien von 1793 versteckt lag, in Mißcredit zu bringen und der Gesellschaft einen Blick in den Abgrund zu öffnen, in welchen die absolute Demokratie sie zu stürzen drohte. Aber zu tief war der Glaube an die Alles vermögende Kraft des Staates gewurzelt, um das Problem einer gleichmäßigen, durch Zwang zu erzielenden Vertheilung der irdischen Güter und Genüsse nicht wenigstens zum Gegenstande metaphysischer Grübeleien zu machen. Schon zu den Zeiten des Kaiserthums waren Fourier und der Graf St. Simon mit ihren Weltverbesserungsentwürfen aufgetreten, ohne indessen irgend eine Beachtung zu finden. Nicht viel besser erging es ihnen, als sie in der Restaurationszeit einen neuen Anlauf nahmen. Ihre Theorien, mochte auch

Digitized by Google

um St. Simon eine Secte begeisterter Jünger sich sammeln, unter denen einige, wie Michel Chevalier und Comte später eine hervorragende Stelle unter den französischen Gelehrten und Nationalökonomen einnahmen, wurden verspottet und es verging noch manches Jahr, ehe man daran denken konnte, die socialistischen Lehren zu popularisiren und als politisches Agitationsmittel zu verwenden. Als erste Symptome einer furchtbaren Gährung in den Tiefen der Gesellschaft verdienten sie schon damals eine bei weitem größere Aufmerksamkeit, als sie fanden. Man glaubte, daß die Paradoxie der socialistischen Lehren ihrer Verbreitung die stärksten Hindernisse in den Weg legen würde, bedachte aber nicht, daß gerade die paradoxeste Lehre, wenn sie mit mathematischer Schärfe aus den Vordersätzen abgeleitet ist, in Frankreich einen unwiderstehlichen Einfluß ausübt. Nirgends herrscht weniger Originalität und Unabhängigkeit des Denkens als in Frankreich; nirgends aber hat der Einzelne in höherm Grade als dort das Bedürfniß, seinen Gedankenvorrath um einen Mittelpunct zu concentriren, d. h. in ein fertiges System einzuordnen. Als während der Julimonarchie die Schulen, die zur Zeit der Restauration sich um die philosophischen Systeme gesammelt hatten, zerfielen, waren aus der wissenschaftlichen Doctrin bereits praktische Parteiprogramme hervorgegangen, auf deren furchtbare Wirkung wir später einzugehen haben werden.

So hinterließ die Restauration der Folgezeit eine reiche Aussaat verkehrter Lehren und revolutionärer Grundsätze als Erbschaft, an deren Bekämpfung Staat und Gesellschaft ihre Kräfte abnutzen sollten.

Goethe und die Emancipation des Grundbesitzes.

Ein halbes Jahrhundert gesetzgeberischer Thätigkeit war erforderlich, um die Gestaltung des Grundbesitzes mit den Geboten der Gerechtigkeit und der Landescultur in Einklang zu bringen und bis in die neueste Zeit sehen wir die Gesetzgebung stetig bemüht, die letzten Reste des Feudalwesens durch eine gründliche Reform der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse zu beseitigen. Wenn aber unserm Jahrhundert das hohe Verdienst einer energischen Durchführung dieser reformatorischen Ideen gebührt, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß der wissenschaftlichen Erkenntniß von der tiefen Ungerechtigkeit, welche sich in der gedrückten Lage des Bauernstandes aussprach, bereits im vergangenen Jahrhundert kräftig vorgearbeitet war.

Digitized by Google

Ein beredtes Zeugniß für das warme Interesse, welches auch Goethe an dieser krankhaften Bildung des wirthschaftlichen Lebens genommen, spricht sich in der Art und Weise aus, in welcher er diesen Gegenstand an vielen Stellen in Wilhelm Meisters Lehrjahren berührt. Ueber den Kreis des privatwirthschaftlichen Schaltens und Waltens, über die eng befriedigten Grenzen der Häuslichkeit hinaus, erhebt sich Göthe zu den allgemeinen socialen Interessen der Volkswirthschaft in einem großen und freien Sinne.

Der Edelmann, welchen Goethe zum Träger seiner Ideen über die agrarischen Verhältnisse macht, hat durch die unmittelbare Anschauung amerikanischer Zustände seinen Blick für die ungünstige Entwickelung des heimathlichen Grundbesitzes geschärft. Amerika ist davon befreit gewesen, die bittre Schule des Feudalismus durchmachen zu müssen. Die Ausbeutung fremder Arbeitskraft nahm jenseit des Oceans eine andere Richtung, bis in gewaltsamem Ausbruch die Emancipation der unterdrückten Classe auch dort den Sieg errang. Für Gebundenheit, für Untheilbarkeit des Grund und Bodens, für Frohnden und Lasten, fehlten der amerikanischen Gesellschaft die historischen Voraussetzungen.

Die Bekanntschaft mit diesen Zuständen läßt in Lothario den Wunsch entstehen, zu einer Aufhebung des Druckes, welcher auf dem deutschen Bauerstande lastete, wenigstens soweit seine Herrschaft reicht, mitzuwirken. „Ich werde zurückkehren," sind seine Worte „und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen, hier oder nirgends ist Amerika."

Die Erkenntniß von der Ungerechtigkeit der bestehenden Lasten klingt in den „Lehrjahren" an verschiedenen Stellen hindurch. Es ist besonders das Exemtionswesen, die Steuerfreiheit der adligen Güter, welche als ein bedauernswerther Mißstand empfunden wird. „Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt," äußert Lothario zu Werner, der sich als Urbild des beschränkten Philisters mit den Worten charakterisirt: „Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur so bezahlt, weil es einmal so hergebracht ist." Es ist der Spießbürger in seiner Werktagsstimmung, der dies offene Selbstbekenntniß ablegt. Noch ist überwiegend die Werktagsstimmung die alte geblieben. Nimmt doch auch noch jetzt selten Jemand Anstoß daran, den Staat zu übervortheilen, sieht er doch den Staat als eine Erscheinung an, die ihm fremd gegenübersteht. Für die lebendige Verbindung mit dem Staatswesen selbst, für eine thätige Stellung innerhalb desselben ist in weiteren Kreisen der Sinn noch immer sehr unentwickelt. Man darf sich darüber durch die momentane Erregtheit des nationalen Aufschwunges nicht täuschen lassen; von der Opfer-

Digitized by Google

willigkeit in Zeiten der Gefahr ist ein weiter Schritt bis zur nachhaltigen Theilnahme am Staatswesen, in der hingebenden Thätigkeit ruhiger Zeiten. Thut nicht auch heute noch der größere Theil unserer Gesellschaft aus Gewohnheit oder Zwang, was nach Goethe ein Ausfluß der freien Ueberzeugung sein soll? „Denn wie nur der ein guter Vater ist, der bei Tische erst seinen Kindern vorlegt, so ist der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt."

Die Steuerfreiheit des Adels, die wir eben berührt, konnte natürlich nur bei einer unverhältnißmäßigen Belastung der niederen Klassen bestehen. Die Entstehung der bäuerlichen Lasten in ihrem historischen Verlauf ist bekannt genug. Die Ungerechtigkeit, welche ein großer Theil derselben athmet, ist darauf zurückzuführen, daß bei ihrer Entstehung der Zinsmann von dem Gutsherrn auch wirklich eine Gegenleistung erhielt, während dieses Aequivalent des Zinses im Laufe der staatlichen Entwicklung fortgefallen und nur der Zins bestehen geblieben ist. Man muß als ein Resultat der fortgeschrittenen Arbeitstheilung ansehen, wenn der Staat unsrer Tage gegen Entrichtung von Steuern für die Rechtssicherheit seiner Bürger sorgt. In Zeiten, wo dies nicht der Fall ist, muß der Schutzbedürftige dem eine Abgabe entrichten, welcher die Sorge für seinen Schutz übernimmt. Der Zinsmann, der freie wie der hörige, mußte dem Gutsherrn, in dessen Vogtei (Advocatie) er sich begeben, einen Zins zahlen, womit dieser die Lasten der Sicherheitsgewährung, insbesondere des Krieges bestritt. Der Zins hatte die privatrechtliche Natur eines Pachtgeldes, war aber staatsrechtlich eine Steuer, und litt von vorn herein an einer Incongruenz, welche sich dadurch herausstellte, daß die Höhe desselben nicht nach den Unkosten der Sicherheitsgewährung, sondern nach der Größe des pflichtigen Grundstücks bemessen wurde. Nun hört der Kriegsdienst im 14. und 15. Jahrhundert auf, eine Verpflichtung der im Lehnsbesitz befindlichen Grundbesitzer zu sein. Söldnerheere treten an ihre Stelle. Die Kosten für ihren Unterhalt müssen beschafft werden. Man greift zu Steuern, legt diese aber nicht den Grundherren auf, sondern ihren Hintersassen; vergißt aber gleichzeitig die letzteren von ihren bisher gezahlten Lasten zu befreien. Sie haben also jetzt neben den Leistungen, die sie für mittelbare Gewährung des Schutzes an ihre Grundherren zu entrichten hatten, noch Steuern für die directe Sicherheitsbewahrung an den Staat aufzubringen. Diejenigen aber, die früher für den erhobenen Zins wirklich etwas leisteten, stellten die Leistung ihrerseits ein, ohne auf den Zins zu verzichten und ohne auch nur für die ihnen vom Staat abgenommene Last an diesen etwas zu zahlen. Dieses Mißverhältniß wird aber noch erhöht. Zu den Exemtionen, die sich im 15. und 16. Jahrhundert gebildet, tritt eine neue im dreißigjährigen Kriege. Die vorübergehenden Contributionen im Laufe

Digitized by Google

desselben treffen Stadt und Land, ohne den Adel in seinen Burgen erheblich zu erreichen. Das im dreißigjährigen Kriege entwickelte Contributionensystem wird zur Erhaltung der gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufkommenden stehenden Söldnerheere dauernd, ergreift aber nur die Städte und den ohnehin zinspflichtigen Bauernstand, während der Adel sich auch hier seine Exemtion bewahrt. Das Resultat ist also: daß der Bauer eine doppelte Last zu tragen hat, während der Adel ganz davon befreit ist, und sich noch obenein seine früheren Vorrechte conservirt. *)

Diesem Widerspruch der bestehenden Verhältnisse gibt Goethe mit plastischer Objectivität einen Ausdruck in der prägnantesten Form: „Ich kann mich nicht sowohl über den Besitz freuen," läßt er Lothario sagen, „als über die Rechtmäßigkeit desselben."

Nun beim Himmel! rief Werner, wird denn dieser unser Besitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz! versetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unser baares Geld dafür?

Recht gut! sagte Lothario; auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt.

Wie? sagte Werner, so wollten Sie also lieber, daß unsre frei gekauften Güter steuerbar wären?

Ja, versetzte Lothario, bis auf einen gewissen Grad; denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neueren Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger begründet anzusehen, als den seinigen? Nur den, daß jener nicht belastet ist und auf ihn lastet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unsres Capitals aussehen?

Um nichts schlimmer, sagte Lothario, wenn uns der Staat gegen eine billige, regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlassen, und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsre Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte, freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unsrer Vorfahren hervorrufen müssen.

Ist es nicht die Opposition unsrer Tage gegen das ius ex pacto et

*) Vergl. über die ganze Entwicklung: Stüve, Lasten des Grundeigenthums, S. 37 u. f. w.

Digitized by Google

providentia maiorum, gegen die Stabilität der Familienfideicommisse, die wir zu hören vermeinen? Und sind die Declamationen gegen diese lästigen Fesseln des Verkehrs so geläufig, wir haben bereits einen verfassungsmäßigen Ausdruck dafür gewonnen, wenn ihn eine rückläufige Bewegung auch wieder einzuschränken versuchte; um so dankbarer müssen wir anerkennen, daß ein großer Theil unserer Thaten in den Gesinnungen unserer nationalen Dichter wurzelt.

Eine ebenso freie und große Anschauung bekunden auch die Andeutungen über die Nothwendigkeit einer Ablösung der bestehenden Lasten. Lothario will auf seinen Gütern eine bessere Zeit herbeiführen.

„Ich übersehe sehr deutlich," sagt Lothario, „daß ich in vielen Stücken bei der Wirthschaft meiner Güter die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Stücken strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andre Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, sodaß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich meine Güter nicht weit besser als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?"

Nun, was Goethe für gerecht und nothwendig hielt, was in der französischen Revolution eine gewaltsame Lösung fand, ist im Großen und Ganzen in dem bedeutendsten Theile Deutschlands in friedlicher Arbeit durchgeführt. Goethe selbst erlebte noch das erste Menschenalter, das sich mit der Realisirung dieser Bestrebungen abmühte.

Ich glaube, die angeführten Stellen sind ein neuer Beitrag für die immer mehr wachsende Erkenntniß, daß Goethe in allen Beziehungen mit den Interessen seiner Zeit und seines Vaterlandes auf das Innigste verbunden war. Wahrlich, jeder Schmerzenslaut fand seinen Wiederhall in Goethe's Herzen, mochten die Strumpfwirker in Apolda hungern, oder der Bauer unter der Last seiner Frohnden zusammensinken. Die Forderungen socialer Gleichheit und Freiheit hat er in allen seinen Schöpfungen bethätigt, wenn ihn auch die französische Republik ihres Bürgerrechts nicht für würdig erachtete. Und wie konnte es anders sein? Sollte er, der uns als Ideal frei entwickelter Persönlichkeit erscheint, keinen Sinn haben für die Voraussetzung, unter der sich einzig und allein die schöpferische Persönlichkeit bethätigen kann und welche nichts andres ist als die Freiheit? P. H.

Digitized by Google

Die Commune und die Internationale.

I.

Die Insurrection vom 18. März dieses Jahres ist auf moralische und materielle Ursachen zurückzuführen, von denen die einen so nahe liegen, daß sie sich mit Händen greifen lassen, während die andern weit in die Vergangenheit zurückführen und vorzüglich in der im Geheimen schleichenden Wirksamkeit gewisser mehr oder minder in Dunkel gehüllten Gesellschaften und Secten zu suchen sind, welche unter dem Vorwande, das Loos der arbeitenden Klassen verbessern zu wollen, in den letzten Jahren eine permanente Verschwörung gegen die gesammte sociale Ordnung gebildet haben.

Die socialistischen und communistischen Lehrsätze sind bekanntermaßen nichts Neues in der Welt. Sie sind, um einen Ausdruck Chateaubriands zu brauchen, „alte Leckerbissen, welche seit zweitausend Jahren schon im Laden jedes Philosophen hängen." So lange sie sich auf dem Gebiete der reinen Speculation hielten, im Staat Utopien verblieben, entzogen sie sich der Aufmerksamkeit der Staatsmänner, und vielleicht zu sehr. Heutzutage, wo sie sich, wie schon 1848, mit schlimmen politischen Leidenschaften verschmolzen haben, sind sie zu Thatsachen geworden und haben sich in unerhörten Attentaten verwirklicht, in Folge deren es für die Regierungen dringende Pflicht wird, sich mit ihnen ernstlich zu beschäftigen und den Staat vor ihnen zu schützen.

Es würde leicht sein, in der französischen Geschichte seit 1793 das Nebeneinanderfließen einer jakobinischen und einer communistischen oder socialistischen Strömung nachzuweisen. Nach der Schreckensherrschaft, als der besiegte Jakobinismus genöthigt war, sein auf Nivellirung aller Verhältnisse gerichtetes Unternehmen zu vertagen, wo nicht ganz aufzugeben, nahmen 1794 communistische Theoretiker die Revolution im Stillen wieder auf. Damals trat in dem Feldmesser François Noel Babeuf der directe Uhran der 1871 geborenen Commune auf, der in seinem Blatte „Le Tribun du Peuple" die Massenherrschaft mit ihren abgeschmacktesten Folgerungen predigte und eine vollständige Umwälzung des Staates nicht blos, sondern aller Besitzverhältnisse anstrebte. Die Grundgedanken seines Glaubens, dem sich zahlreiche Parteigänger des gestürzten Jakobinerthums anschlossen (Darthé, Marechal und Buonarotti waren die namhaftesten) und der durch eine förmliche Verschwörung zum Sturz des Directoriums verwirklicht werden sollte, waren folgende: Jeder Mensch hat von Natur dasselbe Recht auf Genuß wie alle andern. Die Gesellschaft muß dieses Recht zur Geltung bringen. Nicht arbeiten ist ein Verbrechen. Arbeiten und Genüsse müssen gemeinsam sein, desgleichen der Unterricht. Es

Digitized by Google

darf weder Arme noch Reiche geben, weshalb derjenige, welcher dem Ueberfluß zu Gunsten des Bedürftigen zu entsagen sich weigert, als Feind des Volkes zu behandeln ist. Staat, Regierung, Kirche sind abzuschaffen, Wissenschaft und höhere Bildung sind unnützer Luxus. Alle Menschen sind berufen, sich der Landwirthschaft oder solchen Handwerken, welche nothwendige Dinge erzeugen, zu widmen. Die großen Städte müssen zerstört werden. Die Bildung ist auf ein Normalmaß von Lesen, Schreiben und Rechnen, von Kenntniß der Geschichte, der Geographie und der Gesetze zu beschränken. Die Presse muß durch strenge Censur und Androhung mit den härtesten Strafen innerhalb der Sphäre dieser Grundsätze festgehalten werden.

Diese Lehre wurde von Babeuf und Sylvain Marechal, dem Verfasser eines „Dictionnaire des Athées," in dem „Tribun du Peuple" und in der sogenannten Pantheons-Gesellschaft, in welcher Babeuf den Namen Cajus Gracchus führte, vorgetragen und in dem berühmten „Manifeste des Egaux" der Welt als neues Evangelium verkündigt, und schon machten die Verschworenen sich zu gewaltsamer Einführung ihrer Ideen in die Wirklichkeit bereit, als das Directorium, von dem Complott genau unterrichtet, durch Verhaftung der Hauptbetheiligten einschritt und dieselben als Hochverräther verurtheilen ließ. Am 18. Mai 1796 hatte die Verhaftung stattgefunden, am 23. Mai 1797 erfolgte der Spruch des Gerichts, der für Babeuf und seinen Hauptgenossen Darthé auf Todesstrafe lautete. Jener stieß sich bei der Verlesung des Urtheils einen Dolch in die Brust, blieb aber leben und wurde dann guillotinirt. Darthé tödtete sich auf der Stelle. Andere Mitglieder der Secte wurden deportirt, und der Communistenbund war damit gesprengt. Der Communismus aber war hierdurch nicht ausgerottet. Er dauerte, allerdings nur sehr sporadisch, in Anlehnung an die unter dem ersten Kaiserreich schwache, unter der Bourbonenherrschaft aber von Tag zu Tage mehr erstarkende republikanische Partei fort und gewann während der Julimonarchie unter dem Einfluß der materiellen Noth und des Gefühls der Zurücksetzung der untern vor den wohlhabenden Klassen und namentlich der verschwenderischen reichen Bourgeoisie unter den Arbeitern fortwährend neue Anhänger, die in Männern wie Barbès und Blanqui Führer erhielten.

Daneben lief eine verwandte Strömung. Nach der rein politischen Revolution von 1830 äußerte sich der socialistische Gedanke in einer Form, die man als Saint-Simonismus in die Annalen der Geschichte der Secten verzeichnet hat. Diese Lehre, von talentvollen Köpfen vorgetragen und bei dem Versuch zu ihrer Verwirklichung geschickt in Scene gesetzt, hatte den Erfolg der Seltsamkeit. Doch verfiel sie, als ihre Apostel sie zu einer Art Religion des Fleisches zu gestalten versuchten, ziemlich bald dem Fluche der Lächerlichkeit, ohne jemals tief in die Massen eingedrungen zu sein. Unter den Genossen

Digitized by Google

Bazards, der ehemaligen Carbonaro, welcher in der Entwicklung der Secte die Rolle des Paulus spielte, befanden sich geistvolle Leute, der Gedanke eines theokratisch-industriellen Staates aber, die in der Straße Montigny versuchte Errichtung eines solchen Priesterstaates im Kleinen, die von Enfantin, dem Oberpriester, zuletzt offen gelehrte Emancipation des Fleisches mit Weibergemeinschaft, die Posse mit der „Offenbarungsfrau", die überall vergeblich gesucht wurde, erst auf Bällen, zuletzt in Afrika, und ähnliche groteske Alfanzereien und Sprünge aus dem Erhabnen ins Lächerliche machten die Secte zum Gegenstand des Spottes für die nüchterne Welt. Bald kam ein Schisma unter den Brüdern dazu. Pecuniäre Verlegenheiten traten ein. Zuletzt machte eine von der Regierung eingeleitete Untersuchung gegen die Obern, die mit einer Verurtheilung endigte, der schon im Erlöschen begriffenen Bewegung ein Ende. Vorwiegend hatten die gebildeten Klassen sich an derselben betheiligt, und das sinnliche Element, welches die Grundlage des Saint-Simonismus ausmachte, fraß, nachdem jener von der Bühne abgetreten, in der französischen Gesellschaft weiter. Andrerseits hatte Enfantin in seiner „Economie politique" mit Behauptungen wie, die gegenwärtige Gesellschaft bestehe nur aus Arbeitern und Faullenzern, das Erbrecht müsse wenigstens in den Seitenlinien aufgehoben werden, die dem Staate damit zufallenden Summen könne dieser zur Abschaffung der auf die Lebensbedürfnisse gelegten Steuern verwenden, u. d. auch schlimmen Samen in die Gemüther der Arbeiter gestreut.

Während der ersten zehn Jahre der Juliregierung hatte der Socialismus in seinen verschiedenen Schattirungen bereits eine beträchtliche Literatur hervorgerufen und war vielfach in der periodischen Presse discutirt worden. Man sprach von ihm in den Salons wie in den Werkstätten, und der Aufstand von 1839 zeigte, daß die geheimen Gesellschaften, deren Glaubensbekenntniß er in dieser oder jener Gestalt bildete, schon eine nicht ungefährliche Macht waren.

Dieser Aufstand wurde allerdings ohne bedeutende Anstrengung der Regierung unterdrückt. Die communistischen und socialistischen Lehren aber, zu deren Realisirung er unternommen worden, wucherten in den untern Schichten der Gesellschaft neben den republikanischen Bestrebungen der radicalen Bourgeoisie fort und breiteten sich aus dem engern Kreise der geheimen Verbindungen, unter denen wir nur die sogenannte Marianne nennen, über alle Provinzen Frankreichs und alle Classen der Besitzlosen aus.

Eine der radicalsten Secten des socialistischen Glaubens und wohl die verbreitetste unter den geheimen Gesellschaften dieser Art waren die „Egalitaires" Das Hauptorgan derselben war der „Humanitaire," der vor Allem den Umsturz der Throne und die Errichtung von Nationalwerkstätten predigte und folgende Grundsätze aufstellte: Es darf keine angebornen Unterschiede der

Digitized by Google

Menschen geben, vielmehr sind dieselben durchaus als gleich zu betrachten und zu behandeln. Der Materialismus ist das unveränderliche und unverbrüchliche Gesetz der Natur. Die einzelne Familie ist aufzuheben, weil sie die Neigung zersplittert und die Harmonie der brüderlichen Liebe stört, desgleichen ist der Ehe ein Ende zu machen, da sie „das freigeschaffne Fleisch als persönliches Eigenthum hinstellt (Nachklang saint-simonistischer Lehre) und dadurch das Glück der Gütergemeinschaft, welches keinerlei Art des Eigenthums anerkennt, unmöglich macht." Die schönen Künste sind „nur als Erholung von der Arbeit zulässig." Der Luxus und die Städte, letztere als Mittelpunkte der Beherrschung und Bestechung, sind zu vernichten. Jedwede Gemeinde soll in Bezug auf die gewerbliche Thätigkeit eine besondere Aufgabe haben.

Man sieht, die Egalitaires und die Anhänger Babeufs waren Zweige aus einer Wurzel, sie waren der ausgeprägte Communismus. Der Unterschied zwischen beiden bestand lediglich in Nebendingen, namentlich darin, daß in dem Katechismus Babeufs die Landwirthschaft, im Programm der Egalitaires die Industrie, die in den letzten dreißiger Jahren durch Anwendung der Dampfkraft größere Bedeutung gewonnen hatte, als Basis der Arbeit betrachtet wird, daß hier der Gedanke einer Organisation der Arbeit, wenn auch noch sehr unbestimmt, aufdämmert, und daß hier auch Ehe und Familie verworfen werden, welche bei den Babeufisten noch als Quellen des Glücks galten. Der Bruch mit diesen widerstand begreiflicherweise aber selbst einem großen Theile der „Proletarier" (diese Bezeichnung der besitzlosen Arbeiter ist eine Erfindung von Lamennais), und es erzeugte sich vorzüglich hieraus die Partei der „Reformisten," an deren Spitze der Arbeiter Albert stand, welcher später nach der Februarrevolution Mitglied der Provisorischen Regierung war. Der Charakter dieser gemäßigten Communisten war eine gewisse Unentschiedenheit; doch erkannten auch sie in der Ungleichheit der Vermögensverhältnisse eine fortdauernde Ursache der Herabwürdigung der Menschheit, welcher die bloße Gleichheit der politischen Rechte nicht abhelfen könne, sondern allein „die Gemeinsamkeit der Arbeit und eine weise Vertheilung der gemeinschaftlichen Erzeugnisse und die allen gemeinsame Erziehung."

In diese schwankende, gährende, unklare Masse griff nun Cabet mit einer bestimmter ausgeprägten communistischen Lehre ein, zunächst in seinem zweibändigen Werke „Voyage en Icarie," dann in zahlreichen Flugschriften, und so bildete sich im französischen Proletariat eine dritte, bald sehr viele Anhänger zählende Secte heraus, die der Communisten im engern Sinne oder, wie sie sich selbst bezeichneten, der „icarischen. Communisten." Ihre Propaganda bestand in den sogenannten „cours icariens," abendlichen Zusammenkünften von etwa zwanzig Arbeitern für Vorlesung und Besprechung. Diese Clubs standen mit einander im Verkehr und breiteten sich rasch über alle

Digitized by Google

großen Städte Frankreichs, vorzüglich über alle Fabrikorte, aus. Zuletzt versuchte Cabet mit einigen Hunderten seiner Jünger seine Lehre in die Wirklichkeit zu übertragen, indem er mit denselben nach dem Staat Illinois auswanderte, wo er sich in der von den Mormonen verlassenen Stadt Nauvoo niederließ. Selbstverständlich machte er, der ehrliche Phantast, auf dem Boden der reinpraktischen Weltanschauung hiermit kläglich Fiasco. Seine Lehre aber erhielt sich, von Schülern in einigen Punkten verändert, in den untern Klassen Frankreichs und gewann immer neue Anhänger unter denselben.

Die Grundzüge dieser Lehre, von Cabet selbst in ein weitverbreitetes Glaubensbekenntniß zusammengefaßt, sind folgende: Es giebt einen wohlthätigen Urgrund aller Dinge, dessen Wesen und Natur aber näher zu bestimmen bei der Schwäche des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht möglich ist. Die Ehe und das Familienleben sind die dem Verhältniß der Geschlechter zu einander und der Eltern zu den Kindern angemessensten Formen der persönlichen Gemeinschaft. Dagegen sind die politische und gesellschaftliche Ungleichheit und insbesondre das Eigenthumsrecht und die Veräußerlichkeit des Besitzes die Quellen aller Laster der Reichen wie der Armen und die unseligsten und heillosesten aller Irrthümer. Darum fordert Cabet, ohne in der monarchischen Staatsform die alleinige Ursache alles Unheils und Unfugs auf Erden zu erblicken, daß das „aristokratische System", d. h. die staatliche und gesellschaftliche Ungleichheit der Menschen, durch die Demokratie, d. h. die Gleichheit, ersetzt werde. Er verlangt als Ideal die Gütergemeinschaft, die Gleichheit in Rechten und Pflichten, in der Arbeit und im Genuß bis zur Grenze des Möglichen. Das Nationalgebiet soll in seinem idealen Staat als gemeinschaftliches Besitzthum nach den Bestimmungen der Gesellschaft verwaltet, von den Bürgern bebaut, und alle Erzeugnisse sollen von Beamten der Gesellschaft eingesammelt, in Staatsmagazine gebracht und aus denselben allen Angehörigen der großen Gesammtgemeinde nach gleichen Grundsätzen zugetheilt werden. In derselben Weise will Cabet die gewerbliche Thätigkeit nach ihren verschiedenen Zweigen als eine einzige sociale angesehen und einer einheitlichen Leitung unterworfen wissen. Die Grundlagen dieser Gemeinschaft soll eine allen jungen Bürgern in gleichem Maße zu ertheilende Erziehung schaffen.

Cabet meint, daß dieses System eine höhere Entwicklung der schönen Künste zulasse. Er ist übrigens, hierin von seinen meisten Vorgängern und Nachfolgern wesentlich verschieden, ein durchaus friedlicher Prophet und Weltverbesserer. Seine sociale Umgestaltung soll nur auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung vor sich gehen, sich durch die Zustimmung Aller oder doch der großen Mehrzahl vollziehen. Darum soll die gegenwärtige Generation weder ihres Eigenthums beraubt, noch zur Arbeit gezwungen werden, indem

Digitized by Google

das System der Gütergemeinschaft erst für die durch Erziehung nach communistischen Grundregeln darauf vorbereitete Welt verbindlich sein dürfe. Ueberdieß müsse der socialen Neugestaltung eine parlamentarische Reform und eine Abänderung der Wahlgesetze vorausgehen und selbst im Fall einer populären Reform oder Revolution eine Art Uebergangsstaatsrecht eingeführt werden, mit Anerkennung des Princips der Gleichheit und mit der Tendenz einer stetigen stufenweisen Veränderung der Ungleichheiten des Eigenthumsrechts durch Beseitigung der testamentarischen und collateralen Erbfolge, durch Progressivsteuern, durch Einrichtung von Associationen und theilweisen Gütergemeinschaften, durch Organisation der Arbeit, bessre Ordnung der Lohnverhältnisse und gemeinsame freie Erziehung.

Von Frankreich aus verzweigte sich der Communismus in seinen verschiedenen Gestalten zunächst in die belgischen und spanischen Fabrikstädte. Auch blieb er nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Ansichten und Bestrebungen der arbeitenden Klassen und ihrer Führer in England, obwohl das dortige Proletariat auf einem andern geschichtlichen Boden stand und deshalb zum Theil auf andere Wege gewiesen war als das festländische. Sodann fand schon geraume Zeit vor der Revolution von 1848 die communistischen Lehre im Elsaß und in den Manufacturgegenden der Schweiz, hier vorzüglich unter den deutschen Handwerksburschen, einigen Anhang. Auch ließen schon in den ersten vierziger Jahren in Deutschland selbst entdeckte und zum Gegenstand der Untersuchung gewordene geheime Verbindungen entschieden communistische Anklänge gewahren, und der Schneider Weitling versuchte derartige Velleitäten mit seinem Buche „Garantie der Harmonie und der Freiheit!" wohl oder übel in eine Art System zu bringen.

Der Straßenkampf, mit welchem Frankreich 1848 eine neue Phase seiner nun fast neunzigjährigen Revolutionsperiode begann, schien bereits mit Guizots Entlassung und dem Zugeständniß der Wahlreform für die aus der Bourgeoisie hervorgegangene, nur diese vertretende Opposition in den Kammern und den Hauptorganen der Presse entschieden. Nun hatten aber bei der Agitation für diesen Zweck auch die andern oppositionellen Parteien Frankreichs mit jener gemeinschaftliche Sache gemacht, und da für diese Parteien, die Republikaner, die Socialisten und Communisten die Reform nur eine vorläufige Errungenschaft, eine erste Stufe für ihre Bestrebungen, eine Operationsbasis für die Erreichung ihrer eigentlichen Ziele, ein nothwendiger Durchgangspunkt zu völliger Umgestaltung des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft war, so entbrannte der Kampf unverzüglich von Neuem, als es den Anschein hatte, als sollte hiermit der Bewegung Halt geboten sein.

So erfocht das bewaffnete Proletariat neben den blauen Republikanern des Mittelstandes gegen den Wunsch und Willen des liberalen Bürgerthums

Digitized by Google

und gegen das Interesse desselben seinen ersten Hauptsieg und glaubte nun in der Republik und in den Zugeständnissen, die man ihm unmittelbar nach Verkündigung derselben machte, auch die Früchte des Sieges ernten zu können. Man nahm Arbeiter in die Regierung auf, und man versuchte es mit der Erfüllung einer schon seit Jahren von den Communisten und ihren socialistischen Verwandten aufgestellten Forderung, indem man Nationalwerkstätten errichtete, in welchen dem vorgeblichen „Recht auf Arbeit" von Seiten des Staates Rechnung getragen werden sollte. Diese Schöpfung mußte naturgemäß mißrathen, und sie mißrieth in der That vollständig schon nach Verlauf weniger Wochen. Das Proletariat erhob sich darauf im Juni 1848 zu dem furchtbaren Aufstande, der von Cavaignac, nachdem der Kampf lange geschwankt und einen großen Theil von Paris mit Blut übergossen hatte, niedergeworfen wurde.

Es war dieselbe Parteiverknüpfung und derselbe Geist, wie die, welche in diesen Tagen Paris zur Stätte unerhörter Greuel machten. Die damals gegen die Führer der besiegten Empörung angestellte Untersuchung giebt dafür die deutlichsten Beweise an die Hand. Der furchtbare Gedanke, die Weltstadt in Brand zu stecken und sich lieber unter ihren Trümmern zu begraben als auf die verbrecherischen Gelüste nach Umsturz des Staatsgebäudes zu verzichten, ist nicht erst im Kreise der Commune von 1871 entsprungen, er war schon in dem Programm der communistischen Anführer während jener schrecklichen Junitage enthalten. Wir lesen in den betreffenden Untersuchungsacten und zwar in der Rede Caussidières vor den Commissarien folgende Worte, die am 3. April 1848 gesprochen wurden und welche diese Junitage von damals und die Maitage von heute wie düstere ruchlose Brüder neben einanderstellen:

„Sagen Sie nur Ihren albernen Bourgeois, Ihren Nationalgarden, sagen Sie ihnen, daß, wofern sie das Unglück haben sollten, sich zur geringsten Reaction herzugeben, viermalhunderttausend Arbeiter nur auf das Signal warten, um reinen Tisch mit Paris zu machen. Sie werden keinen Stein auf dem andern lassen, und dazu werden sie keine Flinten brauchen, chemische Streichhölzchen werden ihnen genügen."

Und eine in den letzten Stunden der Insurrection angeschlagene Bekanntmachung der Aufständischen enthielt Folgendes:

„Wenn blinde Hartnäckigkeit euch gleichgültig sein ließe vor soviel vergossenem Blute, so werden wir alle sterben unter den Trümmern des in Brand gesteckten Faubourg Saint Antoine."

Der Sieg der blauen Republik, der honneten Republikaner rettete in jenen blutigen Tagen des Juni 1848 die bürgerliche Gesellschaft in Frankreich. Man hielt ihn vielleicht für vollständiger und entscheidender, als er in

Digitized by Google

Wirklichkeit war. Die Lehre, für welche die Blousenmänner damals die Waffen ergriffen, verschwand nicht aus der Welt, mit der rothen Fahne, ihrem Symbol. Ihre Anhänger verzichteten nur für den Augenblick darauf, sich in die active Politik zu mischen, gaben aber ihre Ansprüche und Hoffnungen keineswegs verloren. Der Communismus als mehr oder minder ausgebildete Theorie zog sich seitdem aus der Oeffentlichkeit zurück, und die auf gewaltsame Veränderung des Besitzstandes gerichteten Gelüste des Arbeiterproletariats wurden fortan wieder im Dunkel geheimer Verbindungen gepredigt und gehegt.

Am 8. Mai 1869 schrieb ein Eingeweihter in der „Egalité“: „Was wir mit Freuden begrüßen, ist das Wiederaufleben des Socialismus in Frankreich, der ebenso voll Glauben an seine Zukunft wie 1848, aber wissenschaftlicher und erfahrungsreicher als damals ist. Da sehen wir sie wieder, diese verhaßten Ideen, für die man so viele Republikaner erschossen und in die Verbannung geschleppt hat! Just nach einer Generation, nach zwanzig Jahren kehren sie wieder mit derselben Zähigkeit, um den erschrockenen Leuten der Ordnung vor Augen zu treten, dieser lügenhaften Ordnung, welche nur durch den Weihwedel eines gemietheten Priesters geheiligt und durch den Säbel des volksverhaßten Soldaten aufrecht erhalten wird.“

Die Regierung Napoleons des Dritten wußte jene gefährlichen Elemente theils durch ihre wachsame und energische Polizei zu beschränken, theils durch eine eigenthümliche, vielfach nur scheinbare Fürsorge für das Proletariat zu versöhnen. Sie hat durch Entwickelung der materiellen Interessen des Landes die Arbeiterbevölkerung Frankreichs im Allgemeinen in eine bessere Lage versetzt. Sie hat aber auch durch ihre großen Bauunternehmungen in Paris Hunderttausende von Arbeitern nach der Hauptstadt gezogen, in denen, nachdem diese Bauten vollendet waren, die Lehren der communistischen und socialistischen Propheten in demselben Maße wieder einen empfänglichen Boden fanden, in welchem der Verdienst zu stocken und die Noth sich fühlbar zu machen begann.

Dazu kam aber noch eine andere Seite des Kaiserthums. Dasselbe war von der Partei der Ordnung als Heilmittel und Präservativ gegen das in Rede stehende Uebel angenommen und eine Zeitlang unterstützt worden. Aber es scheint, es wird wenigstens von zahlreichen Stimmen in Frankreich behauptet, daß dieses selbe Kaiserthum, wenn es auch gelegentlich gegen die geheimen Gesellschaften einschritt, dieselben nach politischen Grundsätzen, die man allerdings nie eingestand, im Allgemeinen gewähren ließ, da ihre Bestrebungen sich auch gegen die verschiedenen Nuancen des Liberalismus kehrten und dieselben schwächten. Noch gewisser aber ist, daß der napoleonische Absolutismus durch seine ganze Natur das Fortwuchern und Wiedererstarken der Parteien, aus

Digitized by Google

denen die Commune hervorging, indirect begünstigte. Wiederholt wurden Männer zu Lehrämtern zugelassen, welche sich ganz offen zu materialistischen Ueberzeugungen bekannt hatten, und so trug die Regierung bei, das religiöse Gefühl im Volke zu schwächen, ohne welches Ergebung in das dem Einzelnen beschiedene Loos unbegreiflich und unmöglich wird. Der Luxus und der Cultus der materiellen Genüsse, der mit dem Kaiserreich den Gipfel des Ungeheuerlichen erreichte, die Demi-Monde-Gesellschaft, welche es erzeugte und nährte, untergruben in immer weiteren Kreisen alle Sitte und allen Halt unter den besitzenden Classen, und die durch Schwindel im riesigsten Maßstab colossal reich gewordenen Günstlinge dieses Regimes mußten naturgemäß den Neid derer erwecken und zum heißen Haß steigern, welche mit allem ehrlichen Schweiß kaum das tägliche Brot für sich und die Ihrigen erwarben. Vor allem aber mußte auf die Verderbniß des Volkes die Frivolität der Presse von Paris wirken, welcher unter dem Kaiserreich gestattet war, alles Heilige und Erhabene mit ihren Sarcasmen zu überschütten, die Tugend, die menschliche Würde, die Religion, die guten Sitten, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele täglich aufs Neue lächerlich zu machen und in den Staub zu ziehen, wenn sie sich nur in Acht nahm, Cäsar und seine Politik anzugreifen.

Endlich mag noch der Mißgriff erwähnt werden, der 1864 mit der Aufhebung der gesetzlichen Bestimmungen begangen wurde, welche bis dahin gegen die Coalitionen bestanden hatten. Gewiß läßt sich für die Maßregel mancherlei sagen, und wir sind weit entfernt davon, die Coalitionsfreiheit im Allgemeinen anzuklagen. Aber es läßt sich doch die Frage aufwerfen, ob das Gesetz von 1864 nicht den Arbeitern die Erlaubniß gegeben hat, wirkliche politische Körperschaften zu bilden, die sich zu dem Zwecke, Lohnerhöhungen zu erzwingen, zusammenthaten. Es läßt sich ferner fragen, ob jenes Gesetz nicht die Strikes begünstigt hat, die in den letzten Jahren des Kaiserreiches so häufig und mit so erschreckender Gewaltsamkeit auftraten. Und es wird schließlich erlaubt sein, anzudeuten, daß diese Arbeitseinstellungen, hinter denen einige Male hochstehende Persönlichkeiten, Räthe und Freunde des Kaisers, gestanden haben und die Dirigenten gewesen sein sollen, die Schule gewesen sind, wo die Arbeiter im Umsturz der Gesellschaft die Verbesserung ihrer Zustände sehen lernten, die sie von der ausdauernden Thätigkeit des Einzelnen nicht erwarten konnten.

Wir kommen jetzt zu der wichtigsten der geheimen oder sagen wir, der in ihrem innersten Programm und in ihren obersten Leitern bis auf die letzte Zeit geheim gebliebenen Gesellschaften, in denen der Communismus sich fortpflanzte und sich zu neuem Losbrechen bei der ersten Erfolg versprechenden Gelegenheit vorbereitete. Als die revolutionäre Gährung des Jahres 1848 auf den

Digitized by Google

europäischen Continent theils von selbst schwächer geworden war, theils der Repression der Staatsgewalten nachgebend in ihren stärksten Elementen nach England und Amerika entwichen war, bildete sich aus dem Zusammenfluß von Flüchtlingen mit radicaler Vergangenheit in London ein Kreis der radicalsten Geister, der eine neue Revolution zu organisiren und über die ganze europäische Welt von Rußland bis nach Spanien und Italien hin zu verbreiten bemüht war. Nicht alle in England verweilenden Radicalen schlossen sich dieser Richtung an, in welcher von Anfang an der Communismus die dominirende Rolle spielte. Der alte Erzagitator für die Republik, Joseph Mazzini, z. B. hielt sich dieser Verschwörung ferne. Dagegen gehörten ihr namentlich mehrere der nach den Junitagen auf britischen Boden geflüchteten rothen Republikaner französischer Nationalität an, und von Frankreich aus scheint auch die Anregung gekommen zu sein zur Schöpfung des Werkzeugs für die in Aussicht genommene neue Action des Communismus, welches man sich in dem unter dem Namen der „Internationalen Vereinigung" bekannt gewordenen Arbeiterbunde bereitstellte, den man auch kurz weg als die „Internationale" bezeichnet.

Die Internationale wurde während der Weltausstellung von 1862 in London angeregt und im Sommer 1864 gegründet. Die Idee dazu ging von Pariser Arbeitern aus, den detaillirten Plan für die Organisation scheint der Rheinpreuße Karl Marx*) geliefert zu haben, der überhaupt einer der rührigsten und intelligentesten Leiter dieser Bewegung war und noch ist. London blieb der Mittelpunct derselben, da die englischen Gesetze ihr den meisten Schutz gewährten. Hier befindet sich ihr Directorium und ihr hoher Rath. Von hier aus verbreitete sie sich rasch über die ganze Welt. Die Verbindung ist auf die Solidarität der Arbeiter der verschiedenen Gewerke in jedem Lande und auf die Union derselben in allen Theilen der Erde basirt. Für die Brüder des Bundes giebt es keine Grenzen, das Wort Vaterland ist für die Genossenschaft ein Wort ohne Sinn und Bedeutung. Verbunden durch die Verwandtschaft der Interessen und vorzüglich durch gemeinsamen Haß und Neid, haben diese communistischen Logenverbände mit ihrer Mutter- und Großloge die Absicht, ein Volk zu bilden, welches die Arbeiter der ganzen Welt umfaßt. Auf diesen Grundlagen errichtet, wäre der Bund, der gegenwärtig dritthalb Millionen Mitglieder zählen soll — eine Zahl, die wohl nur zutrifft, wenn man die nicht strict zur Internationale gehörenden Arbeitervereine einrechnet — schon eine unermeßliche Gefahr für die sociale Ordnung, wenn er sich nicht direct auf die Zertrümmerung derselben richtete; denn wir wissen ja, daß die verhängnißvolle Neigung jeder derartigen Verbindung immer

*) Derselbe ist seltsamer Weise ein naher Verwandter (Schwager) des ehemaligen preußischen Ministers v. Westphalen, dieses ultraconservativen Staatsmannes.

Digitized by Google

nach dem politischen Gebiete gravitirt, einen Staat neben oder in dem Staate, oder, gleich der katholischen Kirche in ihrer ultramontanen Gestalt, über dem Staate zu bilden strebt. Aber bei der Internationale handelte es sich von Anfang an nicht um Staatsformen, nicht um Monarchie, Republik oder Theokratie, nicht um Reform unsrer Institutionen in mehr oder minder radicalem Sinne, sondern um eine Verschwörung gegen die Besitzenden und gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, auf denen die moderne Gesellschaft beruht.

Das Glaubensbekenntniß der Internationale hat zur Basis den Atheismus und Communismus, zum Ziele die Vernichtung des Capitals und des persönlichen Eigenthums, zum Mittel die Gewalt der rohen Massen. Sie fordert die directe Gesetzgebung durch das Volk, die Abschaffung des individuellen Erbrechts für Capitalien und Arbeitswerkzeuge, die Ueberweisung des Grund und Bodens an den Gesammtbesitz.

„Der Bund erklärt sich," so sagt der Londoner Generalrath, der sich im Juli 1869 constituirte, „für atheistisch, er will Abschaffung des Gottesdienstes, Ersetzung des Glaubens durch die Wissenschaft, der göttlichen Gerechtigkeit durch die menschliche, die Beseitigung der Ehe. Er verlangt vor Allem die Aufhebung des Erbrechts, damit in Zukunft der Genuß eines Jeden der Production eines Jeden entspreche."

„Wir wollen," so äußert sich ferner einer der Publicisten dieser Gesellschaft zum Umsturz des gegenwärtigen socialen Zustandes, „die Freiheit Aller und die Gleichheit Aller, und unter der socialen Revolution verstehen wir nicht ein miserables Unternehmen zu Gunsten der alten Finsterniß gewagt. Die Revolution bedeutet die vollständige Zerstörung der bürgerlichen Einrichtungen und deren Ersetzung durch andere. Was wir wollen, das ist eine Nacht des 4. August 1789. Die Radicalen der politischen Parteien, selbst die vorgeschrittensten, wollen einfach das gesellschaftliche Gebäude neu austapeziren, ohne an seine gegenwärtigen Grundlagen die Hand zu legen. Wir aber wollen reinen Tisch machen und Alles neu aufbauen." (Progrès du Locle, Nummer vom 29. Januar 1870.)

Auf einem ihrer ersten Congresse, demjenigen zu Basel, behauptete man, daß das Eigenthum „die Entwickelung der Gesellschaft lähme und die Ungerechtigkeit und Ungleichheit heilige," und der Congreß erklärte: „Die Gesellschaft hat das Recht, das individuelle Eigenthum am Grund und Boden aufzuheben und es der Gemeinschaft wieder zu verleihen, 2) es ist nothwendig, das Eigenthum am Grund und Boden wieder in Collectiveigenthum zu verwandeln." (Oskar Testut, Association internationale des travailleurs, Seite 11.)

Zu derselben Zeit schrieb einer der Schriftsteller des Bundes: „Hätte

Digitized by Google

das Erbrecht nur den Fehler, die Aristokratieen zu verewigen, deren Ausgangspunkt es ist, indem es einer müssiggängerischen, schmarotzenden Minderheit die Früchte der Collectivarbeit überliefert, so wäre das schon reichlich genügend, um es aus unsrer künftigen Organisation zu streichen. Allein das ist nicht Alles: Das Erbrecht ist die Sklavenkette der Völker." (Egalité, Nummer vom 12. Juni 1869.)

Und in einem andern Artikel lesen wir: „Wenn Eltern rühriger und geistig begabter als andere, einiges Vermögen zusammengebracht hätten und, indem sie es ihren Kindern vermachten, für dieselben ein besonderes Privilegium schaffen könnten, so würde die Solidarität ins Herz getroffen werden," (Progrès du Locle, Nummer vom 29. Januar 1870.)

Die Gründer der Internationale hatten anfänglich von dem Programm der Verbindung die politischen und religiösen Fragen fern gehalten, nicht deshalb etwa, so beeilten sie sich zu sagen, weil sie selbst keine sehr entschieden ausgeprägten antireligiösen Meinungen hätten, sondern weil sie die Arbeiter noch mehr zu theilen fürchteten, wenn sie „die Fahnen eines politischen oder antireligiösen Systems aufzögen," und ferner, „aus Rücksicht auf die unter den Arbeitermassen verbreiteten Vorstellungen, die ihnen von der eigennützigen und bestochenen Propaganda der Priester, der Regierungen und der politischen Parteien mit Einschluß selbst der rothesten eingepflanzt worden sind." (L'Internationale vom 5. September 1869.)

Diese kluge Zurückhaltung in Betreff der religiösen Ideen und der politischen Fragen dauerte aber nicht lange. Auf dem Congreß, der im Jahre 1868 zu Brüssel stattfand, rief einer der hervorragendsten und einflußreichsten Redner des Bundes aus: „Wir wollen keine Regierungen mehr; denn die Regierungen erdrücken uns mit Steuern; wir wollen keine Armeen mehr; denn die Armeen metzeln uns nieder; wir wollen keine Religionen mehr; denn die Religionen ersticken die Intelligenz." (Vgl. den im Journal Le Peuple belge Seite 50 enthaltenen Bericht über den Brüsseler Congreß.)

Im Verlaufe der Zeit entwickelten und befestigten sich die verderblichen Lehren dieser modernen Herostrate immer mehr. Im Jahre 1869 sprach das Programm einer ihrer Sectionen, derjenigen der demokratisch-socialistischen Allianz zu Genf, die Zielpunkte dieser vorgeblichen Heilande des gegenwärtigen Proletariats in ihrer ganzen empörenden Roheit aus. Wir citiren den officiellen Text nach der Solidarité vom 11. April 1869 (mitgetheilt bei Testut, Seite 28):

„Die Verbindung erklärt sich für atheistisch. Sie will die Abschaffung der Culte, die Ersetzung des Glaubens durch das Wissen, der göttlichen Gerechtigkeit durch die menschliche, die Abschaffung der Ehe als politischer, religiöser, rechtlicher und bürgerlicher Einrichtung. Sie will die endgültige und

Digitized by Google

vollständige Abschaffung der Stände und die politische, wirthschaftliche und gesellschaftliche Gleichstellung beider Geschlechter, und um zu diesem Zweck zu gelangen, fordert sie vor Allem die Abschaffung des Erbrechts, damit der Genuß eines Jeden dem gleichkomme, was er erzeugt. Sie will für alle Kinder der beiden Geschlechter von ihrem Eintritt ins Leben an Gleichheit der Mittel zur Entwickelung, d. h. des Unterhalts, der Erziehung und der Belehrung in allen Stufen der Wissenschaft, des Gewerbes und der Künste, indem sie überzeugt ist, daß diese anfänglich nur ökonomische und sociale Gleichheit das Resultat haben wird, mehr und mehr auch eine größere natürliche Gleichheit der Individuen herbeizuführen und alle künstlichen Ungleichheiten, die geschichtlichen Erzeugnisse einer ebenso falschen als ungerechten Organisation, verschwinden zu lassen."

Das Programm der Internationale könnte in einem Irrenhause erdacht sein, die Organisation aber, nach welcher die Gesellschaft sich gliedert, ist entschieden das Werk eines eminent klugen und praktischen Kopfes, einfach, wohlberechnet und so elastisch, daß sie auch für solche paßt, die nur in den Hauptpunkten mit der Secte, welche den Bund dirigirt, übereinstimmen, und daß sie sich allen Verschiedenheiten anbequemt, welche sich für die Provinzen der Internationale aus den Gesetzgebungen der betreffenden Länder ergeben. Indeß ist diese Organisation bei aller Schmiegsamkeit und aller Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Unterabtheilungen im Grunde eine stark centralistische, und hinter der republikanischen Form, die man zur Schau trägt, steht die Despotie einiger wenigen Führer, wie bei allen Organisationen der Art, welche französischen Ursprungs sind.

Unter dem Namen eines Congresses entscheidet ein periodisch zusammentretendes internationales Parlament der arbeitenden Klassen, dem Anschein nach in souveräner Weise, alle Fragen, welche den Bund als Ganzes angehen, und dasselbe hat das volle Recht der Gesetzgebung und die volle Befugniß, Recht zu sprechen bei Streitigkeiten. Neben diesem Congreß und von ihm ernannt, steht ein Centralcomité oder hoher internationaler Rath, welcher das Centrum für die verschiedenen Unterabtheilungen der Association ist und deren dirigirenden Ausschuß bildet. In diesem fließen alle Berichte und Correspondenzen von Bedeutung, welche den Bund betreffen, zusammen, er schlägt die Programme vor, die auf den Congressen erörtert und zu Beschlüssen erhoben werden sollen, er ordnet die Arbeitseinstellungen an, unterstützt sie aus den Mitteln des Vereins, sagt sie ab und ist, indem seine Mitglieder oder Delegaten auch auf den Congressen die Ausschlag gebenden Leiter sind, die eigentliche Seele des Ganzen, von der nur zweifelhaft bleibt, ob sie nicht etwa hinter sich im Dunkeln noch eine letzte innerste Seele hat. Unter diesem Generalrathe stehen ferner Provinzialräthe, die für die Sectionen, in die der

Digitized by Google

Bund zerfällt, das sind, was jener für das Ganze ist, und das Mittel- und Bindeglied zwischen diesen Sectionen und dem obersten Rathe darstellen.

Jede Section der Internationale umfaßt in der Regel ein Land. Doch gibt es auch solche, deren Wirksamkeit sich nur auf einen bestimmten Sprengel erstreckt, dessen eigenthümliche Arbeitsverhältnisse eine solche Ausnahmsstellung erfordern. So bestehen eigne Sectionen für den belgischen Eisenhüttenbezirk Seraing, bekannt durch die dort wiederholt in Scene gesetzten Monstrestrikes, für die Kohlenbergwerke bei Verviers, für einige englische Manufacturdistricte und, wenn wir nicht irren, auch für die elsässische Fabrikstadt Mühlhausen.

In der Hauptsache aber theilt sich der Bund in folgende Sectionen: die englische, welche alle drei Königreiche Großbritanniens umfaßt, die amerikanische, die französische, die belgische, die italienische, die spanische, die nach der Vertreibung der Bourbonen hinzutrat, die niederländische und schließlich die deutsche, welche die Schweiz einschließt.

Die Internationale geht in der Aufnahme von Mitgliedern streng zu Werke. Der Angeworbene muß von einem zuverlässigen Mitgliede empfohlen sein. Er erhält zuerst eine Karte, aber erst nach sechs Monaten, wenn er sich des Vertrauens der Führer würdig erwiesen und seinen Geldbeitrag ordnungsmäßig entrichtet hat, das Diplom der Mitgliedschaft, welches zugleich einen Abdruck der Statuten der Gesellschaft enthält — der Statuten, welche für die große Menge sind; denn nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, giebt es auch geheime, die nur den tiefer Eingeweihten bekannt gegeben werden. Durch Annahme und Unterschrift der Statuten erklärt der Betreffende seine Uebereinstimmung mit denselben und übernimmt die Verpflichtung, sich allen Anordnungen der Leiter zu fügen.

Wie viel an den Angaben der wiener „Tagespresse" über die Zahl der Affiliirten des Bundes in den verschiedenen Ländern ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen. 800,000 für Frankreich wird nicht sehr übertrieben sein, desgleichen kann Belgien wohl 200,000, die Schweiz 60,000 haben. Stark zu bezweifeln sind die 100,000 Mitglieder, welche die Internationale in Italien haben soll, und eben so hat sie in Deutschland deren schwerlich auch nur annähernd 300,000.

Wenn ferner von England behauptet wird, der Bund habe hier ungefähr so viele Theilnehmer wie in Frankreich, so ist das offenbar eine Verwechselung anderer Arbeiterorganisationen mit der Internationale. Die letztere hat allerdings in London ihr Hauptquartier, und selbstverständlich richtete de londoner Generalrath seine Blicke verlangend auf die englische Arbeiterwelt „England," so lesen wir in einem bei Testut zu findenden vertraulichen Schreiben dieser Centralbehörde aus dem Juni 1870, welches an einen Zweigverein in der Schweiz gerichtet ist — „England allein kann als Hebel

Digitized by Google

für eine ernsthafte volkswirthschaftliche Umwälzung benutzt werden, denn England ist das einzige Land, in welchem es keine Bauern giebt, und wo das Grundeigenthum in wenigen Händen angesammelt ist. Es ist das einzige Land, wo die capitalistische Form, d. h. die unter Capitalbesitzern auf großem Fuß organisirte Arbeit, Besitz von dem ganzen Productionsverfahren ergriffen hat. Es ist das einzige Land, wo weitaus die Mehrheit der Bevölkerung aus Lohnarbeitern besteht. Es ist das einzige Land, wo der Klassenkampf und die Einreichung der arbeitenden Stände in Gewerkvereinen eine gewisse Reife und Allgemeinheit erlangt hat. Und kraft des Einflusses, über den es auf den Arbeitsmärkten der Welt gebietet, ist es das einzige Land, von dem aus jede Veränderung in den wirthschaftlichen Thatsachen unmittelbar auf die ganze Welt zurückwirken muß. Haben daher Grundbesitz und Capitalherrschaft ihre Hauptstellung in England, so sind andrerseits die natürlichen Bedingungen ihrer Zerstörung daselbst ihrer Reife viel näher." Dieß die Wünsche der Führer der Internatiole, aber die große Mehrzahl der englischen Arbeiter steht dem Bunde fern, und wäre nicht A. Gögg (1849 bei der badischen Revolution betheiligt, dann längere Zeit in Amerika gewesen, jetzt meist in der Schweiz und einer der rührigsten Apostel der communistischen Revolution) vor einigen Jahren nach London gekommen, um Proselyten zu machen, so bestände kaum ein Zusammenhang zwischen dem englischen Arbeiterstande und dem Bunde. Odger, Lucraft und einige andere englische Demokraten ließen sich anwerben, aber diese Leute vertreten schwerlich mehr als tausend Arbeiter. Dagegen ist allerdings richtig, daß die Majorität der englischen Arbeiter radical gesinnt ist, soweit sociale Fragen in Rede kommen.

Endlich dürfte auch die Zahl von 40,000 spanischen Mitgliedern der Internationale, die man angegeben findet, zu hoch gegriffen sein. Die Gesellschaft begann in Spanien zuerst in Barcellona, in dessen Fabriken gegen 8000 Franzosen beschäftigt sind, ihre Netze auszuwerfen, verzweigte sich dann nach Madrid und machte neuerdings auch einen Versuch, in Bilbou Fuß zu fassen. Die Leiter dieser Bewegung sind immer Franzosen. Die spanischen Arbeiter sind durchschnittlich ruhige Leute, die zufrieden sind, wenn sie nur Arbeit haben. Da man in Spanien nicht viel zum Leben bedarf, so ist ihnen ein stetes Streben nach höhern Löhnen fremd, und für weit aussehende politische oder sociale Fragen fehlt es ihnen an Bildung. Indeß haben die Bemühungen der Internationalen, bei denen erst sogenannte Conferenzen für Arbeiter eingerichtet, dann Arbeitseinstellungen organisirt werden, doch hier und da Erfolg gehabt, und in Barcellona versuchten die Baumwollenweber wiederholt ihr Heil mit Strikes, nur zogen sie dabei stets den Kürzeren.

Das Centralcomité der Internationale oder deren Gemeinderath hat, wie bemerkt, seinen Sitz in London (Grays, Inn-Road) und besteht gegenwärtig

Digitized by Google

aus folgenden Personen: M. T. Boon, Frederik Bradnick, G. H. Buttery Cathil, William Hales, Kolb, Lessner, B. Lucraft, Georg Millner, Thomas Rothershead, Charles Murray, Georg Odger (seines Zeichens ein Schuhmacher); Pfander, Rühl, Sadler, Cowell Stepney und William Townsend. Daneben ungiren als correspondirende Secretäre: Eugén Dupont für Frankreich, Karl Marx für Deutschland und Holland, Friedrich Engels für Belgien und Spanien, Hermann Jung für die Schweiz, P. Giovacchini für Italien, Levy Maurice für Ungarn, Anton Zabicki für Polen, James Cohn für Dänemarck, und J. G. Eccarius (ein Schneidergesell aus Deutschland, der als nationalökonomischer Schriftsteller, namentlich gegen die Theorien Mills, aufgetreten ist und für die rechte Hand von Marx gilt) für die Vereinigten Staaten. Vorsitzender ist Jung, Schatzmeister John Weston, Generalsecretär John Hales, Finanzsecretär George Harris.

Jede Section der Gesellschaft ist verpflichtet, alljährlich und auf Verlangen des Generalsraths auch außerhalb dieser Zeit letzterem einen ins Einzelne gehenden Bericht über den Stand der Arbeiterbewegung in ihrem Lande zu erstatten. Aus allen diesen Mittheilungen wird dann von jenem ein Gesammtbild der Bewegung in dem verschiedenen Provinzen des Landes zusammengestellt, und als „Jahresbericht des Centralcomités" den Mitgliedern der Gesellschaft zugängig gemacht. Den Sectionen ist nur ein geringes Maß von Selbständigkeit gegönnt. Sie dürfen nach eigenem Ermessen nur da verfahren, wo es sich um Gründung neuer Localvereine, Organisirung von Arbeitseinstellungen kleinerer Dimension, Veranstaltung von Versammlungen u. d. handelt. In allen wichtigen Dingen haben sie die Meinung und die Befehle der Obern in London einzuholen. Diese bestellen auch die Redacteure der Parteiorgane sowie die Obmänner der maßgebenden Vereine. Letztere werden zwar von den Vereinsmitglieder gewählt, doch nur scheinbar; denn die Namen der zu Wählenden werden von der Internationale im Wege der Section ausgegeben, und die unter den Arbeitern herrschende Parteidisciplin bewirkt, daß nicht leicht in andrer Name aus der Urne hervorgeht, als der vom Centralcomité voranschlagen.

Die Parteidisciplin duldet nicht, daß ein Mitglied des Bündes den Ansichten der Obern gegenüber eine eigne Meinung vertritt. Der Befehl des Centralcomités ist Dogma, wer ein solches Dogma durch Aeußerungen oder Handlungen nicht anerkennt, wird mit sofortiger Ausschließung bestraft. Vielleicht ist es diese strenge Handhabung der Disciplin, welche Herrn Bebel zu seiner bekannten Auslassung im Reichstage bestimmte; es wäre wenigstens trotz alledem noch einigermaßen denkbar, daß er dabei das Verfahren des Generalrathes gegen den pariser Arbeiterdeputirten Tolain vor Augen gehabt hätte, der, als er in der Nationalversammlung erklärt hatte, er wolle den

Digitized by Google

Mord und Brand der Commune nicht vertheidigen, als „Verräther an der Sache der Arbeiter" aus der Mitgliederliste der Internationale gestrichen wurde.

Wir bemerken schließlich noch zweierlei. Die Finanzen der Gesellschaft scheinen bis auf die letzten Ereignisse in Paris, die sie einigermaßen in Mitleidenschaft gezogen und gestört haben werden, günstig gewesen zu sein, wenigstens hatte sie immer Geld zur Unterhaltung von Strikes, zur Bestreitung der Reisekosten für Agitatoren und zur Gründung und Unterstützung von Preßorganen, wenn auch die Angabe, daß ihr allein aus den Beiträgen ihrer Mitglieder jährlich circa 5½ Millionen Gulden zuflössen, zu bezweifeln sein wird. Sodann scheint sicher, daß der Bund Beziehungen zu andern revolutionären Gesellschaften unterhält und gelegentlich im Einvernehmen mit denselben handelt, und selbst die Vermuthung ist nicht ausgeschlossen, daß er bei all seinem Atheismus mit den Ultramontanen in sofern unter einer Decke spielt, als beiden die Beseitigung der gegenwärtigen Weltordnung erstes und oberstes Bedürfniß ist. Beide sind nicht wählerisch in Betreff von zeitweiligen Bundesgenossen, die man hoffen darf, beseitigen zu können, wenn sie ihre Schuldigkeit gethan haben. Als bestimmt darf angenommen werden, daß die obersten Leiter des Bundes sich mit der Ligue républicaine universelle, die zu Anfang Juni d. J. durch eine Deputation im Centralbureau des Bundes mit dem Generalrath verhandelte, mit den Feniern und mit den von Herzen und Bakunin geleiteten russischen Nihilisten bis zu einem gewissen Grade im Einklang wußten. Jedenfalls ist in Rußland ein wohlvorbereiteter Boden für den Samen der internationalen Communisten. Die Tschinowniks sind großentheils von destructiven Ideen in socialer Beziehung erfüllt. Der Sammtbesitz der Landgemeinden entspricht der communistischen Weltverbesserungslehre. Die Voruntersuchung des Prozesses Netschajeff, der in diesen Tagen zu Petersburg spielen wird, hat, wie man hört, ergeben, wie tief die socialistischen Grundsätze in die untersten Schichten des Volkes eingedrungen sind. Ein großer Theil der russischen Presse besprach die Pariser Commune in entschuldigender Weise, und manche Blätter verbargen kaum, daß sie mit ihr sympathisirten.

Wie dem allem aber auch sei, die Internationale hat bei der Revolution, die am 18. März in Paris das Haupt erhob, eine wesentliche Rolle gespielt; sie hat eine Anzahl ihrer Führer in die Insurgentenregierung gesandt, sie hat erheblich dazu beigetragen, daß der Aufstand Contingente von Kämpfern aus dem Auslande erhielt, sie trägt einen Theil der Schuld, daß er einen so greuelvollen Charakter annahm, und sie hat die von der Commune begangenen Unthaten offen und ungescheut in Schriftstücken vertheidigt. Die Internationale ist ferner mit ihrer Organisation ein Staat im Staate, welcher die

Digitized by Google

Prätension hat, der Ausdruck der zukünftigen bürgerlichen Gesellschaft zu sein, in Zukunft die gesammte sociale Ordnung in seine Rahmen aufzunehmen und zwar auf gewaltsamem Wege. . .

Das Schreiben des Cardinals Antonelli an den Bischof von Mainz.

Herr von Ketteler hat am 3. Juli in der „Germania," dem zu Berlin erscheinenden klerikalen Organ, das mehr besprochene Schreiben, welches Cardinal Antonelli unter dem 5. Juni an ihn gerichtet, mitgetheilt. Der Cardinal-Staatssecretär schreibt wirklich, er habe in einer Unterredung mit dem bairischen Gesandten und zeitweiligen Geschäftsträger des deutschen Reiches lediglich die Absicht verfrüht gefunden, den Reichstag über eine zum Schutz der weltlichen Herrschaft der Kirche zu beschließende Intervention zur Meinungsäußerung zu veranlassen. Dagegen äußert der Cardinal seine Betrübniß, daß durch die Gegner der Kirche verbreitet worden, es sei die Handlungsweise der katholischen Fraction im Reichstag von ihm, dem Cardinal, getadelt worden.

Herr von Ketteler hält indeß für angezeigt, seiner Mittheilung des antonellischen Schreibens einen Commentar hinzuzufügen. Er scheint gefürchtet zu haben, die völlige Ableugnung der Angabe des Fürsten Bismarck, in dessen Schreiben an den Grafen Frankenberg vom 19. Juni, könne unliebsame Folgen haben. Der Fürst schrieb aber, wie man sich erinnert, wörtlich: „Der Cardinal-Staatssecretär hat dem Grafen Tauffkirchen darüber keinen Zweifel gelassen, daß die Haltung der Partei des sogenannten Centrums an der höchsten geistlichen Stelle der katholischen Kirche nicht gebilligt werde." Herr von Ketteler zieht sich nun folgendermaßen aus dem Dilemma: entweder den deutschen Reichskanzler oder den römischen Cardinal-Staatssecretär eine unrichtige Behauptung machen zu lassen. Er sagt: Fürst Bismarck habe ja ausgesprochen, daß der parlamentarische Einfluß der Fraction des Centrums nach derselben Richtung ins Gewicht gefallen, wie die parlamentarische Thätigkeit derjenigen Elemente, welche die Herstellung des deutschen Reiches grundsätzlich anfechten, daß er die Gesandtschaft des deutschen Reichs in Rom beauftragt, sich zu überzeugen, ob die Haltung dieser Partei den Absichten Seiner Heiligkeit entspreche. „Da ist es freilich nicht zu verwundern", fährt Herr von

Digitized by Google

Ketteler fort, „wenn es in dem Schreiben an den Grafen Frankenberg weiter heißt, daß der Cardinal-Staatssecretär dem Grafen Tauffkirchen keinen Zweifel darüber gelassen habe, daß die Haltung der Partei an der höchsten Stelle der katholischen Kirche nicht gebilligt werde." Herr von Ketteler fügt nun aber hinzu: eine solche Partei würde auch er nicht nur mißbilligen, sondern verabscheuen, und weist mit tiefster Entrüstung die Anschuldigung zurück, welche der deutsche Gesandte dem Cardinal Antonelli in officieller Weise mitgetheilt habe.

Die Strategie des Bischofs von Mainz ist gewandt genug, doch bleibt fraglich, ob sie zum Zweck führt. Fürst Bismarck dürfte darauf bestehen, daß die päpstliche Regierung die Opposition der Centrumsfraction gegen das deutsche Reich unzweideutig mißbilligt, oder die Haltung der Fraction eine andere wird. Mit der Behauptung, daß die Opposition der katholischen Fraction eine loyale oder vielleicht gar keine Opposition sei, wird sich der Reichskanzler nicht abspeisen lassen.

Es ist wichtig, in dieser Frage sich vor Verwechselungen zu hüten. Jede Partei kann am Ende so viel Opposition machen als sie will, so lange sie die Gesetze nicht überschreitet. Eine Opposition aber, die sich auf eine universelle kirchliche Autorität stützt, ist etwas ganz anderes. Man kann keiner Opposition den Gebrauch der gewöhnlichen Argumente, welche vom gegebenen Staatsrecht oder von der politischen Zweckmäßigkeit entnommen sind, verwehren. Eine Opposition aber, die das Gebot des Stellvertreters Christi als politische Fahne entfaltet, kann nicht mit den Mitteln der Discussion bekämpft werden. Hier muß der Staat sich an den Fahnenherrn wenden und fragen: geschieht es nach deiner Anweisung, daß deine Fahne gegen mich entrollt wird? Je nachdem der Papst ja oder nein sagt, wird man die Entfaltung der päpstlichen Fahne als unbefugten Mißbrauch ahnden, oder aber man wird mit dem Papst selbst als Gegner zu thun haben. Dies ist die große Bedeutung der Stellung, welche Fürst Bismarck gegen das katholische Centrum einzunehmen scheint. Frühere Regierungen haben das katholische Centrum wie eine regelrechte politische Partei behandelt und seine befugte oder unbefugte Verbindung mit einer universell kirchlichen und außerdeutschen Autorität ignorirt. Dies scheint nun nicht weiter gehen zu sollen, und der Reichskanzler zeigt nur seinen gewöhnlichen Scharfblick, wenn er das Unzulässige der Stellung einer Fraction, welche, angeblich politisch, sich zugleich mit den Geboten der Kirche deckt, so stark als möglich beleuchtet.

Herr von Ketteler stellt sich so tief entrüstet, daß die katholische Fraction als grundsätzliche Gegnerin des deutschen Reiches hingestellt werden soll. Gehören denn aber nicht bairische Ultramontane zu dieser Fraction, welche im Anfang 1870 den Sturm gegen das Ministerium Hohenlohe anfachten, weil

Digitized by Google

dieses Ministerium der Herstellung des deutschen Reiches nicht absolut feindlich zu sein schien? Haben dieselben Ultramontanen nicht gegen die Vertragstreue Baierns beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges gestimmt und später gegen den Eintritt Baierns in das deutsche Reich auf Grund der Versailler Abmachungen? Diese Dinge muß man sich immer wieder vergegenwärtigen. Gesetzt aber, Herr von Ketteler wollte behaupten, die jetzigen Mitglieder der Fraction des Centrums, Herrn Windthorst eingeschlossen, seien sämmtlich loyale Förderer des nunmehrigen deutschen Reichs, so bleiben doch solche Erscheinungen sehr bedenklich, wie die kürzlich zu Königshütte zu Tage gekommene, wo die Arbeiterunruhen allem Anschein nach nicht durch sociale, sondern durch klerikale Agitation hervorgerufen worden sind.

Berliner Briefe.

Berlin, den 9. Juli. Die Zeit wird still und stiller. Nicht bloß die Minister fliegen allmählig aus, um wenn irgend möglich das im vorigen Jahre Versäumte nachzuholen, sondern sogar die Sonntagsbörse hat auf vier oder sechs Wochen Ferien gemacht, ein Entschluß, dessen Heroismus doppelt bewunderungswürdig ist, wenn man bedenkt, daß jetzt das französische Gold hier ankommt, welches nach dem Glauben der Börsenmänner eine bisher ungeahnte Hausse hervorbringen soll. Die Kisten, welche hier von Zeit zu Zeit ankommen und deren Beschreibung den Zeitungslesern das Wasser im Munde zusammenlaufen macht, sind das Wenigste dabei. Der Kern sind die Wechsel auf London und Berlin. Hundert Millionen Francs sind in solchen angekommen, ein kleines Packetchen, zwischen zwei Fingern zu halten, darunter einer über 6 Millionen Thaler von Rothschild auf Bleichröder gezogen. Zwei Drittel sind aber Londoner Wechsel und wenn Herr Camphausen wollte, so könnte er heut sich an den Engländern grausam für ihre liebenswürdige Neutralität rächen und ihnen einen Schrecken einjagen, der vielleicht so bald nicht vergessen werden würde. Indessen die Börsen sind solidarisch, eine Krisis in England würde auch hier empfunden werden und so ist es nichts mit der Rache. Hoffentlich geht es mit dem freilich etwas schlimmern französischen Rachedurst ebenso. Die Herren in Paris und Versailles treiben es zwar augenblicklich etwas arg und mit dem Nachlassen des äußersten Drucks fangen die Leute auch in den Provinzen an, sich den Occupations-Truppen recht unangenehm zu machen (die deutschen Soldaten, welche 1815 in Frankreich zurück blieben,

Digitized by Google

hatten bekanntlich auch eine sehr schwere Stellung), aber es wird eines ernsten Auftretens in Versailles bedürfen, um wenigstens für einige Zeit wieder Ruhe zu schaffen und Jules Favre hat jedenfalls eben so sehr den Reclamationen des General v. Manteuffel vorbauen wie seine Landsleute ernstlich warnen wollen, als er auf die Prahlereien und Beleidigungen eines unverbesserlichen Chauvinisten in einer Sprache antwortete, die man aus französischem Munde zu hören lange nicht mehr gewöhnt ist.

Die Klerikalen haben mit der empfindlichen Niederlage, welche ihnen der Reichskanzler zugefügt hat, noch nicht genug gehabt. So lange der Reichstag versammelt war, übten die feineren Köpfe der Partei auf ihr neugegründetes Organ wenigstens einen kleinen Einfluß aus, der die brutalen Manieren des Redacteurs etwas milderte. Seit es an dieser Controle fehlt, ist in dem Blatte des Caplan Majunke ein Ton zur Alleinherrschaft gelangt, der nur mit demjenigen des am 1. Juli aus der Asche entstandenen „Neuen Socialdemokraten" einige Verwandtschaft hat, sonst in der gesammten Berliner Presse einzig dasteht. Die „Germania" hatte die Rohheit, einen Sarg nicht zu respectiren und verkündete über dem Grabe des Kammergerichtsraths Rohden, daß derselbe sich auf seinem Sterbebette zur Lehre von der Unfehlbarkeit bekannt habe, die er bis dahin auf das Eifrigste bekämpft hatte, obgleich er stets ein strenger Katholik war. Die Söhne des Verstorbenen widersprachen der „Germania" und nach mehrfachem Streit ging diese endlich so weit, zwei Geistliche für die stattgefundene Bekehrung Zeugniß ablegen zu lassen. Dem gegenüber hält der eine der Söhne, welcher den Kampf fortgesetzt hat, doch noch seine Behauptung aufrecht, und erklärt die Möglichkeit des Widerspruches in einer Weise, welche durchaus nicht unwahrscheinlich klingt und das Verhalten der betheiligten Geistlichen eigenthümlich beleuchtet. Für das hiesige Publicum ist eine ganz untergeordnete Frage, wer in diesem Streite die Wahrheit gesprochen hat, denn es ist durchaus nichts Seltenes, daß Jemand auf dem Sterbebette schwach wird und lang vertretene Ueberzeugungen aufgibt, sondern daß der Todeskampf zu einer solchen Bekehrung benützt wurde (und daß dies geschehen ist, geht aus der eigenen Erklärung des einen der betreffenden Geistlichen, des Divisionspredigers Parmet unzweifelhaft hervor), das ist es, was allen Gefühlen einer Bevölkerung, die vielleicht nicht sehr kirchlich, aber durch und durch tolerant ist und jeden Gewissenszwang gründlich verabscheut, Hohn spricht und sie auf's Aeußerste verletzt. Wenn es ein Mittel gibt gegen den weit verbreiteten Indifferentismus, so sind es solche Ausschreitungen. Die Ultramontanen vergessen, daß das nüchterne Norddeutschland kein Boden für sie ist und daß sie alle ihre Erfolge nur der Nachsicht der Regierung und der Gleichgültigkeit der Bevölkerung, welche die Bedeutung der klerikalen Bewegung unterschätzte, verdanken. In dem Augen-

Digitized by Google

blick, wo sie (wie sie von ihrem Standpunkte aus höchst thörichter Weise gethan) es mit der Regierung verderben und die Bevölkerung aus ihrer Apathie aufrütteln, werden sie rasch den Boden unter ihren Füßen schwinden sehen.

Die Kreuzzeitung hat sich, wahrscheinlich nicht ohne innern Kampf, entschlossen, die Mittheilung über die Einführung des neuen Bürgermeisters von Dortmund aus dem „Reichsanzeiger" aufzunehmen. Das Ereigniß ist eines der bedeutendsten und am meisten für unsere innere Entwickelung charakteristisch. Mit welchem Schauder wurde noch im Januar 1862 der „rothe Becker", als er in das preußische Abgeordnetenhaus trat, angesehen und so weit sind in noch nicht zehn Jahren die alten Vorurtheile, welche in dem Jahrzehnt der kurzen Revolution und der langen Reaction unbedingt geherrscht und auch die neue Aera überdauert hatten, überwunden, daß solche Ernennung möglich ist. Bismarck, der den „rothen Becker" zum Bürgermeister von Dortmund macht! Wer das dereinst dem Rundschauer vorausgesagt hätte! Aber der Rundschauer ist heute unschädlich und glaubt wenigstens an Das, was er mit Schmerzen sieht: die Ungläubigen von heut stehen in einem andern Lager.

— o. W. —

Unsere Beziehungen zu Frankreich.

Seitdem die französische Anleihe den großen Erfolg gehabt, von dem schwer zu sagen ist, ob er die natürlichen Erwartungen übertroffen oder nur gerechtfertigt hat, ist des Rühmens und der Selbstzufriedenheit, welche von Frankreich her erschallen, kein Ende. Es trafen viele günstige Umstände zusammen, den Erfolg dieser Anleihe zu erleichtern. Zu diesen Umständen ist wohl vor Allem zu rechnen die Brachlegung großer Capitalbestände durch den Krieg, welcher die Anlegung derselben in der Industrie verhinderte. Die Brachlegung dauert auch nach dem Kriege in sofern an, als die Industrie für eine Zeit lang die Sicherheit verloren hat, welche Bahnen sie gehen soll. Scheint es doch, als stehe Frankreich im Begriff, zum Schutzzollsystem zurückzukehren oder doch ein Experiment in dieser Richtung zu machen und damit einen Stillstand, wenn nicht gar eine rückläufige Bewegung in der internationalen Tarifreform, welche in einem so wohlthätigen Fortschreiten begriffen war, für eine Zeit lang herbeizuführen. So lange eine derartige Ungewißheit fortdauert, wird der industrielle Aufschwung nicht den großen Umfang annehmen können, welcher sonst die Folge der Rückkehr des Friedens nach einer

Digitized by Google

Periode schweren Kampfes ist. Die Industrie übt also die Anziehungskraft auf das Capital nicht in dem vollen Maße, dessen sie fähig wäre. Künstliche Hemmungen walten noch ob. Dieser Umstand ist der französischen Anleihe zu Gute gekommen. Dabei kann nicht geleugnet werden, daß der Erfolg der Anleihe ein günstiges Zeugniß ablegt sowohl für den unerschöpften Capitalreichthum Frankreichs als für das Vertrauen der Nation in die Aufrichtung ihrer eigenen Staatszustände. Denn zumeist ist es doch wohl französisches Capital, welches die Anleihe aufbringt.

Daß eine Nation, die solche Niederlagen erfahren hat, im Stande ist, die Opfer, welche eigner Leichtsinn und Frevel ihr zugezogen, so schnell und reichlich aufzubringen, mag derselben immerhin zur Genugthuung gereichen. Niemand wird dieses Gefühl den Franzosen verübeln. Aber selbst die wärmsten Freunde Frankreichs, die nicht die französische Fähigkeit besitzen, sich am Erfolg zu berauschen, in England z. B. schütteln den Kopf über den neuesten französischen Rausch. Freilich durfte der französische Finanzminister sagen, es seien in der Zeit von sechs Stunden 4½ Milliarden gezeichnet worden, wo nur zwei Milliarden gefordert waren. Allein selbst diese vier und eine halbe Milliarde stellen noch nicht den Gesammtbetrag der Entschädigung dar, welche Deutschland zu fordern hat. Und dabei wird Niemand so leicht annehmen, daß, weil 4½ Milliarden gezeichnet sind, dieselbe Summe einkommen würde, wenn der Vollbetrag der Zeichnungen verlangt werden sollte. Die Franzosen glauben freilich, daß, wenn ihrer Regierung bei der heutigen Forderung von zwei Milliarden über das Doppelte angeboten worden, das Ergebniß noch weit glänzender ausfallen wird, wenn dieselbe Regierung nach drei Jahren zur Abtragung des größeren Restes der an Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigung drei Milliarden begehren wird. Dieselbe Regierung, da liegt es. Welche Regierung wird Frankreich in drei Jahren haben, und wird selbst, wenn eine unerwartete Consolidirung der Staatszustände eintreten sollte, das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit des französischen Staates noch dasselbe sein wie heute? Denn nach drei Jahren wird man besser inne geworden sein, welche Wunden der Krieg Frankreich geschlagen hat und was dazu gehört, die Nachwirkungen des Kampfes zu überwinden. Heute träumt der französische Finanzminister und nicht minder der Chef der Staatsgewalt davon, die erhöhten Zinsen der Staatsschuld, ohne Minderungen in den sonstigen Ausgaben eintreten zu lassen, mit Leichtigkeit durch erhöhte Steuern aufbringen zu können. Nach drei Jahren wird man aus diesem Traum erwacht sein. Man wird sehen, was es heißt, eine Staatsschuld, wie sie die französische dann sein wird, zu verzinsen, zu amortisiren und dabei nach dem Programm des Herrn Thiers die Ausgaben für Heer und Marine auf dem Stande des Kaiserreichs zu erhalten. Frankreich wird aber noch andere Anleihen brauchen als zur Aufbringung der deutschen Kriegsentschädigung. Die Franzosen sprechen von großen Befestigungsanlagen, bald zur Vervollständigung der Vertheidigungswerke von Paris, bald zur Errichtung anderer Defensiv- oder Offensiv-Stellungen. Das Alles kann unmöglich aus den regelmäßigen Einnahmen bestritten werden. Außerdem will man die verwüsteten Monumente von Paris herstellen und wer weiß, was sonst noch.

Mögen die Franzosen an der vermeintlichen oder wirklichen Größe ihrer Hülfsquellen sich berauschen, wir Deutschen können jetzt nur die Empfindung des Bedauerns haben, daß die ursprüngliche Höhe der Kriegsentschädigung, welche Fürst Bismarck auf 7½ Milliarden festgestellt hatte, auf 5 Milliarden herabgemindert ist. Einem Volk, das mit solcher Leichtigkeit die Milliarden

Digitized by Google

aufbringt, wie die Franzosen sich dessen heute vielleicht mit Recht berühmen, kann die Aufbringung von noch 2½ Milliarden gar wenig verschlagen. Wir aber hätten diese 2½ Milliarden noch sehr gut gebrauchen können, um uns desto besser zu rüsten gegen einen Nachbar, der schon heute, wo wir noch einen großen Theil seines Bodens besetzt halten, nur von einem neuen Angriff träumt, natürlich auf den Sieger, dabei aber einen Krieg gegen Italien als angenehmes Vorspiel betrachtet.

Die wieder organisirte französische Armee hat, so sagte kürzlich der Präsident der französischen Nationalversammlung, die Civilisation gerettet, nämlich durch Bezwingung der Pariser Commune. Es ist also immer Frankreich, welches Beides besorgt, die Gefährdung der Civilisation wie ihre Rettung. Sollte aber wirklich die Pariser Commune, wenn sie den Sieg über die Nationalversammlung gewonnen hätte, für das übrige Europa, welches doch auch ein Stück Civilisation darstellt, gefährlicher gewesen sein, als die heutige französische Regierung? Mit der Macht kommt zuweilen die Besonnenheit. Die siegreiche Commune würde sich vielleicht der verzweifelten Geister in ihrer Mitte, welche in der Niederlage die Brandstifter von Paris geworden sind, entledigt haben. Auf keinen Fall wäre die Commune, welche die Vendomesäule umstürzte, chauvinistisch geworden, wie es die heutige Regierung Frankreichs ist, und was die Propaganda ihrer Ideen anlangt, so pflegt die Hitze der Propaganda sich in dem Grade zu mäßigen, als mit der Einführung der Ideen in die Praxis Ernst gemacht wird. Auf keinen Fall hatte die deutsche Civilisation die Propaganda der Commune zu fürchten, weder die moralische, noch die militärische.

Doch wir sind es nicht, die den Fall der Commune bedauern. Nur fühlen wir uns frei von jeder Pflicht des Dankes gegen die abermaligen Retter der Civilisation.

Herr Thiers hat verkündet, daß er von dem Aufwand für Heer und Marine, wie ihn das Kaiserreich für nöthig hielt, unter der Republik nicht das Geringste nachlassen könne. Man will mit denselben Mitteln wo möglich mehr leisten, man will im Stande sein, mindestens 1,200,000 Soldaten aufzustellen, man will fortfahren, die erste Militär- und Seemacht zugleich zu sein, oder wenigstens den Anspruch zu erheben, Beides zu sein. Wir Deutschen gönnen jeder Nation jede beliebige Rüstung, die sie zu Lande und zur See zu tragen Geschmack findet. Wir sind völlig zufrieden, daß wir stark genug sind, unsere Grenzen gegen jedweden Angreifer zu schützen, namentlich seit wir unsere natürliche Grenze gegen Frankreich erlangt haben. Aber Niemand kann uns die Bemerkung verübeln, daß die gewaltige Rüstung, welche Frankreich durch den Mund seines Chefs sich schmieden zu wollen erklärt, nur getragen wird, um uns bei erster Gelegenheit anzugreifen. Daß wir von Frankreich nichts weiter begehren, das beweist der jetzige Frieden, den wir nicht nöthig hatten zu schließen, wenn wir von Frankreich an Land oder Geld mehr hätten verlangen wollen, als wir gethan. Frankreich hat also von uns keinen Angriff zu besorgen. So wenig wir im vergangenen Jahre die Angreifer gewesen, so wenig werden wir es jemals in Zukunft sein. Und Frankreich wäre auch mit weit geringeren Streitmitteln, als es jetzt zu organisiren vor hat, zur Abwehr uns immer gewachsen. Das beweist seine letzte Gegenwehr, die es, dank der zur Vertheidigung vortrefflich geeigneten Beschaffenheit und Gliederung seines Bodens, mit einem gewissen Erfolg fortsetzen konnte, nachdem seine ganze organisirte Armee in die Gefangenschaft nach Deutschland gewandert oder aufgerieben war. Frankreichs militärische

Digitized by Google

Rüstung also, das unterliegt keinem Zweifel, hat auch in ihrer neuen Gestalt nur den Zweck eines Angriffskrieges gegen Deutschland.

Der Gedanke hat für uns nichts Beklemmendes und auch nichts Ueberraschendes. Als der jetzt eben mit Frankreich beendete Krieg in der Luft lag, sagte schon Fürst Bismarck, den Krieg mit Frankreich eröffnen heißt eine Aera von Kriegen heraufbeschwören. Aus diesem Grunde bot der deutsche Staatsmann Alles auf, den Krieg mit Frankreich unsererseits nicht zu eröffnen. Aber er konnte nicht verhindern, daß das napoleonische Frankreich die Gelegenheit zu einem lange vorbereiteten Ueberfall endlich vom Zaune brach. In den berühmten beiden Schreiben vom September 1870, worin der Fürst die Rückgabe Elsaß-Lothringens zur deutschen Friedensbedingung machte, sprach er schon von dem nächsten Krieg mit Frankreich als von einer selbstverständlichen Sache. Also, der feindliche Wille Frankreichs gegen uns hat nichts Befremdendes und nichts Beklemmendes, das letztere um so weniger, als trotz allen Ernstes kriegerischer Absichten die Verwirklichung derselben doch nicht ausgemacht ist. Das Hauptstück der neuen Rüstung, welche die Franzosen anlegen wollen, soll die allgemeine Wehrpflicht sein. Die Erfüllung [illegible] Pflicht ist aber keine Sache, die sich mit einem Federstrich zur Wahrheit machen läßt. Die Franzosen werden darüber noch Erfahrungen sammeln. Die allgemeine Wehrpflicht ist eine Sache, mit der die Franzosen entweder scheitern, oder ihr eigenes Wesen in einem Grade werden umwandeln müssen, daß die frivole Angriffslust bei ihnen dem Ernst ganz anderer Gedanken Platz macht. Auf diese Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht wird zurückzukommen sein. Einstweilen wird Deutschland gut thun, sich Frankreich gegenüber auf einer Linie zu halten, die so praktisch als nur immer möglich ist.

Im Frankfurter Frieden ist die Möglichkeit in Aussicht genommen, daß Deutschland nach Empfang der beiden ersten Milliarden seiner Kriegsentschädigung auf das Recht, die Champagne und französisch Lothringen nebst Belfort bis zur Abzahlung der drei letzten Milliarden besetzt zu halten, verzichten könne, wenn Frankreich an Stelle der Territorialgarantie eine finanzielle treten läßt, welche vom deutschen Kaiser als genügend anerkannt wird. Hat die Ueberzeichnung der jüngsten Anleihe die Wahrscheinlichkeit der Annahme einer solchen finanziellen Garantie auf deutscher Seite erhöht oder vermindert? Wir glauben das Letztere. Denn die Ueberzeichnung der Anleihe hat allen kriegerischen Gedanken im französischen Volke augenscheinlich in einem solchen Maße aufs Neue das Uebergewicht gegeben, daß ernstlich zu befürchten steht, die Franzosen werden, wenn sie die letzten drei Milliarden aufgebracht haben, der Versuchung nicht widerstehen, dieselben lieber in einem neuen Angriffskrieg anzulegen, anstatt sie nach Deutschland abzuführen, wenn das französische Gebiet bis dahin von deutschen Truppen völlig geräumt sein sollte. Wenn wir einen neuen Krieg mit Frankreich haben sollen, oder wenigstens die Möglichkeit eines solchen in Aussicht nehmen müssen, so wollen wir wenigstens alle uns zustehenden Mittel anwenden, die Entschädigung für den letzten Krieg zuvor ganz in unsere Hände zu bekommen. C—r.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 30.

Ausgegeben am 21. Juli 1871.

Inhalt:

Die Commune und die Internationale. II. . . . . Seite 121
Wilhelm Jordan's Nibelunge 139
Aus Mecklenburg-Schwerin. (Die Ablösung des Scheldezolls). . 148
Berliner Briefe 155
Die Cornell-Universität 157

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Commune und die Internationale.

II.

Gewiß ist der Einfluß, den der internationale Arbeiterbund auf die Vorgänge in Paris geübt hat, hier und da übertrieben aufgefaßt, mythisch umgedichtet, in das Gebiet des Wunderbaren erhoben worden. Zu den so eben bezeichneten Thatsachen trat die erschreckte Einbildungskraft der Franzosen, die überhaupt Neigung haben, überall geheimnißvolle mächtige Verschwörungen als Hauptursachen politischer Vorgänge vorauszusetzen. Man übersah dabei, daß sehr wesentliche andere Dinge zu der Revolution vom März und zu der furchtbaren Gestalt, die sie zuletzt annahm, beigetragen haben, und so sollte die Internationale Alles allein verbrochen haben. Man übersah jene Dinge um so lieber, als sie für das französische Selbstgefühl eben nicht schmeichelhaft und erbaulich waren.

Zum guten Theil war der Pariser Aufstand, wie uns ein geistvoller Artikel der Weserzeitung auseinander gesetzt hat, das natürliche Erzeugniß der socialen Zustände in der großen Stadt, der Verwilderung der Massen während der Belagerung und der Auflösung des Staates, die in Frankreich schon längst begonnen hat. Eine von Neid und Verachtung gegen die Besitzenden erfüllte Arbeiterbevölkerung sah sich plötzlich durch den Gang der Ereignisse, durch den Unverstand der Regierenden, durch die Feigheit und Gleichgültigkeit der Ordnungspartei zur Herrin der Lage geworden, wohl bewaffnet und gedrillt, endlich durch monatelange Kämpfe an Brand und Blut gewöhnt. „Alle Elemente der Ordnung, der Pietät, des Ansehens der Regierung waren im Wanken oder schon zusammengefallen. Die Reichen galten für Blutsauger, die Priester für Schurken, die Staatsmänner für Börsenspieler, die Generale für käufliche Verräther. Das Proletariat allein war tugendhaft, patriotisch, heroisch. Jetzt war die Zeit gekommen, die alte verrottete Welt über den Haufen zu werfen und auf ihren Trümmern das goldene Zeitalter zu begründen, welches seit Jahrzehnten dem Blousenmanne verheißen worden war, das Zeitalter, wo jeder Mann und jede Frau ohne

Digitized by Google

Sorge und Anstrengung ein heiteres Leben führt, wo es keine Steuern und Miethen gibt, wo jeder nach seinen Bedürfnissen empfängt, auch wenn er selbst nichts schafft, mit einem Worte, wo alle Menschen glücklich sind."

„Aber dieß war noch nicht Alles. Neben der eigentlichen Arbeiterbevölkerung gibt es in Paris, in dem großen Centrum eines mächtigen Staates, Tausende und aber Tausende von catilinarischen Existenzen, deren Lebensluft die Anarchie ist, entlassene Verbrecher, ruinirte Malcontente, zurückgesetzte Beamte, Stellenjäger, Demagogen vom Handwerk, und endlich, am mindesten zahlreich vielleicht, aber nicht am mindesten gefährlich, ehrliche Fanatiker, Menschen von einer gewissen formalen Bildung, die dem Volke imponirt, und von festem Glauben an das gute Recht der Communisten, welcher der rohen Selbstsucht der Massen den Schimmer eines idealen Strebens verleiht. Auf solche Weise vereinigte sich Alles, um eine ungeheure Explosion herbeizuführen. Die letztere hatte so wenig etwas Wunderbares an sich, daß sie von aller Welt erwartet wurde, und daß ihr Ausbleiben während der Belagerung ganz entschieden gegen die Berechnungen des deutschen Hauptquartiers verstieß."

„Wie die provisorische Regierung es angefangen hat, den auch von ihr als wahrscheinlich betrachteten Ausbruch bis zum März abzuwenden, hat General Trochu in der Versailler Versammlung verrathen. Man ließ im Innern von Paris der Menge möglichst ihren Willen, um sie bei guter Laune zu erhalten. Die Zügellosigkeit eines von der Polizei nicht genirten Lebens, die Suspendirung der Arbeit und aller Schuldklagen, die Besoldung des Müßigganges und die Ernährung auf Staatskosten gefielen dem Volke und machten es den Verlockungen der rothen Demagogie für den Augenblick unzugänglich (?). Die Versuche der Rothen gegen die provisorische Regierung scheiterten am 31. October noch vollständig; die Massen waren damals noch nicht auf dem erforderlichen Gährungspunkte angelangt. Erst als mit dem Abschlusse des Präliminarfriedens die alte Ordnung der Dinge, das Civilrecht, die Selbsternährung und die Miethezahlungen zurückzukehren Miene machten und das Proletariat aufgefordert wurde, die Flinte mit dem Handwerksgeräth zu vertauschen, drückten die Arbeiter die Waffe fester in die Faust und warfen sich den Verschwörern in die Arme, welche ihnen die Fortdauer des sorgenlosen Lebens versprachen. Ohne Zweifel hatten diese Verschwörer den Moment, der ihnen die Gewalt in die Hände spielen werde, vorausgesehen und sich darauf sorgfältig vorbereitet."

Das ist größtentheils sehr richtig; aber wenn die Weserzeitung dann sagt, dieß setze „nicht im Mindesten eine Mitwirkung des internationalen Arbeiterbundes voraus, und man bedürfe im Hinblick hierauf wahrlich keiner Internationalen und keiner Jakobinerclubs, um sich zu erklären, was nun folgte," so geht sie offenbar zu weit. Die geheimen Gesellschaften haben den

Digitized by Google

Neid und Haß der Besitzlosen gegen die Besitzenden in ein System gebracht und seit Jahren schon schulmäßig gelehrt, sie warben für dieses System, sie lieferten die Prediger, welche die Menge mit wahnsinnigen Vorstellungen und Hoffnungen erfüllten und durch ihren wilden Fanatismus alle Greuel der Maitage vorbereiteten, die Officiere, welche die rohe Masse führten, die Pläne, nach denen sich die Commune und ihre Armee gestalteten, sie waren gewissermaßen die Cadres, das Gerippe, wodurch sich das Chaos, welches während der Belagerung entstanden, zu einem schlagkräftigen Körper umwandelte, mit dem Thiers vermuthlich heute noch nicht fertig wäre, wenn ihm nicht auf sein Ansuchen von Seiten der Deutschen Beihülfe gewährt worden wäre. Die Internationale ist also ein Hauptfactor bei der Insurrection von Paris gewesen, und sie wird ein Hauptfactor bei jedem ähnlichen Unternehmen sein, wenn man sich gegen sie und gleichartige Organisationen der Arbeiter nicht vorsieht.

Dafür, daß sie sich durch die Niederwerfung der Commune durchaus nicht für auf alle Zeit besiegt hält, daß sie in Folge dieser Niederlage keine ihrer Prätensionen aufgegeben hat, besitzen wir aus ihrer eigenen Mitte die unwidersprechlichsten Zeugnisse.

„Arbeiter des Weltalls", so apostrophirte, zweifelsohne in Vorahnung des großen Kriegs von 1870, der benutzt werden sollte, die oberste Leitung der Internationale am 29. Januar v. J. das Proletariat, „organisirt euch, wenn ihr aufhören wollt, durch das Uebermaß von Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu leiden. Durch die internationale Association der Arbeiter werden Ordnung, Wissenschaft und Gerechtigkeit an die Stelle der Unordnung, des Mangels an Voraussicht und der Willkür treten. Für uns ist die rothe Fahne das Symbol der allgemeinen Menschenliebe. Mögen unsre Feinde darauf bedacht sein, sie nicht wider sich selbst zur Fahne des Schreckens umzuwandeln."

Diese rothe Fahne wird noch jetzt von dem Bunde hochgehalten, und er richtet nach wie vor Ansprachen an die Arbeiter, in denen er mit wirklicher oder affectirter Zuversicht der Zukunft entgegen sieht. „So ganz befriedigend ist der Zustand von Paris keineswegs", schreibt die „Times" in der zweiten Woche des Juni, „denn die Anhänger der Commune kommen wieder zu Athem, sie erholen sich vom Schrecken ihrer Niederlage und gewinnen wieder frischen Muth — nicht, als ob schon eine neue Schilderhebung möglich wäre, aber sie fangen wieder an, geheime Zusammenkünfte zu organisiren, um über die Lage der Dinge zu berathen, um Manifeste zu erlassen und um im Süden Frankreichs zu agitiren." „Bei einem in Lyon verhafteten Individuum wurde in diesen Tagen ein ausführliches Programm für eine communistische Revolution gefunden, welches in drei Abtheilungen zerfällt: 1) für die Bildung

Digitized by Google

eines geheimen Wohlfahrtsausschusses, 2) für die Errichtung eines Centralausschusses der Nationalgarde von Lyon, 3) für die Herstellung einer dauernden Regierung. Jede dieser drei Abtheilungen enthält eine lange Reihe von Unterabtheilungen, die letzte nicht weniger als 27, und das ganze Actenstück zeigt, daß nicht allein die Commune in Frankreich noch immer am Leben ist, sondern auch, daß sie sich ihre jüngsten Erfahrungen zu Nutze zu machen und ihre nächsten Operationen auf Grund eines wohldurchdachten Planes auszuführen gedenkt. Unter den charakteristischen Bestimmungen der letzten Abtheilung finden wir gänzliche Unterdrückung der reactionären Presse und militärische Besetzung der betreffenden Druckereien, Zusicherung der Kriegskostenzahlung an die Deutschen, welche aus dem Privateigenthum der wohlhabenden Classen gedeckt werden soll, Beschlagnahme des Eigenthums der Kirchen und aller Personen, welche sich weigern, mit der Commune gemeinschaftliche Sache zu machen, Verhaftung einer großen Anzahl von Geiseln, welche hingerichtet werden sollen, sobald die Commune von den Streitkräften der Regierung angegriffen wird, Vorbereitungen zu einem Offensivkriege im Süden Frankreichs" u. d.

In London hatten die Mitglieder der dortigen Section der Internationale die Dreistigkeit, an Lord Gladstone eine Deputation zu schicken und seine Verwendung für die flüchtigen Pariser Communisten zu verlangen.

Das Auftreten des Abgeordneten Bebel im deutschen Reichstage ist bekannt. In verschiedenen Arbeitervereinen Deutschlands schloß man sich den dort geäußerten Ansichten und Hoffnungen an. So in Augsburg, in Wien, in Hannover, an welchem letzteren Orte ein Redner, Richter aus Wandsbeck, unter dem Beifall der Anwesenden die Mitglieder der Commune mit den ersten Christen unter Nero verglich. „Wie dieser Rom angezündet, um die Schuld den verhaßten Christen zuwälzen zu können, so habe Thiers Paris in Brand schießen müssen, um die Communisten hinmorden zu können."

Das Organ der Internationalen in der deutschen Schweiz, die in Zürich erscheinende „Tagwacht", ließ sich um dieselbe Zeit folgendermaßen vernehmen: „Die gegenwärtige Form der Revolution, die Commune, fällt wie ein Märtyrer, aber die Bourgeois werden die revolutionäre Idee nicht tödten können, die sterbende Gestalt der Commune flößt nur dem Unwissenden Furcht und Schrecken ein. Der revolutionäre Geist kann nicht getödtet werden, er spottet des Wüthens der Tyrannen. Und wenn jetzt eine entartete Armee auf der Leiche der socialen Republikaner und auf den rauchenden Trümmern von Paris triumphirt, um der alten abgeängstigten Gesellschaft einige Ruhe zu geben, so ist das nur ein kurzer, der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit und der Unsittlichkeit bewilligter Aufschub, und was jetzt geschieht, ist nur ein Vorbote der Stürme, welche die Zukunft in ihrem Busen birgt. Die revo-

Digitized by Google

lutionäre Idee ist unsterblich." Zugleich theilt die „Tagwacht" mit, daß eine Versammlung von Mitgliedern der Internationale in Zürich sich einige Tage vorher einstimmig und mit Begeisterung dahin ausgesprochen, daß der von der Pariser Commune geführte Kampf gerecht und würdig gewesen, daß er mit den Ideen von einer bessern Zukunft übereinstimme, und daß alle nachdenkenden Menschen mit ihr kämpfen müßten. Die Bourgeoisie schwelge jetzt in thörichten Bacchanalien wegen des augenblicklichen Sturzes der Commune, bis die Donnerschläge einer neuen und mächtigeren Revolution sie in ewige Nacht versenken würden.

Aehnliche Kundgebungen brachten die letzten Monate in der französischen Schweiz. Das „Journal de Genève" veröffentlichte eine Adresse an die Pariser Commune, welche der dritte Congreß der Mitglieder der Section der Internationale in der romanischen Schweiz am 17. Mai in Genf beschlossen hat. Es waren da Delegirte von Vereinen in Genf selbst, in Carouge, Chaux de Fonds, Vevay und Monthey, sowie eine Abgeordnete der Centralsection der Genfer Arbeiterinnen, Marie Schindler, zugegen, und die Adresse sprach die rückhaltslose Zustimmung des Congresses zu den Handlungen der Commune aus, zugleich aber stellte der letztere in Form einer Resolution die kühne Behauptung auf, daß nur die Arbeiter berechtigt sind, die Regierung eines Landes zu führen, und daß dieses Recht unbestreitbar ist. Von Montreux meldete kurz nachher die „Gazette de Lausanne," daß von dort aus von Mitgliedern der Internationale ein gedruckter Aufruf an die Arbeiter verbreitet werde, worin sie zum massenhaften Eintritt in den Bund aufgefordert werden und ihnen ein „Tag der Vergeltung" (un jour de la justice) für alles, was sie von den besitzenden Classen angeblich erlitten haben, in Aussicht gestellt wird. Es heißt in dieser Ansprache, die sich vorzüglich an die in dortiger Gegend auf Tagelohn beschäftigten Landarbeiter richtet: „Tagelöhner! Schaut um euch, alle, die ihr ohne Arbeit seid, und die ihr gleich Sträflingen für wenige Sous den Tag arbeiten müßt. Sehet euch die gutgenährten, gut gekleideten, gut wohnenden Leute an. Sie arbeiten nur wenige Stunden des Tages, viele gar nicht, und doch genießen sie alle Freuden dieses Lebens, während euch und euren Familien das tägliche Brod mangelt. Woher kommt es, daß ihr und eure Kinder zum ewigen Elend verdammt seid, und diejenigen, welche am wenigsten arbeiten, sich ewigen Wohlbefindens erfreuen? Aber Geduld! Der Tag der Vergeltung ist nahe, welcher den Leiden des Volkes ein Ende machen wird. Inzwischen bereitet euch vor, vereinigt euch und tretet in Massen dem internationalen Arbeiterbunde bei, um euch über eure Pflichten und eure Macht belehren zu lassen."

Und nun zum Schlusse gönnen wir dem Großrathe der Internationalen selbst das Wort über die Commune und die Zukunft des Communismus.

Digitized by Google

Vor uns liegt eine sehr ausführliche, wie wir bestimmt wissen, von Karl Marx verfaßte Denkschrift über den Bürgerkrieg in Frankreich, die sich „an alle Mitglieder des Bundes in Europa und den Vereinigten Staaten“ wendet und denselben die Auffassung jenes Kampfes von Seiten der Direction der Internationale darlegt.*) Wir geben daraus die besonders charakteristischen Stellen.

„Am 4. September 1870, als die Arbeiter von Paris die Republik ausriefen, die fast augenblicklich durch ganz Frankreich mit Beifall begrüßt wurde, ohne daß sich eine einzige Stimme gegen sie erhoben hätte, nahm eine Cabale stellenjägerischer Advocaten, die Thiers zu ihrem Staatsmann und Trochu zu ihrem General hatten, das Hotel de Ville in Besitz. Zu dieser Zeit waren sie von einem solchen fanatischen Glauben an die Mission von Paris, Frankreich in allen Epochen historischer Krisen zu vertreten, erfüllt, daß sie, um ihre angemaßte Befugniß als Regenten Frankreichs zu legitimiren, für völlig ausreichend hielten, ihre erloschnen Mandate als Vertreter von Paris vorzuzeigen. Wir sagten euch schon, weß Geistes Kind sie waren. Aber in der Verwirrung und Ueberraschung, in einem Augenblick, wo die wirklichen Führer der arbeitenden Classe noch in bonapartistischen Kerkern eingeschlossen waren und die Preußen bereits auf Paris marschirten, fügte sich Paris ihrer Anmaßung der Gewalt auf die ausdrückliche Bedingung hin, daß sie nur zum Zwecke der nationalen Vertheidigung gebraucht würde. Paris läßt sich indeß nicht ohne Bewaffnung seiner arbeitenden Classe, nicht ohne Organisirung derselben zu einer wirksamen Streitmacht, nicht ohne Einübung der Glieder derselben durch den Krieg selbst vertheidigen. Aber das bewaffnete Paris war die bewaffnete Revolution. Ein Sieg von Paris über den preußischen Angreifer würde ein Sieg des französischen Arbeiters über den französischen Capitalisten und seine Staatsschmarotzer gewesen sein. In diesem Widerstreit zwischen nationaler Pflicht und Klasseninteresse zögerte die Regierung der nationalen Vertheidigung keinen Augenblick, sich in eine Regierung der nationalen Schädigung zu verwandeln.“

Dieser Gedanke wird dann weiter ausgeführt und durch den Gang der Ereignisse zu begründen versucht, wobei die Herren Trochu, Favre, Picard und namentlich Thiers in der beleidigendsten Weise charakterisirt, mit allerlei Hohn und schmachvoller Nachrede überschüttet und als unsaubere Zehrer am öffentlichen Vermögen, als Lügner und Betrüger und namentlich als Leute dargestellt werden, die, um die Republik der Arbeiter nicht aufkommen zu

*) Der Titel der englisch geschriebenen Broschüre, die 35 Seiten zählt, ist: The civil War in France. — Address of the General Council of the International Working-Mens Association. Printed and published for the Council by Edward Truelove 256, High Holborn, 1871.

Digitized by Google

lassen, mit dem Feinde unter einer Decke gespielt, Paris verrathen und in den Provinzen die legitimistische Partei wieder zum Leben galvanisirt hätten.

„Thiers fürchtete sie (die aus diesen Intriguen hervorgegangene, vorwiegend aus Legitimisten und Orleanisten bestehende Nationalversammlung) nicht. Da sie als Regierung des modernen Frankreichs unmöglich und deßhalb als Nebenbuhlerin verächtlich war, so ließ sich keine Partei besser zum Werkzeuge der Gegenrevolution wählen, als die Partei, deren Wirksamkeit nach Thiers' eigenen Worten (in der Deputirtenkammer am 5. Januar 1833) „sich immer auf drei Hülfsmittel beschränkt hatte, auf fremde Invasion, Bürgerkrieg und Anarchie." Sie (die Legitimisten) glaubten zuversichtlich, jetzt wäre ihr langerwartetes rückwärts gekehrtes tausendjähriges Reich angebrochen. Da sah man die Ferse der fremden Invasion Frankreich niedertreten, da war der Sturz eines Kaiserreichs und die Gefangenschaft eines Bonaparte, und da waren sie selbst. Das Rad der Geschichte war offenbar zurückgerollt, um bei der „chambre introuvable" von 1816 stillzustehen. In den Volksvertretungen der Republik von 1848 bis 51 waren sie durch ihre gebildeten und wohlgeübten parlamentarischen Vorkämpfer repräsentirt gewesen, jetzt waren es die gemeinen Soldaten der Partei, die sich hereinstürzten — alle Pourceaugnacs von Frankreich."

Folgt nun eine Darstellung der Vorgänge vom 18. März und den nächsten Tagen, in der es heißt: „Das Centralcomité und die Arbeiter von Paris waren für die Tödtung von Clement Thomas und Lecomte ebensowenig verantwortlich zu machen als die Princeß von Wales für das Schicksal der Leute, die bei ihrem Einzug in London todtgedrückt wurden," und in welcher die Niedermetzelung unbewaffneter Bürger auf dem Platze Vendome als „eine Fabel, die durch die Bedientenstube des europäischen Journalismus verbreitet wurde," bezeichnet wird. Dagegen hätten die Truppen des „Bauernparlaments" sich der schändlichsten Grausamkeiten schuldig gemacht, der kaltblütigen Erschießung von Gefangenen, der Nichtachtung von Ambulanzen, der fleischermäßigen Abschlachtung des „hochherzigen und ritterlichen Flourens." „Ueber die ermuthigenden Einzelnheiten dieses Meuchelmords erging sich Thiers in der Nationalversammlung triumphirend des Breiteren. Mit der aufgeblasenen Eitelkeit eines parlamentarischen Tom Thumb, dem gestattet ist, die Rolle eines Tamerlan zu spielen, sprach er denen, die sich gegen seine Kleinheit auflehnten, jedes Recht civilisirter Kriegführung bis hinauf zum Rechte der Neutralität für Verbandplätze ab. Nichts Gräßlicheres als dieser Affe, dem für eine Zeit gestattet war, seinen tigerhaften Instincten freien Lauf zu lassen."

Dann kommt die Adresse auf die Commune zu sprechen und antwortet auf die Frage, was sie sei:

„Die centralisirte Staatsgewalt, mit ihren allgegenwärtigen Organen

Digitized by Google

eines stehenden Heeres, einer Polizei, einer Bureaukratie, einer Geistlichkeit und eines Richterstandes — Organen, die nach dem Plane einer systematischen und hierarchischen Arbeitstheilung gestaltet sind — hat ihren Ursprung in den Tagen der absoluten Monarchie, welche der heranwachsenden Gesellschaft der Mittelclasse als mächtige Waffe in ihren Kämpfen gegen den Feudalismus diente. Dennoch blieb ihre Entwickelung verdeckt von allerhand mittelalterlichem Unrath, Adelsprivilegien, Localrechten, städtischen und Zunftmonopolen und Provinzialverfassungen. Der Riesenbesen der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts fegte alle diese Reliquien vergangener Zeiten hinweg, und säuberte damit zugleich den gesellschaftlichen Boden von seinen letzten Hindernissen für die Aufrichtung des modernen Staatsgebäudes, welches unter dem ersten Kaiserreich erstand, das seinerseits nur das Ergebniß der Coalitionskriege des alten halb feudalen Europa gegen das moderne Frankreich war. Während der folgenden Regimente wurde die Regierung, unter die parlamentarische Aufsicht, d. h. unter die unmittelbare Controle der besitzenden Classen gestellt, nicht bloß das Mistbeet ungeheurer Staatsschulden und erdrückender Steuern, wurde sie mit ihren unwiderstehlichen Verlockungen von Stellen, Geldspenden und Gönnerschaft nicht nur der streitige Knochen zwischen den nebenbuhlerischen Factionen und Abenteurern der herrschenden Classen, sondern ihr politischer Charakter wechselte zugleich mit den wirthschaftlichen Veränderungen der Gesellschaft. In demselben Maße, in dem der Fortschritt der modernen Industrie den Classen-Antagonismus zwischen Capital und Arbeit entwickelte, erweiterte und intensiver machte, nahm die Staatsgewalt mehr und mehr den Charakter der nationalen Gewalt des Capitals über die Arbeit, einer öffentlichen Macht, organisirt zu socialer Knechtung, einer Maschine für den Classendespotismus an. Nach jeder Revolution, die eine fortgeschrittene Phase im Classenkampf bezeichnet, tritt der rein repressive Charakter der Staatsmacht deutlicher und immer deutlicher heraus. Die Revolution von 1830, welche die Uebertragung der Regierung von den Landbesitzern auf die Capitalisten zum Ergebniß hatte, übertrug sie von den entfernteren auf die unmittelbaren Gegner der Arbeiter. Die Bourgeois-Republikaner, welche im Namen der Februarrevolution die Staatsgewalt übernahmen, benutzten sie für das Juni-Gemetzel, um die arbeitende Classe zu überzeugen, daß sociale Republik die Republik bedeute, welche ihre sociale Unterthänigkeit feststelle, und um dem royalistischen Haufen der spießbürgerlichen und bäuerlichen Classe darzuthun, daß sie getrost die Sorgen und Gehalte der Regierung den Republikanern der Bourgeoisie überlassen könnten. Indeß mußten die Republikaner der Bourgeoisie nach ihrer einzigen Großthat vom Juni aus der ersten in die letzte Reihe der „Ordnungspartei zurücktreten" — einer Combination aller sich um den Vorrang streitenden Fractionen und Factionen der be-

Digitized by Google

sitzenden Classe in ihrem jetzt offen erklärten Antagonismus gegen die erzeugenden Classen. Die passende Form für die ihre vereinigten Interessen vertretende Regierung war die parlamentarische Republik, die Louis Bonaparte zu ihrem Präsidenten hatte. Ihr Regime war das eines eingestandenen Classenterrorismus und einer absichtlichen Beleidigung der „gemeinen Masse." Wenn die parlamentarische Republik, wie Herr Thiers sagte, „sie, die verschiedenen Bruchtheile der herrschenden Classe, am wenigsten trennte," so öffnete sie einen Abgrund zwischen dieser Classe und der ganzen Gesellschaft außerhalb ihrer dünnen Reihen. Die Einschränkungen, durch welche ihre Factionen unter früheren Regimes immer noch die Staatsgewalt im Zaume gehalten hatten, fielen mit ihrer Vereinigung weg, und Angesichts des drohenden Emporstrebens des Proletariats gebrauchten sie jetzt jene Staatsgewalt unbarmherzig und dreist als nationale Kriegsmaschine des Capitals gegen die Arbeit. Bei ihrem ununterbrochenen Kreuzzuge gegen die erzeugenden Massen waren sie indeß genöthigt, die Executive mit fortwährend vermehrten Befugnissen zur Repression zu bekleiden und zu gleicher Zeit ihre eigne parlamentarische Festung, die Nationalversammlung, Stück für Stück ihrer Vertheidigungsmittel gegen die Executive zu entkleiden. Die Executive in der Person Louis Bonaparte's schob sie bei Seite. Das natürliche Erzeugniß der Republik der Ordnungspartei war das zweite Kaiserreich.

Das Kaiserreich, dessen Geburtsschein der Staatsstreich, dessen Sanction das allgemeine Stimmrecht und dessen Scepter der Degen war, behauptete, auf der Bauernschaft zu ruhen, der großen Masse der nicht unmittelbar in den Kampf zwischen Capital und Arbeit verwickelten Producenten. Es behauptete, die Arbeiterclasse durch Niederwerfung des Parlamentarismus und mit demselben der unverhüllten Unterthänigkeit der Regierung gegenüber den besitzenden Classen zu retten. Es behauptete, die besitzenden Classen durch Aufrechterhaltung ihrer wirthschaftlichen Obmacht über die arbeitende Classe zu retten, und es behauptete schließlich, alle Classen durch Wiederbelebung der Chimäre des Nationalruhms zu einigen. In Wirklichkeit war es die einzig mögliche Regierungsform zu einer Zeit, wo die Bourgeoisie die Fähigkeit, die Nation zu regieren, bereits verloren, die Arbeiterclasse sie noch nicht erworben hatte. Es wurde über die ganze Welt hin als Retter der Gesellschaft begrüßt. Unter seiner Herrschaft nahm die Bourgeois-Gesellschaft, befreit von politischen Sorgen, eine Entwickelung, die sie selbst nicht erwartet hatte. Ihre Industrie und ihr Handel dehnten sich zu riesigen Dimensionen aus. Finanzieller Schwindel feierte kosmopolitische Orgien. Das Elend der Massen wurde durch schamloses Prunken mit schimmerndem, liederlichem, ruchlosem Luxus hervorgehoben. Die Staatsgewalt, dem Anschein nach hoch über der Gesellschaft schwebend, war zu gleicher Zeit selbst der größte Greuel

Digitized by Google

jener Gesellschaft und das wahre Mistbeet aller ihrer Verderbtheiten. Ihre eigne Verrottetheit und die Verrottetheit der Gesellschaft, die sie gerettet, wurden durch das Bayonnet Preußens offen gelegt, welches seinerseits eifrig darnach trachtete, den obersten Sitz jenes Regime's von Paris nach Berlin zu verpflanzen. Der Imperialismus ist die schamloseste und zugleich die letzte Gestalt der Staatsgewalt, welche die emporwachsende Mittelclassen-Gesellschaft als ein Mittel ihrer eignen Befreiung vom Feudalismus herauszubilden begonnen, und welche die erwachsene Bourgeois-Gesellschaft schließlich in ein Mittel zur Knechtung der Arbeit durch das Capital umgestaltet hatte.

Der directe Gegensatz gegen das Kaiserreich war die Commune. Der Ruf nach der Socialrepublik, mit welchem die Februarrevolution durch das pariser Proletariat eingeleitet wurde, drückte nur ein unbestimmtes Streben nach einer Republik aus, welche nicht bloß an die Stelle der monarchischen Form der Classenherrschaft, sondern an die der Classenherrschaft selbst treten sollte. Die Commune war die positive Form dieser Republik.

Paris, der Centralsitz der alten Regierungsgewalt und zugleich das sociale Bollwerk der französischen Arbeiterclasse, hatte sich gegen den Versuch Thiers' und der Bauernvertreter, jene alte, vom Kaiserreich auf sie vererbte Regierungsgewalt wiederherzustellen und zu verewigen, in Waffen erhoben. Paris konnte nur widerstehen, weil es infolge der Belagerung die Armee losgeworden war und sie durch die Nationalgarde ersetzt hatte, deren Hauptmasse aus Arbeitern bestand. Diese Thatsache sollte jetzt in eine bleibende Einrichtung verwandelt werden. Das erste Decret der Commune war deshalb die Unterdrückung des stehenden Heeres und dessen Ersetzung durch das bewaffnete Volk.

Die Commune wurde gebildet aus den Stadtverordneten, die durch allgemeines Stimmrecht in den verschiedenen Mairien der Stadt gewählt, verantwortlich und auf kurze Kündigung absetzbar waren. Die Mehrheit ihrer Mitglieder bestand natürlich aus Arbeitern oder anerkannten Vertretern der arbeitenden Classe. Die Commune sollte eine arbeitende, nicht eine parlamentarische Körperschaft sein, executiv und legislativ zu gleicher Zeit. Statt wie bisher das Werkzeug der Centralregierung zu sein, wurde die Polizei sofort ihrer politischen Attribute entkleidet und in ein verantwortliches und zu jeder Zeit abberufbares Werkzeug der Commune verwandelt. So war es auch mit den Beamten aller anderen Verwaltungszweige. Von den Mitgliedern der Commune abwärts mußte der öffentliche Dienst für gewöhnlichen Arbeitslohn gethan werden. Die Gehalte und Repräsentationsgelder der hohen Würdenträger des Staates verschwanden mit den hohen Würdenträgern selbst. Die öffentlichen Functionen hörten auf, das Privateigenthum der Werkzeuge der Centralregierung zu sein. Nicht nur die städtische Verwaltung, sondern die

Digitized by Google

ganze Initiative, die bisher vom Staate ausgeübt worden war, wurde in die Hände der Commune gelegt.

Nachdem man die stehende Armee und die Polizei losgeworden, die Elemente der physischen Kraft der alten Regierung, beeilte sich die Commune, die geistige Kraft der Repression zu brechen, die „Pfarrerskraft," indem sie alle Kirchen als besitzende Körperschaften beseitigte und ihnen ihre Dotationen entzog. Die Priester wurden in die Winkel des Privatlebens zurückgeschickt, um sich da, gleich ihren Vorgängern, den Aposteln, von den Almosen der Gläubigen zu nähren. Alle Erziehungsanstalten wurden dem Volke unentgeltlich geöffnet und zugleich von aller Einmischung der Kirche und des Staates gesäubert. So wurde nicht nur die Bildung Allen zugänglich gemacht, sondern auch die Wissenschaft selbst von den Fesseln befreit, welche Classenvorurtheil und Regierungsgewalt ihr angelegt hatten.

Die richterlichen Beamten sollten jener Scheinunabhängigkeit entkleidet werden, welche nur dazu gedient hatte, ihre verworfene Dienstwilligkeit gegen alle sich einander folgenden Regierungen zu vermänteln, denen sie einer nach der andern den Huldigungseid geleistet und gebrochen hatten. Wie die übrigen Staatsdiener sollten die Magistrate und Richter gewählt, verantwortlich und absetzbar sein.

Natürlich sollte die Pariser Commune als ein Muster für alle großen industriellen Mittelpuncte in Frankreich dienen. War das communale Regime einmal in Paris und den Centren zweiten Ranges aufgerichtet, so mußte auch in den Provinzen die alte centralisirte Regierung der Selbstregierung der Producirenden weichen. Die Landgemeinden jedes Bezirks hätten dann ihre gemeinsamen Angelegenheiten durch eine Versammlung von Abgeordneten in der Centralstadt verwaltet, und diese Districtsversammlungen Abgeordnete in die Nationalversammlung zu Paris gesandt, wobei jeder Abgeordnete zu jeder Zeit abberufbar und durch das mandat impératif, die formale Weisung seiner Wähler, gebunden gewesen wäre. Die wenigen, aber wichtigen Functionen, die noch für eine Centralregierung übrig geblieben wären, hätten nicht, wie absichtlich falsch angegeben worden ist, abgeschafft, sondern von communalen und deßhalb streng verantwortlichen Agenten besorgt werden sollen. Die Einheit des Volkes sollte durch die Einrichtung von Communen nicht zerbrochen, sondern organisch gegliedert und durch die Zerstörung der Staatsgewalt verwirklicht werden, welche den Anspruch erhob, die Verkörperung jener Einheit unabhängig von und über der Nation zu sein, von der sie nur ein parasitischer Auswuchs war. Während die rein repressiven Glieder der alten Regierungsgewalt abgeschnitten werden sollten, sollten ihre nützlichen Functionen einer Behörde, die sich anmaßte, über der Gesellschaft selbst zu stehen, entrissen und den verantwortlichen Agenten der Gesellschaft zurückerstattet

Digitized by Google

werden. Statt ein Mal in drei oder sechs Jahren zu entscheiden, welches Mitglied der herrschenden Classe das Volk im Parlamente schlecht vertreten solle, sollte das allgemeine Stimmrecht dem in Communen geordneten Volke dienen, wie das individuelle Stimmrecht jedem anderen Arbeitgeber beim Suchen nach Arbeitern und Werkführern in seinem Geschäfte dient. Und es ist wohlbekannt, daß Gesellschaften wie Einzelne in wirklichen Geschäftssachen gewöhnlich den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen wissen und, wenn ein Mal ein Mißgriff vorkommt, ihn rasch wieder gutmachen."

„Die Vielfältigkeit der Deutungen, denen die Commune unterworfen worden ist, und die Vielfältigkeit der Interessen, die sie zu ihren Gunsten auslegten, zeigen, daß sie eine durchaus expansive politische Form war, während alle vorhergehenden Regierungsformen entschieden repressiv gewesen waren. Ihr wahres Geheimniß war folgendes: sie war wesentlich eine Regierung der arbeitenden Classe, das Erzeugniß des Kampfes der producirenden mit der appropriirenden Classe, die endlich entdeckte politische Form, unter welcher sich die wirthschaftliche Befreiung der Arbeit ausführen ließ.

Ohne diese letzte Bedingung würde die communale Einrichtung eine Unmöglichkeit und Täuschung gewesen sein. Die politische Herrschaft des Producirenden kann nicht neben der Verewigung seiner socialen Knechtschaft bestehen. Die Commune sollte also der Hebel für die Entwurzelung der wirthschaftlichen Grundlagen sein, auf welchen das Dasein von Classen und deßhalb eine Classenherrschaft beruht. Mit der Befreiung der Arbeit wird jedermann ein Arbeiter, und productive Arbeit hört auf, ein Classenattribut zu sein.

Es ist eine seltsame Sache. Trotz all dem vielen Gerede und all der unermeßlichen Literatur, welche die letzten sechzig Jahre über die Befreiung der Arbeit gebracht haben, nehmen nicht sobald die Arbeiter das Ding frisch in die eignen Hände, als sich ohne Verzug alle die apologetische Phrasenmacherei der Mundstücke der gegenwärtigen Gesellschaft mit ihren beiden Polen, Capital und Lohnsclaverei erhebt (der Gutsbesitzer ist jetzt blos der stille Compagnon des Capitalisten), als ob die capitalistische Gesellschaft sich noch in ihrem reinsten Stande jungfräulicher Unschuld befände, als ob ihre Gegensätze noch unenthüllt, ihre Täuschungen noch nicht zersprungen, ihre schändlichen Wirklichkeiten noch nicht offen gelegt wären. Die Commune, so rufen sie aus, will das Eigenthum abschaffen, die Grundlage aller Civilisation! Ja, meine Herren, die Commune wollte jenes Classeneigenthum abschaffen, welches die Arbeit der Vielen zum Reichthum der Wenigen macht. Sie zielte auf die Expropriation der Expropriatoren ab. Sie beabsichtigte das individuelle Eigenthum zur Wahrheit zu machen durch Umgestaltung der Productionsmittel Land und Capital, die jetzt hauptsächlich die Mittel zur Knechtung und Ausbeutung der Arbeit sind, in bloße Werkzeuge der freien und gesell-

Digitized by Google

schaftsmäßig betriebenen Arbeit. Aber das ist Communismus, „unmöglicher" Communismus! Je nun, jene Mitglieder der herrschenden Classe, welche verständig genug sind, um die Unmöglichkeit der Fortsetzung des jetzigen Systems zu begreifen, sind die zudringlichen und aus vollem Halse predigenden Apostel der cooperativen Production geworden. Wenn die cooperative Production nicht ein Schein und eine Falle bleiben soll, wenn sie an die Stelle des capitalistischen Systems treten soll, wenn vereinigte cooperative Gesellschaften die nationale Production nach gemeinsamem Plan regeln, sie unter ihre Aufsicht nehmen und der steten Anarchie, den periodischen Kämpfen, welche die verhängnißvolle Begleitung der capitalistischen Production sind, ein Ende machen sollen — was wäre das anders als Communismus, „möglicher" Communismus?"

Die arbeitende Classe erwartete durchaus keine Wunder von der Commune. Sie hat keine fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß sie, um ihre eigne Befreiung und mit ihr die höhere Form, zu welcher die jetzige Gesellschaft hinneigt, durch ihre eignen wirthschaftlichen Hülfsmittel zu erringen, durch lange Kämpfe, durch eine Reihe geschichtlicher Processe, welche Zustände und Menschen umbilden, hindurchgehen muß. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen, sondern nur die Elemente der neuen Gesellschaft frei zu machen, mit denen die alte zusammenfallende Bourgeois-Gesellschaft selber schwanger ist. Im vollen Bewußtsein ihrer geschichtlichen Mission und mit dem heldenmüthigen Entschlusse, nach ihr zu handeln, kann die arbeitende Classe getrost lächeln über das grobe Schimpfen der Herrendiener mit Feder und Tintenfaß und über die lehrhafte Gönnerschaft wohlwollender Doctrinäre der Bourgeoisie, die ihre einfältigen Plattheiten und ihre Parteischrullen im Orakelton wissenschaftlicher Unfehlbarkeit ergießt.

Als die Commune die Leitung der Revolution in die Hand nahm, als einfache Arbeiter zum ersten Male sich in das Privilegium ihrer „natürlichen Obern" einzudrängen wagten, als sie unter Umständen von beispielloser Schwierigkeit ihre Aufgabe bescheiden, gewissenhaft und wirksam erfüllten, verfiel die alte Welt in Wuthkrämpfe beim Anblick der rothen Fahne, wie sie als Symbol der Republik der Arbeit über dem Stadthause flatterte."

Der Verfasser dieses Panegyrikus auf die pariser Märzrevolution weist dann nach, daß die Mittelclasse mit derselben und mit dem Regiment der Commune zufrieden gewesen sei und ihr in Gestalt der „Union Républicaine" gegen Thiers beigestanden habe, und daß nur die „fürchterlichste Lüge" behaupten könne, die Mehrheit der Nationalversammlung vertrete die französischen Bauern; diese Mehrheit habe vielmehr vor Allem gefürchtet, daß drei Monate freien Verkehrs des von der Commune regierten Paris mit den Provinzen eine allgemeine Erhebung der Bauern zur Folge haben würde. Dann

Digitized by Google

fährt die Adresse fort: „Wenn die Commune so die wahre Vertreterin aller gesunden Elemente der französischen Gesellschaft und deßhalb die wahre nationale Regierung war, so war sie zu gleicher Zeit als eine Arbeiterregierung, als die kühne Vorkämpferin der Befreiung der Arbeit, entschieden international. Im Angesichte der preußischen Armee, welche Deutschland zwei französische Provinzen einverleibt hatte, verleibte die Commune Frankreich das arbeitende Volk in der ganzen Welt ein. Das zweite Kaiserreich war die goldne Zeit des kosmopolitischen Gaunerthums gewesen, indem auf seinen Ruf die Lumpe aller Länder herbeiströmten, um Antheil an seinen Orgien und an der Plünderung des französischen Volkes zu erhaschen." „Die Commune öffnete allen Fremden die Thür zu der Ehre, für eine unsterbliche Sache den Tod zu erleiden. Zwischen dem Krieg mit den Fremden, der durch ihren Verrath zur Niederlage wurde, und dem Bürgerkriege, der aus ihrer Verschwörung mit dem fremden Eindringling hervorging, hatte die Bourgeoisie die Zeit gefunden, ihren Patriotismus durch Organisirung von Polizeihetzen gegen die Deutschen in Frankreich darzuthun. Die Commune machte einen deutschen Arbeiter zu ihrem Arbeitsminister. Thiers, die Bourgeoisie, das zweite Kaiserreich hatten Polen unaufhörlich durch laute Bezeugung ihrer Sympathie getäuscht, während sie es in Wahrheit an Rußland verriethen und dessen schmutzige Arbeit thaten. Die Commune ehrte die heldenmüthigen Söhne Polens dadurch, daß sie dieselben an die Spitze der Vertheidiger von Paris stellte. Und um deutlich die neue Aera der Geschichte zu bezeichnen, welche sie zu beginnen sich bewußt war, riß die Commune unter den Augen der siegreichen Preußen auf der einen, der bonapartistischen und von Bonapartisten-Generalen geführten Armee auf der andern Seite die Vendomesäule, jenes riesige Denkmal kriegerischen Ruhmes, nieder."

Weiterhin wird die Commune gelobt, weil sie als echte Regierung des Volkes durch das Volk die Nachtarbeit der Bäcker und die Verfügung von strafweisen Lohnabzügen durch die Arbeitgeber verboten und weil sie den Arbeitern die von den Fabrikanten geschlossenen Werkstätten übergeben. Dann werden ihre Finanzmaßregeln als „merkwürdig wegen ihres Scharfblicks und ihrer Mäßigung" bezeichnet. Darauf ihr gleichfalls maßvolles Verhalten gegen die ihr feindliche Presse. Schließlich ihr rasch entschlossenes Verfahren wegen ihrer Generale. „Es war eine Satire auf Herrn Thiers, daß, während er Großkreuze regnen ließ auf die bonapartistischen Generale, weil sie sich durch ihre Meisterschaft im Verlieren von Schlachten, im Unterzeichnen von Capitulationen und im Cigarrendrehen auf Wilhelmshöhe Anerkennung erworben, die Commune ihre Generale entließ und verhaftete, sobald sie Verdacht erregten, ihre Pflicht zu vernachlässigen."

Und nun erreicht der Panegyrikus seinen Gipfel. „Wahrhaft wundervoll

Digitized by Google

war die Veränderung, welche die Commune in Paris bewirkt hatte. Keine Spur mehr von dem hurenhaften Paris des zweiten Kaiserreichs! Nicht mehr war Paris das Stelldichein britischer Gutsbesitzer, irischer Ausreißer, amerikanischer Sclavenhalter und Shoddy-Fabrikanten, ehemaliger Besitzer von Leibeignen aus Rußland und walachischer Bojaren. Keine Leichname mehr in der Morgue, keine nächtlichen Einbrüche, kaum noch ein Raubanfall. In der That, zum ersten Mal seit den Februartagen von 1848 waren die Straßen von Paris sicher und das ohne irgend welche Polizei. „Wir hören," so sagte ein Mitglied der Commune, „nicht mehr von Mord, Diebstahl und Angriffen auf Personen, es scheint wahrhaftig, als hätte die Polizei alle ihre conservativen Freunde mit nach Versailles geschleppt." Die Cocotten hatten die Spur ihrer Gönner, der ausgekniffenen Stützen der Familie, der Religion und vor Allem des Eigenthums, wiedergefunden. An ihrer Stelle zeigten sich wieder die wahren Frauen von Paris auf der Oberfläche, heroisch, nobel, hingebend wie die Frauen des Alterthums. Arbeitendes, denkendes, kämpfendes, blutendes Paris, in deinem Brüten über einer neuen Gesellschaft fast uneingedenk der Kannibalen vor deinen Thoren, strahlend in der Begeisterung über deine weltgeschichtliche Initative!"

Gegen den Schluß hin wird die Adresse zu einem zornigen Plaidoyer gegen die Grausamkeit der Sieger und für die harmlose Unschuld der Commune gegenüber den wider sie vorgebrachten Anklagen. Wir stehen mit dem Verfasser vor dem Ende der Tragödie.

„Am 22. Mai sagte Thiers zu seiner Bauernvertretung in Versailles: „Der Sieg der Ordnung, Gerechtigkeit und Civilisation ist endlich gewonnen." So war es. Die Civilisation und Gerechtigkeit der Bourgeois-Ordnung strahlt in ihrem bezaubernden Lichte, sobald einmal die Sclaven und Plackesel dieser Ordnung sich gegen ihre Herren auflehnen. Dann treten diese Civilisation und Gerechtigkeit als unverhüllte Wildheit und gesetzlose Rache auf. Jede neue Krisis in dem Classenkampf zwischen denen, welche arbeiten, und denen, welche sich das Ergebniß der Arbeit aneignen, zeigt diese Thatsache in grellerem Lichte. Selbst die Grausamkeiten der Bourgeois im Juni 1848 verschwinden vor der unauslöschlichen Schmach von 1871. Der sich selbst opfernde Heroismus, mit welchem die Bevölkerung von Paris — Männer, Weiber und Kinder — acht Tage lang nach dem Einrücken der Versailler focht, spiegelt ebensosehr die Größe ihrer Sache wieder, als die höllischen Thaten der Soldateska den innersten angeborenen Geist jener Civilisation wiederspiegelten, deren gemiethete Vertheidiger sie sind. Eine glorreiche Civilisation fürwahr, deren großes Problem darin besteht, wie man sich der Leichenhaufen entledige, nachdem die Schlacht vorüber! Um eine Parallele für das Verhal-

Digitized by Google

ren des Herrn Thiers und seiner Bluthunde zu finden, muß man in die Zeiten Sullas und der beiden Triumvirate in Rom zurückgehen."

„Bei allen ihren blutigen Triumphen über die opfermuthigen Vorkämpfer einer neuen und besseren Gesellschaft erstickt diese ruchlose Civilisation das Aechzen ihrer Opfer in einem Schwall von Schmähung, der über die ganze Welt vom Echo wiederholt wird. Das heiter lächelnde Paris der Arbeiter und der Commune wird plötzlich durch die Bluthunde der „Ordnung" in ein Pandämonium verwandelt. Und was beweist diese fürchterliche Veränderung dem Bourgeois-Verstande aller Länder? Je nun, daß die Commune sich gegen die Civilisation verschworen hat. Das Volk von Paris stirbt begeistert für die Commune in Zahlen, wie sie keine Schlacht der Geschichte aufweist. Was beweist das? Je nun, daß die Commune nicht die wahre Regierung des Volkes war, sondern die Anmaßung einer Hand voll Verbrecher. Die Frauen geben freudig ihr Leben hin auf Barrikaden und Hinrichtungsplätzen. Was beweist dieses? Nun was weiter, als daß der Dämon der Commune sie in Megären und Hekaten verwandelt hat. Die Mäßigung der Commune während der beiden Monate, wo sie unbestritten herrschte, kommt nur dem Heldenmuth ihrer Vertheidigung gleich. Was beweist das? Nun, daß die Commune monatelang sorgfältig unter einer Maske von Mäßigung und Menschlichkeit den Blutdurst ihrer teuflischen Triebe verbarg, dem sie in der Stunde ihres Todeskampfes freien Lauf ließ."

„Das Paris der Arbeiter schloß in den heroischen Opferact seiner Selbstverbrennung Gebäude und Denkmäler ein. Während die Beherrscher des Proletariats dasselbe bei lebendigem Leibe in Stücke zerrissen, durften sie nicht mehr erwarten, triumphirend in den unversehrten Bau ihrer Wohnungen einzuziehen. Die Regierung von Versailles schreit: „Mordbrennerei!" und flüstert dieses Stichwort allen ihren Agenten bis in das entlegenste Dörfchen zu, damit sie auf ihre Feinde als handwerksmäßige Mordbrenner allenthalben Jagd machen. Die Bourgeoisie der ganzen Welt, welche wohlgefällig auf das Massengemetzel nach der Schlacht blickt, kriegt Krämpfe über die Entheiligung von Mörtel und Ziegelsteinen. Wenn Regierungen ihren Flotten von Staatswegen die Erlaubniß geben, zu „tödten, zu verbrennen und zu zerstören," ist das eine Erlaubniß zur Mordbrennerei? Als die britischen Truppen das Capitol zu Washington und die Sommerresidenz des chinesischen Kaisers muthwillig in Brand steckten, war das Mordbrennerei? Als Thiers Paris sechs Wochen lang bombardirte unter dem Vorwande, nur solche Häuser niederbrennen zu wollen, in denen sich Leute befänden, war das Mordbrennerei? Im Kriege ist Feuer eine gesetzlich ebenso erlaubte Waffe wie jede andere. Vom Feinde besetzte Häuser werden mit Bomben beworfen, um sie in Brand zu stecken. Müssen ihre Vertheidiger sich zurückziehen, so setzen sie

Digitized by Google

selbst sie in Flammen, um den Angriff zu verhindern, daß er sich der Gebäude bediene. Niedergebrannt zu werden ist immer das unabwendbare Schicksal aller in der Schlachtlinie aller regulären Armeen der Welt gelegenen Gebäude gewesen. Aber im Kriege der Geknechteten gegen die sie Knechtenden, dem einzigen zu rechtfertigenden in der Welt, geht das durchaus nicht an. Die Commune bediente sich des Feuers lediglich als Vertheidigungsmittels. Sie gebrauchte es, um den Versailler Truppen jene langen, geraden Hauptstraßen zu versperren, welche Haußmann ausdrücklich für Artilleriefeuer durchgebrochen hatte, sie gebrauchte es, um ihren Rückzug zu decken, in derselben Weise wie die Versailler bei ihrem Vorrücken ihre Bomben gebrauchten, welche mindestens ebensoviele Gebäude zerstörten als das Feuer der Commune." „Wenn die Handlungen der Pariser Arbeiter Vandalismus waren, so war es der Vandalismus verzweifelter Vertheidigung, nicht der Vandalismus des Triumphs, wie der, welchen die Christen gegen die wirklich unschätzbaren Kunstschätze des heidnischen Alterthums begingen, und selbst dieser Vandalismus ist von dem Geschichtschreiber gerechtfertigt worden als ein unvermeidlicher und vergleichsweise unbedeutender Begleiter des titanischen Kampfes einer sich erhebenden neuen und einer zusammenbrechenden alten Gesellschaft."

„Aber die Commune hat doch vier und sechzig Geiseln mit dem Erzbischof von Paris an der Spitze hinrichten lassen! Die Bourgeoisie und ihre Armee 1848 führten einen aus den Kriegsgewohnheiten längst verschwundenen Brauch wieder ein, das Todtschießen ihrer wehrlosen Gefangenen. Dieser brutale Brauch ist seitdem mehr oder weniger streng festgehalten worden von den Unterdrückern aller Volkserhebungen in Europa und Indien, womit der Beweis geführt wurde, daß er einen wirklichen Fortschritt der Gesittung ausmacht. Andrerseits hatten die Preußen in Frankreich die Praxis, Geiseln zu nehmen, unschuldige Leute, die ihnen mit ihrem Leben für die Handlungen Andrer standen, wieder aufgenommen. Als Thiers schon von Beginn des Conflicts an die menschenfreundliche Praxis einführte, die Gefangenen aus der Commune-Armee zu erschießen, war die Commune, um ihr Leben zu schützen, genöthigt, die preußische Praxis mit den Geiseln zu adoptiren. Das Leben der Geiseln war durch das fortgesetzte Erschießen von Gefangenen auf Seiten der Versailler verscherzt gewesen. Wie konnte man sie nach dem Blutbade, mit dem Macmahon's Prätorianer ihren Einzug in Paris feierten, noch irgend länger verschonen? Sollte selbst das letzte Abschreckungsmittel für die rücksichtslose Wildheit der Bourgeois-Regierungen, das Nehmen von Geiseln, zu einem bloßen Schein gemacht werden? Der wirkliche Mörder des Erzbischofs Darboy ist Thiers. Die Commune hatte wieder und immer wieder sich erboten, den Erzbischof und beliebig viele Priester obendrein gegen den einzigen Blanqui, der sich damals in den Händen von Thiers befand,

Digitized by Google

auszuwechseln. Thiers weigerte sich hartnäckig. Er wußte, daß er mit Blanqui der Commune ein Haupt geben werde, während der Erzbischof seinem Zweck am besten in Gestalt einer Leiche dienen würde."

„Nach den Pfingsttagen von 1871 kann weder Friede noch Waffenstillstand sein zwischen den Arbeitern von Frankreich und denen, die sich das Ergebniß ihrer Arbeit aneignen. Die eiserne Faust einer Miethlingssoldateska kann eine Zeit lang beide Classen in gemeinsamer Unterdrückung gebunden halten. Aber der Kampf muß immer und immer wieder in stets zunehmenden Dimensionen ausbrechen, und es kann kein Zweifel sein, wer zuletzt der Sieger sein wird, die wenigen Besitzenden oder die ungeheure arbeitende Mehrheit. Und die französische Arbeiterclasse ist nur die Vorhut des modernen Proletariats."

Folgt nun ein Versuch, die Internationale als von den europäischen Regierungen mißverstanden darzustellen, bei dem aber doch nicht geleugnet, sondern vielmehr ausdrücklich hervorgehoben wird, „daß die Mitglieder des Centralcomité's der Nationalgarde und ebenso der größere Theil der Mitglieder der Commune aus den thätigsten, gescheidtesten und energischsten Geistern des Arbeiterbundes bestand" *) und wobei der Verfasser im Namen des Großraths hinzufügt: „Wo immer, in welcher Gestalt immer und unter welchen Bedingungen immer der Classenkampf irgend welche Consistenz gewinnt, ist es nur natürlich, daß Mitglieder unsres Bundes im Vordergrunde stehen."

Die Broschüre schließt dann: „Das Paris der Arbeiter mit seiner Commune wird alle Zeit gepriesen werden als der glorreiche Herold einer neuen Gesellschaft. Seine Märtyrer sind eingesargt in dem großen Herzen der arbeitenden Classe. Die es ausrotteten, hat die Geschichte bereits an den ewigen Schandpfahl genagelt, von dem sie alle Gebete ihrer Priester nicht lösen werden."

Wir haben den Advocaten der Commune, der seine Sache nicht ungeschickt machte und über Thiers und Genossen bisweilen nicht unrichtig urtheilte, angehört, ohne ihn zu unterbrechen, obwohl er durch dreistes Lügen und grobes Schimpfen dazu häufig genug Gelegenheit gab. Wir werden auch jetzt nicht repliciren und so die Rolle des Staatsanwalts übernehmen. Es liegt in dem, was jener vortrug, hinreichend viel unwillkürliche Selbstanklage, so daß wir auf die Frage, die nun an das Gericht der öffentlichen Meinung ergeht: „Schuldig oder nicht schuldig?" ohne Weiteres getrost ein „Schuldig" erwarten können.

Wir haben den Advocaten sich zum Schluß in einen Propheten verwandeln sehen. Wird er in dieser Eigenschaft weniger die Unwahrheit gesagt haben, als in jener? Wird seine Prophezeiung sich erfüllen? Wir antworten: Ja, gewiß, wenn auf uns das russische Sprichwort Anwendung findet:

*) Assy z. B. war Chef der französischen Provinz der Internationale.

Digitized by Google

Der Bauer bekreuzigt sich erst nach dem Gewitter. Thun wir es als vorsichtige Leute vorher. Caveant consules ne res publica quid detrimenti capiat.

Wilhelm Jordan's Nibelunge.

Ein eigenthümlich glückliches, doch keineswegs zufälliges Zusammentreffen wäre, wenn sich ergeben sollte, daß der deutschen Nation in demselben Augenblicke, wo sie einen herrlichen Heldenkampf siegreich hinausgeführt hat und zur höchsten Machtstellung, zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches gelangt ist, — ein gewaltiger Sänger aufgestanden ist, der seinem Volke eines der edelsten Siegesdenkmäler bietet, die ein ernstes, gesinnungstüchtiges und kunstsinniges Volk sich wünschen mag, — ein wirkliches Nationalepos! Ein eigenthümlich glückliches Zusammentreffen müßte das sein, doch kein zufälliges! Denn dieselbe Kraft, welche den großen Staatsmann befähigt, alle Verhältnisse klar zu durchschauen und darnach zu handeln, dieselbe Kraft, welche den Blick des unvergleichlichen Strategen so hell, so weitsehend macht, sie wohnt ja auch in dem wahren Dichter; nur daß der Letztere (wie Goethe in seiner Abhandlung über Shakespeare ausführt), diese Kraft nicht zu unmittelbaren irdischen Zwecken, sondern zu einem geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet.

Jordan, der edle Dichter der Nibelunge, der das im wunderlichen, uralten Schlosse verzaubert schlafende Dornröschen mit dem Kusse des Genius wachgeküßt hat, scheint uns dieser Sänger zu sein, und das deutsche Volk darf sich freuen, daß die Sonne des Sieges nicht nur aus den funkelnden Waffen seiner stolzen Kriegerschaaren, sondern auch aus den goldnen Harfensaiten seines großen Dichters helle Blitze lockt. Ein deutsches Nationalepos! das gebrach uns noch. Man hat zwar in Deutschland diesen Mangel selten eingestehen wollen. Weil man die Elemente zur Schöpfung dieses Nationalgedichtes allerdings besaß, glaubte man auch das Gedicht selbst, die vollendete Schöpfung zu haben. Man hat die mittelalterlichen Nibelungen als ebenbürtiges Kunstwerk neben die Epen der Hellenen gestellt und Gymnasiasten mit jugendlich patriotischem Feuer dieser Parallele zujubeln lassen. Dem großen Fritz hat man seine wegwerfende Beurtheilung des mittelalterlichen Gedichtes niemals verziehen. Aber im Stillen hat man doch immer wieder, wenn man vollendete epische Schönheit auf sich wirken lassen wollte, zu Homer gegriffen; eine solche Selbsttäuschung mag dem Nationalgefühl ent-

Digitized by Google

sprechend sein, kann jedoch den gerade im deutschen Geiste so reich ausgebildeten Kunstsinn und seine Ansprüche nicht betrügen.

Zum Glück ist nun jene Täuschung nicht mehr nothwendig. Der Schöpfer, der die chaotischen Elemente zur lichtvollen Welt verbunden hat, ist gekommen; wirkend und belebend schwebt sein Geist über den Wassern der uralten Fluth. Was man von jeher der mittelalterlichen Dichtung zuzuschreiben wünschte, *das* ist Jordans Dichtung: ein den homerischen Epen ebenbürtiges, ächt deutsches Epos. — Mit diesem Urtheil ist viel gesagt, und kaum wird es unangefochten bleiben in einer Zeit, wo die Mehrheit so schlecht erträgt, den ersten Platz von einem hervorragenden Manne eingenommen zu sehen, den sie nur, wie Macbeth dem Banquo, den großen Todten aufspart, von denen sie weiß, daß sie nicht kommen werden, um ihn einzunehmen. Möge denn dieser Versuch, einem *lebenden* Dichter der deutschen Nation gerecht zu werden, von Vielen neidlos aufgenommen werden!

Doch bevor wir des deutschen Dichters beste Arbeit vorführen, gilt es, *einen* Vorwurf namentlich zurückzuweisen, den man als den stärksten gegen Jordans Dichtung erhebt.

„Das Gedicht ist *modern*!" — Mit diesem Worte glaubt man einen blitzenden Schild zu schwingen, der das Lob auf der Zunge des Bewundernden soll ersticken können. Wirklich scheint auch der Stab über Jordans Nibelungen gebrochen, wenn man mit Recht sagen kann, das Gedicht sei ein modernes. Denn der Stoff ist sicherlich kein moderner; wenn also gleichwohl das Gedicht ein modernes ist, so muß irgendwo eine tiefe Kluft zwischen Stoff und Behandlung klaffen. Ist aber eine solche Kluft vorhanden, so werden alle Lorbeerkränze, die man dem Dichter etwa für Detailschönheiten zu spenden geneigt ist, dieselbe nicht schließen; auch würde dem wohlwollenden Kritiker nichts helfen, mit Aufopferung seiner Person, ein zweiter Curtius, in den Abgrund zu springen; an dem innern Zwiespalt müßte das Gedicht ohne große Lebensfähigkeit untergehn.

Betrachten wir uns den Vorwurf: „Modern" etwas näher. Zweierlei Gegensätze zu dem Begriffe „modern" sind hauptsächlich denkbar: *Alt* (antik oder mittelalterlich) und *Ewig*. Es liegt auf der Hand, daß im Verhältnisse zu irgend einem ältern Gedicht jedes Gedicht einmal modern gewesen ist. Auch im Verhältniß zu ihrem Stoff ist natürlich die Dichtung selbst immer neuer, moderner als ihr Stoff. Dies tadeln nun zwar schon gewisse Kritiker; hiervon später! Jedenfalls leuchtet ein, daß *neu* zu sein in diesem Sinne kein Vorwurf sein kann; ein Vorwurf wäre, künstlich alt sein zu wollen, während man doch wirklich neu ist.

Doch, „modern" ist auch der Gegensatz zu „ewig." Im Leben wie in der Kunst giebt es Erscheinungen, welche wirklich den Stempel des Ewigen

Digitized by Google

an sich tragen. In der Kunst speciell ist dies der Fall, wenn die betreffenden Werke nicht nur der Ausdruck ihrer Zeit sind, sondern wenn sie das Menschliche, welches ja Anfang, Mitte und Ende aller Kunst ist, so tief fassen, daß ihre Auffassung für alle Zeiten Geltung hat. Man würde sich jedoch irren, wenn man annehmen wollte, solche Werke seien neben ihrer Lebensfähigkeit für alle Zeiten nicht auch zugleich der Ausdruck ihrer Zeit. Vielmehr ist kein Werk denkbar, welches, bei aller Ewigkeit, nicht in erster Linie ein Gebilde seiner Zeit wäre. Ist nun diese Zeit so angethan, daß die in ihr geltenden allgemeinen Weltanschauungen, ihre Ideale u. s. w. für die Zukunft bleibende Bedeutung haben, so wird ein poetisches Werk, welches wie in einem Brennspiegel die geistigen Strahlen des Jahrhunderts sammelt, ein Werk also welches für seine Zeit modern ist, gerade weil es modern ist, auch ewig sein. Es wird sich also darum handeln, einerseits, ob ein Dichter wirklich im Herzen seines Jahrhunderts wohnt und die vollsten Lebensströme desselben in sein Werk zu leiten weiß; andrerseits, ob diese Zeit mit ihrem Gefühls-, Gedanken- und Thatenleben eine für die ganze Zukunft der Menschheit bedeutende sei. Der Historiker wird, wahrscheinlich mit Recht, jedem Jahrhundert eine solche Bedeutung vindiciren wollen, nur daß nicht jedes Jahrhundert seinen Centralgenius gefunden hat, der die tiefsten Geheimnisse der Zeit ausgesprochen hätte. Unserm Jahrhundert jedenfalls und dem dasselbe bewegenden Kampfe von Idealismus und Materialismus wird man, abgesehen von den politischen Umwälzungen, seine ewige Bedeutung kaum abzusprechen geneigt sein; der moderne dichterische Erfasser dieser Zeit also, — ist er nur wirklich im vollsten Sinne des Wortes modern, wird somit auch ewig sein, was Menschen so nennen. Jordan erfüllt diese Bedingung. Er ist durch und durch modern. Er hat sich dem Zeitgeiste zugesellt, ist sein Vertrauter. Er hört Alles, was geheimnißvoll durch die Gegenwart zieht; er weiß auch, was daran neu ist und was als ewige Weltströmung seit Jahrtausenden den Erdball umfluthet. Ihm ist nichts Menschliches, noch weniger etwas Zeitgenössisches fremd. Er hat tief hineingeblickt in die wunderbaren Schachte, welche die Naturforschung eröffnet hat; auch in den geheimen Werkstätten der Philosophie ist er vertraut. Sein früheres, wohl des fremdartigen Titels und der darin herrschenden, ich möchte sagen oft metaphysischen Sprache wegen nicht sehr verbreitetes, gedankenreiches Werk „Demiurgos" giebt hierfür Zeugniß. Der Dichter hat von Jugend an mit ächt norddeutschem Fleiße sich ein gewaltiges Wissen gesammelt, das mit den Jahren, nach einem auch im Reiche des Geistes geltenden Gesetze, sich progressionsweise mehren mußte. Als Mitglied des Frankfurter Parlaments, hat er auch an dem politischen Leben seines Volkes regen, thätigen Antheil genommen und endlich, seitdem er als wandernder Rhapsode von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zieht,

Digitized by Google

Gelegenheit genug gefunden, durch Berührung mit immer neuen Menschen sich zu erfrischen und das Leben in tausend wechselnden Formen zu beobachten, ja recht eigentlich täglich nicht nur den Schatz seiner Abstractionen, sondern den für den Künstler noch ungleich werthvollern Schatz bunter, reicher Lebensbilder ins Unendliche wachsen zu sehen. So darf also Jordan wohl als ein moderner Dichter gelten und zu seinem Ruhme wird das sonst als Vorwurf gemeinte Wort verwandelt.

Aber weßhalb wählt er sich dann nicht einen modernen Stoff? Weshalb entnimmt er ihn dem germanischen Alterthum? Da muß es ja zu jener gefährlichen Kluft kommen. — Viele sind es, die das einwenden und unter ihnen der Mann, welchen Deutschland mit Recht als Dichter und ernsten, gerechten Kritiker hochverehrt, — Rudolf Gottschall. Seit vielen Jahren schon kämpft Gottschall gegen die Wahl von dichterischen Stoffen, welche über die Reformationszeit hinaus rückwärtsgreifen. Eine solche Theorie ist nun freilich ein gute Wehr und Waffen gegen die frostigen, akademischen Griechen- und Römertragödien, diese dem jungen Dichter so ungemein nützlichen, dem Publicum aber mit Recht langweiligen Studienstücke; wer will da dem Kritiker verdenken, wenn er das lesende Publicum mit allen Mitteln vor solchen Versuchen zu bewahren sucht? Aber gegen den wahren Dichter taugt dieser Harnisch nicht viel. Der ächte Genius wird bei mächtiger Gestaltungskraft und Gestaltungslust auch den scheinbar fernsten, ältesten Stoff so bewältigen, daß daraus ein bleibendes Kunstwerk hervorgeht. Noah, Prometheus oder Faust — das bleibt sich Alles gleich, wenn nur die verarbeitende Kraft vorhanden ist, die den Stoff der Nation und dem Jahrhundert assimilirt. Auch liegen ja oft uralte Stoffe dem Volksbewußtsein unendlich näher als sehr moderne, so z. B. die biblischen. König David ist dem gemeinen Mann fast so vertraut, als der Held des siebenjährigen Krieges. Was den Gebildeten aber betrifft, so sollte er bei den wissenschaftlichen Hilfsmitteln unserer Zeit überall zu Hause sein, so daß ihn kein Stoff zu fremdartig berühren dürfte, vorausgesetzt, daß der Dichter ein lebensvolles Werk daraus geschaffen hat. Endlich ist für diese Frage die Thatsache wohl entscheidend, daß der Dichter, und schriebe er auch nur Dorfgeschichten, doch niemals die baare Wirklichkeit geben kann, sondern unter allen Umständen eines Traum- oder Idealreiches bedürftig ist. Weßhalb sollte ihm versagt sein, unter diesen Idealreichen jedesmal dasjenige auszuwählen, welches als das der Idee angemessenste ihm erscheint? Und wer wird dann noch ängstlich die Wegstunden zählen, wo einmal tragende, hebende Flügel sind? —

Ist nun dieß im Allgemeinen zum Schutz der absolut freien dichterischen Stoffwahl gesagt, so braucht die Vertheidigung Jordan's gegen den Vorwurf, daß er einen so alten Stoff gewählt habe, nicht hauptsächlich auf den vor-

Digitized by Google

gebrachten Argumenten zu ruhen. Hier sind vielmehr einfachere Beweismittel ausreichend.

Sonnenklar ist, daß der Vorwurf: „Zu alter Stoff" nur dann kräftig ist, wenn er so viel sagen will als „veralteter Stoff, der kein Interesse mehr weckt." Wer wollte aber von der Nibelungensage behaupten, sie sei veraltet? So wenig auch das altdeutsche Gedicht in seiner bisherigen Gestalt den künstlerischen Anforderungen eines geläuterten Geschmackes in allen Theilen zu entsprechen vermochte, so nahe damit also die Möglichkeit gelegt war, daß das Gedicht ganz in Vergessenheit gerathe, — hat sich wunderbarer Weise doch erhalten, nicht nur auf dem Katheder der Germanisten, sondern im Volksbewußtsein selbst. Verschiedene Künstler haben immer und immer wieder den Stoff zu ihren genialsten Conceptionen dem Kreise der Nibelungensage entlehnt. Man denke an die Nibelungensäle in München, an die dramatischen Bearbeitungen Hebbel's und Geibel's, an die musikalisch-dramatischen Richard Wagner's. In den Schulen, nicht nur in Knabenschulen, wird das Gedicht, wenn nicht gelesen, so doch seinem Inhalt nach erzählt. Gute Geschichtswerke, auch für die weibliche Jugend z. B. Oeser, — bringen in gehobener Prosa Auszüge aus der Dichtung. Ja, mit Freuden sei hervorgehoben, daß in östreichische Schulbücher bereits ganze Stücke aus Jordan's Neudichtung übergegangen sind. Mit Recht spricht daher Dr. Röpe aus Hamburg in seinem guten Buche über Jordan's Dichtung aus, daß er den Leser bedauern müßte, der noch „einer Balancirstange der Gelehrsamkeit" bedürfte, um die Kluft zu überspringen, die ihn von den Gestalten dieser Dichtung trennt. Er macht diese Bemerkung, indem er die Gestalt Mimes, des zwerghaften Pflegers Sigfrieds hervorhebt und in ihr den Typus der naturwüchsigen Kraft, Tüchtigkeit und Hingebung des deutschen „kleinen Mannes" findet, gerade so wie ihm Sigfried der wahrhaft deutsche Held, dann der Typus des deutschen Volkscharakters und endlich das Symbol des deutschen Volks in seiner welthistorischen Bedeutung ist. Es hieße muthwillig eine der kräftigsten, tiefsten Wurzeln des deutschen Wesens verkennen, wenn man der Nibelungensage ihre ewige nationale Bedeutung absprechen wollte. Das deutsche Volk ist nicht ein Volk von heute, gestern und ehegestern; mehr als ein anderes hat es die Verpflichtung und durch seine Bildung auch die Möglichkeit, in jedem Augenblick mit dem Bewußtsein seiner ganzen Vergangenheit zu leben. Dies ist auch seiner tief gemüthlichen Natur angemessen. Die Pflicht seiner Erzieher und Bildner aber wird sein, den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit treu zu vermitteln und, wo derselbe etwa unterbrochen ist, ihn wieder herzustellen.

Es wäre somit eine seltsame Vereinigung von Irrthum und Undankbarkeit, wenn man Jordan zurufen wollte: „Der Stoff zu Deinem Gedichte ist

Digitized by Google

für uns zu alt" — und gleichzeitig die gelungene Bemühung des Dichters, den alten, nationalen Stoff mit den Forderungen der modernsten Gegenwart auszusöhnen, etwa als „modernes Verderben des edeln, alten Stoffes" bezeichnen würde.

Freilich, wo etwa ein solcher Vorwurf sich hervorwagt, da äußert man denselben nicht ohne „gerechte Würdigung der großen Schwierigkeiten, welche die Behandlung eines so alten Stoffes dem modernen Dichter entgegensetzt." Diese Schwierigkeiten sind auch auf den ersten Blick groß genug. Der Dichter muß uns ja doch natürlich in das Costüme des heidnischen Germanenthums hineinversetzen. Wie wenig Anhaltspunkte hat er für diese Zeit! Welche Vorstudien muß er erst machen! Und sicherlich werden seine gelehrten Vorstudien die poetische Gluth einigermaßen kälten, vielleicht sogar in das Gedicht selbst eindringen und dasselbe ziemlich ungenießbar machen.

So geht es allerdings manchem Poeten, der einen alten Stoff sich wählt und vor lauter Angst, mit den Gelehrten in Streit zu kommen, seinen Pinsel nur zaghaft führt, daher denn auch nur ein akademisches Gemälde mit richtigem Faltenwurf, aber kein lebensvolles Kunstwerk zu Stande bringt.

Jordan aber vermeidet die Charybdis der frostigen Gelehrtenpoesie und fällt doch auch nicht in die Scylla Hans Sachsischer Anachronismen, welche zu ertragen wir allerdings nicht mehr naiv genug sind. Vorerst modelt Jordan ächte Menschen, und diesen wird, — wie Goethe von Shakespeares Gestalten sagt, — die Toga und am Ende auch die altdeutsche Brüne zu Gesicht stehn. Von Raphael ist jetzt bekannt, daß er auf allen seinen Gemälden, auch auf den Madonnenbildern, die Figuren zuerst nackt entworfen und dann erst die Gewandung hinzugefügt hat. So gewissermaßen auch Jordan. Zunächst unbekümmert um die weitere Bekleidung gibt er uns in den Gebilden seiner Phantasie ächte Menschen, wie wir sind, Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, Menschen, die natürlich fühlen, sich sehnen, verzagen, lieben, hassen, sterben, wie wir. Wir lernen kennen den jugendfrohen, starken Jüngling in der Unermeßlichkeit seiner hoffenden Wünsche, die liebliche, liebende Jungfrau, den bequemen, vom Schicksal auf die höchste Stufe gestellten, genießenden Mann, das in seinem innersten Heiligthum tief verletzte, haßerfüllte Weib, dazu die innig fühlende, unglückliche Mutter; — was fragen wir darnach, in welchem Gewande uns diese Menschen begegnen!

Doch müssen sie schließlich irgend ein Gewand bekommen. Und da nenne ich es mit F. Kreyssig (Danziger Zeitung Octbr. 1868) von Seite des Dichters einen „kühnen und glücklichen Griff, daß er die Lebensformen für die von ihm geschilderte Gesellschaft der mittelalterlichen Hochcultur entnommen hat, für die es uns an vermittelnden Anschauungen nicht fehlt. Die Rechtsverhältnisse des Lehnsstaates beherrschen das Leben, ritterliche Sitte ist in

Digitized by Google

Kampf und Turnier, Hofdienst, Festgelagen und im Verkehr mit den Frauen in voller Geltung; Künste und Gewerbe gewähren Schmuck und Behagen. Nur das christlich-kirchliche Motiv, als dem Geiste der ganzen Dichtung widerstrebend, ist fortgelassen, zum Vortheil der Wirkung."

Es müßte also ein moderner Leser der Dichtung seine Phantasie schon vorher durch Romanlectüre ganz verdorben und gelähmt haben, wenn es ihm schwer fallen sollte, in dieser Welt sich frei und mit Interesse zu bewegen. Daß es freilich solche belletristische Eintagsfliegen gibt, wer wollte leugnen? Wer aber auch wollte wünschen, daß denselben Rechnung getragen werde? Der Dichter hat wahrlich nicht die Aufgabe, der geistigen Verdumpfung einer viertelsgebildeten Mehrheit ungesunde Nahrung zu liefern, sondern sein hohes Ziel ist die geistig-sittliche Hebung der Nation, die Läuterung des Geschmacks. Nicht nach den Uebelständen, welche *sind*, sondern nach den Idealzuständen, welche sein *sollen*, richtet er sich und thut selbst das Meiste, um diese Idealzustände herbeizuführen.

Nach vier Richtungen hin erscheint nun Jordan in seiner Dichtung hauptsächlich groß: einmal nämlich als Wiederhersteller des alten nationalen Epos; sodann als schaffender Künstler im wohlberechneten Aufbau des Gedichtes; drittens in der Pracht der Einzelheiten, als energisch schildernder Dichter; endlich in seinem von hoher sittlicher Kraft zeugenden Glauben an den endlichen Sieg des Schönen, welcher Glaube Jordan kühn, frei und sicher macht, ihn den alten Stabvers wiederherstellen, ihn als wandernder Sänger durch die Länder ziehen und fortwährend die Dichtung weiter vollenden heißt. Gelingt uns, nach diesen vier Richtungen hin den Leser über Jordan's dichterische Bedeutung zu orientiren, so dürfen wir hoffen, das Verständniß seiner Dichtung näher zu führen, als wenn wir den Inhalt der Nibelungen von Gesang zu Gesang angeben und analysiren wollten. Denn hierzu wäre kaum der Raum vorhanden; zudem könnte der Leser beinahe in derselben Zeit, wo er sich vom Recensenten nach dessen Gutdünken das Wasser in Krügen zumessen läßt, unmittelbar aus dem Springquell selbst schöpfen.

Jordan ist zuerst groß, sagten wir, als Wiederhersteller des alten, nationalen Epos. Schon Goethe, als er im Jahre 1827 die Nibelungenübersetzung C. Simrocks kennen lernte und eine Recensionsskizze dazu schrieb, fühlte das Uralte des Stoffes aus dem mittelalterlichen Gedichte heraus. In hingeworfenen, abgerissenen Worten, die er wohl später zu überarbeiten gedachte, äußert er sich hierüber folgendermaßen: „Uralter Stoff liegt zu Grunde. — Riesenmäßig. — Aus dem höchsten Norden. — Die Motive durchaus sind grundheidnisch. — Keine Spur von einer waltenden Gottheit. — Alles den Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen. — Der christliche Cultus ohne den mindesten Ein-

Digitized by Google

fluß. — Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. — In Absicht „auf Localität große Düsternheit.“ Was Goethe mit diesen so sicher in's Schwarze treffenden Worten kurz andeutet, hat auch Jordan erkannt; aber Letzterer ist von der Erkenntniß zur That übergegangen. Mit gründlichstem Verständniß der ältesten deutschen Literatur ausgerüstet, hat Jordan die ächten, altgermanischen Sagen frei gemacht von der zum Theil schwerfällig derben, den schlanken Wuchs plump verunstaltenden mittelalterlichen Hülle. Hier hätte ein Dichter ohne Gelehrsamkeit wohl nicht zum Ziele gelangen können, noch weniger aber ein Gelehrter ohne dichterische Anlage. Da galt es ein Sichten, ein Abwägen nicht nur auf der chronologischen Wage des historischen Sinnes, sondern namentlich auf der Goldwage des poetisch feinen Gefühls. Am interessantesten ist uns hierbei jedenfalls die Rückkehr in's germanische Heidenthum. Was der Dichter selbst von dieser und den verwandten Religionsanschauungen der übrigen arischen Völker hält, spricht er in seiner Abhandlung über das Kunstgesetz Homers aus, eine Abhandlung übrigens, welche die weitverbreitete Anschauung, als sei das verständige, scharfe Denken eine dem Dichter fern liegende Sache, gründlich widerlegt. Dort sagt Jordan: „Die arischen Völker haben mit den tiefsten Schauern der Verehrung und Andacht ein Ewiges, Unergründliches tief empfunden, ein Wollen und Wirken, aus dem die Welt quelle, ein Göttliches, das in der Natur nach Entfaltung strebe, ein Heiliges, das im Menschengeschlecht walte als dessen Zucht und Sitte, um seine schönste Gestalt zu gewinnen. Sie haben immer neue Lösungen des unendlichen Räthsels versucht und sehr wohl gewußt, daß keine derselben genüge. So haben sie Götter gedichtet in Menschengestalt. Sie aber haben es niemals ganz vergessen und umgedreht, daß die Götter Geschöpfe des Menschen seien. Die Hellenen und Germanen wenigstens sind niemals verzichtende Sclaven ihrer eigenen Phantasiebilder geworden. Sie bewahrten sich stets ein Gefühl der Oberherrlichkeit und ein Recht, mit ihren Gebilden frei zu spielen, um sich zu vergnügen, zu erbauen, zu erziehen. Prometheus vergißt niemals, daß Er Amt und Ehren ausgetheilt an die Götter und sie wieder zurück nehmen kann, um sie zu stürzen, wie er schon zweimal ihren Sturz erlebt hat. Die weissagende Wala der Edda schaltet nicht minder souverain mit ihren Asen; denn sie weiß ihren Ursprung, ahnt ihren Untergang und schließt ihre erhabenen Runensprüche gar oft mit der Frage: wisset ihr, was das bedeutet? Sie weiß genau, auch diese Riesengestalten seien doch nur Hieroglyphen für Gedanken des größern Menschen.“

„Die arischen Religionen waren keine Bußübung für die Sünde, geboren zu sein, sondern Ermunterung, der Süße des Lebens zu genießen und Ehrengebot, sein bitteres Leid zu ertragen mit mannhaftem Stolz. Sie waren nicht Zerknirschung und feige, bis zur Wiege vorgedehnte Todesangst, eingeimpft

Digitized by Google

von der Herrschsucht zünftiger Priester, sondern freie Kunst, welche Götter modelte, um darnach Menschen zu züchten."

„Und diese Kunst, der zu dienen die heilige Aufgabe zumal des Epos ist, wird immer wieder fähig der Ausübung und verständlich, wann unser Geschlecht seine Erdwurzeln wieder einmal befreit hat von ihrer gewaltsamen Unterbindung." — Soweit Jordan. Diese Befreiung nun der Erdwurzeln unseres Geschlechts vollbringt er in einer Weise, daß man mit Staunen plötzlich darüber zum Bewußtsein kommt, was einst das deutsche Volk an seiner eigenen Religion gehabt hat. Man lese nach die keusche, heilige Naturssymbolik in der Sage vom Gotte Balder und die Räthsel, welche Brunhild dem Könige Gunther aufgibt.

Aber selbst der über so reichliche Plastik verfügende Dichter Jordan wäre nimmer im Stande gewesen, mit einer poetischen Erneuerung und Verklärung des germanischen Heidenthums und des Grundgedankens deutscher Heldensage seine Zeitgenossen so zu fesseln und zu erbauen, daß ihm nun in fast hundert Städten nahe an zweimalhunderttausend Zuhörer gelauscht haben, wenn nicht das Allerheiligste der Religion unserer Altvordern zugleich der Hauptnerv der neuen Religion unserer Gegenwart wäre, wenn nicht auch bei uns alle Begebenheiten und Regungen wiederum gipfelten in einer täglich mehr zur Erkenntniß werdenden Ahnung der obersten Pflicht, durch leibliche Zucht den Menschen göttlichen Idealen nachzumodeln. Sein Epos wäre wirkungslos, wenn es das Christenthum ignoriren wollte. Was ihm aber zu Statten kommt, ist der Umstand, daß das germanische Heidenthum im innersten Kern schon christlich war und christlich sein mußte, wenn unsre Vorfahren die neue Religion so inbrünstig ergreifen sollten.

Der Schluß der Dichtung, — es ist hier nur von dem im Druck veröffentlichten ersten Theile die Rede, — macht das so eben Gesagte deutlicher. Brunhilde und Chrimhilde versöhnen sich zuletzt nämlich an der Leiche Sigfrieds. Ganz christlich! ruft man aus. Ganz menschlich göttlich, — beide Worte sollten ja synonym sein! — entgegnen wir und fügen bei: zugleich altheidnisch. Die Sage der Edda nämlich meldet auch die Versöhnung der Königinnen; ja Jordan hat den Schlußvers, womit seine Dichtung schließt, von dort entlehnt. Und welche prächtige Parallele eröffnet sich uns, wenn wir von Jordan's Epos auf den Schluß der Iliade hinüberblicken! Auch dort nach allen den Siegen mit glänzenden Waffen als schönster Sieg die Selbstüberwindung. Achill, der junge achäische Kriegegott, und Priamos, sein Feind, der alte König der Troer, schlummern versöhnt unter einem Zeltdache. Der Schatten des erschlagenen Hektor trennt sie nicht. Ich weiß nicht, ob man einem modernen Dichter, wenn Er diesen Schluß der Iliade erfunden hätte, nicht würde zum Vorwurf gemacht haben: das sei ein christlicher Schluß.

Digitized by Google

Nun freilich wissen wir, daß er heidnisch ist; er ist aber, über alles das hinaus, menschlich schön. Dasselbe gilt vom Ende der Jordan'schen Dichtung. Zugleich wird Jordan, wie bisher Keiner von denen, welche die Nibelungensage bearbeitet haben, der Walküre Brunhild von Anfang bis an's Ende gerecht. Beim mittelalterlichen Epiker verläuft dieser von ihm nur halb begriffene Charakter eigentlich in den Sand; man hört und sieht nichts mehr von Brunhilde, nachdem sie Gunthers Gattin geworden. Jordan läßt sie, nach ihrer Aussöhnung mit Chriemhilde, gemäß uralter, an die indische Heimath des germanischen Stammes gemahnender Sitte mit dem Leichnam Sigfried's sich verbrennen. Die einer Liebesschuld wegen aus Walhall verstoßene Walküre kehrt geläutert durch die Flammen einer unendliches Leid bringenden Liebe in ihre himmlische Heimath zurück. Das ist der allein wahrhaft befriedigende Schluß.

(Schluß folgt.)

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Die Scheldezollablösung und der Mecklenburgische Landtag.

Im Juni.

Die Ablösung des Scheldezolles ist nunmehr endlich auch von Seiten Mecklenburgs erfolgt. Nach Ausweis einer im Mecklenburg-Schwerin'schen Regierungsblatte vom 11. März enthaltenen Bekanntmachung des großherzoglichen Staats-Ministeriums zu Schwerin, d. d. 24. Jan. 1871, hat der Beitritt unseres Landes zu dem Allgemeinen Scheldezoll-Ablösungsvertrag vom 16. Juli 1863 auf Grund einer zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten am 18. März v. J. zu Berlin abgeschlossenen Convention, deren Ratificationen am 16 Januar d. J. zu Berlin ausgewechselt sind, stattgefunden, und sind beide Verträge zur Kenntniß und Nachachtung publicirt worden. Damit ist unserer Rhederei der seit beinahe acht Jahren beschränkte Besuch der belgischen Scheldehäfen, in denen die mecklenburgischen Schiffe seit dem 20. October 1863 einer Surtaxe von 5 Francs per Tonneau unterworfen waren, wieder freigegeben. Wirklich hat denn auch, obwohl in der Zeit vom 9. November 1870 bis 27. März d. J. nur ein Schiff, die Rostocker Bark „Carl der Große," Capitain Voß, in Vlissingen eingelaufen ist, schon im April d. J.

Digitized by Google

der Verkehr nach der Schelde bereits in ziemlich lebhafter Weise begonnen. Denn es waren seit dem 11. März d. J. schon bis zum 8. April aus Wismar 8 und aus Warnemünde 12 Schiffe, sowie aus Swinemünde zwei Rostocker Briggs und aus Helsingfors zwei mecklenburgische Fahrzeuge nach Scheldehäfen ausgelaufen, von denen bis zum 8. April d. J. schon 16 Schiffe in Antwerpen, Genf und Löwen glücklich angekommen sind. Es erscheint indessen sehr fraglich, ob diese Frequenz von Dauer sein wird, da die jetzigen zahlreichen Befrachtungen mecklenburgischer Schiffe nach der Schelde in abnormen Zeitverhältnissen, nämlich in dem gegenwärtigen Kornmangel Frankreichs und der dort zu erwartenden Mißernte, ihren Grund haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird daher in Bälde der Verkehr unserer Schiffe in Scheldehäfen wieder fallen, und den Durchschnitt der letzten acht Jahre nicht wesentlich übersteigen. Das Gegentheil wäre freilich wünschenswerth, weil dem Lande durch den Scheldezoll-Ablösungsvertrag in den von uns übernommenen vierzig Jahreszahlungen von je 28000 Francs oder 7470 Thalern eine ganz unverhältnißmäßige schwere Belastung auferlegt ist, die den specifisch mecklenburgischen Rhedereiverhältnissen, nach welchen unsere Schiffe, die bisher auch zum großen Theile im Miteigenthume Auswärtiger standen, nur Frachtfahrer für fremde Rechnung sind, gar nicht, oder doch nur in sehr ungenügender Weise, Rechnung getragen wird. Die Geschichte der siebenjährigen Verhandlungen zwischen Belgien und Mecklenburg ist nur ein neuer Beleg für die Haltlosigkeit der vor 1866 bestehenden deutschen Kleinstaaterei, und zeigt, wie schonungslos ein einzelnes deutsches Land, welches keine Repressalien ergreifen, und seinem guten Recht kein nachdrückliches Gewicht verschaffen konnte, unter belgischen Prätentionen und Willkürmaßregeln zu leiden gehabt hat. Dazu kam, daß die Interessen Mecklenburgs einzig und allein durch Maßnahmen des Schweriner Ministeriums, und nicht auch durch Kundgebungen der betheiligten Seestädte Belgien gegenüber vertreten wurden. Die Mecklenburgische Regierung ihrerseits war zwar offenbar vom besten Willen erfüllt, dem Landeswohl zu dienen, und hat auch vom Jahre 1863—70 den belgischen Intriguen, namentlich in einer Note des Ministerpräsidenten von Oertzen vom 16. October 1867, mit Geschick und Sachkenntniß Opposition gemacht. Gleichwohl war ein Fehler, daß sie in völlig einseitiger Weise die Convention vom 18. März 1870 abschloß, durch welche Mecklenburg sich verpflichtete, an Belgien die enorme Summe von 1,120000 Francs, also noch 83680 Francs mehr als der im Jahre 1863 geforderte Betrag des Ablösungsvertrags von 1,036,320 Francs = 276,352 Thlr. verlangt hatte, freilich in 40 Jahresraten und ohne Verzinsung der Restschuld zu zahlen. Ferner ist für die hiesigen Verhältnisse sehr bezeichnend, daß in der genannten Convention zwar die ständische Genehmigung vorbehalten, aber doch in einer Weise reservirt

Digitized by Google

war, als ob dieselbe selbstverständlich erfolgen müsse und werde. Die Verwerfung der dem Landtage gemachten Regierungsvorlage hätte naturgemäß erfolgen müssen wegen der ganzen Willkür und Rechtlosigkeit des belgischen Ablösungsplans, und des stipulirten Repartitionsmodus, insbesondere aber wegen der Monstrosität, daß Mecklenburg fast doppelt so viel leisten sollte, als Hamburg, Schweden und Rußland, ja, daß die von Mecklenburg geforderte Ablösungssumme den von Frankreich und Preußen gezahlten Beiträgen fast gleichkam, während dieselbe die Quote Hannovers, Oestreichs und Italiens beinahe um das Dreifache überstieg. Die auf Mecklenburg fallende Quote war übrigens ganz willkürlich und grundlos von den in den Jahren 1857—62 in der Schelde aus- und eingelaufenen Mecklenburger Schiffen berechnet, so daß Mecklenburg unter allen Staaten an siebenter Stelle betheiligt war und ihm auf jede Tonne seiner Schiffe eine Belastung von 7 Francs auferlegt wurde, während die obigen Staaten nur mit einer solchen von 2, 3, resp. 4 per Tonneau beschwert waren. Sowohl die rechtliche Beurtheilung der Controverse als die Interessenfrage hätte demnach zu einer Ablehnung der Regierungsvorlage führen müssen. Die letztere ging nämlich dahin, den vollen von Belgien in der Convention vom 18. März 1870 geforderten Betrag aus allgemeinen Landesmitteln zu bewilligen. In den Seestädten war die Stimmung freilich deßhalb für Annahme dieser Proposition, weil dieselbe den Zoll definitiv ablöste und den Seestädten kein Präcipuum von der Ablösungssumme zumuthete. Gleichwohl lehnte die Landtagsversammlung, der noch kurz vorher die Rostocker Zeitung das Gegentheil zu votiren dringend angerathen hatte, in ihrer zu Malchin am 15. December v. J. gehaltenen Sitzung die Regierungsvorlage ab, und beschränkte sich darauf, die Hälfte der Ablösung aus Landesmitteln zu bewilligen, wenn die Seestädte die andere Hälfte übernehmen wollten. Mit diesem Beschlusse war aber weder den Interessen der Letzteren noch den Interessen der Regierung gedient, und wäre wohl überhaupt bei Verwerfung der Vorlage richtiger gewesen, gar Nichts zu bewilligen. Bei dieser Sachlage bedurfte es eines zweiten sehr entschiedenen Ministerialrescriptes vom 18. December v. J. um die ständische Zustimmung zu der fraglichen Proposition in der folgenden Sitzung des Landtages vom 19. December 1870 zu erlangen. Das Gegentheil ist indessen geschehen und die Landtagsverhandlungen über die Scheldezollablösungsfrage liefern auf das Evidenteste den Nachweis, daß unsere Feudalzustände sich überlebt haben, und die Einführung einer constitutionellen Verfassung nothwendig ist.

Eine nähere Betrachtung der einschlagenden Malchiner Vorgänge soll diese Behauptung begründen. Zunächst fällt auf, daß die Landtagsversammlung offenbar mit Unlust und Mißmuth, resp. mit einer gewissen Ironie an die Berathung des Scheldezolls ging. Bei den Comitéwahlen wollte Nie-

Digitized by Google

mand gerne unter die „Scheldesänger," wie der Landtagswitz sich ausdrückte, kommen, vielleicht in dem Bewußtsein, daß eine freie Meinungsäußerung und Entscheidung auf Seiten der Landstände in dieser Angelegenheit überhaupt von vornherein ausgeschlossen erschien. Ferner verdienen sowohl die Spaltungen in dem Comité selbst, als die stürmische Bewegung in den entscheidenden Sitzungen als charakteristische Merkmale der eigenthümlichen Situation, in welcher sich diesmal die „getreuen Stände" der Regierung gegenüber befanden, volle Beachtung. Aus der Comitéberathung gingen nämlich nicht weniger als drei verschiedene Voten hervor. Nur ein einziges Mitglied des Comité, der Syndicus Meyer-Rostock, beantragte eine Annahme der Regierungsvorlage, also Bewilligung der geforderten Zahlung von 28,000 Francs während eines vierzigjährigen Zeitraums aus allgemeinen Landesmitteln. Offenbar nicht aus Loyalität oder Concession gegen die Regierung, sondern als Vertreter der Interessen der Mecklenburgischen Seestädte. War er der Ansicht, daß auch durch Vermittelung des Reichstags, oder durch Intervention von Kaiser und Reich keine wesentliche Abminderung der belgischen Forderung zu erreichen sei, und hielt er andrerseits eine Ablösung des Scheldezolls zu Gunsten der Mecklenburger Rhederei für durchaus wünschenswerth, so war es für ihn natürlich durch seine Stellung als Rostocker Deputirter geboten, die Regierungsvorlage zu empfehlen, welche eine Prägravation der Seestädte, denen sie kein Präcipuum auflegen zu können glaubte, vermied.

Ein anderer Theil des Comité schlug dagegen vor, nur 14,000 Francs p. a. auf 40 Jahre aus Landesmitteln zu bewilligen in der Hoffnung, daß Belgien die andere Hälfte seiner Forderung fallen lassen werde. Mit Recht hielten die Vertreter dieser Ansicht die von Mecklenburg verlangte Ablösungssumme, namentlich unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und des belgischen Verhaltens sowohl während des Schwebens der Verhandlungen als im Verlaufe des deutsch-französischen Krieges, für zu hoch, und lehnten andrerseits auch eine Belastung der ohnehin schon genug beschädigten Seestädte ab. Man kann nur bedauern, daß diese Anschauung nicht gesiegt hat, da alsdann wenigstens noch ein letzter Versuch gemacht wäre, durch Anrufung der Hülfe des Reichstages, welcher unserem Lande, das wahrlich in den letzten Jahren dem deutschen Gesammtwohle zahlreiche Opfer gebracht hat, in dieser Angelegenheit voraussichtlich gerne seinen Beistand gewährt hätte, die belgischen Uebergriffe auf ein bescheideneres Maß als bisher zurückzuführen.

Dagegen beantragte die Majorität, die Hälfte der Ablösungssumme den Seestädten zur Aufbringung aus eigenen Mitteln zuzuschieben mit der Befugniß, Capital und Zinsen nach und nach von den Mecklenburgischen Scheldeschiffen wieder wahrzunehmen. Offenbar eine ganz verfehlte Proposition. Durch

Digitized by Google

dieselbe wäre eine neue Belastung der Mecklenburgischen Rhederei eingeführt, und die eben entfernte Belgische Surtaxe, welche unsere Scheldeschiffe angeblich so empfindlich bedrückte, zur Hinterthür wieder hereingebracht, eine Procedur durch welche das künftige Uebel größer geworden wäre als das eben beseitigte. Schon aus diesem Grunde hätte der Landtag bei der am 15. Decbr. v. J. beschlossenen Ablehnung der Regierungsvorlage beharren müssen, und wäre Sache des Mecklenburgischen Ministeriums gewesen, die Folgen des von ihm beliebten einseitigen Abschlusses der Convention vom 18. März v. J. zu tragen und sich wegen des Ausbleibens ihrer Ratification mit Belgien zu arrangiren. Richtig ist freilich, daß die Convention vom 18. März v. J. scheinbar für Mecklenburg günstiger ist als der vor 8 Jahren proponirte Ablösungsvertrag; aber irrig, daß man unsrerseits von Belgien überhaupt keine günstigeren Bedingungen habe erlangen können, da das Brüsseler Gouvernement solche durch Hinweis auf die Zahlungen der übrigen an der Scheldezollablösung betheiligten Staaten ablehne. Denn res inter alios acta aliis non praejudicat und Verkehrtheiten fremder Nationen können uns doch niemals bestimmen, gegen unsere eigenen Interessen zu handeln. Außerdem weiß Jeder, daß ein Vertrag zu seiner Perfection zwei Parteien und gegenseitigen Nutzen erfordert, sowie daß geschlossene Verträge nur unter den Contrahenten gelten. Es kam daher nur auf unser Verhältniß zu Belgien an, und in dieser Hinsicht ist es eine völlig grundlose Annahme, welche lediglich zu den Entstellungen des Sachverhalts gehört, deren sich in der vorliegenden Controverse die auswärtige Presse, und namentlich die Kölnische Zeitung, vielfach schuldig gemacht hat, als ob Belgien an der Frequenz der Mecklenburgischen Scheldeschiffe kein Interesse habe. Gerade weil vielmehr ein solches offenbar vorlag, erscheint nicht minder als verkehrte Befürchtung, wenn behauptet wurde, unsere Scheldeschiffe würden in Folge einer Ablehnung der Convention von Belgien mit noch höheren Extraabgaben belastet worden sein. Ferner wurde übersehen, daß sehr oft den Mecklenburgischen Scheldeschiffen in den Jahren von 1863—70 die Surtaxe von Belgischen Interessenten erstattet wurde.

Ueberdies ist zu beachten, daß jährlich mindestens 20 Mecklenburger Schiffe die Schelde besuchen müssen, damit von ihnen ein der an Belgien zu zahlenden Ablösungsquote gleichkommender Betrag von Surtaxe fällig geworden wäre. Aber es ist, wie schon erwähnt, dieser unseres Erachtens allein richtige Maßstab bei Berechnung der Mecklenburger Ablösungssumme stets übersehen worden.

Charakteristisch ist bei den Debatten der Landtagsversammlung über die Scheldezollfrage, daß, wie gesagt, in dem Comité die Annahme der Regierungsproposition aus Rücksicht auf die specifischen Interessen der Seestädte nur von dem Vertreter der Stadt Rostock empfohlen wurde, während die

Digitized by Google

Majorität und Minorität des Comité anfänglich ganze, resp. halbe Ablehnung der Regierungsvorlage forderten. —

Im Uebrigen ist der Charakter der ersten und derjenige der zweiten Session ein sehr verschiedener. In der ersten Debatte hob mit Recht der Oberhauptmann von Oertzen-Lübbersdorf hervor, daß das deutsche Reich uns gegen die belgischen Uebergriffe schützen müsse, und daß die feindselige Haltung Belgiens gegen Deutschland während des Krieges nur ein Grund mehr für die deutsche Reichsregierung und für Mecklenburg sei, auf Abminderung der Belgischen Forderung zu bestehen. Sehr treffend bemerkte auch der Bürgermeister Hermes, daß auch andere Staaten den Scheldezoll in längeren Jahren abgelöst hätten, und daß Belgien nach Ablehnung des Vertrages das Tonnengeld schwerlich erhöhen werde. Eventuell würden dagegen Kaiser und Reich Schutz gewähren. Auch wies er die Inconsequenz des Comités nach, welches die Scheldezollablösung zwar nicht für eine Landessache erkläre und dennoch aus Billigkeitsgründen die Hälfte der Ablösungssumme aus Landesmitteln zu zahlen vorschlage. Denn entweder liege eine allgemeine Landessache vor, und alsdann hätte man die ganze Summe aus Landesmitteln bewilligen müssen, oder es liege keine Landesangelegenheit vor, und dann dürfe das Land auch gar nicht zahlen. Einen vermittelnden Standpunkt machte darauf der Referent geltend, indem er hervorhob, es liege zwar eine Landessache vor, aber die Seestädte müßten in Folge ihres besonderen Interesses an derselben ein Präcipuum zahlen. Trotz der darin liegenden Unbilligkeit, die ohnehin schon seit 8 Jahren schwer belasteten Seestädte durch Ueberweisung eines bedeutenden Präcipuums noch mehr zu benachtheiligen, erfolgte doch nach Ablehnung der Regierungsvorlage die Beschlußfassung in diesem Sinne.

Noch unerquicklicher aber ist das Bild, welches die vier Tage später gehaltene Landtagssession bietet, in der abermals die Scheldezollfrage aufs Tapet kam.

In der Mittagssitzung am 19. December v. J. überreichten die Vicelandmarschälle mecklenburgischen und wendischen Kreises ein Schwerin'sches Rescript und ließen die Landtags-Commissarien mündlich dringend ersuchen, die Bewilligung doch zu machen, und die Landesregierung nicht in die Lage zu versetzen, den Vertrag nicht ratificiren zu können. Das Rescript selbst forderte erneuerte Berathung. Die Seestädte würden sich weigern, die ihnen angesonnenen Präcipua zu übernehmen. Auch in anderen Staaten seien die Ablösungen aus allgemeinen Staatsmitteln gezahlt, wie denn auch im Lande zu anderen, zunächst die Interessen anderer Gegenden und Städte angehenden Unternehmungen die Kosten aus allgemeinen Landesmitteln gezahlt seien.

Die Debatte eröffnete alsdann der Rostocker Bürgermeister Dr. Crum-

Digitized by Google

biegel. Er wollte sich zur Sache nur einige Worte erlauben, aber auch diese wurden von der Versammlung nur mit großer Unruhe angehört. Der Redner meinte zunächst, ohne diese Ansicht näher zu begründen, durch den erfreulichen vorjährigen Landtagsbeschluß sei die Sache so weit gefördert, daß es sich eigentlich nur noch um den Repartitionsmodus handle. Unter Gelächter der Anwesenden bat er darauf, die Landtagsversammlung möge sich auf denselben Standpunkt stellen, welchen die „Staaten beider Hemisphären" (sic!) eingenommen hätten, von denen ausnahmslos das Ganze aus Staatsmitteln bewilligt worden sei. Ihm secundirte sofort der Landrath von Rieben-Palenbeck mit der Aufforderung, die Regierung durch Ablehnung des Vertrags nicht in Verlegenheit zu bringen und die geforderten Summen zu bewilligen. In Rücksicht auf die animirte Stimmung der Versammlung empfahl Bürgermeister Schlaaf-Waren dagegen die Aussetzung der Beschlußfassung. Wiederum nimmt aber Herr von Rieben das Wort, und meint, sowie die Sache läge, dürfe man nicht aus Mißwollen gegen die Seestädte, welche allerdings bei dem Steuer-Abkommen Vorzüge erlangt hätten, die Vorlage ablehnen. Es handle sich um den Landesherrn und die Regierung. Darauf erwiderte indessen der Bürgermeister Dr. Beselin nicht ganz grundlos, „Rostock habe immer den Sack zugehalten, wenn es sich um Andre handle, jetzt solle man auch den Sack zuhalten," während sein College Dr. Hall sich für sofortige Berathung und Bewilligung aussprach. Andrerseits wünschte der Landrath Graf von Bernstorff Aussetzung der Abstimmung, weil er Verwerfung der Vorlage fürchtete. Als dagegen sich aber viele Stimmen erheben, und sofortige Berathung verlangen, geht der Landrath von Rieben sogar so weit, die Bewilligung ohne Abstimmung zu beanspruchen. Anscheinend sei die Majorität doch für die Regierungsvorlage, und da würde sich das gerade bei dieser Sache sehr schön machen. Es liege im Wegfall der Votirung ein großes Vertrauensvotum für den Landesherrn, das ihm in der gegenwärtigen Zeit gewiß doppelt werth sein werde. Es erhebt sich gegen diese Aeußerungen aber mehrseitiger Widerspruch, und da man sich nicht einigen kann, schreitet man zur Abstimmung, und entscheidet mit 28 gegen 17 Stimmen für volle Bewilligung der von der Regierung mit Belgien vereinbarten Ablösungssumme.

Damit war also eine fast 8 Jahre lang schwebende Controverse beendet. Der letzte Act derselben gewährt in der That ein drastisches Argument gegen die Lebensfähigkeit der Mecklenburgischen Verfassung. Mit einer Majorität von 11 Stimmen, und bei einer so geringen Anzahl von Votanten (45) wird durch 28 Stimmen, die sich meistens durch Loyalitätsrücksichten gegen den Landesherrn und die Regierung leiten lassen, dem Lande eine ganz erhebliche Neubelastung auferlegt. Anstatt der Regierung anheimzugeben, sich über

Digitized by Google

Aufhebung eines von ihr einseitig abgeschlossenen Vertrags, der die ständischen Interessen außer Acht ließ, mit dem anderen Contrahenten zu vereinbaren, wird jedes Bedenken gegen die Ratification der Convention bei Seite gesetzt, und die Regierung erhält Indemnität, durch welche ihr Verfahren ratihabirt und alle Differenzen beigelegt werden. m.

Berliner Briefe.

Berlin, am 16. Juli.

Seit acht Tagen treiben die Zeitungen fast ausschließlich Geschichte, denn ein Jahr ist seit den Anfängen des großen Krieges verflossen und schon jetzt bietet fast jedes Datum die Erinnerung an ein denkwürdiges Ereigniß: die ersten Anregungen der Hohenzollern'schen Frage in Paris, die verhängnißvollen Sitzungen des französischen Parlaments, Benedetti in Ems, die Rückkehr des Königs in seine Hauptstadt.

Erst am 13. hatte Graf Bismarck in den Lauf der Ereignisse eingegriffen, denn mittelbar oder unmittelbar von ihm muß jenes Extrablatt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ausgegangen sein, welches am Abend des 13. ausgegeben wurde und welches, den Spieß umkehrend, ihnen die Alternative stellte: Demüthigung oder Krieg! Die Mittheilung der Norddeutschen Zeitung bestand nur aus neun Zeilen, weitläufig und recht deutlich über die Breite des Blattes hinweggedruckt und aus zwei Sätzen, deren erster Benedetti's unverschämte Forderung mittheilte, und deren zweiter sagte:

„Se. Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Ich habe das Extrablatt, wie ich es damals nach Haus trug, vor mir liegen und es ruft mir jenen Abend so lebhaft zurück, daß ich für eine Stunde Adolph Menzel sein möchte, um die merkwürdige Scene malen zu können. Es war Abends gegen 9 Uhr, ein schwüler Abend nach einem heißen Tage, deren der Juli 1870 so viele brachte. Die Linden waren voll von Menschen, die dichteste Ansammlung aber war, wie gewöhnlich, bei Kranzler, wo so etwas wie eine Abendbörse stattfindet. Es waren in den letzten Tagen be-

Digitized by Google

kanntlich noch allerlei Schwankungen vorgekommen, einen Augenblick hatte die Friedenshoffnung, einen andern die Kriegsfurcht die Vorhand: die beiden entgegengesetzten Anschauungen hielten sich noch immer die Wage. Da kamen um die Ecke der Friedrichsstraße herum die ersten Verkäufer mit ihren lauten Rufen: Ein Extrablatt der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung! Die Industrie der Extrablätter war damals noch jung und noch nicht in Verruf gekommen, Jeder griff darnach, die Nachricht flog wie ein Lauffeuer durch die Menge — durch die Stadt und es gab Niemanden, der nicht bei dem Lesen jener Zeilen gesagt hätte: Das ist der Krieg!

Wer heut dieses Extrablatt wieder liest und sich die Folgen, die es gehabt, vergegenwärtigt, muß von der tiefsten Bewunderung für die Redaction dieses letzten Satzes erfüllt sein. Der Flügeladjutant des Königs, Fürst A. Radziwill, hat bekanntlich eine streng officielle Darstellung der Vorgänge am 13. in Ems gegeben, nach welcher der König dem Grafen Benedetti hat mittheilen lassen, daß, was er ihm am Morgen gesagt, sein letztes Wort in dieser Sache gewesen sei, und dabei hat sich Benedetti beruhigt.

Sicherlich wäre der Krieg auch nicht zu vermeiden gewesen, wenn auch das Extrablatt vom 13. Juli 9 Uhr Abends nicht erschienen wäre, aber daß jeder Gedanke an eine weitere Concession deutscher Seits zu Gunsten des Friedens unmöglich gemacht wurde, daß die Franzosen keine Möglichkeit mehr hatten, Zeit zu gewinnen, die ihnen zur Vollendung ihrer Rüstungen sehr nothwendig gewesen wäre, das ist das unzweifelhafte, unvergeßliche Verdienst des Verfassers jenes Extrablattes!

Daß wir in der Erinnerung leben, ist um so begreiflicher, als die Gegenwart wenig bietet. Die politischen Ferien, man könnte eben so gut sagen, die politische Fastenzeit, gehört auch zu den Geheimnissen der preußischen Zucht und Niemand hält so darauf, wie Fürst Bismarck. Ewige Aufregung erschlafft — es muß immer eine Ruhepause dazwischen sein und je stiller es dann ist, um so besser. Deßhalb ist auch etwas unwahrscheinlich, daß jetzt schon der angekündigte große Feldzug gegen die Ultramontanen beginnt, obgleich derselbe nur sehr partielle Aufregung verursachen würde. Im Großen und Ganzen sieht das Publicum den Anstrengungen der Ultramontanen eben so gleichgültig zu wie denen der verschiedenen Glaubensparteien in der evangelischen Kirche und die Döllingerianer werden ein eben so kleines Häuflein bleiben, als die Mitglieder des Protestantenvereins. Es wäre gewiß besser, wenn es anders wäre, aber bis jetzt hat noch Niemand ein Mittel entdeckt diese Gleichgültigkeit zu heben.

Wie verlautet, will das Ministerium die Zustände, welche aus dem Artikel XV der Verfassung („Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religions-Gesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Ange-

Digitized by Google

legenheiten selbstständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds*) hervorgegangen sind, einer Revision unterwerfen. Der Artikel XV der Verfassung ist bekanntlich nur der katholischen Kirche zu Gut gekommen und nur von dieser benützt worden. Da an eine Aenderung der Verfassung sicher nicht gedacht wird, kann es sich nur darum handeln, die Interpretation, welche ihm die katholische Kirche gegeben und welche die Regierung stillschweigend geduldet hat, einer Prüfung zu unterziehen — eine langwierige und wahrscheinlich ziemlich fruchtlose Aufgabe! — o. W. —

Die Cornell-Universität.

Auch in diesem Kriege mit Frankreich ist unser Sieg nicht zum geringsten Theile ein Sieg des deutschen Schulmeisters über den französischen, wir verdanken ihn zum guten Theil unserem überlegenen Unterrichtswesen. Künftig wird nun der linksrheinische Nachbar uns hierin nacheifern: Leon Gautier z. B. fordert zur Gründung von zwanzig neuen Hochschulen auf, in Nancy soll eine Universität emporblühen, die Unwissenheit in der Geographie mit ihren militärischen Nachtheilen wird in französischen Zeitschriften gegeißelt. Frankreich giebt sich wenigstens den Anschein, für die Tage seiner Rache an Deutschland aus der allgemeinen Dienstpflicht und einem verbesserten Schulwesen anders nachhaltige Kräfte zu erziehen als diejenigen waren, welche wir jüngst bezwangen. Darum ist gegenwärtig eine patriotische Aufgabe für uns, nach neuen Mitteln auszuschauen, um die Tüchtigkeit unserer Nation zu steigern. Wollten wir stehen bleiben und auf unseren Lorbeern ruhen, wie es der Gegner Jahre lang gethan, dann würde uns dasselbe Schicksal drohen, das ihn so eben ereilt hat, und auch wir hätten dann unser Schicksal verdient.

So weisen wir denn heute auf einen Weg, der jüngst in den Vereinigten Staaten kräftigen Schrittes betreten ward, um die Schätze von Bildungsfähigkeit und Tüchtigkeit zu heben, die in den ärmeren Volksschichten so oft verloren gehen. Jenseit des Oceans hat man endlich dem Grundsatz Bahn gebrochen: daß Pflicht und Interesse der Gesellschaft die Forderung stellen, den jungen Bürgern, welche sich auf Gymnasien oder Realschulen in hervorragendem Maße ausgezeichnet haben, die aber der Mittel ermangeln, ihre Anlagen

Digitized by Google

auf einer höheren Unterrichtsanstalt — Universität, Polytechnicum, landwirthschaftliche Schule, Handelsakademie — auszubilden, diese Mittel auf öffentliche Kosten zu gewähren. Die Entstehung der ersten Anstalt, welche zur Aufnahme der Blüthe der geistigen Jugend eines Staates der Union bestimmt ward, und die echt amerikanische Geschichte ihres Gründers sind interessant genug, um sie hier zu erzählen.

Esra Cornell war ein „Kind seiner Werke," ein self-made man. Vom Wirbel bis zur Zeh ein echter Yankee: erfinderisch, nie um einen Ausweg verlegen, kühn, unermüdlich, hart gegen sich selbst und der Entbehrung gewachsen, werkthätig, menschenfreundlich, ja für gemeinnützige Zwecke von einer Freigebigkeit, die man herabsetzt, wenn man sie „fürstlich" nennt. Aber auch, wo es galt, von einer Schlauheit, die zu Mitteln greift, zu denen unsre europäische Moral philisterhaft den Kopf schüttelt. In der Wiege großer Amerikaner, in Massachusetts, ward er 1808 seinem Vater, einem dürftigen Farmer, beschеert; der Knabe aber zog mit den Seinen nach Neuyork. Mitten in diesem Staate, an den Ufern des Cayuga-Sees, liegt reizend und gesund das Städtchen Ithaka. Dort arbeitete sich aus eigenem Drang eine bedeutende mechanische Anlage in dem jungen Esra heraus. Den Nachbarn zu helfen mit Rath und That, wo es galt eine Brücke zu schlagen, einen Damm aufzuwerfen, eine Wasserleitung zu graben oder eine Mühle zu bauen, das war seine Lust. Ein neuer Pflug, den er erfand, sollte die erste Staffel zu seinem Glück werden. Er brachte ihn nach Washington, um sich darauf ein Patent geben zu lassen, gerade um die Zeit, wo in Amerika der erste elektrische Telegraph gelegt werden sollte. Der Congreß hatte dieserhalb mit einem Mr. Smith einen Contract abgeschlossen, und an dem Tage, wo Cornell in das Patent Office trat, rathschlagte der Unternehmer gerade mit den Beamten, wie er es anstellen solle, um sich vor Schaden zu wahren. Den Draht wollte Smith nämlich von Washington nach Baltimore in einer Bleiröhre unterirdisch leiten und hinterher stellte sich heraus, daß die übel veranschlagten Kosten für das Auswerfen eines kleinen Grabens, der die Röhre aufnehmen sollte, seinem Unternehmergewinn den Garaus zu machen drohte. „Wenn ich nur dabei durch irgend eine Maschine die Handarbeit ersparen könnte!" Der oberste Beamte hatte eben bewiesen, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei, als Cornell, der aufmerksam gelauscht hatte, erklärte: Hier mein neuer Pflug wird das zu Stande bringen!" Der Versuch wurde gemacht und gelang vortrefflich. Cornell spannte zwei Pferde vor und fuhr tapfer drauf los. Zehn oder zwölf englische Meilen sind gelegt, als er eines Tags in Washington vor M. Smith steht. Wie er so neben seinem Fuhrwerk hergeschritten war, hatte ihn der Gedanke getroffen, der billigere Weg für den Telegraphen gehe durch die Luft. „Aber in meinem Contract steht, bis

Digitized by Google

zu dem und dem Tage muß der Telegraph fertig sein! Wenn wir von vorn anfangen, so ist das unmöglich. Und wie soll ich von dem Congreß Aufschub erlangen?!" „Ueberlassen Sie das mir!" rief Cornell. Den Tag darauf erhält Smith die erschütternde Nachricht: seine Pferde sind gegen einen Felsen gerannt, die Röhre abgebrochen, der Draht zerrissen — nebst einem Katalog von weiteren Unglücksfällen. Der Aufschub wird bewilligt; flugs ist nun die Röhre beseitigt, der Graben durch Stangen ersetzt. Am bestimmten Tage sind die vierzig Miles bis Baltimore fertig, und die letzten dreißig haben kaum den vierten Theil des Voranschlages gekostet.

In Washington ging es Cornell so knapp, daß er manchesmal das Mittagsbrod entbehrte; aber eifrig spart er sein weniges Geld. Bald wird ihm die Aufsicht über die Anlage einer zweiten Linie übertragen. Telegraphenactien standen damals sehr niedrig, das Publicum traute der neuen Erfindung noch nicht. Cornell, der ihre große Zukunft erkannte, ließ sich sein Gehalt in solchen Actien auszahlen, darbte und sparte darauf los. Als die Linien Dividenden zu zahlen begannen, legte er seinen Gewinn und Alles, was er sonst zusammenscharren konnte, auf dieselbe Weise an. Allmälig ward er einer der größten Telegraphen-Actionäre und so zuletzt einer der reichsten Männer in Amerika.

Wenn sich ein russischer Beamter bestechen läßt, dann ist er oft im Uebrigen durchaus kein so verächtlicher Gesell als ein deutscher Beamter sein müßte, der dasselbe thäte; und wenn der Yankee sich mit einem „Trick" aus der Noth hilft, wie wir's oben von dem „Werkführer" Cornell sahen, so mag er dabei sonst ein kreuzbraver Mann sein. Cornell wenigstens hat das bewiesen. Wohl kaum hat je ein Amerikaner von seinem Reichthum einen so edlen Gebrauch gemacht.

Bis 1860 waren in der Union die polytechnischen und die landwirthschaftlichen Lehranstalten so stiefmütterlich behandelt worden, daß Cornell für sich selbst nur mit großer Mühe die Hülfsmittel zu einer gediegenen Ausbildung in den mechanischen Wissenschaften hatte auftreiben können. Um jene Zeit aber ward eine großartige Reform ins Werk gesetzt. Der Congreß vertheilte nationales Grundeigenthum unter die Staaten der Union, aus dessen Ertrag derartige Anstalten unterhalten werden sollten. Auf den Staat Neuyork kamen dabei (1862) 990,000 amerikanische Morgen. Von dem reichen eifrigen Professor White auf dem Landtag dieses Staates warm unterstützt, stellte Esra Cornell, den seine zweite Vaterstadt Ithaka abgeordnet hatte, folgenden Antrag: „Das gesammte Capital, das diese 990,000 Morgen ausmachen, soll auf die Errichtung einer amerikanischen Hochschule in einem der mittleren Districte des Staates Neuyork verwandt werden." Die Motive

Digitized by Google

aber verstärkte er durch den Zusatz: „Wird der Antrag angenommen, so leistet Esra Cornell aus eigenen Mitteln einen Zuschuß von einer halben Million Dollars.“

Vor nicht ganz drei Jahren, am 23. September 1868, wurde die neue Hochschule in Ithaka eröffnet. Die Stadt, deren Häuser einen Hügel anmuthig hinansteigen und sich in den Fluthen des Cayuga-See's spiegeln, wird auf mehreren Eisenbahnen leicht erreicht. Die Anstalt, welche ihre Blüthe erhöht, trägt den Namen des Mannes, den man wohl ihren Gründer nennen darf; denn außer jener halben Million hat Cornell seiner Schöpfung noch etwa 300,000 Dollars zugewandt. Sie vereinigt in sich eine Universität, ein Polytechnicum und eine landwirthschaftliche Akademie. Ihr unterscheidendes Princip aber ist dies: jeder der 128 Districte des Staates Neuyork hat das Recht, alljährlich seinen fähigsten Schüler nach Ithaka zu senden und ihn dort kostenfrei ausbilden zu lassen.

Damit aber Niemand ausgeschlossen sei, der guten Willen, rüstige Kraft und ein gewisses Maß von Intelligenz und Bildung mitbringt, ist noch eine andere merkwürdige Einrichtung getroffen. Auf den Aeckern und in den Maschinenräumen der Anstalt werden junge Leute in die Lage gebracht, sich durch ihre Arbeit Unterhalt und Unterricht zu verdienen. Manche Studenten kommen deßhalb drei Monate vor Anfang des neuen Cursus nach Ithaka. „Wenn die jungen Leute,“ schreibt Cornell, „nur ein Viertel der Arbeit verrichten wollen, die ich in ihrem Alter und die ich noch heute bei meinen sechzig Jahren täglich verrichte, so vermögen sie in Ithaka ohne alle Geldmittel mit Leichtigkeit ihre Studien zu verfolgen.“ Allerdings ist diese Hochschule von allen amerikanischen bei weitem die billigste: nöthigenfalls reichen die Studenten, die keinerlei Unterstützung genießen, mit 250 Dollars jährlich aus. Und doch ist z. B. auch für Turnstunden, Exercierübungen und Rudern bestens gesorgt; und zu der Bibliothek hat Cornell 100,000 Dollars beigesteuert. — Ein Unterschied des Glaubensbekenntnisses wird nicht gemacht.

Den Deutschen aber möchte doch ziemen, auf ähnlichen Wegen ungemessene Kräfte für die schwierigeren Aufgaben der Gesellschaft zu gewinnen, die jetzt oft halb verkümmern. Wir haben nicht leicht einen Crösus unter uns wie Esra Cornell; aber was Einer nicht vermag, das können Viele im Verein.

Ferd. Worthmann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 31.

Ausgegeben am 28. Juli 1871.

Inhalt:

Französisches Parteiwesen. Von Georg Zelle . . . . Seite 161
Wilhelm Jordan's Nibelunge. (Schluß.) 173
Bismarck's Geheimniß 182
Schäffle und Oppenheim 188
Graf Chambord und die Farben Frankreichs 195
Berliner Briefe 197
Ludwig Bamberger. (Zur Naturgeschichte des französischen Kriegs). 199

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Französisches Parteiwesen.

Von Georg Zelle.

3. Die Parteien während der Julimonarchie.

Die Erhebung Ludwig Philipps hatten die weniger zahlreichen als thätigen und rührigen Parteigänger des Hauses Orleans, unter denen Laffitte die einflußreichste Stelle einnahm, vorbereitet und ihnen hatte sich ein Theil der Republikaner, der sich besonders um den greisen Lafayette gruppirte, angeschlossen, während die constitutionelle Partei im Allgemeinen den Dynastiewechsel nur als äußerstes Auskunftsmittel ins Auge gefaßt hatte, zu dem man nur im äußersten Falle, um durch dasselbe eine noch ungünstigere Combination zu verhindern, greifen dürfe. Nachdem ohne ihr Zuthun Karl X. gestürzt war, war dieser Fall eingetreten, und mit Eifer traten sie jetzt sofort für die Candidatur des Herzogs ein, so daß auf kurze Zeit alle Schattirungen des monarchischen Liberalismus wieder auf einem Boden zusammentrafen. Die entschiedenen Republikaner, die sich mit Recht als die wahren Helden der Julitage ansahen, waren unter den Politikern von Ruf fast gar nicht vertreten und sahen sich daher von der Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten ausgeschlossen, von dem Augenblicke an, wo die Orleanisten durch einen kühnen Griff ihrem Schützling die Herrschaft, zunächst in der Form der Statthalterschaft des Königreichs, in die Hände gespielt hatten. Sie grollten und conspirirten, aber so lange Lafayette in dem Herzog von Orleans die „beste der Republiken" sah, konnten sie an eine Schilderhebung nicht denken. Lafayette als Obercommandant aller Nationalgarden schwelgte in der Erinnerung an 1789; seine Gefühle waren nicht gealtert, freilich war auch seine Einsicht nicht gereift. Seinen Sympathien nach war er Republikaner, ohne doch recht an die Möglichkeit einer republikanischen Verfassung zu glauben. In diesem Widerstreit der Gefühle hatte er sich, gerade wie 1789, für die Monarchie entschieden, aber für eine Monarchie, die nur den Namen einer solchen führen, in der That dagegen einen durchaus republikanischen Charakter tragen sollte. Der Herzog von Orleans schien ihm das rechte Haupt einer solchen Phantasiemonarchie zu sein. Als er aber wieder einmal

Digitized by Google

sah, daß Monarchie und Republik zwei wesentlich verschiedene Dinge sind, als er erleben mußte, daß sein geschmeidiger Schützling sich geschickt seinem Einfluß zu entziehen wußte, ging es auch mit seiner Begeisterung für die neue Dynastie zu Ende, ohne daß er sich jedoch entschieden den Gegnern derselben anschloß.

Jedenfalls übten die Fayettisten auf die sehr bald aus der Gesammtheit der Orleanisten sich abzweigende dynastische Opposition, deren äußersten linken Flügel sie bildeten, einen sehr bedeutenden Einfluß, und brachten sie in bedenklich nahe Verbindung mit den entschiedenen Republikanern, zumal da die gleiche Auffassung der auswärtigen Politik ein Band um alle Schattirungen der Opposition wob. Die Julirevolution hatte durch ganz Europa den Anstoß zu einer mächtigen Bewegung gegeben, vor allem in Belgien, Polen, Italien; aber auch selbst in Deutschland spiegelten sich die Pariser Ereignisse in einer lebhaften, die Regierungen mit Besorgniß erfüllenden Aufregung der Geister wieder. Diesen Bewegungen zu Hülfe zu kommen, die revolutionären Bestrebungen durch eine thätige Propaganda im Style von 1792 zu erneuern, wo Ruhe herrschte Bewegung hervorzurufen, die dreifarbige Fahne von Neuem die Runde durch Europa machen zu lassen als Symbol der Befreiung der Italiener vom östreichischen, der Belgier vom niederländischen, der Polen vom russischen Joche, und als Lohn Belgien und die Rheinprovinz dem französischen Reiche einzuverleiben: das betrachteten die Republikaner als erste Aufgabe des revolutionären Frankreichs. Schon vor der Ernennung des Herzogs zum Könige überreichte ein junger Mann Guizot ein Promemoria, in dem die Forderungen der Republikaner zusammengestellt waren; und unter diesen Forderungen befand sich die sofortige Eroberung der Rheinprovinzen. Würde diese Forderung erfüllt, würde außerdem eine republikanische Verfassung unter monarchischer Form ins Leben gerufen werden (ganz Lafayette's Standpunkt) so würden die Republikaner sich der neuen Regierung unterwerfen und für die Ordnung einstehen. Und eine auf Propaganda und Eroberung gerichtete Politik forderte auch die dynastische Linke von dem neuen Könige.

Aber nicht bloß in der äußeren, sondern auch in der inneren Politik standen die fortgeschrittenen Orleanisten mit den Radicalen fast auf gleichem Boden. Ihnen allen galt die Revolution nicht bloß als eine Thatsache, die man anerkennen, aber möglichst rasch zum Abschluß bringen müsse, sondern sie erschien ihnen im Lichte einer höheren Verklärung. Sie hatten Jahre lang conspirirt und Aufstände geplant und daher Geschmack an der revolutionären Methode gefunden. Sie wollten die revolutionäre Stimmung in Permanenz erhalten und unter dem Druck derselben die Verfassung gründlich umgestalten — nach welchem Plane, das wußten sie selbst nicht. Aber durch einige

Digitized by Google

Schlagwörter überhoben sie sich der Mühe, ihre nebelhaften Wünsche in klar umschriebene Forderungen zusammenzufassen.

Um so schärfer schieden sich die dynastische Linke und die Republikaner von den Altliberalen, den Anhängern der bestehenden Verfassung, welche dieselbe mit Energie gegen die Angriffe der Ultras vertheidigt hatten und entschlossen waren, Alles aufzubieten, um sie ihrem wesentlichen Bestandtheil nach aus dem Sturm der Revolution zu retten. Den Kern dieser Partei bildeten die Doctrinären. Der Name war ihnen einst von den Royalisten gegeben worden, um sie wegen ihres schroffen Festhaltens an der Charte lächerlich zu machen; jetzt griffen die Radicalen ihn auf, um sie als Männer der Theorie zu bezeichnen, die nicht wagten, die praktischen Consequenzen ihrer freisinnigen Grundsätze zu ziehen, und die Charte nur als Hemmschuh des Fortschritts benutzen wollten. Ihr Festhalten an der Charte wurde ihnen vom radicalen Standpunkte jetzt eben so zum Vorwurf gemacht, wie einst von dem entgegengesetzten ultraroyalistischen Standpunkte aus.

Eine Revision der Charte war freilich unvermeidlich geworden, da gewisse Bestimmungen, wie das ausgedehnte und nicht fest genug begrenzte Verordnungsrecht selbst nach der Ansicht der Doctrinären der Willkür der Krone einen ungebührlichen Spielraum ließ und auch in Bezug auf das Wahlgesetz einige Zugeständnisse an die Demokratie unerläßlich waren. Aber die Doctrinären wollten die Revision auf wenige ausdrücklich bezeichnete Artikel beschränkt wissen und rasch zum Abschluß gebracht sehen, und vor Allem das Grundgesetz vor der Neuerungssucht einer constituirenden Versammlung sicher stellen, die ohne Zweifel ihren Ehrgeiz darein gesetzt haben würde, die Verfassung aus ihren Händen als ein neues Werk hervorgehen zu lassen. Die gemäßigte Partei setzte ihren Zweck durch: die nothwendigsten Veränderungen wurden rasch eingeführt, und die Revision des Artikels 23, die Erblichkeit der Pairswürde betreffend, wurde vorbehalten, um bald darauf allerdings in einer Weise durchgeführt zu werden, welche die Pairskammer der Grundlage ihres Ansehns, der Erblichkeit beraubte: eine Maßregel, die von der öffentlichen Meinung mit großem, vielleicht unwiderstehlichem Nachdruck gefordert wurde, durch die aber, mochte sie auch der demokratischen Gleichheitsliebe und dem Adelshaß des Bürgerthums schmeicheln, der Freiheit ein schlechter Dienst erwiesen wurde. Aus dem Princip der Erblichkeit hatte die Pairskammer während der Restauration die Kraft geschöpft, wiederholt den reactionären Bestrebungen der Regierung einen mannhaften und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Nach Abschaffung der Erblichkeit war sie ein ohnmächtiges und darum unnützes, ja schädliches Glied in dem constitutionellen Organismus geworden, unfähig, das Recht des Landes gegen die Revolution, aber

Digitized by Google

auch unfähig, die Freiheit gegen die Willkür der allmächtigen Regierungsgewalt zu vertheidigen.

Guizot giebt in seinen Memoiren die Revisionsfrage mit Recht als den Ausgangspunkt der neuen Parteibildung an, die von entschiedenem Einfluß auf die Geschicke des Julikönigthums werden sollte. Daß unter den Anhängern der neuen Monarchie neben den Conservativen auch ein fortschrittliches Element sich fand, war in der Natur der Dinge begründet und an sich nichts weniger als bedenklich. Aber verhängnißvoll und maßgebend für alle Zukunft war es, daß dieser Gegensatz bereits bei der Revision der Verfassung zu einer offnen Spaltung innerhalb der orleanistischen Partei führte. Wo es sich um eine Lebensfrage für das in seinen Anfängen begriffene neue Königthum handelte, durfte die Fortschrittspartei nicht eine Haltung einnehmen, durch die sie sich wider Willen zum Verbündeten der Gegner Ludwig Philipps machte. Sie mußte vor dem Lande die Verantwortung für die zur Consolidirung der neuen Verhältnisse nothwendige Politik mit übernehmen. Dieser Verantwortung entzog sie sich; um ihre Popularität zu wahren, trug sie kein Bedenken, den König in ungünstigem Licht erscheinen zu lassen. Besonders unheilvoll aber war, daß im Gegensatze zur Bewegungspartei die conservative Fraction des Orleanismus in ihrer Isolirung sich mit um so größerer Zähigkeit an das unfruchtbare Princip des Widerstandes anklammerte, daß sie nicht nur die Revolution bekämpfte, sondern auch gegen berechtigte Forderungen der öffentlichen Meinung sich grundsätzlich spröde verhielt, weil sie in jedem Zugeständniß eine Ermuthigung der Revolution erblickte. Die conservative Partei gebot fast immer über große parlamentarische Mehrheiten, auf die gestützt sie nach allen Richtungen hin eine schöpferische Thätigkeit hätte entfalten können. Sie wagte es nicht, wagte es selbst zu einer Zeit nicht, wo die materielle Ordnung so weit gesichert war, daß die Regierung unter keinen Umständen dem Verdacht ausgesetzt war, unter dem Druck der Furcht zu handeln; sie wagten es deshalb nicht, weil sie fürchteten, von der Bewegungspartei auf Abwege fortgerissen zu werden. Bei diesem Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft erlahmte jede wirklich productive Thätigkeit des Staates. Allerdings stand die Gesetzgebungsmaschine nicht still. Aber wenn man die Qualität ihrer Leistungen in dem von Guizot mitgetheilten Verzeichniß der neuen Gesetze überblickt, so staunt man doch über die unglaubliche Unfruchtbarkeit des constitutionellen Lebens während der Julimonarchie. Neben einer Anzahl repressiver Gelegenheitsgesetze (deren Nothwendigkeit z. Th. einleuchtend ist) fast nichts von Bedeutung, keine Spur von schöpferischer Kraft, wenn wir die allerdings achtungswerthen Leistungen Guizots auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ausnehmen. Wer sich zurückversetzt in jene Zeiten, wer sich die gespannte Theilnahme ins Gedächtniß

Digitized by Google

zurückkruft, mit der ganz Europa dem Verlauf des aufregenden parlamentarischen Dramas in Frankreich folgte, der ist überrascht von der dürftigen Ausbeute, welche die angestrengte Arbeit einer achtzehnjährigen lebhaft erregten Periode geliefert hat.

Aber es war vielmehr eine Periode des Kampfes als der Arbeit, eines fruchtlosen Kampfes, in dem alle Kräfte sich abnutzten, weil von keiner Seite ein würdiges Kampfesziel aufgestellt wurde, weil die Rivalitäten der herrschsüchtigen Staatsmänner und Parteien das einzig Bewegende, Treibende in diesem constitutionellen Wirrwarr waren. Dies ging so weit, daß von den Conservativen sich noch eine Fraction, der tiers parti abzweigte, die (was im Grunde auch von dem linken Centrum gilt) mit jener sachlich auf völlig gleichem Boden stand, und nicht entfernt daran dachte, liberaleren Grundsätzen, als jene, zu folgen. Aber durch die Abzweigung des tiers parti wurde die Zahl der Ministercandidaten vermehrt und ließ sich ohne jedes sachliche Bedürfniß leicht eine harmlose Ministerkrisis ins Werk setzen. Hatten die Herren Dupin, Passy, Sauzet nicht dieselben Ansprüche darauf, gelegentlich Ludwig Philipp zu berathen, wie die Broglie und Guizot? Im alten Rom war es Praxis geworden, möglichst viele Mitglieder der herrschenden Familien auf die curulischen Sessel zu befördern. Diesem oligarchischen Ideal glaubte die französische Bourgeois-Oligarchie um so näher zu kommen, in je mehr Fractionen sie sich spaltete. Und Ludwig Philipp, dem die starren Doctrinäre oft unbequem wurden, war ganz zufrieden damit, wenn die persönlichen Rivalitäten seiner Anhänger ihm einen gelegentlichen Wechsel seiner Räthe gestatteten, ohne daß er gleichzeitig zu einem Systemwechsel genöthigt worden wäre.

Der zersetzende Einfluß, den die Abzweigung des tiers parti auf die große Partei des Widerstandes ausübte, zeigte sich bald: das Ministerium des 11. Octobers 1832, welches unter Guizots und Thiers Führung alle Schattirungen dieser Partei vertrat, erlitt, nachdem es im Laufe der Jahre bereits mannigfache Umgestaltungen erfahren hatte, in einer finanziellen Frage von überwiegend technischer Bedeutung eine empfindliche Niederlage, bloß weil ein Theil der conservativen Partei das Bedürfniß empfand, dem Ministerium einmal eine Lection zu ertheilen. Nach dem Rücktritt des Ministeriums trennte sich Thiers von Guizot und trat an die Spitze eines Cabinets, das sich vorzugsweise auf das linke Centrum stützte.

Diese Trennung der beiden Staatsmänner war eines der folgenreichsten Ereignisse der parlamentarischen Geschichte des Julikönigthums. Thiers und Guizot waren von verschiedenen Ausgangspunkten ausgegangen. Guizot hatte mit den liberalen royalistischen Staatsmännern der Restaurationszeit in sehr nahen Beziehungen gestanden; er gehörte, wenn auch von den Ultra's

Digitized by Google

schonungslos verfolgt, doch den officiellen Kreisen des bourbonischen Frankreichs an, und jeder Systemwechsel konnte ihn an die Spitze der Verwaltung führen. Thiers hatte dagegen während der Restauration der lebhaften journalistischen Opposition angehört. Nach der Julirevolution hatte er sich mit leidenschaftlicher Energie der conservativen Partei angeschlossen; er hatte gegen die Abschaffung der Pairswürde gestimmt; als Minister des Innern hatte er in Unterdrückung der Emeute die äußerste Strenge bewiesen und durch die repressiven Septembergesetze sich einen gefürchteten Namen gemacht; er war der glühendste Bewunderer des Centralisationsprincips, in dem er die Grundlage der französischen Macht und Größe sah. Indessen so sehr er in allen diesen Beziehungen mit Guizot damals übereinstimmte, an rascher Energie des Handelns diesen sogar noch überbot, waren doch die Naturen der beiden Männer und ihre Antecedentien zu verschieden, als daß ein inniges Verhältniß zwischen ihnen sich hätte ausbilden können. Die etwas pedantische Steifheit der Doctrinärs war Thiers geradezu antipathisch und von Guizot's hochmüthiger Verachtung der öffentlichen Meinung war er weit entfernt. Er war vielmehr stets darauf bedacht gewesen, im Cabinet eine gesonderte Stellung einzunehmen und deutlich erkennen zu lassen, daß trotz des Gelegenheitsbündnisses mit Guizot ihn eine unübersteigliche Kluft von den Doctrinären trennte. Auch hatte er seine Verbindungen mit den alten Freunden von der dynastischen Linken niemals völlig abgebrochen; er bedurfte ihrer für den Fall einer Trennung von Guizot, und sie umwarben ihn, weil er der einzige Staatsmann war, unter dessen Führung sie den Doctrinären die Herrschaft über die Kammer zu entreißen hoffen konnten. Die hauptsächlich durch die Haltung des tiers parti herbeigeführte Niederlage des Ministeriums gab Thiers seine Freiheit zurück, und er säumte nicht, dieselbe zur Gewinnung einer selbstständigen Stellung zu benutzen. War Guizot der eigentliche Repräsentant des rechten Centrums, so gründete er sich jetzt im linken Centrum, das sich übrigens vom rechten Centrum vielmehr durch sein etwas unruhigeres Temperament, als durch seine Grundsätze unterschied, eine Hausmacht, durch die er jeden Augenblick mit der dynastischen Linken in Verbindung treten konnte. Die bloße Thatsache der Trennung von Guizot verlieh ihm eine gewisse Popularität. Er galt für liberal, für national, bloß weil er mit Guizot gebrochen hatte.

Die Trennung der beiden Männer war definitiv, nur in der gemeinsamen Opposition gegen das Ministerium Molé, das bereits im Jahre 1836 das Ministerium Thiers abgelöst hatte, fanden sie sich noch einmal zusammen. Diese Coalition der verschiedensten Parteien, die sich zum Sturze des Ministeriums Molé gebildet hatte, bezeichnet einen weiten Fortschritt in der Zersetzung des Parteiwesens. Das Ministerium Molé vertrat im Wesentlichen

Digitized by Google

die Grundsätze, die Guizot stets vertreten hatte; es stützte sich auf das rechte Centrum, die alte Partei des Widerstandes, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, die Parteidisciplin aufrecht zu erhalten. Das Ministerium gerieth in's Schwanken, der Zusammenhang zwischen ihm und der Kammer lockerte sich, es verlor mehr und mehr den Charakter eines parlamentarischen Ministeriums im strengen Sinne des Wortes und vermochte auch durch wiederholte Kammerauflösungen nicht, seine Stellung zu einer vollkommen sicheren zu machen. Daß es, wie jedes andere Ministerium seit 1832, von den Republikanern, der dynastischen Linken und den Legitimisten auf's heftigste bekämpft wurde, verstand sich von selbst. Diese Angriffe würden jedoch seine Stellung nicht erschüttert haben, wenn es auf die Centren hätte rechnen können. Indessen das linke Centrum unter Thiers hatte sich der Linken angenähert. Von conservativer Seite bemühte sich besonders Duvergier de Hauranne, dessen hyperconstitutionelle Orthodoxie an Ludwig Philipp's persönlichem Einfluß auf Molé großen Anstoß nahm, eine Verbindung aller mißvergnügten Elemente zu Stande zu bringen. Seine Bemühungen wurden vom besten Erfolge gekrönt. Ihren Abschluß und ihren festen Halt erhielt die Coalition aber erst durch den Zutritt Guizot's und seiner näheren Freunde. Guizot suchte den von seinem Standpunkte aus höchst auffälligen Schritt damit zu rechtfertigen, daß er in seinem Anschluß das beste Mittel gesehen habe, die Partei des Widerstandes auf breiten Grundlagen wieder herzustellen. Die Zweckmäßigkeit des in Anwendung gebrachten Mittels zu beweisen, gelingt ihm aber nicht. Auch schimmert durch den Rechtfertigungsversuch deutlich genug das Bewußtsein hindurch, daß er sich vom Standpunkte der Politik des Widerstandes aus eines schweren Fehlers schuldig gemacht habe, wie denn auch vielen Mitgliedern seiner Partei selbst sein Verhalten in hohem Grade anstößig erschien. Nach Molé's Rücktritt (4. März 1839) trat denn auch in der That eine heillose Verwirrung ein. Die Linke weigerte sich, mit Guizot in ein Cabinet zu treten, obgleich derselbe durch die Energie seiner Angriffe auf Molé wesentlich zum Erfolge der Coalition beigetragen hatte. Auch eine Verständigung zwischen Thiers und Guizot ließ sich nicht erzielen, da Thiers nicht daran dachte, die persönliche Bedeutung, die er durch die Annäherung an die Linke sich verschafft hatte, einer erneuten Verbindung mit den Doctrinärs aufzuopfern; andrerseits aber hatte weder Guizot ohne Thiers, noch Thiers ohne Guizot Aussicht, die Majorität der in voller Anarchie befindlichen Kammer zu beherrschen. Man entschloß sich endlich zu einem provisorischen Ministerium aus unbedeutenden Mitgliedern aller dynastischen Parteien, in der ausgesprochenen Absicht, der Kammer Gelegenheit zur Bildung einer geschlossenen Majorität zu geben, der dann die definitiven Minister zu entnehmen wären. Auch dies Auskunftsmittel blieb ohne Wirkung. Der

Digitized by Google

König freute sich der Verlegenheit der Coalition, und war durchaus nicht Willens, ihr in ihren Nöthen durch eine energische Initiative zu Hülfe zu kommen; er rächte sich für die Angriffe auf seinen persönlichen Einfluß durch ein ultra constitutionelles laisser aller, das die Parteihäupter in Verzweiflung brachte. Endlich wurde das Eis durch einen republikanischen Aufstand, der wie ein Deus ex machina in die Verwirrung eingriff, gebrochen. Die Furcht wirkte, was die gesunde Vernunft nicht vermocht hatte: unter Soult's Präsidium wurde ein Ministerium der beiden Centren und des tiers parti aus Politikern zweiten und dritten Ranges ernannt (12. Mai 1839), womit natürlich die Krisis nicht entschieden, sondern die Entscheidung derselben nur vertagt wurde; eine wirkliche Entscheidung konnte nur in der Bildung eines Ministeriums Thiers oder Guizot gesehen werden: in dem Maße hatte sich damals bereits die Rivalität der beiden bedeutenden Staatsmänner bestimmend in den Vordergrund der Politik gedrängt.

Wie voraus zu sehen war, gelang dem Ministerium Soult nicht, in der Kammer festen Boden zu gewinnen. In der das Ansehen des Königs außerordentlich compromittirenden Dotationsangelegenheit des Herzogs von Nemours im Stich gelassen, trat es zurück, um einem Ministerium Thiers Platz zu machen (1. März bis October 1840). Auf die verhängnißvolle orientalische Verwickelung, die mit Frankreichs völliger Niederlage endete, können wir hier nicht ausführlich eingehen. Es genügt, zu bemerken, daß Thiers während der Verhandlungen, die zu dem Vertrage der vier andern Großmächte und der Türkei vom 15. Juli führten, sich fortdauernd in Illusionen gewiegt hatte, und daß sein Mangel an Voraussicht, seine Unkenntniß der Verhältnisse, sein leichtfertiges Rechnen mit den unsichersten Factoren, Frankreich in eine Lage brachten, aus der es sich nur durch einen unsinnigen Krieg, oder einen das auf's Aeußerste gereizten Nationalgefühl tief verletzenden Rückzug befreien konnte. Thiers suchte von seiner Niederlage die Augen Frankreichs durch einen gewaltigen Kriegslärm, den er erhob, abzulenken, obwohl er sehr gut wußte, daß der König nimmermehr in den Krieg gegen Europa willigen würde. Durch seine Haltung in dieser Krisis schlug er dem Ansehen des Königs eine schwere, unheilbare Wunde. Statt die Verantwortung für die von ihm geschaffene Situation auf sich zu nehmen, und selbst den unvermeidlichen diplomatischen Rückzug zu vollziehen und dadurch die Person Ludwig Philipp's zu decken, trat er zurück, weil der König seine Einwilligung zu weiteren kriegerischen Demonstrationen nicht geben wollte, zu einer Zeit, wo er selbst bereits von der Unmöglichkeit, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen, überzeugt sein mußte. Er discreditirte die persönliche Politik des Königs und gewann dadurch für sich, indem er sich von dieser persönlichen Politik trennte, eine Popularität, die ihn zum furchtbaren Gegner des Mi-

Digitized by Google

nisteriums machte, dem der König nach seinem Rücktritt die Zügel der Regierung anvertraute. Das Haupt dieses Ministeriums konnte aber der Lage der Dinge nach nur Guizot sein, mochte auch, um die Schroffheit des Ueberganges zu der streng friedlichen und conservativen Politik einigermaßen zu verhüllen, Soult vorläufig die Stelle des Ministerpräsidenten übernehmen.

Die 1836 beginnende Periode der Ministerkrisen kam mit der Berufung des Ministeriums Soult-Guizot zum Abschluß. Die alte conservative Majorität war von ihren anarchischen Anwandlungen geheilt und fand sich unter der strengen und anspruchsvollen Leitung ihres alten Ministers von selbst wieder zusammen. Der parlamentarische Horizont strahlte in rosigstem Lichte, und selbst aufmerksame und keineswegs sanguinische Beobachter in Frankreich und im Auslande neigten sich zu der Ansicht hin, daß die Julimonarchie ihre kritische Periode glücklich überwunden und feste Wurzeln im Lande geschlagen habe. Dies war ein großer Irrthum, der sich nur daraus erklärt, daß die Beobachter ihr Urtheil ausschließlich aus den Eindrücken ableiteten, die sie von dem officiellen Frankreich empfingen. Denn zwar das Parlament beherrschte Guizot unbedingt, aber die Stimme des Parlaments war nicht mehr die Stimme des Landes. Das Land fing an, der Parlamentsherrschaft überdrüßig zu werden, und sich in seinen Wünschen in's Schrankenlose zu verlieren. Zwar die Zeit der Emeuten war vorüber, die Oberfläche des Landes war ruhig und eben. Aber das war die Ruhe vor dem Sturme; die der Dynastie feindlichen Elemente sammelten sich zu einem vernichtenden Schlage.

Hier müssen wir nun einen Blick auf die in der Kammer numerisch nur schwach vertretenen, aber um so thätigern äußersten Parteien werfen.

Die äußerste Rechte der Kammer nahmen die Legitimisten ein, die, zumal nach der Demüthigung, die die ganze Partei durch die heimliche Vermählung der Herzogin von Berry erfahren hatte, vereinzelt wenig gefährlich, doch als natürliche Verbündete der Republikaner einen bedeutenden Einfluß ausübten, indem sie ihre großen Geldmittel allen Gegnern der herrschenden Dynastie ohne Unterschied zur Verfügung stellten. Grundsätzliche Bedenken stellten sich ihrem Zusammenwirken mit den Republikanern um so weniger entgegen, da die Taktik der beiden Parteien viel weniger darauf ausging, theoretisch ihre Principien zu entwickeln, als vielmehr darauf, den König durch persönliche Angriffe in den Augen der Nation herabzusetzen. Und in diesen Angriffen konnten Legitimisten und Radicale mit einander wetteifern, ohne ihren politischen Principien das Mindeste zu vergeben. Das Element, in dem die legitimistische wie die republikanische Presse sich am wohlsten fühlte und am behaglichsten bewegte, war der Scandal: Lüge und Verleumdung galten schon seit langer Zeit für erlaubte Waffen im politischen Parteikampfe, man führte einen Vernichtungskrieg, in dem von der viel gerühmten franzö-

Digitized by Google

fischen Ritterlichkeit sich nicht die leiseste Spur findet. Ihren Zweck, die Popularität des Königs zu untergraben, erreichten diese Angriffe auch vollkommen. Ludwig Philipp war ein guter Haushalter und ging in seiner Sorge für Erhaltung und Erweiterung des Familienbesitzes oft über das Maß dessen, was die öffentliche Meinung dem Könige gestattete, hinaus; aber die Schilderungen, die außer der Tagespresse, mit besonders raffinirter Bosheit Cormenin, ein leidenschaftlicher Feind der Dynastie, von seiner schmutzigen Habgier entwarf, waren maßlos übertrieben; indessen je stärker die Farben aufgetragen wurden, um so leichter fanden die Verleumdungen bei den Massen Eingang; je boshafter und giftiger die Anspielungen waren, um so mehr schmeichelten sie der Spottlust und dem Esprit der gebildeten Klassen, die selbst, wenn sie gut orleanistisch gesinnt waren, doch nach alter Gewohnheit am Frondiren und am Scandal Gefallen fanden, gerade wie die großen Herren des ancien régime sich an der polemischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ergötzt hatten. Die Gerichte gewährten weder der Regierung, noch dem Könige persönlichen Schutz, da in den politischen Processen die scandalösesten Freisprechungen an der Tagesordnung waren, Freisprechungen, welche gerade den gebildeten Classen ein äußerst ungünstiges Zeugniß ausstellten; strenge Urtheile erfolgten eigentlich nur, wenn gerade nach Unterdrückung einer Emeute die öffentliche Meinung augenblicklich gegen die unverbesserlichen Anarchisten erbittert war und der Sieg der Regierung auch den Muth der Richter und Geschwornen über das gewöhnliche Maß hinausgeschraubt hatte, und ihnen gestattete, ihrem Rechtsgefühl, das zugleich mit ihren conservativen Neigungen übereinstimmte, zu folgen. Denn Geschworene und Richter gehörten fast durchweg der Widerstandspartei an; sie verlangten von der Regierung Energie; aber die Zumuthung, die Verantwortung für die Energie mit der Regierung zu theilen, schien ihnen empörend. Die Furcht vor der Revolution benahm der Bourgeoisie den Muth, ihre Schuldigkeit zu thun, steigerte aber ihre Anforderungen an den Muth der Regierung.

Und das um so mehr, je augenscheinlicher es war, daß in der republikanischen Partei die socialistischen Tendenzen Boden gewonnen hatten. Es war dies ganz natürlich zugegangen. Für eine Idealrepublik, wie sie der gebildeten Jugend vorschwebte, vermochte sich die Arbeiterbevölkerung nicht zu begeistern. Um sie zu gewinnen, kam es darauf an, die sociale Frage in Fluß zu bringen, die socialistischen Theorien, deren wir im vorigen Artikel Erwähnung gethan haben, in einige zum Theil stark communistisch gefärbte praktische Sätze zusammen zu fassen, sie auf diese Weise den Massen verständlich zu machen und durch sie die Begehrlichkeit derselben zu entflammen. Diese communistisch-socialistische Wendung entsprach den Wünschen der gemäßigten Republikaner von der Farbe Armand Carrels sehr wenig. Aber

Digitized by Google

es blieb ihm eben die alte Erfahrung nicht erspart, daß man mit einer Verfassungsfrage nicht im Stande ist, eine dauernde Aufregung im Volke zu erhalten, daß man die unter gewöhnlichen Verhältnissen selbst in Frankreich träge Masse nur durch Aufpflanzung des nationalen, kirchlichen oder socialen Banners in eine nachhaltige Bewegung setzen und in Athem erhalten kann. Und der socialistische Charakter tritt denn auch in allen Bewegungen der dreißiger Jahre scharf und bestimmt hervor. War das Kampfesziel der reinen Republikaner der Sturz des Königs und der Dynastie, so sahen die socialistisch Verbündeten jener ihren Feind in der Bourgeoisie: die gemäßigten Republikaner, mochten sie sich auch immerhin Demokraten nennen, dachten doch nicht entfernt daran, den Sitz der Macht in die Massen zu verlegen: gerade dies aber war die Tendenz der Socialisten, die sich um politische Freiheit wenig kümmerten, die sogar für die Dictatur eine ausgesprochene Vorliebe hatten, wenn nur der Dictator sich als Vertreter des vierten Standes betrachtete, und in der Knechtung des Bürgerthums seine höchste Aufgabe sah.

Eine außerordentliche Wirkung übte bei dieser Stimmung der Geister ein im Beginn der vierziger Jahre erschienenes Werk aus, welches es unternahm, das abgelaufene Jahrzehnt der Julimonarchie vom social-demokratischen Standpunkte aus geschichtlich darzustellen, in der unverkennbaren Absicht, einer neuen Revolution die Wege zu bahnen, die die Elemente der Gesellschaft, die 1793 über Frankreich verfügt hatten, und denen 1830 durch die Orleanisten ihre Siegesbeute entrissen war, an's Ruder bringen sollte. In Louis Blanc's „Geschichte der 10 Jahre" läuft parallel mit den heftigsten Angriffen gegen Louis Philipp eine erbitterte Polemik gegen die Socialpolitik des Bürgerthums, unter der der Verfasser ungefähr den Zustand versteht, den Fourrier als „Civilisation" bekämpft. Der Individualismus ist ihm die Quelle alles Uebels in der Gesellschaft und das Gegenmittel gegen dies Uebel sieht er in der Organisation der Arbeit. Auf Originalität können Louis Blanc's Theorien keinen Anspruch machen. Was aber seinem Werke eine eigenthümliche Bedeutung verleiht, das ist die Kühnheit und Consequenz, mit welcher die socialistischen Theorien des Verfassers als Maßstab für das geschichtliche Urtheil angewendet werden. In der mit ungewöhnlichem Scharfsinn und in glänzender fesselnder Darstellung durchgeführten Kritik der bestehenden Zustände liegt die Bedeutung des Buches, aus ihr erklärt sich die außerordentliche Wirkung desselben. Die französische Gesellschaft ist in seinen Augen demoralisirt, zerrüttet, jedes Mittelpunktes, jeder leitenden Idee beraubt: der individuelle Egoismus ist die Triebfeder alles Handelns, und die Folge davon ist ein Zustand moralischer, geistiger, gewerblicher Anarchie. Daß die Organisation, durch welche diese Uebel geheilt werden sollen, zur Vernichtung aller Selbstständigkeit führt, und daß sie sich, wenn überhaupt, nur durch eine

Digitized by Google

eiserne Dictatur durchsetzen und aufrecht erhalten läßt, ist einleuchtend. Indessen an der Dictatur hat der französische Radicalismus und Socialismus zu keiner Zeit Anstoß genommen: er empfindet es instinctmäßig, daß er, weil sich der jedem Individuum eingeborne Trieb, dem Ganzen als selbstständige Persönlichkeit anzugehören, gegen jedes auf Vernichtung der Persönlichkeit abzielende Experiment sträubt, nur durch den äußersten Zwang die Gesellschaft seinen Satzungen unterwerfen kann.

Dessen ist sich denn Louis Blanc auch vollkommen bewußt: sein sociales und politisches Ideal ist ohne den demokratischen Dictator, der mit gleicher Härte den Willen und die Meinungen der Einzelnen sich unterwirft, ein Unding. Aber gerade diese Schroffheit der Ansichten entsprach dem während des Julikönigthums sich in weiten Kreisen verbreitenden Geschmack der socialistischen Grübeleien. Und da zugleich die Gegner des Orleanismus, sowie die Feinde des auf das Uebergewicht der Bourgeoisie begründeten französischen Liberalismus von Louis Blanc's schonungsloser Polemik höchlichst erbaut waren, so übte sein Buch als Ferment eine wunderbare Wirkung aus, die um so größer war, als es der chauvinistischen Leidenschaft der Franzosen durch seine bittere Kritik der auswärtigen Politik des Königs mit großer Geschicklichkeit zu schmeicheln wußte. Das Buch sammelte die radicalen Elemente der französischen Gesellschaft, es untergrub zugleich den Glauben an die Kraft und Lebensfähigkeit der Julidynastie, es erweckte in Frankreich wie im Auslande das Vorgefühl einer heranziehenden Katastrophe.

Die leitenden Kreise freilich, die in der zweiten Kammer den unerschütterlichen Sitz der Macht sahen und deren Aufmerksamkeit, nachdem die Periode der Emeuten vorüber war, sich nur auf die Schwankungen der parlamentarischen Majorität richtete, merkten von dieser Gefahr nichts. Die dynastische Opposition trug kein Bedenken, sich mit den erklärten Gegnern der Dynastie, ja mit den Führern des extremen Radicalismus zum Sturze Guizots zu verbinden, in dem eitlen Wahn, daß die Leitung der Opposition ganz in ihren Händen liege; und Guizot, obgleich nicht blind gegen die der Gesellschaft und dem Staate von Seiten des Radicalismus drohenden Gefahren, concentrirte seine praktische Thätigkeit doch ganz auf die Bekämpfung seiner parlamentarischen Gegner: auch er war nur allzu geneigt, die Kraft und Bedeutung der Parteien nach der Zahl der Vertreter, die sie in die Deputirtenkammer entsendeten, abzumessen. Der Widerhall, den Louis Blancs systematische Herabwürdigung der parlamentarischen Institutionen hervorrief, hätte den Minister und die Opposition eines Besseren belehren können. Aber die Anhänger der Monarchie stürzten blind ins Verderben. Die monarchische Linke, das linke Centrum, der tiers parti, alle Nuancen der dynastischen Opposition, brachten gegen Guizot die Taktik in Anwendung, zu der Guizot selbst

Digitized by Google

durch seine eifrige Theilnahme an der Coalition von 1838 das üble Beispiel gegeben hatte: sie folgten nur den Eingebungen des Parteihasses, verbanden sich mit Socialisten, Republikanern und Legitimisten, um den verhaßten Minister zu stürzen, und das Resultat dieser verwerflichen Coalition war die Februarrevolution von 1848, die, aus ungesunden Parteiverhältnissen hervorgegangen, die Elemente, die bisher nur durch wenige parlamentarische Wortführer im officiellen Frankreich Eingang gefunden hatte, rasch emporschnellte und die alten Parteien in den Hintergrund drängte. Socialismus, Bonapartismus, Ultramontanismus, das sind die Factoren, deren Wechselbeziehungen nach der Februarrevolution über das Schicksal Frankreichs bestimmen. Die alten Parteien, gemäßigte Republikaner wie Monarchisten, werden in die Defensive gedrängt: erst die Abnutzung des Kaiserthums führt sie auf die Bühne zurück, und kaum berechtigt ihr schwaches, unsicheres und zugleich tumultuarisches Auftreten dem sinkenden Bonapartismus gegenüber zu dem Glauben, daß sie geläutert hervorgegangen sind aus der Zeit der Prüfung, auf die wir im folgenden Artikel einen Blick werfen wollen.

Wilhelm Jordan's Nibelunge.

(Schluß.)

Es braucht nicht erst ausgeführt zu werden, daß Jordan alle Gestalten der alten Dichtung erst zu wirklichen Menschen gemacht hat, indem er dieselben aus dem nebelhaften, schattenähnlichen Zustande, in dem sie in der mittelalterlichen Dichtung zum Theil wenigstens erscheinen, erlöst und ihr Thun und Lassen psychologisch begründet hat. Denn erst solche psychologische Begründung läßt uns einen Charakter als einen wahrhaft menschlichen begreifen; man muß sich in dieser Beziehung durch die oft derb realistische Färbung im mittelalterlichen Epos nicht täuschen lassen und dieselbe für Charakteristik ansehen. Die Zeichnung fehlt und es gewinnt beinahe den Anschein, als wollte der mittelalterliche Dichter durch dickaufgetragene Farben diesen Mangel vertuschen. Ist derselbe bisher nicht zu stark empfunden worden, so mag dieß namentlich dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der moderne Leser ans Charakterisiren in so weit schon gewöhnt ist, und selber mit seiner Phantasie nachhilft, wo der Dichter ihn im Stiche läßt. Doch wie ungenügend sind diese eigenen Nothbehelfe im Vergleich zu der gewaltigen Plastik, über welche Jordan verfügt. Uns ist Friedrich Barbarossa nach allen

Digitized by Google

wissenschaftlichen Werken, die wir über ihn gelesen haben, nicht so durch und durch bekannt und verständlich wie Jordans König Gunther; von Chriemhilden gar nicht zu reden, der im mittelalterlichen Gedichte Engel und Teufel in seltsamer Vereinigung das Herz zu bewohnen scheinen. Bei Jordan ist sie klar und sicher aufgefaßt. Ihre Liebe zu Sigfried, durchaus nicht idealistisch, ist gleichwohl stark und groß wie die elementaren Naturgewalten, nicht obgleich, sondern weil sie stark sinnlich und nichts anderes ist als die prächtig entfaltete Blüthe eines gesunden Egoismus. Diese Sorte Frauenliebe ist auch gewiß die beste, weit beglückender für den Mann, ersprießlicher für die Kinder und segensreicher für das Menschengeschlecht, als jene vielgerühmte, die nur Hingebung und Aufopferung sein will, und, je anspruchsloser sie sich stellt, desto unerträglicher quält mit naturwidrigen Ansprüchen. Chriemhilde gehört also nicht zu den sogenannten weiblichen Engeln. Dazu ist sie viel zu gesund, zu naturwüchsig. Aber mit diesem Zug der natürlichen Selbstliebe ist auch ihr Stolz, ihre Eifersucht und mancher andere Dorn gegeben, ohne den die Rose nicht denkbar. Daraus geht dann der Streit der Königinnen hervor, nicht vor dem Portal eines Gotteshauses, nein! wie in der Edda im Bade; — eine der herrlichsten Scenen des ganzen Gedichtes. Endlich begreifen wir bei dieser Chriemhilde die ganze Gluth unendlichen Hasses gegen Sigfrieds Mörder; bei der mittelalterlichen Chriemhilde, welche unzählige Seelenmessen zu lesen befiehlt und wohlthätige Stiftungen zur Ehre des todten Gatten anordnet, ist der unchristliche Haß ein Ungeheures, etwas Widerliches; sie erinnert an eine der häßlichsten Gestalten des Habsburgischen Hauses, an die Wittwe des ermordeten Kaiser Albrecht, die als Betschwester und als Bluträcherin gleich unersättlich war. —

Möge das Gesagte genügen, um Jordans Verdienst um die Wiederherstellung des alten Epos zu bemessen.

Noch größer erscheint uns nun Jordan als schaffender Künstler im wohlberechneten Aufbau seines Gedichtes. Der ordnende Geist ist es, welcher in ein Kunstwerk jene Einheit bringt, ohne welche dasselbe unmöglich ist. Jordan, der aus congenialer Kraft und Erfahrung heraus das Kunstgesetz Homers wie vor ihm noch Keiner zu finden und zu erläutern gewußt hat, ist selbst vollendeter Meister über das, was man die dichterische Mache, die ποιησις nennen mag. Es ist ein verbreiteter Irrthum bei Epikern, und manche Aesthetik schützt diesen Irrthum, als genüge für das Epos das lose historische Band. Aber so entstehen wohl Chroniken in Versen, doch kein wahres Epos. Wie ein glückliches Klima am Baume Blatt, Blüthe und Frucht gleichzeitig bietet, so wird auch das Epos uns sofort Alles geben; das „medias in res" des alten Horaz bleibt ein ewig wahres, doch vielvergessenes Wort. Die altdeutschen Epiker haben namentlich auch, weil ihnen

Digitized by Google

dieses Kunstgesetz fremd war, keine ächten Meisterwerke zu liefern vermocht. Wolfram v. Eschenbach und Gottfried von Straßburg beginnen nicht nur mit der Geburt ihres Helden, nein noch mit der Geburt der Eltern des Helden. Da flattert dann am dünnen chronologischen Faden die Handlung nach allen Richtungen auseinander. So ist es auch in der Gudrun und in den Nibelungen. Homer dagegen hat concentrirt; die Heimkehr des Odysseus mit den vielen Abenteuern verläuft nicht nur historisch, nicht Abenteuer auf Abenteuer, sondern, nachdem uns die vier ersten Gesänge mit Ithaka u. s. w. bekannt gemacht haben, sehen wir Odysseus von Kalypso fortziehen und alsbald bei den Phäaken anlangen, wo der einheitliche Ruhepunkt erreicht ist, von wo aus die vorhergegangenen Abenteuer, welche der Dulder selbst erzählt, so wie die noch ausstehenden in der Heimath leicht zu überschauen sind. So macht es Jordan in seinen Nibelungen. Im zweiten Gesang schon sind wir in Worms auf dem Söller des Königspallastes, wo der Sänger Horant uns mit der Vorgeschichte aller derer, die unser Interesse erregen, wie durch Zufall bekannt macht, während bereits vom Rheine her soeben Sigfried anlangt und auf diese Weise Vergangenheit und Zukunft in der behaglich ausgestreckten, ächt epischen Gegenwart sich berühren. Das ist die wahre Künstlerarbeit, so trefflich ineinander greifend wie eine Fuge des alten Bach. Und diese innere Einheit herrscht überall. Die zahlreichen Episoden, weit entfernt zu stören, geben vielmehr sehr oft den wirksamsten Hintergrund für die Haupthandlung ab und wirken in ähnlicher Weise erhebend, wie die in einer Säulenhalle oder im Kreuzgang eines Münsters sich eröffnenden Blicke in die perspectivisch verschwindenden Seitengänge. Als Beispiel führen wir nur an die durch wilde, rauhe Naturkraft und schauerliche Einzelheiten fast grauenhaft wirkende Episode von Brunhilds Ahnherrn Sinfiötli. Diese Episode ist wohl im ganzen Gedichte das für unser modernes Gefühl am wenigsten verständliche, das entlegenste. Aber wir möchten sie um keinen Preis gerade dort missen, wo sie steht. Sie wird nämlich der Brunhilde in jener Nacht erzählt, welche dem uns gleichfalls fremd anmuthenden Wettkampfe der speerkundigen Jungfrau mit Gunther vorausgeht. Diesem Kampfe dient sie als dunkelste Folie. Das Stück aus der alten Völsungasaga enthält so furchtbare, so hünenhafte Züge, daß wir nachher ganz natürlich finden, wenn die einem solchen Geschlecht entsprossene Jungfrau mit den Waffen um sich freien läßt; sie erscheint uns ganz nahe gerückt, ganz menschlich vertraut, nachdem wir die titanenhafte Sage ihres Hauses kennen. Uebrigens ist diese Sage auch an und für sich ein Juwel durch den hohen Humor männlichster Kraft, der darin zu einem so wilden Päan anschwillt, wie wir einen ähnlichen in der Literatur keines Volkes kennen. Wer etwa nicht hätte glauben wollen, daß die Deutschen vor Paris rücken und den Krieg sicher und unerbittlich streng bis ans Ende führen würden, der hätte es aus diesem

Digitized by Google

Gesang lernen können. Ein Volk, dessen Nerven solche Poesie der dem Tod ins Angesicht lachenden, fürchterlichsten Thatkraft ertragen, wird niemals ein unkriegerisches sein. Was auch Tyrtäus seinen Spartern gesungen haben mag, — wir haben ja Reste davon, — erscheint beinahe sentimental im Vergleich mit dem Heldenhumor der schauerlich schönen Sage von Sinfiötli. — Ein besonders feiner Kunstgriff Jordans ist, daß er die Göttergeschichten meistens in die Episode hineinverlegt. Diese uralten heidnischen Mythen würden allerdings im Munde des Dichters unserm Ohre seltsam klingen. Daher läßt sie Jordan nicht aus *seinem* Munde dringen. Er wählt sich einen Sagemund, und verschwindet selbst hinter einem zweiten Vorhang. Denn nicht aus demselben Erzählermunde, der überall den höchsten Schein der Naturgemäßheit, Anschaulichkeit und Plasticität erstrebt und erreicht, der die volle Illusion zu erwecken weiß, als geschähe, was wir hören, genau so in allernatürlichster Weise vor unsern Augen, — nicht formell aus demselben Munde darf das Unmögliche, Traum- und Arabeskenartige fließen; um in der Illusion zu bleiben, dürfen wir diese fabelhaften Dinge weder direct wie aus dem Rhapsodenmunde, noch auch direct mit unsern selbsteigenen Ohren vernehmen, sondern es müssen uns dazu erst die Ohren der märchenlustigen Phäaken sammt ihrem Gemüth vor unsere Ohren vorgesetzt werden.*)

So kommt dem Epiker auch jener große Vortheil zu Statten, dessen der Dramatiker sich zuweilen so glücklich bedient, der Vortheil einer Bühne auf der Bühne, eines Theaters in der zweiten Potenz. Man erinnre sich, was Shakespeare damit im Hamlet und im Sommernachtstraum ausrichtet. Hiermit ist auch die Frage gelöst, ob *wir* denn noch an Wodan u. s. w. glauben können und ob uns der Dichter dergleichen bieten dürfe. Wir für uns, als eben so viele Glieder der modernen Gesellschaft, brauchen allerdings nicht an Walhall und die Einherier zu glauben; aber mit dem Gemüth der vor uns neuerstehenden Vorfahren glauben wir daran und wissen und verstehen es, wie und warum jene Vorstellungen von den Kampfes- und Tafelfreuden in den Sälen Wodans *lebensbestimmend* gewesen sind für die Ahnen. —

Bleiben somit Jordan's Göttermythen unbeanstandet, so darf ich immerhin nicht unterlassen, hier auszusprechen, daß unsere Zeit nun einmal so durchaus an die Stelle des Wunderbaren die psychologische Durchführung des Charakters gesetzt haben will, daß ihm selbst Homer schöner erscheinen würde, wenn die Göttermaschinerie weniger oft in die Handlungen der Menschen eingriffe. Ein Epos ohne Himmel und Hölle scheint zwar bis jetzt noch eine Unmöglichkeit; es wäre aber ein solches doch denkbar aus dem Ringen unserer Zeit heraus, die, wie der Riese Antäus, stark auf dem Irdischen steht.

*) Jordan, Kunstgesetz Homers, pag. 19.

Digitized by Google

Uebrigens was uns schon bei Homer mit der Göttermaschinerie aussöhnt, die, ich möchte sagen, keusche Anwendung derselben, das finden wir auch bei Jordan. Wohl wirft die Königin Guta einen Liebeszauber in den Becher, den Chriemhild dem Sigfried kredenzt. Aber der Dichter verweilt nicht bei dem Liebeszauber im Becher, vielmehr bei dem Liebeszauber, der aus Chriemhild's Augen strahlt. Daher lassen wir uns den Zauber eben so gefallen, wie bei Homer im IV. Gesang der Odyssee, wo Helena ein allen Kummer verscheuchendes Zaubermittel in den Trank thut, welchen Telemach, ihr Gast, trinkt, dann aber doch eigentlich durch ihre herrliche Erscheinung und durch ihre passenden Reden den schwermüthigen Jüngling heilt und erheitert. Diese Zaubermittel, diese Götter u. s. w. was sind sie anders, als das Product des richtigen, poetischen Instinctes, der vor nichts so sehr zurückbebt als vor bloßen Abstractionen, und dieselben, wo sie ihm unvermeidlich erscheinen, zu glänzenden Gestalten verdichtet? —

Diese letztere Betrachtung leitet uns hinüber zur Schönheit der Dichtung in ihren Einzelheiten. Ist Jordan ein Meister im Aufbau, in der Structur des Ganzen, so ist das immerhin eine Meisterschaft, die sich dem ungeübten Auge nicht so leicht offenbart. Hier aber, wo er in Schilderungen, sei es auf dem Gebiete der äußeren Natur oder auf dem ihr analogen Gebiete des inwendigen Menschen, das volle Leben zu fassen und wiederzugeben weiß, offenbart sich seine einzigartige Dichterkraft so gewaltig und so glänzend, daß denn auch hier Alle, die ihm sonst vielleicht nicht gerecht werden, ihm die Krone mit Bewunderung reichen. Man glaubt, wenn man Jordan's Schilderungen hört oder liest, die meisten andern Dichter wären Blindgeborene, die das volle Leben nur vom Hörensagen kennten und dessen Formen deßhalb in herkömmlichen, technischen Ausdrücken beschrieben, welche zuletzt Schablone wurden. Nur Homer hat noch diese kraftvolle Plastik; bei ihm hat sie Jordan erlauscht, und etwa auch an den Volksliedern, wo sie zwar selten das ganze Lied hindurch anhält, aber wie ein aus der Wolkennacht zuckender energischer Blitz doch auf Augenblicke ungemein entschieden Lage und Handlung zeichnet.

Wie Jordan den Homer kennt, wissen wir bereits; er sagt uns auch in jener schon öfter angeführten Abhandlung geradezu, daß seit seinem zwölften Jahre selten ein Tag vergangen, ohne daß er die Odyssee im Original gelesen habe. Der beste Beweis von Jordans Sinn für das Volkslied sind seine litthauischen Volkslieder und Sagen, welche er im Jahr 1844 bei J. Springer hat erscheinen lassen, ein kleines Bändchen mit goldenen Liedern, welche hier allen Freunden des Volksliedes, auch den componirenden Musikern empfohlen sein mögen.

Aber bloße Nachahmung Homers und des volksmäßigen Tones hätte

Digitized by Google

Jordan niemals zu dem Meister der lebensvollsten Plastik machen können, als welcher er in seinen Nibelungen dasteht. Dazu gehört noch etwas Anderes; nicht ein ästhetisches Geheimmittel, sondern einfach, daß man, wie Goethe sagt, der „Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfangen habe, daß man also mit klaren Augen die Welt recht anschaue so, wie sie wirklich ist, nicht wie der Prinz Ornaro (im Triumph der Empfindsamkeit) eine selbst gemachte Welt mit künstlichem Wald, Laternen-Mondschein, Leierkasten-Vogelgesang u. s. w. mit sich herumtrage. Es ist eine Fabel, daß Homer blind gewesen. In seinem Auge hat sich die Welt gespiegelt wie in keinem andern. Wiedergabe des Lebens, des glanzvollen Geschehens, — darin besteht ja zumal die epische Poesie. Aber der gelehrte Dichter gelangt hierzu nicht, weil er zu selten zur lebendigen, kräftigen Anschauung gelangt. Jordan hat die Natur in ihren tiefsten Tiefen belauscht; der erste Lohn, den sie dem Lauscher gewährt, ist die Erkenntniß, wie nichts in ihr unbedeutend, Alles poetisch ist. So verfügt Jordan über ein ungeheures Reich als souveräner Herrscher, während Andere nur die berühmtesten aber auch gewöhnlichsten Bruchstücke dieses Reiches kennen. Man lese, da hier Beispiele am Platze sind, Jordans Schilderung vom Fang der Forelle im zweiten Gesang.

„ — — da kam eine Hummel,
Rettung suchend und zornig summend,
In eiligster Angst aus ihrem Erdloch,
Am Hintertheil hochgelb, wächserne Höschen
An ihren Füßen. Die fing sich Volant
Und spießte sie behutsam auf den spitzen Haken.
Dann hob er mit dem Handgelenk die Haselruthe
Zu leichtem Schwunge. — Langsam schwebend
Kam der Köder über dem Kopfe
Der flinken Forelle zur Fläche des Rheins.
Die Beute erblickend, ein lebendiger Blitzstrahl,
Kommt sie geschossen. Da sieht sie ein Scheusal
Stehn am Gestade. Sie will sich verstecken
Vor dem schrecklichen Zweibein unten im Zwielicht, —
Da fühlt sie sich schaudernd von etwas Scharfem
Schmerzlich gestochen. Sie denkt, der Stachel
Der dicken Biene durchbohre ihre Backe,
Doch kann sie nicht sinken. Umsonst versucht sie
Die spießende Speise herauszuspeien,
Es zieht, es zerrt sie ein unsichtbarer Zügel
Immer nach oben. Mit offnem Maule
Hebt sie's in die Höhe, hinauf in die Hitze;
Dörrend in's Gedärm wie feurige Dämpfe
Würgt sie ein Luftschwall und lähmt ihr Leben.

Digitized by Google

Stromaufwärts, stromabwärts eilt sie verängstigt
In rathlosem Rasen und kann nicht entrinnen;
Dann zurück ohne Rettung wird sie gerissen
Und zappelt nun im Sande in der sengenden Sonne." —

Es genüge an dem einen Beispiele; aus jedem Gesange ließen sie sich leicht verzehnfachen. Besondere Glanzpartien sind die Scenen, wo Volker seine Fidel aus dem mit Luchsfell bezogenen Lädchen nimmt und stimmt und endlich geigt, daß „goldrein girren die vier Geschwister, die Saiten;" — sodann die Scene von den badenden Königinnen, so schön, so unverhüllt und so keusch wie die Venus von Milo, dann die mannigfachen, beinahe in zu großer Fülle sich drängenden Naturbilder im dreiundzwanzigsten Gesange auf der Jagd, wo Sigfried erschlagen wird. Keine Sommer-Landschaft, die wir etwa zur Winterszeit im Gemäldesalon bewundern, vermag uns mit solcher Kraft auf einmal den belaubten Wald und die sommerliche Luft vor die Seele zu zaubern, wie jener dreiundzwanzigste Gesang. Daß übrigens der Dichter hier von der Licenz, ja von dem Gesetz der epischen Breite den ausgedehntesten Gebrauch macht, wer wollte es ihm verargen an der Stelle, wo er seinen Helden verliert? — Mehr über Jordans Dichterkraft in der Detailschilderung zu sagen, ist nicht nöthig; hier wird Jeder leicht im Stande sein, dem Dichter zu folgen und ihn zu bewundern.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über den alten Stabvers, den Jordan zuerst wieder für die deutsche Sprache in Geltung bringt. Es hängt diese Wiedererweckung des dem modernen Ohr anfangs fremd klingenden, urdeutschen Verses zusammen mit Jordans idealem Glauben an das Schöne, dessen Alles besiegende Macht die Vorurtheile des conventionell Unrichtigen schon beseitigen werde. Er bedurfte dieses Glaubens in vollem Maße, um einen Vers zu wählen, dessen Bedeutung auf dem Gleichklang der Anfangsbuchstaben der Wörter beruht, wofür einem durch Prosaromane ohnehin formell abgestumpften Publicum der Sinn verloren gegangen ist. Nur Reimverse sind den Meisten überhaupt noch Verse. Der Rhythmus ist bei Jordan ohnehin auch ein sehr freier; vier betonte Hebungen in einer Zeile, daneben bald mehr bald weniger Senkungen, — das sind für den an jambisch scharfen Trab gewöhnten Leser gar keine Verse mehr. Gerade aber für das Epos erscheinen uns diese als die rechten Verse. Der Epiker ist Erzähler; er muß viel erzählen mit einer gewissen Geschwätzigkeit. Kunstvolle Versformen, welche schon in die Lyrik hinübergreifen würden, wären da nicht am Platze; nicht nur würden sie den Rhapsoden hemmen, sondern auch dem Zuhörer das Verständniß erschweren. Ganz einfach wie am Rosenkranz Kügelchen auf Kügelchen durch die Finger gleitet, so müssen die Perlen der Sage, des Märchens vorübergleiten; der Lyriker faßt etwa einmal eine zum kunstvollen

Digitized by Google

Geschmeide. Beinahe wäre also die Prosa am Platze, aber doch nicht ganz, da eben doch der Inhalt über das Gewöhnliche hinaufweist und eine über die Prosarede hinausgehende Steigerung des Ausdrucks verlangt. Also etwas über Prosa, aber nicht lyrische Kunstform! So haben die Araber ihre Makamen, die Griechen, deren Harmoniegefühl schon eine höhere Steigerung zuläßt, den Hexameter, wir den Stabvers. Treffliches über denselben sagt Röpe in seiner bereits angeführten Schrift über Jordans Nibelunge; er betont besonders, daß keine andere Sprache diesen auf dem Gleichklang der Consonanten besonders ruhenden Vers habe, daß namentlich die romanischen Sprachen denselben gar nicht haben können. Er macht auf den Werth der Consonanten im Worte aufmerksam; sie sind das Knochengerüst mit der Hirnschaale; die Vocale legen sich als Musculatur, als Weichtheile daran. So paßt denn auch der Reim, auf vocalischem Gleichklang beruhend, zur weichen Lyrik vortrefflich. Für das deutsche Ohr und den deutschen Genius muß ein besonderer Reiz darin liegen, die Verse gerade von denjenigen Worttheilen zusammengehalten zu hören, auf welchen der Begriff selbst ruht. Wer sich hierüber des Genauern zu unterrichten wünscht, kann namentlich auch auf Jordan's Schrift: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim" verwiesen werden. — Aber außer dem alten Verse hat Jordan auch den alten Skaldenbrauch, als Sänger von Land zu Lande zu ziehen und sein Gedicht persönlich vorzutragen, zur neuen Geltung gebracht. Auch als solchem haben wir ihm zu Füßen gesessen und ihn herrlich erfunden in seinen Leistungen, groß im Glauben an die Unverwüstlichkeit des Aechten und des Schönen. Welche Vorurtheile mögen ihm anfangs entgegengestanden haben! Wie leicht verurtheilt man ein solches Unterfangen als ein unpassendes Aufdrängen der Poesie, wie leicht stellt man den Dichter in eine Reihe mit jenen musikalischen Virtuosen, die ja allerdings die Corsaren der modernen Gesellschaft, oft die Schänder der heiligen Kunst heißen müssen. Doch Jordan hat es gewagt, weil er wissen konnte, was er biete; er hat es gewagt, weil namentlich auch der sittliche Ernst seiner Dichtung so läuternd auf die Hörer zu wirken pflegt, daß Jordan gewissermassen neben seiner poetischen Sendung sich einer sittlich religiösen bewußt sein darf, und es liegt allerdings in der Natur des Religionsstifters, hervorzutreten ohne Scheu. Der Erfolg spricht für Jordan; sein Zug durch Deutschland ist ein Triumphzug, der nicht so sehr in stürmischen Acclamationen, wie sie einst wohl einem Herwegh zu Theil geworden sind, als in freudiger Zustimmung aller Guten der Nation sich kundgiebt. Eine Fülle von Recensionen in allen möglichen Zeitungen ist Jordans rhapsodischen Vorträgen gewidmet. Die bedeutendsten sind wohl die von Laube in Wien und die von Kreyssig in Danzig; unzählige andere reihen sich an dieselben. Männer und Frauen werden bewegt wie noch nie von der Zau-

Digitized by Google

bergewalt ächten Dichterwortes. Die Jugend insbesondere, deren Blick noch unbefangen ist, saugt mit Wonne die Strahlen dieses Geistes in sich hinein. Auch hat Mutter Natur dafür gesorgt, daß der Dichter auch in seinen Sprachmitteln imponirend dem Hörer sich offenbare. Zum Herzen dringt mächtig die klangvolle, starke Stimme. Kein Buch, kein Zettel ist in der Hand des Rhapsoden. Das lebendige Wort quillt hervor wie ein unversiegbarer Strom; aber man staunt nicht über das enorme Gedächtniß, weil man nicht das Gefühl hat, der Dichter reproducire schon Gedachtes; sondern nie Gedachtes scheint er im Augenblick zu denken und die Worte, die er spricht, sind nicht sowohl Thaten als vielmehr eben so viele Zustände seiner Poesie athmenden Seele. So ist Jordan ein deutscher Dichter im edelsten Sinne. Er verwischt den von manchen Literaturhistorikern hinter Goethe gezogenen schwarzen Grenzstrich; — er führt jenes glückliche Zusammentreffen herbei, daß Deutschland im Augenblick seiner Erhebung über alle Völker seinen ureigenen Dichter und sein großes, nationales Epos findet. Mit prophetischer Kraft hat Jordan die nahe Machtentfaltung seines Volkes vorausgesagt in den Worten:

„Bevor Du Dein Lied noch völlig vollendet,
Werden geworfen die eisernen Würfel.
Die stärkende Noth des Sturmes naht schon:
Wann Heil und Hilfe nur Helden verheißen,
Erweck' ich aus uns den Weltüberwinder."

Das Wort hat sich erfüllt, und damit auch jene Ahnung Chriemhildens:

„Dann thronet
Auf erhabnem Hochsitz ein mächtigster Herrscher,
Wie noch Keinen bisher die Welt gekannt hat.
Die Stufen des Thrones umstehen in Treue
Und einiger Stärke die sämmtlichen Stämme
Der deutschen Zunge." —

Möge denn das deutsche Volk seine ganze Größe, seine weltgeschichtliche Aufgabe, seine neuesten Erfolge in diesem Gedichte wie in einem verklärenden spiegelhellen und unergründlich tiefen See im Bilde schauen; möge es sich freuen daran und immer mehr in das Ideal hineinwachsen. Dem Dichter aber möge vergönnt sein, die treffliche Dichtung, deren zweiten Theil er noch still arbeitend in sich trägt, mit jener Ruhe und Weihe zu vollenden, welche das hohe Bewußtsein verleiht: Dein Volk kennt Dich und blickt auf Dich mit Stolz und mit Liebe.

J. V. Wichmann.

Digitized by Google

Bismarck's Geheimniß.

Wir und alle Bewunderer des Fürsten Bismarck haben bisher gemeint, daß derselbe Deutschland und sich selbst groß gemacht durch den scharfen Verstand und die heroische Willenskraft, die ein uns Deutschen und ihm wohlwollendes Geschick ihm verliehen. Er war uns und wird vermuthlich unsern Nachkommen in weit höherem Maße einer der mächtigen geschichtlichen Genien sein, wie sie dann und wann auftreten, um die Welt zu ihrem Heil in neue Bahnen zu zwingen. Wir suchten also in ihm selbst das Geheimniß seiner wunderbaren Erfolge und meinten es zum Theil gefunden zu haben. Ein Verstand, der grundsätzlich nur erreichbare Ziele erstrebt, ein weiter Ueberblick über die geeigneten Mittel zu ihrer Erreichung und über die Hindernisse auf dem Wege zu diesen Zielen, eine überaus feine Hand in der Behandlung der dabei vor Allem in Betracht kommenden maßgebenden Personen, die Gabe, zu rechter Zeit zuzuschlagen, sonst zu vertagen, das fast beispiellose Geschick, den Gegner unvermerkt dahin zu lenken, daß er sich selbst vor der Welt ins Unrecht versetzt, eine gleich seltene Vorurtheilslosigkeit den Parteidogmen rechts und links gegenüber, ein vollkommen reines Rechnen mit den Thatsachen, dem es beim Ausdruck seiner Ergebnisse doch nicht an gewinnender Wärme und poetischem Glanze fehlt, gewaltigste Energie, die vor nichts Nothwendigem zurücktritt, und dabei eine Mäßigung, die nur das Nothwendige fordert und darum bereitwillig zu Compromissen die Hand bietet, ein kalter Kopf über einem heißen Herzen, Achill und Odysseus in einer Person — das ungefähr wird Manchem mit uns als die Lösung des Räthsels seiner Erfolge erschienen sein.

Andere haben diese Lösung anderswo gesucht. Deutsche Träumer entdeckten, daß es lediglich die von ihnen erfundene „Volksseele" gewesen, die Alles vorbereitet und schließlich sauber ausgeführt. Andere gaben Bismarck abergläubisch das Glück zur steten Begleitung. Wieder Andere erblickten mindestens ebenso abergläubisch allenthalben, wo er auftrat, den Verrath als Schatten hinter seinen Gegnern. Leute, für die der böse Feind noch nicht todt ist, können von den Thaten und Siegen des großen Regenerators Deutschlands vermuthet haben, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei u. s. w.

Die wunderlichste Erklärung der Größe des Fürsten, die uns bis jetzt zu Gesichte kam, ist, wie es scheint, einem wackern Englishman gelungen und grassirt gegenwärtig in Gestalt einer Broschüre auch in dänischer Sprache, in der sie sich „den nyn Naturkraft Odometret, der har gjort Grev Bismarck stor og mägtig" nennt. Wir theilen sie, die dem Anschein nach ernsthaft ge-

Digitized by Google

meint ist*), im Folgenden als eine Curiosität und als eine Probe dessen, was man dem Glauben gewisser Schichten des englischen und dänischen Publicums zumuthen darf, in deutscher Uebersetzung mit, obwohl die Erzählung recht plump erfindet, überhaupt nichts weniger als ein Kunstwerk ist und zum großen Theil auf äußerst ordinären und unwürdigen Voraussetzungen ruht.

Vorrede. Da es natürlicherweise den Leser dieses Buches interessiren muß, Nachricht zu erhalten, wie man die Wahrheiten, die es enthält, hat herausfinden können, so wird Folgendes bemerkt: Graf Bismarck hatte vor vielen Jahren einen Kammerdiener, welcher die ganze Zeit bei ihm diente, wo der Graf sich in dem Badeorte Homburg aufhielt. Dieser wurde vor einigen Jahren verabschiedet, man sagte, wegen Schwachheit, aber das war nicht der richtige Grund. Der Graf hatte inzwischen versprochen, für ihn und seine Familie zu sorgen, so lange er oder sie lebten, aller Wahrscheinlichkeit nach, damit sie nicht verrathen sollten, was sie wüßten, aber er hatte dieses Versprechen nicht gehalten. Als nun der alte Diener merkte, daß der Tod sich näherte, übergab er seiner Frau ein Document, welches, wie er sagte, sie und die beiden Kinder vor Noth bewahren würde. Auf dem Packet stand eine Adresse an den Betreffenden, den sie aufsuchen sollte. Dies ist der Name des Mannes, der als Verfasser auf dem Titelblatt steht.

Vor einer Anzahl Jahren, da Bismarck noch ein junger Mann war (der verstorbene Kammerdiener hat nicht angegeben, wie alt der Graf war oder in welchem Jahre es vorging), hielt der Graf sich einen Monat in dem Badeorte Homburg auf, theils um sich an den Vergnügungen und Zerstreuungen der fashionablen Welt zu betheiligen, theils um das Bad zu gebrauchen, da er an starker Abspannung litt, etwas, was man heutzutage kaum vermuthen würde, was aber nichtsdestoweniger der Fall war und vielleicht darin seinen Grund hatte, daß er sich noch zu nichts Großem und Außerordentlichem berufen fühlte, sondern noch im Dunkeln tappte und noch keinen bestimmten Wirkungskreis für sich sah. Der Graf war deshalb sehr reizbar und es ließ sich schwer mit ihm umgehen, weshalb der Kammerdiener viel auszustehen hatte, da sein Herr allezeit seine üble Laune an seiner Umgebung ausließ und diese die größte Portion Grobheiten bekam.

Der Graf ging jeden Abend spazieren, und auf einer dieser Wanderungen fiel sein Blick auf ein erleuchtetes Fenster in einem kleinen Hause, das in einem mit vielen Obstbäumen bepflanzten Garten lag. Was besonders die Aufmerksamkeit des Grafen auf sich lenkte, war, daß sich drinnen, hinter den Fensterscheiben eine seltsame Gestalt bewegte, die sich mit einem dem Grafen

*) Verfasser ist Dr. phil. de Lagrelé, dänischer Verleger J. Rothschildt und Comp. in Kopenhagen.

Digitized by Google

durchaus unbegreiflichen Etwas beschäftigte. Daß es ein Verbrecher, ein Falschmünzer oder etwas Aehnliches sein sollte, sah der Graf als ganz unwahrscheinlich an, da die betreffende Person ihr soeben bezeichnetes Geschäft doch gewiß nicht unverhüllt betrieben, und da sie dann doch nicht, wie hier der Fall war, die Rouleaux oben gelassen haben würde.

Der Graf ging sogleich mit leisem Schritt in den Garten hinein, um sich die Person näher zu betrachten. Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit langen rabenschwarzen Haaren, dunkeln, blitzenden Augen, dunkelbrauner Gesichtsfarbe und gekleidet in eine phantastische, halb morgenländische Tracht. Er war damit beschäftigt, Buchstaben oder Zeichen zu lesen, welche von Gold oder einem andern ähnlichen Metall verfertigt und auf einer silberartigen Platte angebracht waren. Das Ganze stand auf einem kleinen merkwürdig plumpen Schreibtisch mit ausgeschnitzten Figuren, welche wunderlichen Thier- oder Götterbildern glichen. Ueber diesen Buchstaben schwebte ein Ring, der an einer grünen Schnur hing, die ihrerseits um das oberste Glied des Daumens und Zeigefingers einer Figur geschlungen war, welche aussah, als ob sie von rothem Leder oder Saffian gemacht wäre. Die Figur trug zum Theil Kleidungsstücke, die von Katzenfell zu sein schienen.

Bismarck starrte zuerst erstaunt auf diese Scene, er konnte nicht fassen, weshalb der Mann mit so großer Aufmerksamkeit die Schwingungen des Ringes betrachtete und immer hastig die Buchstaben aufschrieb, über denen er anhielt. Als gebildeter Mann hatte er natürlich vom Odometer sprechen gehört, einem Apparat, der, je nach der Beschaffenheit des Metalls, welches man unter ihm anbringt, kürzere oder längere Schwingungen vornimmt; dagegen hatte er nichts davon gehört, daß man unter sothanen Apparat erklärende Dinge, z. B. wie hier der Fall war, Buchstaben, anbringen könnte.

Bismarcks Einbildungskraft gerieth sofort in eine sehr lebhafte Bewegung. Er war von Natur zum Aberglauben geneigt, und die verschiedensten Gedanken bestürmten sein Gehirn. Sein Kopf brannte in Fieberhitze; denn er konnte sich nicht täuschen, wenn er annahm, daß der Mann in der phantastischen Tracht an den Apparat Fragen richtete, die dieser mit Schwingungen des Ringes über den Buchstaben beantwortete, welche unter demselben angebracht waren. Im Geiste sah er sich bereits als Eigenthümer des Apparats vor ihm sitzen und eine Frage über die Zukunft an ihn richten. Das war ein sehr behaglicher Gedanke für den Grafen. Aber wie sollte er sich dieses Apparats bemächtigen, wie das Geheimniß erfahren, wem er gehörte und wer die räthselhafte, phantastisch gekleidete Person war, welche die Geschicke der Zukunft las? Alles das gab ihm noch zu denken.

Dem Grafen bebten die Knie, sein ganzer Körper brannte wie von Fieber.

Digitized by Google

Er schlich sich leise aus dem Garten, merkte sich Ort und Stelle sowie die Umgebung und eilte nach Hause.

Nach der Heimkehr befahl er dem Kammerdiener, bei Zeiten am nächsten Morgen sich zu erkundigen, wer der seltsame Fremde sei, und was man über ihn sagte. Darauf leerte der Graf eine halbe Flasche Cognac mit einem Zug und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Vormittag früh erhielt der Graf Nachricht von seinem Kammerdiener. Das Haus, so meldete dieser, würde von einem englischen Lord bewohnt, der einen indischen Diener hätte, welchen er selbst aus diesem Lande mitgebracht. Der Lord wäre diesem Diener sehr gewogen, theils weil er ihm das Leben gerettet, indem er den Angriff eines aufrührerischen Stammes vorausgesehen und vor demselben gewarnt hätte, so daß der Lord zeitig genug Nachricht bekommen, um, statt ermordet zu werden, den Sieg zu behalten, theils weil der Indier sich nicht wie die meisten englischen Diener betränke und viel Zeit in den Wirthshäusern und Spielhöhlen zubrächte. Der Indier bleibe stets zu Hause, und sein einziges Vergnügen bestände darin, daß er seine freie Zeit dazu benutzte, sich in den Schmuck und die Tracht seiner Väter zu kleiden und sich mit einigen goldglänzenden Buchstaben und einer Figur zu beschäftigen, die in seinem Zimmer aufgestellt seien. Aber was das zu bedeuten hätte, wüßte niemand. Die allgemeine Ansicht ginge dahin, daß er halbverrückt wäre.

Das war Alles, was der Diener wußte. Aber für Bismarck war es genug. „Desto besser", dachte er, „daß man ihn für verrückt ansieht, das ist er gewiß nicht." Der Graf wollte nämlich sich nicht von der einmal gefaßten Idee in Betreff der geheimnißvollen Kraft trennen, die ihn zu einem großen weltberühmten Manne machen sollte.

Als der Abend kam, legte Bismarck Lakaienkleider an, ging nach dem geheimnißvollen Hause, klopfte an die Thür des Zimmers, wo der Indier wohnte, und wurde nach langem Warten eingelassen. Er gab sich für den Diener eines sehr reichen Herrn aus, der von diesem den Auftrag erhalten, ihm den Apparat abzukaufen, zu dem er schon längst Lust gehabt hätte.

Der alte Diener geberdete sich wie ein Rasender, er gesticulirte mit Armen und Beinen und konnte lange Zeit nicht sprechen. Endlich ging er hin zu der Figur, drückte auf eine verborgene Feder und zog aus einer Oeffnung ein mit seltsamen Zeichen bedecktes Pergament. Dieß übergab er Bismarck, indem er auf englisch sagte: „Lies das!"

Bismarck sah verwundert auf dieses Stück Pergament und antwortete rasch in derselben Sprache: „Haben Sie die Gefälligkeit, mir das zu übersetzen. Welche Sprache ist es?"

„Das ist meine Muttersprache," erwiederte der Indier, indem er das

Digitized by Google

Document mit vieler Sorgfalt zurücknahm und zusammenrollte, „aber wenn Du das nicht lesen kannst, wie ich eben noch glaubte, so werde ich Dir auch den Inhalt davon nicht sagen."

Er machte eine Pause, als ob er sich etwas überlegte, und setzte sich langsam nieder auf einen Haufen runde Kugeln oder Polsterkissen, die ihm als eine Art Divan dienten.

Aber mit plötzlichem, fast fieberhaftem Sprung erhob er sich nach Verlauf kurzer Zeit und äußerte Folgendes oder stieß es vielmehr aus:

„Meine Väter, von denen ich diesen unschätzbaren Apparat geerbt habe, geboten mir bei Strafe ihres Fluchs und ihrer Götter Ungnade, mich niemals von ihm zu trennen, sondern ihn nach meinem Tode meinen Nachkommen zu hinterlassen. Denn mit seiner Hülfe kann man die Zukunft lesen, und es wird mit ihm einmal dahin kommen, daß er mit seinen Voraussagungen Bestürzung (Forbauselse) in allen Welttheilen erwecken wird. Das sagt nicht blos mein Vater, sondern auch der Apparat selbst. Er ist der einzige seiner Art in der ganzen weiten Welt. Nirgends giebt es Seinesgleichen.

Bismarck versuchte nun, den Indier zu bewegen, daß er mit dem Apparate operire, was ihm auch gelang. Er sah, wie der Ring, der an dem Faden hing, über den verschiedenen Buchstaben verweilte, welche der Indier schnell niederschrieb. Als diese zusammengesetzt wurden, las der Indier deutlich auf englisch: „Ja, ich werde einmal Bestürzung in allen Welttheilen erwecken."

Bismarck bemühte sich nun weiter, den Indier dahin zu bringen, daß er ihm den Apparat gegen eine bedeutende Geldsumme abtrete; aber der alte Diener war unbeugsam, ja er gerieth zuletzt sogar in Zorn, sodaß der Graf zu der Erkenntniß kam, auf diesem Wege werde er bei dem Indier nichts durchsetzen. Indeß war er doch froh über die Nachricht, die er erhalten; denn er glaubte jetzt zu wissen, wie er den Apparat zu befragen und sich zugleich die Antworten zu deuten hätte.

Am nächsten Tage wurde der Kammerdiener zu dem alten Indier mit einem noch glänzenderen Anerbieten gesandt, aber gleichermaßen abgewiesen.

Am Abend schlich sich Bismarck zum zweiten Mal durch den Garten nach dem geheimnißvollen Hause, um den alten Diener abermals zu belauschen. Er sah jetzt, daß sein letztes, glänzendes und verführerisches Anerbieten den Alten nicht wenig erschüttert und aufgeregt hatte. Denn er lag auf den Knien vor einer Art Altarbild und rief seine Väter und seine sowie deren Götter an, in die große Sünde zu willigen, an die er dächte, nämlich den Apparat für ein ganzes Vermögen zu verkaufen. Der Indier war in Thränen gebadet und sehr bewegt. Als er sich endlich erhob, ging er sofort auf

Digitized by Google

den Apparat zu und, nachdem er ihn gestellt, richtete er laut die Frage an ihn: „Im Namen der Götter meiner Väter frage ich, darf ich dich verkaufen?"

Bismarck holte tief Athem und blickte sich fast blind, um die Antwort zu sehen. Er konnte zwar nichts gewahr werden, aber nach den Geberden des Indiers zu schließen, mußte es ein bestimmtes „Nein" gewesen sein.

Bebend vor Zorn und in noch üblerer Laune als vorher ging Bismarck nach Hause.

Der Graf dachte nun jeden Tag an nichts anderes, als wie er den Apparat sich verschaffen könnte, und deshalb ist es eben nicht zu verwundern, daß er schon nach Verlauf kurzer Zeit einen Plan fertig hatte.

Er bewog einen seiner Freunde, einen Gutsbesitzer einige Meilen von da, den englischen Lord zu einem großen abendlichen Feste einzuladen, und benutzte die Abwesenheit des Lords und seines Dieners, sich Zugang zu dem Zimmer des letzteren zu verschaffen, wo er dann ohne Weiteres dem Apparat, nachdem er ihn gestellt, die Frage vorlegte: „Was soll ich thun, um dich zum Eigenthum zu erhalten?"

Nachdem er einige Mühe gehabt hatte, sich die Schwingungen des Apparats über den Buchstaben zu deuten, las er ungefähr folgende Antwort heraus:

„Leg' etwas falsches Geld in seine Schublade und drohe ihm mit einer Anklage wegen Falschmünzerei, so wirst du ihn in deine Gewalt bekommen und mich erhalten."

Bismarck eilte sofort weg, verschaffte sich durch seine Verbindungen einige falsche Goldstücke und legte sie in die Schublade des Indiers. Darauf verließ er innerlichst vergnügt das geheimnißvolle Haus.

Der Graf ließ nun den Indier durch seinen Kammerdiener als Falschmünzer anzeigen, worauf man sofort, damit jener sich nicht mit Hülfe einer Frage an den Apparat schnell eine Ausrede oder Rettung verschaffen könne, zu einer Haussuchung bei ihm schritt, welche natürlicherweise das Ergebniß hatte, daß man das falsche Geld fand und den alten Diener, trotzdem er seine Schuld in Abrede stellte, in Haft nahm.

Im Gefängniß besuchte dann Bismarck den unglücklichen alten Diener, der sehr niedergeschlagen war und ohne langes Bedenken auf den Vorschlag des Grafen einging, der dahin ging, er, Bismarck, wolle ihm seine Freiheit auswirken, wenn er, der Indier, ihm für eine gewisse Summe den Apparat verkaufen und ihm alle Geheimnisse mittheilen wollte, die etwa mit den verschiedenen Weisen, mit ihm zu arbeiten, verbunden sein sollten. Der Graf erfuhr dabei, daß es eine geheime Naturkraft war, welche man bis dahin

Digitized by Google

zwar zum Theil gekannt, aber nicht in der Weise zu gebrauchen gewußt hatte, wie die Väter des Indiers bei ihrer genauern Kenntniß derselben.

Der Indier wurde nun frei, er hatte deswegen aber nicht viel Freude von seinem mit so großer Sorge erworbenen Vermögen; denn Kummer und Siechthum warfen ihn auf das Krankenlager, und ehe acht Tage verflossen waren, ging er mit Tode ab.

Bismarck war nun allerdings sehr vergnügt über die Erwerbung des Apparats, aber obwohl er so hochfliegende Träume gehabt hatte, benutzte er doch zu Anfang das Orakel zu keinem andern Zweck als zu Frage und Antwort über zukünftige Dinge, die ihn selbst und seine Freunde betrafen, wobei er immer in kurzen für ihn unverständlichen Sätzen Antwort erhielt. Er verstand damals eben noch nicht den richtigen Gebrauch des Apparats, er lernte denselben erst späterhin; aber da begann er ihn auch sehr bald zu anderen Dingen als zu unbedeutenden Kleinigkeiten anzuwenden. Er warf sich nämlich auf die Politik, und seine erste Arbeit am Morgen war, daß er den Ring und die Buchstaben in dieser Beziehung fragte und deren Antwort las.

Man wird hieraus ersehen, daß Bismarck nicht der Mann ist, für den ihn ganz Europa bis jetzt gehalten hat. Denn er hat niemals den Muth, zu handeln, bevor er seinen Apparat befragt hat.

Es war nahe daran, daß die Kunde von dieser neuen höchst wunderbaren Kraft für die civilisirte Welt verloren gegangen wäre. Wird sie nun vielleicht schon bei Bismarcks Lebzeiten oder doch mindestens nach seinem Tode dem großen Publikum bekannt werden? Wir werden sehen."

Schäffle und Oppenheim.

Heinr. Bernh. Oppenheim, „Friedensglossen zum Kriegsjahr." (Leipzig, Duncker und Humblot. 1871.)

Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle, „Capitalismus und Socialismus," mit besonderer Rücksicht auf Vermögens- und Geschäftsformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Capital. (Tübingen, H. Laupp, 1870.)

I.

Wie kommen diese beiden Bücher zusammen?

Einfach, wie der Hammer zum Amboß kommt. Der Hammer ist klein, der Amboß groß; aber doch ist uns der Hammer lieber als der Amboß. In-

Digitized by Google

dessen verachten wir auch den letztern nicht. Erweisen wir ihm vielmehr die Ehre, mit ihm zu beginnen. Sprechen wir also von Herrn Schäffle.

Herr Schäffle ist von Geburt Württemberger und vereinigt in sich alle Tugenden und alle Fehler dieses deutschen Stammes, welcher klug und eigensinnig, zäh und speculirend, sehr poetisch und etwas egoistisch zugleich ist, und das Alles in potenzirtestem Maße. Schäffle ist erzogen in der bekannten Brutanstalt für protestantische Theologen, in dem „Tübinger Stifte," von welchem der württembergische Volkswitz sagt: „Stiftler — sind Diftler (Kleinigkeitskrämer) — zuweilen auch Giftler" (Menschen voll kleinlicher Tücken). Wir wollen nicht untersuchen, in wieweit dieses geflügelte Wort Recht hat, und etwa Anwendung auf Herrn Schäffle erleidet. Was den letztern betrifft, so kann man nur constatiren:

„Gott hat es nicht haben wollen,
Daß er Pastor hat werden sollen,"

sondern hat ihn in Gemeinschaft mit einigen nicht sehr deutsch klingenden Namen, welche auf — „neck" und auf — „ceck" endigen, zum cisleithanischen Minister in Oestreich gemacht. Das Durchgangsstadium vom Theologen zum Minister war der Volkswirth; und der Beginn der neuen Bahn war der Reichsverfassungskampf von 1849. Während nämlich Herr Schäffle sich in dem Tübinger Stift zum Prediger des Wortes Gottes vorbereitete, brach die Krisis der Reichsverfassung und der badische Aufstand aus, und der junge Theologe verließ sein Stift, um sich an der badischen Reichspolitik zu betheiligen. Und die Politik ließ ihn nicht wieder los; für einen strebsamen Geist hat sie ohne Zweifel auch größere Reize. Nach Württemberg zurückgekehrt — Böswillige sagen mit Horaz „non bene relicta parmula" — nach diesem Württemberg, von welchem Schäffle später sagte, daß es, im Gegensatze zu Preußen, „durch Pflege aller ächtmenschlichen Culturinteressen und deren reiche Entwicklung glücklich wurde und ganz Deutschland vor aller Welt schmücken half," — wurde er Mitarbeiter und dann Hilfsredacteur des „Schwäbischen Mercur." Zur Belehrung für nichtschwäbische Leser muß hier bemerkt werden, daß während man sonst Mercúr (⏑ ¯) sagt, der richtige Schwabe der Lesart Mércur (¯ ⏑) den Vorzug giebt, und daß besagter Mércur im Schwabenlande mindestens dieselbe Stellung einnimmt, wie die „Allgemeine Zeitung" in Bayern. Wir wissen in der That nicht, ob es Mercur war, der Gott der ehrsamen Kauffahrtei, — oder der Umstand, daß damals die Volkswirthschaft in Deutschland begann, in weitere Kreise zu dringen, wo sie, wie man das so nennt, „populär" oder „modisch" wurde, — kurz Schäffle warf sich auf die „Volkswirthschaft," und erzielte hier alle die Erfolge, welche dem Fleiße und der dialektischen Schule eines Tübinger „Stiftlers" zur Verfügung stehn.

Digitized by Google

Man würde uns mißverstehn, wenn man aus dieser Wendung den Accent auch nur der leisesten Mißachtung oder geringerer Schätzung herauslesen wollte. Schäffle ist in der That ein scharfer und feiner Kopf; und wenn er sich heute, statt auf Volkwirthschaft, auf Astronomie, oder Sanscrit oder Geburtshülfe würfe — wir meinen auf theoretische Schriftstellerei, nicht auf praktische Ausübung — so würde er schöne Erfolge erzielen. Freilich ist er kein specifisch volkswirthschaftlicher Geist; und wenn man seine Bücher liest, so kann man sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß jedes andere Object eben so gut, wie die Nationalökonomie, Gegenstand seiner dialektischen Operationen hätte werden können. Diese Eigenthümlichkeit theilt er jedoch mit Andern; und wenn man dieselbe gründlich beseitigen wollte, müßte man zu Maßregeln greifen, welche heut zu Tage nicht mehr ausführbar sind, weil sie auf Zucht- und Innungswesen hinauslaufen, das freilich in Oestreich noch besteht, — wenigstens auf dem Papier. Diese Maßregeln würden meines Erachtens einfach darin bestehen, daß man Jedem, welcher in Zukunft volkswirthschaftlich schriftstellern oder sonstwie lehren will, ein Triennium vorschreibt, wie folgt:

1) ein Jahr auf einem Ritter- oder Bauerngut, 2) zwei Jahre in einer Weltstadt, wie Paris, London oder Berlin, und zwar auf der Börse, nämlich: a. ein Jahr auf der Fondsbörse, und b. ein Jahr auf der Productenbörse, in angestrengter praktischer Beschäftigung zuzubringen. Das ist freilich eine etwas harte Schule und weniger amüsant, als das müßige Spiel freier und für die Folgen nicht verantwortlicher Tübinger Stifts-Dialektik. Allein es ist lehrreicher. Was indessen Herr Schäffle in dieser Richtung versäumt haben sollte, das kann er nun glücklicher Weise nachholen in seiner Stellung als Handelsminister, in welcher er ebenfalls nicht auf Rosen gebettet ist und Gelegenheit genug hat zu Experimenten „in anima vili et non vili."

In Folge seiner volkswirthschaftlichen Schriftstellerei wurde er Professor der Nationalökonomie an der Königl. Württembergischen Landesuniversität Tübingen. Allein da er einmal vom Gifte der Politik genascht hatte, vermochte er derselben nicht ganz zu entsagen. Gleich seinem Chef, dem damaligen Cultusminister Golther (letzterer ist berühmt dadurch, daß er den Professor Pauli wegen „preußischer" Gesinnung maßregelte, blieb er eifriger Stammgast derjenigen Zeitungen, welche er früher als Journalist mit seinen Beiträgen und Correspondenzen beglückte. Den Zeitungen gereichte dies zum Vortheil; denn die Correspondenzen waren gut. Dem Professor war es von Nachtheil. Denn seine gelehrten Herren Collegen, welche sich nur des schweren Geschützes von dicken Büchern und Collegienheften bedienten, behandelten ihn von oben herunter als einen journalistischen „Franctireur," wie man heut

Digitized by Google

zu Tage sagen würde, oder als Einen, der sich unberechtigter Maßen in die gelehrte Zunft drängt.

Herr Schäffle war Freihändler und Großdeutscher, — zwei Dinge, welche sich damals sehr schwer mit einander vertrugen. Es war damals nämlich die Periode der westeuropäischen Handelsverträge, welche die Tarife in freihändlerischem Sinne reformirten und die Differenzialzölle durch das gleiche Recht aller begünstigten Nationen ersetzten. Gegen die Tarifreform durfte Herr Schäffle, der sich stets zu freihändlerischen Grundsätzen bekannt hatte, nichts erinnern. Anders war es mit Beseitigung der Differenzialzölle. Als „Großdeutscher" mußte er verlangen, daß Frankreich hinter Oestreich zurückstehe, während die wirklichen Freihändler mit allen ihren Nachbarn auf dem gleichen Fuße freien Verkehrs stehen wollten, mit Oestreich so gut wie mit Frankreich, — eine Ansicht, welche siegreich blieb, zu Gunsten von Deutschland sowohl, wie von Oestreich.

In October 1862 discutirte in München der deutsche Handelstag die Frage des Handelsvertrages zwischen dem Zollvereine und Frankreich. Auch Professor Schäffle erschien daselbst als Vertreter einer schwäbischen Handelskammer: Er konnte mit Faust von sich sagen:

„Zwei Seelen fühl' ich, ach, in meiner Brust!"

Als Freihändler war er für, als Großdeutscher gegen den Vertrag. Er deducirte, Oestreich habe aus dem Vertrage vom Februar 1853 ein verbrieftes Recht auf den Eintritt in den Zollverein erworben, was bekanntlich nicht wahr ist und heutzutage auch kein Mensch mehr behauptet. Dabei ritt ihn denn auch noch ein wenig die kathedrale Eitelkeit des neugebackenen Universitätsprofessors. Er begann seine Rede mit den Worten: „Ich als Vertreter der Wissenschaft" u. s. w.

Herr Otto Michaelis, damals Redacteur des volkswirthschaftlichen Theiles der Berliner Nationalzeitung, jetzt vortragender Rath im deutschen Reichskanzleramte, entgegnete darauf, wenn Herr Schäffle gesagt hätte: „Ich als einer der Vertreter der zünftigen Universitäts-Gelahrtheit", so habe man sich's zur Noth gefallen lassen können; an der Wissenschaft dagegen hätten auch wir Andern, wie Adam Smith, Prince-Smith und Consorten, einigen Antheil, dieweil dieselbe sich keineswegs im Erbbestande der kleinstaatlichen Winkeluniversitäten befinde.

Damals, auf dem Handelstag in München, unterlag Herr Schäffle mit seiner „Wissenschaft". Allein deshalb gab er die Politik nicht auf. Im Gegentheil, er ließ sich in die zweite Kammer seines engeren Vaterlandes wählen. Kaum aber hatte er eine Zeitlang darin gesessen, so wurde er auch schon dieser, den Andern so „süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" überdrüssig. Er trat plötzlich aus und motivirte dies damit, daß die Stellung

Digitized by Google

eines Abgeordneten mit derjenigen eines Lehrers an der Hochschule und „Vertreters der Wissenschaft" absolut unvereinbar sei, — eine Ansicht über deren Richtigkeit wir nicht streiten, sondern von der wir nur constatiren wollen, daß Herr Schäffle, bei einiger Mühewaltung, sie vielleicht eben so gut bereits vor der Wahl hätte gewinnen können, als nachher. Jedenfalls wich dieselbe sehr schnell wieder einer anderen entgegengesetzten Ueberzeugung. Bei den Zollparlamentswahlen von 1868 trat Herr Schäffle wieder als Candidat auf. Es ist jetzt, da er östreichischer Minister ist, vielleicht von einigem Interesse, sich seines damaligen Programms zu erinnern. In demselben heißt es, nachdem Herr Schäffle die militärischen und finanziellen Vorschriften der damaligen Bundes- und jetzigen Reichs-Verfassung Deutschlands — beiläufig gesagt, weder richtig noch vollständig — exponirt hatte, dann wörtlich wie folgt:

— „Dies ist der Inhalt.

Und nun frage ich, Albert Eberhard Friedrich Schäffle, Doctor der Weltweisheit und Professor der Staatswissenschaften in Tübingen, ich frage: Ist es noch ein Bundesstaat und nicht vielmehr das reinste, die bundesgenössischen Völker und Regierungen zu Heloten herabsetzende, aussaugendste Vasallenverhältniß, das man mit dem Eintritt in den norddeutschen Bund ansinnt? Ich antworte: lieber einfache Mediatisirung und Eintritt in das preußische Abgeordnetenhaus, als solchen Eintritt. Ich will keines von beiden.

Ich frage: steht nicht in dieser Verfassung, vom Scheitel bis zur Zehe gewappnet, alle Volksfreiheit mit eiserner Hand zerdrückend, jeden parlamentarischen Einfluß auf die Militärwirthschaft ausschließend — der reine nackte Militärabsolutismus vor uns? Ist das etwa ein „Vollparlament," welches solchen Militärabsolutismus einfach zu bedienen, dem Volk seine wahre Lage, als Feigenblatt den Militärstaat zu verhüllen hätte?

Und gehört nicht — gelinde ausgedrückt — eine kühne Stirne dazu, dem Volke diejenigen als unfreisinnig zu denunciren, welche sich dem Hereinbrechen dieses Uebels — ungebeugt von dem vorübergehenden Kriegstaumel und dem Machtschwindel mitten in der gebildetsten Periode der Geschichte — entgegenwerfen?

Ich frage, ob Jemand glauben kann, daß man durch einige Aenderungen diesen Militärabsolutismus der Nordbundsverfassung annehmbar gestalten und dann den Eintritt vollziehen könne? Der Nordbund ist Militärstaat im ganzen Wesen; man ändert ihn nicht, wenn man ihn nur an der Oberhaut ritzt. Eher stimmt Christus mit Belial, als daß sich auf diesen eisernen Stamm von Militärabsolutismus das Reis des Verfassungsstaates und „Vollparlaments" pflanzen ließe. Alle

Digitized by Google

derartige Versicherungen halte ich entweder für Schwindel, oder für Gedankenlosigkeit. Und unbegreiflich ist mir die Hoffnung derjenigen, welche glauben, aus der eisernen Umarmung wieder leicht herauszukommen, wenn sie sich vorher kopfüber in dieselbe gestürzt haben; wenn der Wechsel unterschrieben ist, muß man zahlen; wenn die Milchkuh aus dem Stall ist, werden sie Andere draußen melken. Den gewöhnlichsten Grundsätzen des kaufmännischen und geschäftlichen Lebens wäre es zuwider gehandelt, wollten wir die werthvollen Güter verfassungsmäßiger Freiheit und eines leistungsfähigen, wenig drückenden Staatshaushaltes ohne vollwerthige freiheitliche und nationale Gegenleistung, als schlechte Waare an die Krone Preußens wohlfeil wegwerfen, nur um die Lasten und den Freiheitsmangel des preußischen Volkes selbst verlängern zu helfen.

Andere Militärstaaten (Oestreich) mit ihren Steuern und Schulden geben zu erkennen, was der Militärstaat kostet, was erst zu erwarten wäre, wenn Preußen der Erbe auch der Kriege Oestreichs würde. Und doch ist schon an den bestehenden Steuern über und über genug, um jeden Süddeutschen die ungeheuren Gefahren erkennen zu lassen, welche dem Volkswohlstand drohen, wenn der Süden, statt seinen vollen Beitritt zur Einheitsverfassung im Interesse der nationalen Freiheit, des Nordens wie des Südens, zu verwerthen, sich durch übereilten Eintritt in den Nordbund in den Abgrund des Militärabsolutismus stürzen würde. Zu den Leistungen an Geld würden noch höhere persönliche, aber unproductive Leistungen der Arbeitskraft in den Kasernen und auf den Exercierplätzen — diese Arbeit dürfte sich doch wohl 1870 als nicht so ganz unproductiv und nichtsnutzig erwiesen haben — kommen; die Zuschüsse des Familienvaters an die lange präsenten Söhne in der Kaserne sind selbst eine kolossale Kopfsteuer. Eine stärkere Auswanderung *) der jugendlichen männlichen Bevölkerung wird eintreten, was die Arbeitslöhne vertheuern würde. Das schon jetzt im Lande tief gestörte Gleichgewicht der heirathsfähigen Individuen beider Geschlechter würde mit der Folge tiefer socialer und sittlicher Verkümmerung des weiblichen Geschlechtes noch ungünstiger verrückt werden. In Württemberg giebt es jetzt schon in Folge der Auswanderung 12000 heirathsfähige Personen weiblichen Geschlechts mehr, als männlichen Geschlechts.

Niemand täusche sich darüber: der verblümt oder unverblümt angesonnene Eintritt in den Nordbund (in die Phrase: militärisch-diplomatische Führung eingehüllt) fordert mehr Soldaten auf längere Zeit in die Kaserne, — er bringt neue Steuern sogar über das Maß der bisherigen preußischen Be-

*) Bekanntlich ist, Mecklenburg ausgenommen, die Auswanderungslust nirgends in ganz Deutschland stärker, als in Württemberg. In Preußen grassirt sie nur ausnahmsweise in einzelnen Provinzen. Herr Schäffle ignorirt die Statistik. Das ist schlimm für einen Volkswirth.

Digitized by Google

steurung hinaus, sobald Bundeskriege kommen — er verkümmert alle Staatsausgaben für jene echtmenschlichen Culturinteressen, durch deren reiche Entwicklung — Schule, Kirche, Eisenbahnen, Landstraßen u. s. w. — Württemberg glücklich wurde und ganz Deutschland vor der Welt schmücken half." —

So das Programm. Es versteht sich von selbst, daß Herr Schäffle gewählt ward. Denn er hatte erstens das antideutsche Ministerium Varnbüler für sich und zweitens alle Diejenigen, welche dem Staate weder Kriegsdienste leisten noch Steuern bezahlen wollten, sich aber sehr geschmeichelt fühlten, wenn ein Doctor der Weltweisheit ihnen Schwarz auf Weiß schriftlich gab, sie seien „die wahren Träger der echtmenschlichen Culturinteressen und gereichten Deutschland zur Zierde." Auch die etwas bukolische Wendung von der württembergischen Milchkuh, welche in Berlin gemolken werden sollte, machte viel Glück. Jedoch behauptete ein andrer württemberger Staatsmann, der Rechtsconsulent Oesterle, er sei der wirkliche Urheber jenes zierlichen Bildes, und der Professor habe es ihm entlehnt.

Die Haltung Schäffle's im Zollparlamente entsprach seinem Programme. Nach Hause zurückgekehrt schrieb er eine lange Abhandlung über das besagte Parlament und ließ solche zuerst in der Cotta'schen Vierteljahrschrift und dann auch noch einmal als Buch erscheinen. Neben anderen interessanten Stoffen wird darin auch die Berliner Straßenprostitution behandelt.

Im zweiten Zollparlament erschien Herr Schäffle nicht mehr. Er war inzwischen an die Hochschule Wien berufen worden. Allein auch in dieser Stellung verharrte er nicht lange. Eines Morgens erhielt, so erzählt man sich, ein andrer Lehrer der Volkswirthschaft in Wien ein Billet etwa folgenden Inhalts:

„Verehrtester Herr College! So eben haben Seine Majestät der Kaiser mich zu Allerhöchstihrem Handelsminister ernannt. Haben Sie die Güte, meine 13 Hörer der Volkswirthschaft, welche in der Anlage verzeichnet sind, in Ihr Collegium zu übernehmen" u. s. w.

Der „verehrteste Herr College" gab das Billet seiner Gattin zu lesen und sagte sehr traurig:

„Da! Da haben wir's. Ich sagte Dir ja schon öfters, daß ich an dem guten Schäffle so ein seltsam aufgeregtes und hochfahrendes Wesen bemerke. Jetzt ist die Sache zum Ausbruch gekommen. Hoffentlich vergeht aber die fixe Idee wieder!"

Sie verging nicht. Es war überhaupt keine „fixe Idee". Herr Albert Friedrich Eberhard Schäffle war wirklich Minister geworden und ist es noch heute. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Graf Chambord und die Farben Frankreichs.

Nach dem Manifeste, welches der König der französischen Legitimisten am 5. Juli veröffentlichte, und in welchem er unwillkürlich vielleicht, aber sicher für die nächste, wahrscheinlich für alle Zeit auf die Wiedererlangung der Krone verzichtete, wäre die weiße Fahne, die er an die Stelle der Tricolore aufgepflanzt wissen will, immer die Fahne des monarchischen Frankreichs und jedenfalls diejenige gewesen, unter der die nationale Einheit geschaffen worden. Sie wäre die Fahne Heinrichs des Vierten, Franz des Ersten und der Jungfrau von Orleans gewesen, unter ihr wäre das Elsaß erobert und der Barbarei in Algier ein Ziel gesetzt worden, sie werde „auch die neue Barbarei besiegen, von welcher die Welt bedroht sei" — natürlich die deutsche Barbarei.

Wir sagen dazu: unter der weißen Fahne wurde die Jungfrau von Orleans verbrannt, die Schlacht bei Pavia von Franz dem Ersten, die Schlacht bei Höchstedt von Ludwig dem Vierzehnten, die Schlacht bei Roßbach von Ludwig dem Fünfzehnten verloren. Unter der weißen Fahne verwandelten französische Barbaren-Horden die Pfalz in eine Wüste und wurde die mittelalterliche Barbarei von Angoulême in Spanien wieder an die Herrschaft gebracht. Im Uebrigen aber ist zu diesem Passus des Manifestes Folgendes zu bemerken.

Die älteste Fahne Frankreichs war blau. Chlodwig, zum Christenthum übergetreten, empfing vom Kaiser Anastasius den Titel eines Patriziers. Er legte die Abzeichen des Consulats an, den Purpurmantel, die Chlamys, das Diadem und das von dem römischen Adler überragte Scepter, nahm bei dieser Feierlichkeit, die in der Basilika des heiligen Martin zu Tours stattfand, den Mantel dieses Heiligen, der von blauer Farbe war, zur Fahne und machte dieselbe zum Banner des Frankenreiches, welches er durch allerlei ruchlose List und Gewaltthat gegründet hatte.

Nach Chlodwig blieb das fränkische Königsbanner blau. Was die in demselben befindlichen Lilienblüthen betrifft, so waren sie weniger Wappenzeichen des Königs als Frankreichs. Ihre heraldische Form ist mit Sicherheit nicht zu erklären, aber Figuren ähnlicher Art kommen schon in den ältesten Zeiten der Culturgeschichte vor, z. B. auf Helmen und Scherben von Krügen, die in den Trümmerstätten Assyriens ausgegraben worden sind.

Die blaue Fahne Frankreichs wurde unter Ludwig dem Sechsten oder dem Dicken, der auch den Beinamen „père des communes" führte, durch eine rothe verdrängt, indem dieser König, nachdem er das Vexin mit seiner Hauptstadt Pontoise seinem Scepter unterworfen, die Oriflamme, die angeblich aus dem Leichentuche des heiligen Dionysius bestehende Kirchenfahne der Abtei St. Denis, die bis dahin die Grafen von Vexin als Kriegspanier getragen, weil sie sich Verlobte des heiligen Dionys nannten, zu seinem Banner erhob.

Die rothe Oriflamme mit ihren grünen Quasten war die Nationalfahne der Franzosen bis auf Karl den Siebenten. Heinrich der Sechste von England gab, nachdem er Paris erobert und sich dort hatte zum König von Frankreich krönen lassen, die weiße Fahne, welche die seinige war, gegen die rothe Oriflamme auf. Aus Frankreich vertrieben und nach England zurückgekehrt, behielt er die letztere bei, und die rothe Rose wurde das Emblem des Hauses

Digitized by Google

Lancaster gegenüber dem Hause York, welches die weiße Rose im Wappen führte. Die rothe Fahne, jetzt etwas modificirt durch Veränderungen, die mit der Gelangung des Hauses Braunschweig auf den Thron eintraten, ist seitdem die Standarte Englands geblieben.

Inzwischen nahm durch einen seltsamen Zufall Karl der Siebente, der rechtmäßige König von Frankreich, das weiße Kreuz und die weiße Fahne an und vertrieb unter diesem Feldzeichen die britischen Eroberer, und so wurde die weiße Fahne zum Nationalbanner der Franzosen. Dieses war aber keineswegs immer auch die Fahne des Heeres. Unter Ludwig dem Vierzehnten führten die Regimenter die Farben ihrer Obersten oder ihrer Inhaber. Unter Ludwig dem Funfzehnten trugen die Fahnen der Regimenter die Farben der französischen Provinzen, nach denen sie benannt waren. Nur das erste Bataillon jedes Regiments führte die weiße Fahne, die in der Mitte ein mit Lilien bedecktes Schildchen hatte, und deren Schaft von einer Lanzenspitze überragt war, die unter der Restauration durch eine Lilie ersetzt wurde.

Die Farben der Stadt Paris waren in dieser Zeit blau und roth. Ihr Wappen zeigte ein Schiff auf rothem und darüber eine Anzahl Lilien auf azurblauem Grunde. Schon in einer weiter zurückliegenden Epoche waren diese Farben das Vereinigungszeichen der Anhänger des Prévots der Pariser Kaufleute, Etienne Marcel, gewesen. Die Kopfbedeckung seiner Partei nämlich war halb blau, halb roth, und diese Kappe setzte er selbst dem Dauphin auf, der später Karl der Fünfte hieß.

Bei der Revolution von 1789 war die erste Farbe indeß weder roth, noch blau, noch weiß, sondern grün. Am 12. Juli jenes Jahres wurde die grüne Kokarde angenommen und zwar auf den Vorschlag Camille Desmoulins, der die Menge im Palais Royal folgendermaßen anredete: „Die Bürger jeden Ranges, jeder Ordnung, jeden Alters, alle Franzosen, die sich in der Hauptstadt befinden, müssen sich in die Liste der Vertheidiger des Vaterlandes eintragen lassen und sich mit der grünen Kokarde schmücken.“ Am 13. Juli aber, nachdem die Wähler von Paris, welche die Abgeordneten des dritten Standes ernannt, sich zu Herren eines Saales im Stadthause gemacht hatten, bildete sich daraus ein permanenter Ausschuß (das Vorbild und der Ursprung der Commune), welcher „in Betracht, daß die grüne Kokarde als die Farbe des Grafen d'Artois verworfen werden muß,“ beschloß, „da es nothwendig ist, daß jedes Mitglied der Pariser Miliz ein Unterscheidungszeichen trage, so werden von der allgemeinen Versammlung die Stadtfarben angenommen, folglich hat jeder die blau und rothe Kokarde zu tragen.“

Diese zweifarbige Kokarde war es, welche nach dem Moniteur von 1789 „Herr Bailly Seiner Majestät darbot, und welche dieselbe mit Freundlichkeit entgegennahm und sofort an ihren Hut zu stecken geruhte.“

Den 26. Juli 1789 schlug sodann der General Lafayette, zum Oberbefehlshaber der Nationalmiliz ernannt, der Versammlung der Wähler die dreifarbige Kokarde vor. „Diese Kokarde,“ sagte er, „welche die Farben der Lilien mit den Farben von Paris vereinigt, wird den Weg durch die Welt machen.“ Seitdem ist die französische Nationalfahne eine Tricolore gewesen und zwar so, daß das Roth die äußerste Stelle der drei Streifen einnahm, darauf das Blau und zuletzt das Weiß folgte, eine Zusammenstellung, die seitdem mehrmals gewechselt hat.

Bei dem Verbrüderungsfeste, welches am 14. Juli 1790 in Paris gefeiert wurde, wehte nach dem Moniteur über der Tribüne des Königs die weiße Fahne, die Plattform, auf der die Volksvertreter saßen, war mit einem Zwil-

Digitized by Google

lichzelt überdeckt, welches mit Lilienblumen und tricoloren Wimpeln geschmückt war, und vor dem Altar waren eine große Oriflamme und 83 Standarten in den Farben der Departements aufgepflanzt.

Was die rothe Fahne betrifft, die auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791 eine Rolle spielte, so wurde sie nach dem Wortlaute des Gesetzes als „endgültiges Zeichen bei jedem Auflauf" entfaltet, und nur zu diesem Zwecke geschah es, daß sie bis zum nächsten 7. August vor einem der Fenster des Stadthauses zu wehen fortfuhr. Sie ist übrigens noch heute das Signal der Gefahr, welches an der Spitze, sowie am Ende der Eisenbahnzüge angebracht, das Zeichen, womit auf den Stadtthürmen der Ausbruch einer Feuersbrunst gemeldet wird — was beiläufig wie in Frankreich auch in den meisten Gegenden Deutschlands Gebrauch ist. Lamartine hat die rothe Fahne 1848 anders erklären wollen — er war hierin wie in den meisten andern seiner Erklärungen Poet, nicht Historiker.

Die Farben des Königs, die man nicht mit denen seiner Fahne verwechseln darf (auch die weiß und grüne sächsische Farbe ist nicht die des sächsischen Hofes, die gelb und blau ist), waren weiß, rosenroth und blau, die Farben von Fahnen, welche die „mestres de camp" oben über ihren Wappen anzubringen ermächtigt werden (Edict Ludwigs des Vierzehnten vom Januar 1705). Die Livree der königlichen Dienerschaft war gleich derjenigen der Diener der Prinzen von Geblüt dreifarbig. Die Uniformen der Leibgarden, der französischen Garden und eines großen Theils der Armee waren ebenfalls weiß, rosenroth und blau.

Der gute Graf Chambord oder der Rathgeber desselben vielmehr, der ihm die weiße Fahne als so werthvolle Erinnerung und als so bedeutsames Symbol seines Hauses dargestellt und ihm sein Manifest gemacht hat, ist also wie in so vielen andern Dingen auch in dieser Beziehung im Unklaren gewandelt.

Berliner Briefe.

Berlin, den 21. Juli. In England ist von fleißigen Statistikern die Beobachtung gemacht worden, daß in den Herbstmonaten der Spleen die meisten Opfer fordert. Die sommerliche Hitze scheint in den wenigen Unglücklichen, die hier zurückgeblieben sind, ähnliche Erscheinungen hervorzubringen, wie der trübe Himmel auf den britischen Inseln. Es gibt Leute, welche die von Rußland heranrückende Cholera mit Sorge erfüllt, es gibt solche, denen das rothe Gespenst Romieu'schen Andenkens die Ruhe verscheucht, es gibt Andere, welche die Dauer des Friedens mit Frankreich nur nach Monaten berechnen wollen und es gibt solche, welche einen Religionskrieg nicht mehr zu den Unmöglichkeiten zählen, seit der Fürst Reichskanzler so sorgenvoll seine Stirn über die Pläne der Ultramontanen gerunzelt hat. Die Deutschen haben eine skeptische Ader, welche sie manchmal zum Pessimismus verführt und das Bischen Freude, welches sie in Berlin, Dresden und München und hundert andern Städten bei der siegreichen Rückkehr der Truppen stürmisch geäußert haben, scheint ihnen ein Uebermuth, den sie abbüßen müssen, indem

Digitized by Google

sie sich mit traurigen Gedanken quälen. Das Schlimme dabei ist, daß der rechte Muth, sich an dem Gewonnenen zu freuen, fehlt. Zur Arbeit kehrt das Volk zurück, aber mit rechtem Muth wird die Conjunctur nur von den „Gründen" benutzt, welche das Geheimniß besitzen, ihren Gewinn sofort in Sicherheit zu bringen. Und doch sind alle diese Befürchtungen grundlos. Gewiß mögen die Franzosen an einen Vergeltungskrieg denken, aber die deutsche Ueberlegenheit ist in dem letzten wunderbaren Kriege und durch die gewonnene Grenzverbesserung so festgestellt worden, daß wir mit der größten Ruhe den Anstrengungen zusehen können, welche jenseit der Vogesen gemacht werden, um auf's Neue dem Trugbilde des Uebergewichtes in Europa nachzujagen. Jetzt sind wir unstreitig die erste Militärmacht der Welt und wir werden es noch mehr werden. Die Zahlen, welche in diesen Tagen die „Prov. Corr." über das Verhältniß der Reserven und Landwehr in den verschiedenen Provinzen mitgetheilt hat, zeigen, wie sehr die neuen Landestheile noch gegen die älteren an militärischer Leistungsfähigkeit zurückstehen und eben so ist es mit dem übrigen Deutschland, das erst in einigen Jahren im Anschluß an die preußische Organisation seine Kraft entfalten wird. Deutschland ist in einer aufsteigenden Bewegung, die noch lange nicht an ihrem Ziele angelangt ist und so fern unserem Volke der Gedanke an Eroberungen liegt, so muß doch die Unantastbarkeit unserer Grenzen, die Aussichtslosigkeit einer Einmischung in unsere innern Angelegenheiten (in welcher Form es sei) noch viel tiefer in das Bewußtsein Europa's eingeführt werden, als es bis heut der Fall ist und bei der Schnelligkeit, mit welcher die einheitliche nationale Bewegung zum Ziele gelangt ist, der Fall sein konnte.

Wie wir vor dem Kriege den auswärtigen Feind überschätzt haben, so scheint man jetzt den innern Feind zu überschätzen. Seit dem Jahre 1848 ist in Preußen geschehen, was nur geschehen konnte, um der ultramontanen Partei ein unverkümmertes, ein üppiges Wachsthum zu ermöglichen. Oft genug wurde auf die unvermeidlichen Folgen dieser Politik aufmerksam gemacht, davor gewarnt, aber immer tauben Ohren. Jetzt ist das Uebel offenbar geworden, aber es ist nicht so schlimm, als es aussieht. Die 57 Klerikalen — so viel zählte ja wohl die Fraction auf dem Höhepunkte — unter 382 Mitgliedern sind wahrlich keine Phalanx, welche Furcht erregen kann. Sie sind am allerwenigsten identisch mit dem Katholicismus. Sie sind auch keineswegs Fanatiker, sondern recht diplomatisch gestimmt und nur kühn, wenn sie sehen, daß keine Gefahr dabei ist. Es sieht fast aus, als solle ein ganzer Apparat gegen sie in Bewegung gesetzt werden, was ihnen nur eine größere Wichtigkeit beilegte. Wenn man einmal, von der katholischen Abtheilung im Cultusministerium anfangend, ein wenig die Quellen verstopfte, aus welchen die Ultramontanen ihre steigende Macht geschöpft haben, so würde man bald finden, daß sie viel weniger furchtbar sind, als es den Anschein hat.

Der Minister des Innern, Graf Eulenburg, ist heut aus Ems zurückgekehrt, als Minister und Domherr von Brandenburg. Vor einigen Jahren, als die Gehälter der Minister erhöht wurden, berief sich Graf Bismarck auf das Zeugniß des Grafen Eulenburg, daß es selbst für einen Junggesellen schwer sei, als Minister mit 10.000 Thaler auszukommen. Das Gehalt wurde damals auf 12.000 Thaler erhöht und Graf Eulenburg hat jetzt noch als Domherr von Brandenburg einen Zuschuß, der ihm für alle Fälle bleibt. Es ist erst allmälig durchgedrungen, weßhalb Graf Eulenburg besonders nach Ems berufen wurde und dort diesen Gnadenbeweis des Kaisers empfing. Er war dort am 13. März v. J. und ist an dem ereignißvollen Tage der einzige

Digitized by Google

Berather des Königs gewesen. Das Verdienst, das er sich erworben, ist ziemlich lange unter den Scheffel gestellt worden und gewiß ist es ihm unter diesen Verhältnissen zu gönnen, daß auch er eine Art von Dotation erhält. In solchen entscheidenden Momenten gibt etwas den Ausschlag, was von aller Parteipolitik unabhängig ist: der Charakter, und ihn hat Graf Eulenburg bewährt. Daß unter solchen Bewandnissen ein Rücktritt des Ministers nicht zu erwarten ist braucht kaum gesagt zu werden. Er ist auch in politischer Beziehung weniger angezeigt, als sonst, da für die nächste Zeit in dem Gebiete des Ministeriums des Innern die Fragen, welche eine principielle Entscheidung herausfordern, noch vertagt bleiben werden.

Ludwig Bamberger.

Zur Naturgeschichte des französischen Krieges. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag, 1871.)

Die hier gesammelten Artikel waren im vorigen Winter, während der Belagerung von Paris, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" als „Beiträge zur Völkerpsychologie" erschienen. Wenn der geistreiche Publicist die Erzeugnisse des Moments hier, unter einem minder gesuchten, aber auch minder scharf bezeichnenden Titel, und mit einer neuen Vorrede versehen, dem Publicum in der festeren Form des Buches bietet, so war selten ein Tagesschriftsteller besser berechtigt dazu. Denn des Verfassers Darstellung hat in der Geschichte der Pariser Commune eine so schlagende, so augenfällige Bestätigung gefunden, als ob er sie sich expreß dazu bestellt hätte. Nicht alle Welt war durch die psychologischen Erscheinungen während des Krieges zur Genüge aufgeklärt; naturgemäß sah, sprach und urtheilt damals Jedermann von der Zinne einer Partei aus, und die Franzosen wußten mit altgeübter Geschicklichkeit unseren wohlbegründeten Vorwürfen so ausführliche und weit ausgeführte Erfindungen gegenüber zu stellen, (wie z. B. schon Anfangs wegen der gegen Belgien gerichteten Annexionsgelüste, später wegen der unzähligen Verletzungen fast aller feststehenden Regeln des Völkerrechtes), daß der Dritte — zumal soweit die gar verbreitete Franzosen-Sympathie reichte, — sich wenigstens jeder Entscheidung enthielt, wenn er seine Entscheidung nicht gegen Deutschland zu kehren vorzog. Während des Pariser Aufstandes aber standen Franzosen auf beiden Seiten; sie richteten ihr Lügensystem gegen einander, sie machten an einander die Probe auf ihre Erfindungen, hochtrabenden Phrasen, terroristischen Programme u. s. w. Diese schreckliche Katastrophe wurde von den Franzosen nicht so tief empfunden, als es unserem Gefühl nach hätte sein müssen. Sie brauchten einen Sieger, und sie fanden ihn wenigstens auf diesem Felde. Da Thiers und Mac-Mahon endlich die Communalisten überwanden, so schwelgte die Nation in dem Gedanken, durch ihren unvergleichlichen Heroismus die Welt vor der Anarchie errettet zu haben. Wären Assy, Pyat und Grousset die Sieger geblieben, so hätte Frankreich sich in dem Gedanken berauscht, ein neues Prinzip mit allen Mitteln eines heldenhaften Volkskrieges durchgesetzt und die alte Welt aus dem Felde geschlagen zu haben. Wie jetzt Trochü unter dem jubelnden Beifall der Natio-

Digitized by Google

nalversammlung die Commune dem Grafen Bismarck in die Schuhe schiebt, so daß in ihr eigentlich Deutschland auf das Haupt geschlagen ward, so würden Felix Pyat und Delescluze, wenn siegreich, die Herren Thiers, Favre und Genossen als die geheimen Mitverschwornen des deutschen Reichskanzlers und als Verräther an der Majestät der Nation gebrandmarkt haben. Bamberger hat ganz Recht, die Lüge als das Grundübel und alle anderen Erscheinungen, auch die geistige Unfruchtbarkeit, im Wesentlichen nur als die Haupt- oder Neben-Symptome dieser nationalen Krankheit anzusehen. Bamberger sagt am Schluß der Vorrede, in welcher er ganz ungezwungen die Ergebnisse seiner früheren Untersuchung auf die Phänomene in der kurzen Geschichte der Commune anzuwenden vermochte: „So war jede Urtheilsfähigkeit schließlich abhanden gekommen und blos das Bedürfniß der Selbsttäuschung ins Unendliche geblieben. Auch hatte der ewige und krasse Wechsel des Regiments jede Vorstellung von dem, was Sinn und Dauer in sich trägt, der Art verwirrt, daß man mit jeglicher Herrschaft, als einer möglicher Weise bleibenden, seinen Frieden zu machen und zu halten Lust fühlte. Hoch und Niedrig haben viele kluge Worte verschwendet, um in die Commune einen tieferen Sinn hineinzulegen. — Nichts als leere Plagiate ohne die geringste Schöpferkraft. Wie das zweite Kaiserthum das erste nachäffte, so copirten die verschiedenen Parteischattirungen nach einander ihre alten Vorbilder: Diese die Gironde, Jene die Jakobiner, Andere die Commune von 1793, und dann travestirten sie sich in ihrer kurzen Aufeinanderfolge wieder wechselseitig. Jules Favre ließ Napoleons Papiere veröffentlichen und Assy die Papiere Favres. Alles Entrüstungsgeschrei, das Gambetta gegen Verrath, gegen die Verletzung der Genfer Convention, gegen die Tödtung von Weibern und Kindern losgelassen hatte, ließen Assy und Consorten wieder gegen Favre und Thiers los, und die famose „Guerre à outrance", welche Gambetta gegen Deutschland gepredigt, wurde schließlich das Feldgeschrei der Commune gegen Versailles. Cluseret und Rossel wurden cassirt, wie Trochü und Aurelles, Thiers und Favre als Reproduction des „Tartuffe Guillaume" und Monstre-Bismarck dem Hasse der Mit- und Nachwelt überliefert, das Petroleum, welches die Republik dem Schwarzwald bestimmt hatte, wurde von der Commune aufs Stadthaus applicirt." — Nachdem Bamberger in einer mit verbürgten Thatsachen reichlich belegten Darstellung die als Größenwahnsinn zu bezeichnende Monomanie des französischen Volkes, — hoffentlich des letzten welches sich für das auserwählte hält, für den künftigen Geschichtsschreiber auf frischer That festgehalten, schließt er seine geistvolle Schrift mit den Worten: „Das alte Frankreich lebt und stirbt mit der Formel der unverletzlichen Grenze, des heiligen Paris. Die Gambetta-Republik, indem sie diese Formel zuerst an ihre Fahne genagelt, offenbart sich als der Kampf des Alten gegen das Neue. Ein neugeborenes Frankreich würde von der Erkenntniß ausgehen, daß die Nation ihre Kraft weder in der Unentreißbarkeit des Elsasses, noch in der Suprematie von Paris hat, nicht, mit einem Worte, in ihrer alten aristokratischen Ueberlegenheit über Europa, sondern in eigener Tüchtigkeit und innerer Vollendung Deutschland ist der dritte Stand, um dessen Gleichberechtigung jetzt gegen Frankreich gekämpft wird. In Paris sitzt die Romantik katholischen Geblütes, im deutschen Hauptquartier der Radicalismus eines neuen Emporkömmlings. Paris ist die Bastille die gestürmt wird. Favre und Gambetta vertreten die Legitimität, Wilhelm und Bismarck die Revolution."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 32.

Ausgegeben am 4. August 1871.

Inhalt:

Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre. I. . Seite 201
Schäffle und Oppenheim. (Schluß.) 217
Aus Schwaben 226
Die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen für die evangelischen und die katholischen Kirchenangelegenheiten 232
Der Krieg und seine Opfer 235
Berliner Briefe 239

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre.

Wenn in den Jahren vor 1866, namentlich, aber nicht allein, in Preußen über die ungemeine Langsamkeit oder das völlige Stocken der Gesetzgebung Klage geführt wurde, so bezog sie sich in allererster Linie auf das Gebiet der Justizgesetzgebung. Noch ist uns die Aera des Grafen Lippe in guter Erinnerung. Alle Bemühungen, die Legislation zu den dringendsten Reformen anzuregen, blieben vergeblich. Seitdem die Bundesgesetzgebung die Aufgabe übernommen hatte, in Ausführung des Artikel 4 der Verfassung, die Rechtsgesetzgebung innerhalb der dort leider noch zu spärlich ausgemessenen Competenz einheitlich zu ordnen, steht es anders. Die legislatorische Thätigkeit ist in Fluß gerathen. Raschen Laufs wurden in wenigen Jahren für das Reich, sodann auch für Preußen eine Reihe von Gesetzen geschaffen, welche zum Theil tief in das bis dahin bestandene Recht einschneiden und von denen einige sogar mehr oder minder umfangreiche Rechtsmaterien völlig umgestalten.

Oft stecken selbst in Gesetzen über ganz andere, als eigentlich juristische Dinge Bestimmungen, welche für die gerichtliche und außergerichtliche Praxis von großer Bedeutsamkeit sind. Man braucht nur an solche, wie das Postgesetz, das Gesetz über das Consularwesen u. dergl. zu denken. Sie enthalten neben der Verwaltungsorganisation der betreffenden Institute zugleich eine Reihe für die Rechtsordnung und den Rechtsverkehr maßgebender Sätze. Als schon dem Titel nach der Justizgesetzgebung angehörige Leistungen sehen wir die Gesetze über die Aufhebung der Zinsverbote, über die Aufhebung der Schuldhaft und die Beschlagnahme der Dienstlöhne, über die Gewährung der Rechtshülfe, über die privatrechtliche Stellung der Genossenschaften, über die Actiengesellschaften, über das Urheberrecht, über die Einführung des Handelsgesetzbuchs als Reichsgesetz vor uns. Vor Allem aber fällt unser Blick auf das einheitliche Strafgesetzbuch, das zu guter Stunde, trotz schweren Gefahren noch vor dem großen Kriege zu Stande kam.

Eine Fülle von Stoff für die wissenschaftliche und praktische Verarbeitung.

Digitized by Google

Jeder Kundige weiß, daß nicht der äußere Umfang allein über die Bedeutsamkeit entscheidet. Die vollständige Codification des Strafrechts oder die nahezu vollständige Codification des Urheberrechts stellt Theoretiker und Richter auf einen neuen Boden. Aber kaum minder weit reichende Betrachtungen ergeben sich, wenn man die Bedeutung einer Mehrzahl verhältnißmäßig kurzer Specialgesetze näher verfolgt. Bei näherer Betrachtung erweisen sich bald die in den Paragraphen oder Artikeln ausgesprochenen Sätze selbst, bald die Principien, aus denen überhaupt das Gesetz entsprungen ist, von solcher Tragweite, daß dadurch bei folgerichtiger Weiterbildung der seitherige Rechtsbestand sehr eingreifenden Wandlungen unterliegen muß. In der That kann sich schon nach diesen thatsächlichen Erfahrungen Niemand der Ueberzeugung verschließen, wir gehen einer großen Umgestaltung des traditionellen und bisher, wie bekannt, im Wesentlichen mit übergroßer Zähigkeit festgehaltenen Rechts entgegen. In wenig Jahren aber wird es noch ganz anders aussehen.

Die nächste Zukunft bereits soll eine neue Ordnung des Strafverfahrens und des bürgerlichen Proceßverfahrens bringen. Von jener mag erwartet werden, daß sie im großen Ganzen, da schon jetzt fast überall, mit Ausnahme einiger mit dem Elend des alten Inquisitionsprocesses beglückten Klein- oder kleinsten Staaten, öffentlich-mündliches Anklageverfahren besteht, nichts Ungewohntes weiter, als den Segen der Einheitlichkeit, bringen wird. Mit der bürgerlichen Proceßordnung verhält es sich nicht so. Ein flüchtigster Blick in die Entwürfe der Civilproceßcommission und nicht minder des Preußischen Justizministeriums lehrt, wieviel Neues darin den deutschen Juristen zugemuthet wird. Nicht nur eine für die Meisten neue Procedur, sondern auch eine ganze Reihe von Sätzen des sogenannten materiellen Proceßrechts, ja sogar, was an sich nur erfreulich erscheint und nur noch ungleich häufiger bei dieser Gelegenheit hätte geschehen sollen, geradezu des Civilrechts tritt uns entgegen. Mit einem Schlage wird, kommt dieses Gesetz zu Stande, die den jetzt lebenden Juristen anerzogene und durch Uebung gewohnte Proceßlehre zusammen niedergerissen und etwas ganz Neues aufgebaut. Von demselben Schlage aber wird zugleich ein erheblicher Theil des materiellen Civilrechts betroffen. Auch wenn nicht direct daran durch die Proceßordnung mit reformirt wurde, mußte doch schon das Civilrecht den gewaltigen Einfluß der völligen Umwandlung des Processes erfahren. Stehen doch Inhalt und Form, das nach dem materiellen Gesetz gegebene Recht und die Verkörperung desselben als Klag- oder Einredeanspruch in der gerichtlichen Geltendmachung nothwendig in dem innigsten Zusammenhang. Nur der einseitigste Pandectist, der von der praktischer Ausübung und Durchführung seiner Doctrin keine Ahnung hat, kann das Civilrecht und den Proceß als getrennte Gebiete so

Digitized by Google

behandeln, als ob sich beide unter einander von Haus aus blitzwenig angingen. So groß ist im Gegentheil die Rückwirkung der Prozeßreform auf einen großen Theil des materiellen Rechts, daß die Reform des Processes in Wahrheit auch schon eine Reform des materiellen Rechts einschließt. Ja, es läßt sich ohne Paradoxie behaupten, daß die Proceßordnung ohne besondere Mühe ein gutes Stück der Codification des Civilrechts ersparen kann und ersparen wird. Vollends würde das eine Proceßordnung thun, die es mit ihrer Competenz in Bezug auf Ergreifen des materiellen Rechts etwas weniger ängstlich nähme, als es die Entwürfe, sicher ohne alle Noth, — denn Bundesrath und Reichstag würden schwerlich daraus einen Vorwurf machen, — zur Zeit gethan haben.

Die Lage, in der sich mithin das Recht, namentlich das bürgerliche, und folglich auch dessen Darstellung befindet, ist eine keineswegs behagliche. Wo sind die schönen Tage, oder vielmehr Jahrzehnte, jene langen Epochen hin, während deren die Rechtslehre sich in aller Ruhe eines stetigen Besitzes erfreuen konnte? Bald hier, bald dort fährt ihr die Gesetzgebung auf den Leib. Tiefe Wunden fühlt sie sich geschlagen und noch schlimmere drohen von allen Seiten für die nächste Zukunft. Wer will da erstaunen, wenn man zumeist in den Kreisen der gelehrten Theoretiker, aber auch in den Kreisen der Praktiker leicht einer Stimmung begegnet, die sich bald in melancholischen, bald in cholerischen Klagegesängen wider die Ueberstürzung der Gesetzgebung Luft macht. Hat man doch selbst im Reichstage deren manchmal vernommen. Noch jüngst hat sich Herr Reichensperger, als rückwärtsblickender Seher, bemüht, durch einige weise Betrachtungen das rollende Rad der Rechtsneuerungen aufzuhalten.

Es ist nicht unsere Absicht, hier die Bundesgesetzgebung zu vertheidigen oder kritisch prüfen zu helfen. Daß nicht Alles gut ist, was sie bis jetzt geliefert hat, mag zugegeben werden; nicht minder, daß manches zu hastig, dem Inhalte und der Form nach wenig fertig zum Vorschein gekommen ist. Wir können wünschen, das solle sich künftig bessern. Allein soviel erscheint ausgemacht: die Reichsgesetzgebung muß weiter vorwärts gehen, sie muß die begonnene Umgestaltung des Rechts fortsetzen. Sie muß es, nicht blos weil sie einmal begonnen, sondern weil sie der Nation die Erfüllung der berechtigsten Forderung schuldet, der Forderung nationaler Rechtseinheit in allen den Zweigen, in denen das Bedürfniß Einheit erheischt. Und dieses Bedürfniß ist so unabweislich, daß nach vielen Richtungen hin gewiß mit Recht manche Mängel der Gesetzgebung verziehen werden, wenn sie vorerst wenigstens an die Stelle einiger zwanzig verschiedener Particularrechte ein einziges Gesetz stellt, von dem sich Jeder sagt, daß es als einheitliches Gesetz leicht

Digitized by Google

und bald von den etwaigen Schäden seiner eilfertigen Entstehung befreit werden kann.

Weit entfernt die Fluth der Rechtsgesetzgebung hemmen zu können, werden wir sie in den nächsten Jahren großartig steigen sehen. Die heute schon sicher bevorstehenden oder angekündigten Arbeiten werden noch lange nicht den Schluß machen. Mit der Menge des neuen Stoffs aber wird zugleich, und das ist es, was uns an dieser Stelle beschäftigt, die Lage der juristischen Wissenschaft und Lehre eine immer schwierigere; so sehr, daß eine ernstere Erwägung ihrer Situation nur zu sehr angezeigt erscheint.

Wer die juristische Theorie und die juristische Praxis mit einiger Aufmerksamkeit vergleichend verfolgt hat, kennt den tiefen Riß, der zwischen beiden besteht. Das zeigt sich schon in der Literatur. Man könnte leicht darthun, wie scharf sich die rein für Theoretiker geschriebenen Darstellungen von den nur für die Praktiker berechneten Darstellungen unterscheiden. Zwar gibt es genug Schriften gelehrten theoretischen Zuschnitts, die zugleich für den praktischen Gebrauch, und umgekehrt vorwiegend auf die Praxis berechnete Arbeiten, welche zugleich in das theoretisch-abstracte Gebiet hinübergreifen. Allein die Existenz einer solchen Mittelstufe der Rechtsliteratur beweist wenig für eine intime Freundschaft der Theorie und Praxis insgesammt. Sie beweist nur, daß mitunter auch Theoretiker praktisch und Praktiker wissenschaftlich zu arbeiten verstehen oder zu arbeiten versuchen. Selbst wenn die Entscheidungsgründe mancher Gerichtshöfe noch so prächtig mit Theorien und wissenschaftlichen Citaten ausstaffirt werden, will das nicht viel besagen.

Nur derjenige, der von den Zuständen der andern Seite sehr mangelhaft unterrichtet ist, kann sich einer Täuschung hingeben. Es ist einmal offenkundige Thatsache, im großen Ganzen hat der Praktiker wenig Achtung vor der Theorie, oft sogar eine souveräne Mißachtung. Und leider trägt es nicht dazu bei, dieses Urtheil zu verbessern, wenn die Erfahrung lehrt, daß die Sentenzen derjenigen Gerichte, die mit aller möglichen Wissenschaftlichkeit um sich werfen, keineswegs an Werth, sei es auch nur an gelehrtem, geschweige denn an Werth für die Herstellung des materiellen Rechts und für die Beförderung des Rechtsbewußtseins im Volke, höher stehen, als die Werke einer selbstbewußt rein aus Lebenserkenntniß und Uebung schöpfenden Praxis. Braucht ferner gezeigt zu werden, wie wenig noch immer ein beträchtlicher Theil der doctrinellen Wissenschaft sich um die Praxis kümmert? Bedarf es des Hinweises darauf, wie oft der gereifstere Praktiker kopfschüttelnd die Summe seiner durch die Praxis gewonnenen Rechtskenntniß mit der Summe dessen, was ihn die Theorie gelehrt hat und immerfort lehren will, in Vergleichung bringt?

Welche von den Vorwürfen, die man solchergestalt gegen einander erhe-

Digitized by Google

ben mag, begründet, oder am meisten begründet erscheinen, ist gleichgültig. Genug, daß keineswegs eine Musterehe zwischen Theorie und Praxis geführt wird.

Unter solchen Umständen ist denn nicht zu verwundern, wenn auch die neuere Gesetzgebung in keiner besonders glücklichen Beziehung zu der Doctrin steht. Liegt doch die Bearbeitung der Gesetzesvorlagen regelmäßig in der Hand von Praktikern und hat doch bei der Beschlußfassung das theoretisch-wissenschaftliche Urtheil in der Regel ebenso wenig eine maßgebende Stimme, wie die theoretisch-wissenschaftliche Kritik in den parlamentarischen Debatten ein günstiges Terrain findet. Auf die Ansichten der Wissenschaft oder auf geschichtliche Fäden der Entwicklung hinzuweisen, paßt wohl dann und wann einmal diesem oder jenem Redner; wobei übrigens nicht selten sich zuträgt, daß selbst höchst geschätzte Capacitäten wunderbare Sachen zum Besten geben, die eben mit unterlaufen, ja sogar mit ihrer Folie tiefer historischer und theoretischer Kenntniß auf Manche um so mehr absonderlichen Eindruck machen, da sie in der Regel mit der unwiderstehlichsten Zuversicht ausgesprochen werden und da in dem Saale eines parlamentarischen Körpers Niemand eine gründliche Berichtigung oder Widerlegung solcher Behauptungen unternehmen will und unternehmen kann. Mindestens ebenso häufig aber hat man aus dem Munde von Reichstagsrednern und aus dem Munde der Regierungscommissare Aeußerungen über graue Theorie und Professorenweisheit gehört, die deutlich bezeugen, wie weit man sich von dergleichen getrennt fühlt. Ich würde sagen: wie weit man sich über den theoretischen Unsinn erhaben weiß wollte ich mit solchen Aussprüchen rechten. Allein, ob sich zwar meines unmaßgeblichen Erachtens leicht zeigen ließe, daß derlei absprechende und selbstbewußte Meinungen besser in der Stille blieben, und daß Minister und Volksvertreter immerhin Ursache hätten, von der Schule, ohne die sie niemals ihre eigene Größe erlangt haben würden, etwas besser zu denken, kommt es mir doch abermals nur darauf an, von dem Verhältniß Act zu nehmen, welches thatsächlich vorhanden ist.

Die Folgen ergeben sich von selbst. Bei der Schwerfälligkeit der Theorie, die allzulange hinter dem Bedürfniß des Lebens zurückgeblieben ist und großentheils noch heute zurückbleibt, gewöhnt sich die Gesetzgebung naturgemäß daran, immer mehr Schulbegriffe und theoretische Bedenken hintanzusetzen. Sie schneidet kühn in das Zeug, geht ihre eigenen Bahnen und überläßt es, indem sie das nothwendig Erkannte schafft, wie man oft gehört hat, der Wissenschaft, wenn es eine Codification ist, daraus etwas zu machen, was demnächst den Namen eines wissenschaftlichen Rechtssystems verdient, oder, wenn es nur eine einzelne Rechtsmaterie ist, mit der Einfügung in das Rechtssystem fertig zu werden. Wie anders würde es aussehen, bestünde ein wahrhaftes Zu-

Digitized by Google

sammenwirken! Wie viel nützlicher wäre es, wenn die Gesetzgebung mehr von der Nothwendigkeit wissenschaftlich gewonnener Ueberzeugung, die Wissenschaft mehr von der Nothwendigkeit eines stetigen Fortschreitens der Gesetzgebung in sich trüge.

Indessen wir müssen die Dinge nehmen, wie sie einmal liegen. Angesichts der Methode, die wir in der juristischen Schule gewohnt sind, ist es überaus erklärlich, daß die Gesetzgebungsfactoren des Staates sich zunächst, ja sogar allein von dem leiten lassen, was man praktische Einsicht zu nennen pflegt. So sehr man bedauern mag,. daß die Gesetzgebungskunst, oft genug in bloße praktische Routine ausartet, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit wissenschaftlich-historisch erkannter Principien fast ganz verloren hat, — so ist doch aber das reale Bedürfniß ein mächtiges Ding, und doppelt mächtig, wenn es so lange vernachlässigt wurde. Indem die gesetzgeberische Thätigkeit den Anforderungen, welche das wirthschaftliche und Culturleben der Gegenwart von allen Seiten erhebt, bereitwillig nachkommt und von ihrer Befugniß der Neuordnung den ergiebigsten Gebrauch macht, wird unvermeidlich der hergebrachte Bestand der juristischen Wissenschaft weit überholt.

Eine Masse neuen Stoffs strömt durch die unablässige Arbeit der Legislation herbei. Die Wissenschaft soll ihn verarbeiten. Der Inhalt der positiven Gesetze ist zu allernächst das Material, mit dem sie zu schalten und walten, das sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu beleuchten und zu wissenschaftlich bewußter Erkenntniß zu bringen hat. Wird dieser Aufgabe genügt? Ich fürchte, man wird mit Nein antworten. Es sei ferne, zu behaupten, daß es unter den Theoretikern Niemand gebe, der mit voller Neigung die Rechtserscheinungen der Neuzeit verfolgte. Von manchen geschieht dies sogar mit Vorliebe. Jede neue Gesetzesmaterie findet im Durchschnitt auch unter den Rechtslehrern Bearbeiter, sei es auch nur in der beliebten, freilich wiederum meist mehr dem Bedürfniß der Praktiker, als strengeren wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechenden Form des Commentars. Solche Darstellungen, soviel Handwerksmäßiges ihnen beigemischt ist, dienen immerhin der systematischen Behandlung als Vorarbeiten und bezeugen mindestens, daß ein Theil der Lehrer sich mit den neuen Sachen ernstlich beschäftigt.

Allein das ist lange nicht Alles, was wir von der juristischen Schule erwarten. In der großen Zeit, in der wir leben, Angesichts der Wiedergeburt der deutschen Nation und des deutschen Reiches, die sich vor unseren Augen vollzogen hat, dürfen, ja müssen unsere Erwartungen hoch hinausgehen. Wir erwarten nichts Geringeres, als eine echt nationale Entwicklung unseres Rechts. Wir meinen, wie erst kaum der Bemerkung bedarf, damit nicht, daß unser Recht um jeden Preis anders sein müsse, als das jeder andern Nation. Wir meinen auch nicht, daß, wie so oft noch aus naivem

Digitized by Google

Unverstande — aber es klingt so national! — ausgesprochen wird, Alles und Jedes, was aus dem Popanz des römischen Rechts stammt oder nur damit zusammenzuhängen scheint, dem Anathema verfallen sein soll. Wir meinen das ebensowenig, als daß dieses oder jenes Rechtsinstitut, dieser oder jener Satz, blos darum, weil dafür der, ohnehin bei näherer Prüfung oft höchst zweifelhafte, ja sogar oft nicht einmal zweifelhafte, aber gar zu gern als Aufputz gebrauchte Anschein germanischen Ursprungs beigebracht wird, mit besonderer Gunst gehegt und gepflegt zu werden braucht. Was uns noththut ist eine Rechtsentwicklung, welche dem gegenwärtigen Zustande unserer deutschen socialen, ökonomischen und geistigen Cultur in vollem Maaße gerecht wird; eine Rechtsentwicklung, die das ganze Gebiet des nationalen Lebens mit klarer Kenntniß der Wirklichkeit umfassend, das erkannte Rechtsbedürfniß in voller Denkfreiheit zu erfüllen bestrebt ist. Was wir abstoßen müssen, soll es anders und besser werden, ist nicht die Einsicht in den Bestand und die Methode des römischen und kanonischen Rechts, an denen auch in Zukunft Vieles, und keineswegs, wie sich Manche einbilden, für uns nur zum abschreckenden Exempel, zu lernen bleiben wird, sondern der Wahn, daß Etwas, was dort Rechtens war, unmittelbar auch für uns Rechtens sein müsse. Los zu werden haben wir den schablonenhaften, todten Schematismus, der unverständig genug ist, Rechtseinrichtungen, welche unter fremden, längst vergangenen, total überwundenen Zuständen, gleichviel ob auf römischem oder germanischem Boden, erwachsen sind, ohne Weiteres als für uns maaßgebend anzusehen. Aufhören muß jene Schrulle, als ob die lebendige Welt der Jetztzeit mit all den neuen Erscheinungen, die sie hervorruft, der juristischen Schule zu Gefallen sich müsse in das theoretische System hineinpressen lassen, das von der Schule als die infallible, für alle Ewigkeit allein berechtigte wissenschaftliche Norm, Gott weiß wie und aus welchen Grundlagen, zusammengebracht worden ist. Das sind die Fesseln, welche aus den Zeiten der geistigen Unfreiheit, da alle Wissenschaften dem Autoritätsglauben und der Scholastik verfallen waren, der juristischen Denkweise anhaften. Noch heute kann man vom Katheder herunter, und noch dazu mit einem gewissen Behagen, vortragen hören, daß der Jurist sein eigenes, von der Logik anderer Gebiete verschiedenes logisches Denken habe. Beneidenswerther Ruhm! Ein anderes logisches Denken! Freilich ist nur zu richtig: die Logik des Schematismus ist eine andere, als die Logik des freien lebendigen Geistes. Hoffen wir, daß auch nur die Möglichkeit, wißbegierigen Jüngern der Rechtsgelehrsamkeit solche Gegensätze vorzuführen, bald ganz und gar verschwinden wird. Vieles ist anders geworden; weit frischeres Leben pulsirt in der Rechtslehre. Aber viel fehlt noch, das läßt sich nicht verhehlen, bis zu dem Ziel ganzen Ergreifens der neuen Zeit und ganzen Begreifens ihrer Aufgaben. Und dazu gehört

Digitized by Google

vor Allem das freie Urtheil gegen sich selbst, das Abstreifen der Bande, die sie jetzt, nachdem derselbe Feind in andern Zweigen des geistigen Lebens längst niedergeworfen worden ist, nicht in freiwilliger Unterwerfung unter die alte Methode weitertragen darf.

Erst wenn sie sich von dem befreit, was sie in jenen tiefen Widerstreit mit den Bedürfnissen der Wirklichkeit und der Praxis stürzt, kann von einem gedeihlichen Zusammenwirken der wissenschaftlichen Schule und der Gesetzgebung, von einer Theilnahme der letztern an der nationalen Rechtsentwicklung die Rede sein. Gerade weil es höchst wünschenswerth, daß dies der Fall sei, sind wir alle dabei auf das Lebhafteste betheiligt, wie die juristische Lehre unter den neuen Verhältnissen, gegenüber einer den Rechtszustand mit großer Energie umbildenden Gesetzgebung, durch deren Leistungen den meisten Zweigen des juristischen Unterrichts ein neuer Inhalt zugeführt, vielleicht der alte ganz unter den Füßen hinweggezogen wird, sich nehmen wird. Wir wären dabei interessirt, selbst wenn es sich nur um die Wissenschaft in ihrer bis jetzt eingehaltenen Sonderstellung handelte. Denn wir müssen wünschen, daß auch denjenigen, die sich ausschließlich der theoretischen und historischen Behandlung des Rechts widmen, unter allen Umständen das volle Verständniß der jüngsten Gesetzgebung eröffnet wird. Nichts bewahrt auch den Gelehrten vor jener unglücklichen Richtung der Doctrin, die wir so eben schilderten, besser, als die Wahrnehmung, daß und warum das Recht wandelbar sei und zwar wandelbar, unbekümmert um die vorgeblich unumstößlichsten Begriffsbestimmungen der Schule; wandelbar in einem Grade, der jeden denkenden Theoretiker mit zwingender Gewalt zu einer großen Revision der überlieferten Grundbegriffe treibt.

Noch weit wichtiger aber ist, daß uns die Praktiker so erzogen werden, wie es die neue Zeit verlangt. Das bedarf keiner langen Ausführung. Die gesetzgeberische Reform, welche in dem deutschen Reiche von Statten geht, will ein- und durchgeführt sein. Das ist die Aufgabe der Richter, Anwälte und Beamten, die darin zugleich die Lehrmeister des großen Publicums sind. Sie will weitergeführt werden. Das ist die Aufgabe der Gesetzgeber am Regierungstische und in der Kammer, die, wie die meisten, nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge wesentlich den Praktikern zufällt. So dringend macht sich diese Aufgabe geltend, daß in der That von jedem gebildeten Juristen Einsicht und Befähigung zu gesetzgeberischen Arbeiten, in gewissem Maaße eigentlich schlechthin vorausgesetzt, schon in den Prüfungen zum Staatsdienst daraufhin gefragt wird, in Anbetracht der Nothwendigkeit, für Nachwuchs an Geheimräthen und Referenten des Justizministeriums zu sorgen, denen hauptsächlich die Abfassung der Gesetzentwürfe obliegt.

Nach beiden Richtungen sollte die Erziehung der Juristen sich wirksam

Digitized by Google

erweisen. Davon kann natürlich nicht die Rede sein, daß die Erziehung, wie sie nach deutschen Einrichtungen auf den Universitäten geschieht, ihrerseits die Richter, Anwälte und Gesetzgeber fix und fertig zu machen, mit dem Meisterbriefe des vollen Wissens und Könners zu entlassen vermöchte. Alles was die Schule vermag, ist dem Lernenden das wahre Interesse an der Sache, die Methode des Verstehens und damit die Fähigkeit des eigenen Lernens, wie die Fähigkeit der Anwendung in die Hand zu geben. Aber auch dafür ist es von äußerster Wichtigkeit, in welchem Geiste den Zuhörern an den akademischen Vorlesungen die Rechtsmaterien vorgetragen werden; ob in jenem durch die große nationale Gegenwart angeregten, freudig die neuen Erscheinungen der Rechtsgesetzgebung erfassenden, auf die emsige Förderung der Reform bedachten Geiste, oder in dem Geiste starren Festhaltens an der Tradition, der jede Neuerung unwillkommen, wo nicht vom sogenannten wissenschaftlichen Standpuncte aus verwerflich erachtet.

Wie sieht es nun aber auf unseren Hochschulen aus? Ist in den juristischen Facultäten in dieser Beziehung für die unter ganz andern Verhältnissen heranwachsende Generation ausländlich gesorgt? Schwerlich. Ohne Zweifel kann viel, sehr viel in den Auditorien der gelehrten Professoren gelernt werden, aber von dem, wonach uns zuerst und am meisten verlangt, oft nur sehr wenig. Ja wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, nach mehr als einer Richtung hin weiß ein absolvirter Zögling der juristischen Facultät, der gut begriffen und fleißig gelernt hat, nach den Vorträgen seiner Herren Docenten vielleicht sehr genau, wie sich das Alles im römischen Reich, in den Zeiten der Republik und des Kaiserreichs, oder im altgermanischen Wesen verhalten hat, kennt das römische und deutsche Rechtssystem, an dessen endgültiger Feststellung und seiner Ausarbeitung so viele gelehrte Köpfe bis jetzt gearbeitet haben und auch künftig noch arbeiten können; aber von dem, was ihn täglich umgiebt, was in der Gegenwart lebt und webt, von diesem praktischen Recht, seinen Ursachen, Zusammenhängen und Zukunftsansätzen weiß er oft so gut wie Nichts. Frage doch jeder praktische Jurist seine eigene Erfahrung. Wie vielmal hat er sich von der Schulweisheit im Stiche gelassen gefühlt. Wie vieles ist ihm unnütz gelehrt worden; unnütz nicht nur für den praktischen Gebrauch, sondern auch unnütz überhaupt für seine juristische Intelligenz. Und wieviel des Wissenswerthen schiebt ihm die Erfahrung entgegen, was die Schule ganz übergangen, zu dem sie ihm nicht einmal den Eingang eröffnet hat. Wenn es schon seither Tausenden so ergangen ist, was soll, sagen wir weiter, werden, nachdem das Neue und Ungewohnte der hergebrachten Lehre vollends so über den Kopf wächst, wie dies durch die Raschheit der Gesetzgebung geschieht? Man sehe sich nur einen Augenblick um. Es möchte nicht schwer sein, auf den deutschen Universitäten ein nicht unbe-

Digitized by Google

trächtliches Contingent akademischer Lehrer zusammenzustellen, an denen überhaupt all das Neue spurlos vorübergeht. Bei denen, deren Lehrgegenstände nicht gerade unmittelbar durch die rücksichtslose Legislation in Leidenschaft versetzt werden, wird das sogar die Regel sein.

Andere gibt es, die sich der Aufgabe, den Stoff der neuen Gesetzgebung in ihr Bereich zu ziehen, nicht entschlagen können. Sie nehmen an, was die Zeit bringt, weil es angenommen werden muß. Die Hefte müssen neu hergerichtet werden. Ein Staatsrechtlehrer hat dies Vergnügen seit 1866 vor Allen reichlich genossen. Die Lehrbücher verlangen Umarbeitungen, denn ehe man sich's versieht, fallen ganze Abschnitte unter den mörderischen Streichen der Legislation, die in wenig Tagen oder Wochen Verfassungen, Gesetze und Verordnungen ausschüttet, welche einem gründlichen Rechtsgelehrten füglich Stoff zu jahrelangem Nachdenken und Verarbeiten liefern. Man kann sich wohl vorstellen, wie namentlich einem Staatsrechtslehrer zu Muthe sein muß. Das Jahr 1866 warf Alles über den Haufen. Nicht blos um das gute alte Deutsche Bundesrecht, sondern um das ganze Deutsche Staatsrecht, mit dem man bis dahin so sanft in dem gewohnten Geleise gefahren, war es mit einem Ruck geschehen. Vielleicht hat sich im ersten Anlauf dieser oder jener noch damit getröstet, daß nur ein anderes Heft über das neue Bundesrecht nöthig sein werde. Aber die Probe weniger Jahre hat gezeigt, wie tief durch das einheitliche Staatswesen des Norddeutschen Bundes das öffentliche Recht der Einzelstaaten beeinflußt wurde. Man mußte wahrnehmen, daß auch die Lehre von dem particularen Staatsrecht und von jenem deutschen Staatsrecht, das von der Doctrin als wissenschaftliche Quintessenz aus der Summe der Einzelstaatsrechte gezogen uns früher als ideales Surrogat für das Recht eines realen deutschen Staates vorgesetzt zu werden pflegte, daß auch daran Vieles verschoben sei. Und nun, nachdem man sich kaum zurecht gefunden, kaum einige wissenschaftliche Bekanntschaft mit dem, nach den Worten und Wünschen seines Urhebers eigentlich jeder Theorie spottenden Verfassungswerke angeknüpft, nachdem man auch nicht einmal in den drei bis vier Jahren des Norddeutschen Bundes Zeit zu der wahren wissenschaftlichen Beschaulichkeit gefunden — denn beständig ist ja an der Verfassung gestreckt und gereckt, interpretirt und gemodelt worden —, nachdem das Alles geschehen, bringt der 1. Januar 1871 Kaiser und Reich und eine neue Verfassung mit den Grundlagen der süddeutschen Verträge. Neue Arbeit für die Lehrer des Staatsrechts, neue Probleme für die Theorie und, was das Schlimmste ist, gar keine Garantie, ob nicht bald auch diese Verfassung, wie die Nationalen wünschen, in erheblichen Puncten Aenderungen erleiden wird. Das nennt man Lebens-, Entwicklungsfähigkeit des öffentlichen Rechts. Darnach, ob mancher von denen, die dergleichen lehren sollen, durch das be-

Digitized by Google

soll die Lehre des Staatsrechts in Wahrheit ihren Beruf erfüllen, so muß sie von dem vollen Bewußtsein des Geistes durchdrungen sein, der die neue Gestaltung eines nationalen Staatswesens begonnen hat und, so Gott will, fort und fort thätig vollenden wird.

Versteht die Staatsrechtslehre ihren wahren Beruf, so wird ihr die neue Zeit nur zu Gute kommen. Sie wird nicht an Wissenschaftlichkeit Einbuße erleiden, sondern sich erst zu gesunder Wissenschaftlichkeit erheben. Wie um die praktische Politik, so hat selbst um die Doctrin des Staatsrechts Bismarck sich in solchem Maße verdient gemacht, daß er den Titel eines Doctors der Rechte mit vollem Fuge führen darf. Der Lehrcursus praktischer Entwicklung des neuen deutschen Gesammtstaates ist von unbezahlbarem Werth. Unbezahlbar gerade darum, weil die Verfassung aller hergebrachten abstracten Begriffe spottet.

Wie ist denn die Rechtstheorie, einschließlich der Staatsrechtslehre, bisher verfahren? Das Erste und Wichtigste war und ist, man kann es noch hundertmal in der Gegenwart erproben, eine Definition, einen doctrinellen Begriff oder auch nur einen Namen zu finden. Ist das gefunden, so ist das Exempel fertig. Denn aus der gefundenen Begriffsbestimmung wird von den, vielfach unbewußten, aber nichts destoweniger echten Nachfolgern der alten Schematisten jederlei Consequenz hergeleitet; der Begriffsbestimmung muß sich alles Weitere fügen und daß Etwas zu der Begriffsbestimmung paßt, ist bei jedem Einzelnen der unumstößliche Beweis der Richtigkeit.

So ist die Doctrin in andern Rechtsgebieten verfahren, und so auch oft genug im Gebiete des Staatsrechts. Correcter Weise muß diesen Begriffen zufolge untersucht werden, was das neue Reich nach der alten Schablone eigentlich ist, unter welche Kategorie der Staatsarten es gehört. Ist diese Basis gewonnen, ist dialektisch dargethan, daß das Reich auf Vertrag beruht, oder daß die Verfassung garantirt ist, daß das Reich ein Bundesstaat genannt werden muß, so würde sich das Weitere bequem und fast von selbst ergeben. Nur wird es eben der ganzen Wissenschaft, welche nach Systematik und Bestimmtheit der Schuldefinition dürstet, unmöglich, das Staatsrecht des Reichs gehörig, d. h. nach Maßgabe der überlieferten Schablone zu classificiren, in ein vollständiges und einheitliches Ganzes zu bringen. Mit den hergebrachten Rubriken ist bei dieser rein weg auf das unmittelbare Bedürfniß zugeschnittenen, theoretisch so lückenhaften, unsymmetrischen, auf allmälige Entwicklung berechneten Verfassung Nichts auszurichten. Man sieht sich einem Conglomerat von allerlei Bestimmungen der heterogensten Art — man sehe nur die Titel der Abschnitte an — gegenüber und muß zufrieden sein, wenn es gelingt, in der literarischen Darstellung oder der Vorlesung die Dinge

Digitized by Google

ständige Entwickeln halbwegs zur Verzweiflung gebracht wird, fragt Niemand.

Indessen, mag es auch hier und da der Doctrin schwer fallen, die rechte Stimmung für die Behandlung des neuen Staatsrechts zu finden, die Thatsache, daß ein neues nationales Staatsrecht existirt, anerkannt und gelehrt werden muß, ist von zwingender Nothwendigkeit. Hier ist eine dem nationalen Recht zugewandte Lehre nicht nur angezeigt, sondern unvermeidlich. Ob willig, oder nicht, der Staatsrechtsmann muß sich doch mitten in das geltende Recht hineinstellen; er kann es nicht bei Seite lassen und sich auf das Alte zurückziehen, nachdem durch die Neugestaltung Deutschlands die Brücke zwischen dem alten und dem neuen Rechtszustand gründlich abgebrochen worden ist. In diesem Zweige der Lehre ist keine Sorge nöthig, daß die historische Schule Schaden anrichten möchte. Nach wie vor wird auch das Staatsrecht geschichtliche Erörterung verdienen und finden. Man wird zeigen und zeigen müssen, wie die Zustände des öffentlichen Rechts bei den Deutschen und andern Völkern waren, und wird nicht blos der Ermittlung und Beschreibung des thatsächlichen Befundes der Vergangenheit, sondern der echt wissenschaftlichen, der höheren Aufgabe, welche in der Erkenntniß der wahren Ursachen besteht, zugewendet bleiben; aber von der historischen Lehre auf diesen Gebieten droht der Gegenwart keine Gefahr. Wer wird bei dem eingehendsten Studium der Vergangenheit daran denken, aus dem Rechte des Römerreichs oder des Römischen Reichs deutscher Nation praktische Sätze für unser heutiges öffentliches Recht oder überhaupt aus der Vergangenheit mehr, als geschichtliche Beispiele und geschichtliche Belehrung zu gewinnen?

So sehr die Darstellung des Staatsrechts durchweg der Gegenwart zugewendet, mit dem geltenden Recht beschäftigt sein muß, wird es freilich einen großen Unterschied machen, in welchem Geiste dies geschieht. Es gibt da viele Schattirungen, die in der juristischen Gelehrtenwelt ihre Vertreter haben mögen. Ich weiß nicht, ob es sogar solche noch gibt, die mit nur widerwilligem Herzen, mit sauertöpfischer Miene und mit unverwüstlichem Zopf das Staatsrecht der wiedererstandenen Nation nach derselben trockenen Manier behandeln, wie das alte Reichs- und Bundesrecht behandelt worden ist. Aber das weiß ich gewiß, daß den Theoretikern des Staatsrechts jetzt vor allen Dingen noththut, an der praktischen Entwicklung der öffentlichen Zustände, wenigstens als aufmerksame und scharfsichtige Beobachter lebendigen Antheil zu nehmen. Ein Staatsrechtsbuch oder ein Staatsrechtsheft kann allein aus dem gelehrten Studium nicht mehr hervorwachsen. Soll es getreu wiedergeben, was ist, soll es zu der Gestaltung eines deutschen Rechts, wie sie als hohes Ziel der Wissenschaft vorschweben muß, Etwas beitragen, soll es zum Nutzen der Nation zeigen, was weiter zu thun und zu lassen ist, —

Digitized by Google

soweit in eine Ordnung und Verbindung zu bringen, daß nothdürftig und äußerlich das doctrinelle Gewissen sich beruhigen kann.

Allein bei Licht besehen ist gerade das, was ihr solche Noth macht, selbst für die Lehre höchst heilsam. Wie viel Unrichtigkeiten nach jener alten Methode, welche lediglich von der doctrinären Definition aus schlußfolgert, zum Vorschein kommen, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Nicht nur in Lehrbüchern, sondern auch in der praktischen Politik wird damit Alles, selbst das Unmögliche möglich gemacht. Ich will nur an ein jüngstes Beispiel erinnern. Man definire nur die Vertragsentstehung des Norddeutschen Bundes und jetzt des Reiches so, wie von einigen Seiten her geschehen ist und die berüchtigte Windthorst'sche Vertragstheorie ist fertig, das ganze Gebäude der Verfassung wird durch diesen einen Begriff verschoben und in allen seinen Theilen in die bedenklichste Stellung gebracht.

Angesichts der Thatsache, daß die Verfassung mit überlegter Absicht auf theoretische Vollständigkeit und Systematik verzichtet, und Angesichts der Erkenntniß, daß es nothwendig zu falschen Folgesätzen führen muß, wenn man deßungeachtet die Grundlage traditioneller Schulbegriffe hineintragen will, sieht sich die verständige Lehre auf ganz andere Bahnen verwiesen. Um wahr zu sein, gerecht in dem Urtheil, richtig in den Schlußfolgerungen, hat sie die Entstehung und die, wenn auch nur erst kurze Zeit umfassende Entwicklung des Verfassungsrechtes als alleinigen Anhaltspunkt zu betrachten. Das Staatsrecht will lediglich aus der Verfassung und den Gesetzen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie nach abstracten Unterstellungen scheinen, abgeleitet sein; und, was die Verfassung und die Gesetze sind, kann nur die getreue historische Methode klar machen. Daß so die wissenschaftliche Darstellung von ihrer seitherigen Art ab und zu einer echt realistischen Auffassung hingedrängt wird, ist ein Gewinn, um den die Disciplin des Staatsrechts von andern Rechtsdisciplinen füglich beneidet werden kann. Denn mit der bloßen doctrinellen Formel gründlich brechen und eine gesunde, praktische Methode ergreifen müssen, ist ein Vortheil, der andern Rechtsgebieten wenigstens nicht so leicht und so rasch zu Theil werden wird.

Werfen wir weiter einen Blick auf die Strafrechtswissenschaft, so sieht es dort in sofern ähnlich aus, als durch den Bundes-, jetzt Reichscodex derselben eine feste Unterlage gegeben ist, die sie niemals verlassen kann. Das in praktische Geltung getretene Gesetzbuch sammt allen seinen Commentaren ist freilich an und für sich noch keine Wissenschaft, so wenig, wie die Verfassung und deren bloß beschreibende Darstellung schon ein Staatsrecht im wissenschaftlichen Sinne ist. Dessen ist man sich bei der Abfassung des Strafgesetzbuches so wohl bewußt gewesen, daß man an vielen schwachen Stellen immer die Vertröstung auf die deutsche Strafrechtswissenschaft, auf ihre werkthätige

Digitized by Google

Beihülfe zu Abrundung der Definitionen, Klärung der Principien, Ausfüllung der Lücken, hervorgeholt hat. Mitunter kann man sich allerdings des Gedankens nicht erwehren, daß die Verweisung auf die fördernde Unterstützung der Wissenschaft zu denselben parlamentarischen Aushülfsmitteln gehört, wie bei andern Gelegenheiten deren geringschätzige Verachtung, mit der der Wissenschaft entnommene Gründe oder Zweifel als graue Theorie, Professorenweisheit, Doctorfragen verworfen werden.

Indessen wir können darüber leicht hinweggehen. Soviel steht fest, daß wir dagegen wünschen müssen, aus dem einheitlichen Strafrechtsgesetz eine nationale Strafrechtswissenschaft und Strafrechtslehre entspringen zu sehen, die lange genug entbehrt worden ist.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Stellung, welche die Doctrin der Gesetzgebung gegenüber bis dahin einnahm. Eine kurze Betrachtung erscheint zu lehrreich für die Erkenntniß dessen, was zu wahrer wissenschaftlicher Pflege erforderlich ist, als daß wir sie übergehen könnten. Fast in allen deutschen Staaten waren im Laufe der letzten Jahrzehnte Strafrechtscodificationen vorgenommen worden. Nur wenige Länder hatten ganz und gar oder doch zum größten Theil das sogenannte gemeine Recht, formell noch immer auf der Grundlage der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. ruhend, erhalten und einem strafrechtlich codificirten Preußen, Sachsen oder Thüringer schauderte oft die Haut, wenn er der bejammernswerthen, barbarischen Nachbarstaaten gedachte, die sich von Rechtswegen noch nach der Carolina sollten rädern, brennen, hängen und ersäufen lassen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, mit welchem Recht oder Unrecht so viel Mitleid gerade von dieser nach jener Seite hin herrschte. Dennoch geht uns die Thatsache an. Der Umstand, daß das gemeine Recht so sehr als Schreckbild aus nebelgrauer Ferne allen denen vor Augen stand, die unter einem modernen Codex lebten, zeigt deutlich, wie durch die Codification der Rechtsanschauung eine ganz andere Basis gegeben war. — Folgeweise theilte sich auch die Strafrechtslehre. Wo das gemeine Recht fortgalt oder für das Bedürfniß der gemeinrechtlichen Länder war etwas Anderes erforderlich, wie für die mit Strafgesetzbüchern versehenen Länder. Dort erschien es noch immer geboten, aus dem römischen und älteren deutschen Recht, insonderheit aus der Urquelle der Halsgerichtsordnung zu deduciren und zu interpretiren, obwohl auch schon in den Vorträgen der Criminalprofessoren dasselbe Ding eine gewaltige Rolle spielte, dessen Macht später der Praktiker in noch ganz anderem Umfange kennen lernte: die Praxis, von der sich ehrlich gestanden sagen ließ, daß sie längst fast keinen Stein mehr von dem übrig gelassen hatte, was streng genommen die angeblich noch immer gültigen Quellen besagten. Hier dagegen war vor allen Dingen Werth zu legen auf das Kennen und Durch-

Digitized by Google

bringen des neuen Gesetzbuchs. Es galt, dessen positive Bestimmungen auszulegen. Mit den Artikeln des neuen Gesetzbuchs war die Brücke nach der Vergangenheit hin abgebrochen. Mochten noch so viele Zusammenhänge sich erweisen lassen, dem praktischen Bedürfniß, wie der theoretischen Darlegung, die in dem geschriebenen Codex ihr Fundament erblicken mußten, bot alles Voranliegende im Ganzen nur noch antiquarisches Interesse. Was konnten römisches, deutsches, gemeines Recht mit seinen Lehrmeinungen und Controversen noch wiegen! Statt dessen warf man sich auf die genaue Interpretation der Gesetzesworte, auf Casuistik, auf den Nachweis äußerer Zusammenhänge, kurz auf das, was, wenn es auch nicht gerade Artikel für Artikel vornimmt, sondern in systematischer Form und Folge auftritt, doch dem Inhalte nach eine commentarische Bearbeitung des positiven Gesetzes darstellt.

Auf der einen Seite hatte es, abgesehen von dem unmittelbar praktischen Nutzen für das Volk, oder vielmehr die Völker dieser deutschen Staaten, gewiß sein Gutes, den großentheils höchst unersprießlichen Wust historischen Stoffs, den die Lehre des gemeinen Strafrechts mit sich schleppte, los zu werden. Aber auf der andern Seite erwuchs auch aus den Gesetzbüchern schwere Gefahr. Man weiß, wie sie beschaffen waren. Man braucht nur diese zwingenden Begriffsbestimmungen, diese den Chausseegeld- oder Zolltarifen vergleichbaren Strafandrohungen anzusehen, um zu begreifen, daß Codificationen solchen Styls geeignet sind, jede geistige Freiheit und damit jede wahre Gerechtigkeit des Urtheils zu ersticken, in Praxis und Theorie eine mechanische Unteroffiziersjurisprudenz herbeizuführen, die kaum noch auf den Namen der Wissenschaftlichkeit Anspruch hat.

Die Praxis, die einst in schwülstiger Gelehrsamkeit sich ergangen hatte, gerieth nun in Gefahr, in dürrer Wortklauberei ihren einzigen Beruf zu finden, jede historische Erinnerung und das Bedürfniß tieferer rationeller Begründung zu vergessen. Die Theorie sah sich zu dem Bekenntniß genöthigt, daß eine vollkommen neue Construction der Strafrechtslehre erst gewonnen werden müsse. Mit dem alten System ging es nicht mehr, das ergab sich bald; und jeder denkende Criminalist sprach von einem auf ganz anderen Fundamenten auszuführenden Neubau der Strafrechtswissenschaft.

An emsiger Arbeit hat es nicht gefehlt. Wir besitzen eine Partie ganz achtbarer Detailuntersuchungen, vergleichende Darstellungen der particularen Strafbestimmungen jener Zeit, Versuche, nach dieser und jener Richtung hin den geschichtlichen Faden aufzunehmen, und Anderes mehr. Summiren wir aber Alles zusammen, so sind es in der That doch höchstens Vorarbeiten zu dem größeren Unternehmen, einer umfassenden wissenschaftlichen Gesammtdarstellung des Strafrechts.

Zu der Grundlegung einer neuen Strafrechtswissenschaft ist es, wie Jeder-

Digitized by Google

mann weiß und Mancher bedauert, noch nicht gekommen. Die Schwierigkeiten brauchen nicht auseinander gesetzt zu werden. Zum Theil lagen sie ohne Zweifel mit in dem Mangel eines einheitlichen Strafrechts. Aus den so und soviel untereinander in tausend Puncten abweichenden Particulargesetzbüchern eine wesentliche Strafrechtslehre herauszudestilliren und in ihrer inneren Nothwendigkeit zu begründen, war gewiß ein doppelt schweres Stück Arbeit. Allein das war und ist doch nicht die einzige Schwierigkeit und die Hauptsache bleibt immer, daß für die wissenschaftlich überzeugende Entwicklung der aus der modernen Gesetzgebung geschöpften Lehre ganz andere Fundamente nöthig sind, als sie die alte scholastische oder philosophische Schule zu brauchen nöthig fand.

Mag indessen die Aufgabe noch so schwierig sein, sie bleibt bestehen und muß erfüllt werden, wenn die Lehre vom Strafrecht die volle Höhe echter Wissenschaft halten will. Sie hat es jetzt mit dem gemeinsamen Strafcodex des Reiches zu thun. Dadurch wesentlich erleichtert, wird die Aufgabe um so lockender. Es kann nicht unsere Absicht sein, der neu zu begründenden, auf dem sichern Boden einheitlicher Gesetzgebung stehenden Wissenschaft und Lehre hier die Wege vorzuzeichnen. Aber wir fordern, daß auch dies einheitliche Strafrecht nicht als eine todte Menge positiver Regeln gelehrt, sondern daß den Lernenden schon auf der Universität das innere Verständniß der Materie eröffnet und selbst die kritische Beherrschung derselben ermöglicht werde. Und dazu gehört Eines, was hervorgehoben werden muß, weil darin unzweifelhaft der Wissenschaft ein weites Feld voll reicher Ausbeute sich aufschließt, die mehr zu der wahren Begründung der Lehre beiträgt, als all die doctrinell juridische und philosophische Begründung, mit der man früher zu operiren gewohnt war. Die juristische Wissenschaft muß den Zusammenhang der Strafgesetze mit dem politischen und socialen, mit dem geistigen und wirthschaftlichen Leben der Völker aufdecken. Kein anderer Zweig des Rechts redet deutlicher als Ausdruck des jeweiligen Culturzustandes, wie das Strafrecht. Diesen Gedanken durchzuführen, wäre eine wahrhaft große Aufgabe der theoretischen Forschung. In ihm liegt die echte Begründung der neuen und nationalen Strafrechtswissenschaft. Eine Lehre, von diesem Gedanken erfüllt, wird die sichere Ueberzeugung von dem geben, was an dem positiven Gesetz wahr und bleibend, oder nur vorübergehend oder unwahr ist.

Mit dem Strafproceßrecht wird es in Kurzem eben so aussehen, wie mit dem Strafrecht. Eine einheitliche Strafproceßordnung des Reichs steht nahe bevor und auch von der Lehre, die sich mit diesem Gegenstande befaßt, gelten die gleichen Betrachtungen, zu denen die Lage der Strafrechtsdisciplin auffordert. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Schäffle und Oppenheim.

Heinr. Bernh. Oppenheim, „Friedensglossen zum Kriegsjahr." (Leipzig, Duncker und Humblot. 1871.)

Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle, „Capitalismus und Socialismus," mit besonderer Rücksicht auf Vermögens- und Geschäftsformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Capital. (Tübingen, H. Laupp, 1870.)

II.

(Schluß.)

Kommen wir nun zu Schäffle's neuestem Buch, das er kurz vor seinem Eintritt in das cisleithanische Ministerium publicirt hat. Das ist „Capitalismus und Socialismus."

Es enthält manche gelungene wissenschaftliche Deduction, manchen neuen Gedanken und auch zum Schlusse einige Recepte, wie man der schroffen Vermögensungleichheit, welche die Gesellschaft in schmarotzende Rentiers und besitzlose Arbeiter zu spalten drohe, und den daraus erwachsenden Gefahren vorbeugen könne.

Herr Schäffle empfiehlt eine strenge Fabrikgesetzgebung und Ausbildung des genossenschaftlichen Lebens. Beides ist nichts Neues. In den Genossenschaften hat Schulze-Delitzsch vor funfzehn Jahren den richtigen Weg eröffnet; das Vorbild der gewünschten Fabrikgesetzgebung haben wir ja in England; und was den „Fabrikinspector" anlangt, so ist auch diese Idee auf dem von Herrn Schäffle so sehr verachteten, geistig, wie leiblich, seiner Meinung nach, so wenig nahrhaften preußischen Boden erwachsen. Der conservative preußische Geheimerath Wagener und der social-demokratische Agitator Dr. v. Schweizer in Berlin haben schon vor Jahren im norddeutschen Reichstag, Jeder in seiner Art, die energischsten Anstrengungen gemacht, diese Einrichtung durch die Gesetzgebung praktisch in das Leben zu führen, lange bevor Herr Schäffle sie theoretisch construirt hat.

Weiter bezeichnet Schäffle als die geeignetsten Mittel, die auf socialem Gebiete drohenden Gefahren zu beschwören:

1. Möglichste Beseitigung aller Staatsanlehen, weil durch sie das arbeitslose Rentierthum und die bloße Börsenspeculation*) genährt werde; 2. Beseitigung aller stehenden Heere; 3. Abschaffung aller in-

*) Bekanntlich bilden die Staatsobligationen auf der Producten-Börse gar keine, auf der Fonds-Börse nicht die Hauptrolle.

Digitized by Google

directen Steuern und bessere Ausbildung des Systems der directen Steuern.

Das ist ewig die alte Geschichte. Der Dorf-Chirurg, welcher seinen Patienten nicht zu helfen wußte, tröstete sie mit der Redensart: „Nur Geduld, sobald nur die Dolores cessiren, werden ja auch die Schmerzen aufhören;" und in dem unsterblichen Werke von Fritz Reuter „Ut mine Stromtid" macht der Entspector Bräsig die große Entdeckung, „die alleinige und wahre Ursache der Massenarmuth bestehe in der allgemeinen Pauvreté." Schäffle's Vorschlag läßt sich viel erschöpfender so formuliren: „Man entferne alle Armuth und alles Elend aus der Welt und mache sofort alle Menschen reich und klug, glücklich und zufrieden. Dann hat man von dem Socialismus nichts zu befürchten. Probatum est.

Solche Arzneien sind leicht verschrieben, aber schwer gemacht. Da indeß Herr Schäffle nunmehr in den Besitz einer Apotheke gelangt, d. h. da er nun als Minister an der Spitze eines großen Staatswesens steht, so werden wir abwarten, ob er als Apotheker die Arzneien zu bereiten versteht, welche er als Doctor verschrieben hat. Bis jetzt hat man noch nichts davon vernommen, daß Herr Schäffle in Oestreich die Staatsanlehen, die indirecten Steuern und die stehenden Heere abgeschafft hat; vielmehr will er die Cavallerie vermehren. Aber es wird wohl noch kommen, und bis dahin daß es kommt, wäre es wohl indicirt, daß Herr Schäffle von Preußen und Deutschland und deren Staatsmännern in einem etwas moderirteren und bescheideneren Tone spräche, als es in seinem dicken Buche geschieht, worin er jede Gelegenheit an den Haaren herbeizieht, um die Phrasen seines Ulmer Wahlmanifestes zu wiederholen, — Phrasen, welche ja damals, 1868, dort recht zweckmäßig und effectreich waren, heut zu Tage aber überall, und auch in Württemberg, für abgedroschen, unwahr und geschmacklos gelten.

Was die Deductionen Schäffle's anlangt, so leiden sie meistens an jener veralteten wissenschaftlichen Methode, welche ehedem in Deutschland allgemein herrschte, neuerdings jedoch immer mehr in Abnahme kommt. Herr Schäffle bedient sich nämlich zum Zwecke des Gedanken-Ausdrucks nicht der deutschen Sprache, sondern eines eigenthümlichen Idioms, das man nicht anders bezeichnen kann, wie als „die Sprache Schäffle." Er folgt darin dem Beispiel eines großen Unbekannten, eines Schriftstellers, welchen er hochverehrt und der unter dem Namen „Marlo" schreibt, in Wirklichkeit aber den etwas verständlicheren und bezeichnenden Namen Winkelblech führt. Das würde man sich heute nicht einmal mehr von Hegel gefallen lassen, geschweige denn von Marlo und Schäffle.

Wie Marlo den „Föderalismus," so hat Schäffle den „Capitalismus" erfunden. Leider sagen uns die beiden Herren Erfinder nicht deutlich, was

Digitized by Google

das sei; weder Marlo, was der Föderalismus, noch Schäffle, was der Capitalismus ist. Beide machen sich eine große Anzahl neuer Worte und neuer Sprachformen zurecht, welche ihre Stämme nicht nur aus der deutschen, sondern auch aus fremden Sprachen, lebenden wie todten, entlehnen; und dann operiren sie mit diesen unbekannten selbst geschaffenen Größen, welche für alle Andere, welche nicht die „Sprache Marlo" oder die „Sprache Schäffle" verstehen — und wo sollten wir sie gelernt haben, da man sie nirgends lehrt? — das reine „x" sind und bleiben.

Deutlich ist Schäffle nur, wenn er über Preußen und Bismarck schimpft, wie man denn überhaupt bemerkt haben will, daß der deutsche Gelehrte sich seiner Muttersprache nie besser und kräftiger bedient, als wenn er grob wird. „Dieses Volk weiß seine Classiker auswendig!" sagte der Franzose, als er in Deutschland angelangt öfters die Worte hörte, welche Göthe's Götz von Berlichingen bei der Belagerung zum Fenster hinausruft.

Endlich liebt Schäffle mehrdeutige Worte. Ein solches unglückseliges deutsches Wort ist in der Volkswirthschaft z. B. das Wort „Werth." Man könnte sich in Betreff seiner zu einem ähnlichen Zornesausbruch hinreißen lassen, wie Bastiat mit seinem „Maudit argent." Jeder definirt sich seinen „Werth" auf eine andere Art; und dann spinnen sie aus diesem Begriff heraus ein ganzes System, das keine andere Grundlage hat, als ein bloßes Wort, und zwar ein Wort, von dem die Meisten nicht recht wissen, was sie sich dabei zu denken haben und über dessen wahren Sinn jeder Gelehrte seine besondere Meinung hat. Man sollte dieses Wort je nach seiner verschiedenen Bedeutung durch deutlichere Ausdrücke ersetzen, wie Preis, Brauchbarkeit, Herstellungskosten u. s. w., — Worte, bei welchen wir Alle das Nämliche denken.

Heinrich Bernhard Oppenheim hat so eben „Friedensglossen zum Kriegsjahr" publicirt, worin wir unter dem Titel „zur Arbeiterfrage" auch eine gründliche Besprechung der verschiedenen socialistischen Systeme und der einschlagenden Bücher von Karl Marx, Ferdinand Lassalle, J. M. Ludlow, Lloyd Jones, Thornton, Brentano und Schäffle finden. Hören wir, was er über den letztgenannten sagt:

„In neuester Zeit hat ein deutscher Gelehrter, der in mannichfacher Beziehung von sich reden gemacht, Herr Prof. Schäffle aus Tübingen, nun in Wien, einen schwachen Anlauf zur Ehrenrettung des Socialismus genommen. In seinem dickleibigen Buche über „Capitalismus und Socialismus" giebt er — „zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Capital" — eine sehr ernsthafte und jedenfalls sehr ausführliche Würdigung der Theorien der Proudhon, Carl Marx, Lassalle, Marlo und Anderer. Freilich werden dieselben von ihm ganz oder theilweise widerlegt, aber gewöhnlich erst, nachdem

Digitized by Google

er sie für tiefe Denker erklärt hat, ungefähr wie ein Siegesbülletin, zur höheren Genugthuung des Siegers selbst, gerne die Tapferkeit des gefallenen Feindes preist. Dem schwäbischen Professor aber scheinen, aufrichtig gesagt, seine Siege nicht sehr sauer geworden zu sein. Seinen eigenen Standpunct formulirt er ungefähr folgendermaßen:

„„Versteht man unter „Capitalismus" den heutigen unvollkommenen Zustand des letzteren (?) mit vielen Schäden und Ungerechtigkeiten, dann mag man wohl sagen, daß auch der Capitalismus, wie der Feudalismus eine vergängliche geschichtliche Phase der volkswirthschaftlichen Entwickelung sei. Versteht man aber unter Capitalismus die wirthschaftliche Organisation der Productivkräfte durch das Gewinnstreben des Capital-Vermögens, so glaube ich für ein weites und großes Gebiet menschheitlicher Wirthschaft dem Capitalismus dauernde Geltung nachweisen zu können. Versteht man nach liberaler Principienreiterei (?) unter wahrem Capitalismus denjenigen Zustand, in welchen die ganze wirthschaftliche Verbindung der Individuen nur noch durch Gewinnspeculation des Capitals verwickelt wird, die Staatswirthschaft (!) ganz verschwindet, so behaupte ich, daß diese „ultraliberale" Uebertreibung und Verallgemeinerung der capitalistischen Gesellschaftsorganisation eine thörichte, doctrinäre und geschichtlich unwahre Auffassung ist."" — Der Verfasser, sagt H. B. Oppenheim, verfährt hier theils mit selbstgeschaffenen Kategorien, theils mit Begriffen, denen er einen andern, als den gebräuchlichen Sinn unterlegt. Er möchte von der socialistischen Kritik Etwas retten, und weiß doch nicht recht, wie er das anfangen soll. „Liberale Principienreiterei" steht dem Denker gut zu Gesichte; dazu gehört nur noch, daß die ganze Volkswirthschaftslehre für eine „Bourgeois-Erfindung," oder auch, daß die freihändlerische Doctrin für eine „Intrigue des perfiden Albions" ausgegeben würde. Statt „Manchester-Schule" wird „ultraliberale Principienreiterei" gesetzt, weil es zur Symmetrie paßt, das Schutzzollsystem mit dem Altliberalismus zusammenzukoppeln. Wäre zu solchen Parallelen selbst einiger Grund vorhanden, so ist damit doch Nichts gesagt und Nichts bewiesen.

Herr Schäffle will „das Steckenpferd bloßer Staatshülfe oder bloßer Selbsthülfe den national-ökonomischen und politischen Kindern überlassen." Freilich versteht Herr Schäffle unter „Staatshülfe" wieder etwas Anderes, als die Socialisten darunter verstehen; aber so geht es ihm auch mit dem „Socialismus" selbst. Alle die Verstandesspielereien mit religiösem, humanitärem, genossenschaftlichem, staatlichem „Socialismus" haben im Leben und in der Wissenschaft keinen Werth. Es gibt hier nur Einen bestimmten Gegensatz: auf der einen Seite stehen unter dem Namen Socialismus, Communismus ꝛc. alle die Systeme, welche die Freiheit des Eigenthums und

Digitized by Google

des Erwerbes beschränken und die Gesellschaft nach einer unhistorischen Schablone von Oben oder von Unten construirend umgestalten wollen; auf der anderen Seite steht die Wissenschaft der Volkswirthschaft, welche die immanenten Gesetze der Gütererzeugung und des Verkehrs erforschen und zur Anwendung bringen soll. Das Genossenschaftswesen und alle sonstigen vernünftigen Bestrebungen zur Hebung der niederen Classen fallen auf die Seite der Volkswirthschaft und nicht auf die des Socialismus. In der Freiheit, welche das Grundprincip der Volkswirthschaft ist, liegt das wesentlichste Element der Krafterzeugung. So haben auch alle humanen Bestrebungen für die leidenden Classen nur dauernden Werth, wenn und soweit sie an das System der Selbsthülfe anknüpfen und selbstständige Kraft erzeugen oder befördern. Heutzutage muß man den Muth haben, Volkswirthschaft und Socialismus scharf von einander zu sondern und gegenüber zu stellen. Jene Süßwasser-Socialisten aber, welche mit Worten spielend, nach beiden Seiten schön thun, verwirren die Frage in politischer, wie in ökonomischer Beziehung. Die „ultraliberale Principienreiterei," welche den Staat auf das allgemeine Stimmrecht und die allgemeine Wehrpflicht, sowie auf den obligatorischen Volksunterricht gründet, hat von der Solidarität der Gesellschaftsklassen eine klarere Vorstellung, als die Feinde des Capitals, welche in der That und in der Praxis auch die Feinde der Arbeit sind.

In der Bodenrententheorie steht Schäffle mit einem Fuße selbst auf dem socialistischen Standpunkt, sucht aber die abstracte Theorie mit den Institutionen der Wirklichkeit durch Anwendung genossenschaftlicher Formen zu vermitteln. Er bekennt sich, in derselben Ricardo'schen Richtung, zu einer Malthus'schen Angst vor Uebervölkerung, welche glücklicherweise geschichtlich nicht gerechtfertigt, sondern vollständig widerlegt ist, und beantragt, der vermeintlichen Gefahr durch Paternitätsklagen, Umänderung der Armengesetze nach der strengeren Seite hin und durch eine Art älterlicher Kinderguts-Versicherungs-Verpflichtung zu begegnen, welche letztere auf die ehemaligen Beschränkungen der Verehelichungsfreiheit hinaus läuft. So schlägt die socialistische Tendenz auch bei dem gelehrten Professor in Unfreiheit und Reaction um. Ueberall begegnen sich der alte und der neue Zwangsstaat und reichen einander die Hände. Doch sie sind nicht mehr gefährlich, wenigstens nicht für das Gemeinwesen. Einzelne Mitglieder des Arbeiterstandes mögen dem Glauben an diese Theorien noch zum Opfer fallen; jeder Versuch der Verwirklichung führt diese Theorien so rasch ad absurdum, daß die gesunden Grundsätze der Wissenschaft für jedes Opfer tausend Anhänger gewinnen.

Diese Verquickung mit reactionären oder staatsfeindlichen Tendenzen charakterisirt vorzugsweise die deutsche Socialistenschule, während die französische durch die Erinnerungen an 1793 und durch die leidenschaftliche Genußsucht

Digitized by Google

der Massen bezeichnet wird; — wogegen die englische sich jedenfalls durch eine mehr praktische Richtung günstig auszeichnet. Zu wirklichen Versuchen, die Theorien in die Realität zu übersetzen, ist es in Deutschland am seltensten gekommen. Während in Frankreich Socialismus und politische Revolution sich identificiren (Commune), waren in England alle Arbeiterverbindungen von Alters her klug genug, sich ausdrücklich der Politik ferne zu halten und zum Beispiel auch in aufgeregten Zeiten die dargebotene Allianz der Chartisten energisch zurückzuweisen. Erst in der neuesten Zeit sind die Arbeiter durch das unmittelbare Interesse an der Erweiterung des politischen Stimmrechts zu thätigen und bewußten Mitgliedern der vorgeschrittenen liberalen Partei geworden, und zwar in der löblichen Weise, daß die eigentlichen Arbeitercandidaturen, d. h. die einseitige Vertretung eines ausschließlichen Classenbewußtseins, bei ihnen wenig Anklang fanden.

Wenn man die 24 Seiten lange Abhandlung Oppenheim's mit dem über 700 Seiten starken Buch Schäffle's vergleicht, so wird man finden, daß Umfang und Geist im umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen.

Bei Oppenheim eine mit klaren, verständlichen und präcisen Strichen gezeichnete realistische Uebersicht, welche an das eigene Denken des gebildeten Lesers appellirt. Bei Schäffle eine schwere, schwülstige und oft verzopfte Deduction von unendlicher Breite, deren Urheber von der Voraussetzung auszugehn scheint, die wirkliche Welt habe keinen andern Zweck, als einer mit bloßen Denk-Formen hantirenden Dialektik zum Spielzeuge zu dienen, und der Leser sei ein „höherer Schuljunge," dem man entweder den Brei in den Mund schmieren, oder durch einen schwer verständlichen Gallimathias imponiren müsse.

Haben wir vielleicht etwas zu lange bei der Person und dem Lebenslaufe des Herrn Schäffle verweilt, so gestatte man uns zum Schlusse, auch noch einen raschen Blick auf die „Tage und Werke" Oppenheim's zu werfen. Er ist in Frankfurt a. M. geboren und einer jener alten und vornehmen israelitischen Familien entsprossen, welche man nach der Rolle, welche sie in den freien Reichsstädten am Rhein seit Jahrhunderten spielten, „das jüdische Patriciat" nennen darf. Vielleicht ist es dadurch zu erklären, daß neben der liberalen und manchmal radicalen Weltanschauung, worin wir in Westdeutschland während des letzten Jahrhunderts Alle aufgewachsen sind, bei Oppenheim die alte Tradition von „Kaiser und Reich" niemals ihre Zauberkraft verloren hat.

Vor etwas mehr als einem Vierteljahrhundert war Oppenheim Docent der Staatswissenschaften und des Völkerrechts in Heidelberg. Beiläufig bemerkt, hat er auch ein Handbuch des Völkerrechts geschrieben, das kürzlich die zweite Auflage erlebte und in bündigster Form die neuesten Resultate

Digitized by Google

dieser Wissenschaft zusammenfaßt. Damals sammelte Oppenheim eine auserwählte Schaar von Studenten um sich, welche von ihrem, selbst noch jugendlichen Lehrer für ihr ganzes Leben die politische Richtung empfingen und heute noch mit derselben Achtung von ihm sprachen, wie damals. Friedrich Kapp z. B. war auch darunter.

Oppenheim, anstatt die akademische Carriere als Jacobs-Leiter zu benutzen, hängte bald schon dieses Amt an den Nagel, wahrscheinlich weil er in dieser Stellung nicht die ganze Unabhängigkeit fand, deren er bedurfte. Denn er hatte stets das Bedürfniß, nicht nur seinen Schülern, sondern Allerwelt rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, ohne sich dadurch beirren zu lassen, ob er sich dadurch abwechselnd nach Oben oder nach Unten mißliebig mache.

Vor dreißig oder vierzig Jahren war es Mode, dem deutschen Volk alles Böse nachzusagen. Ein berühmter Publicist schrieb damals, obgleich selbst ein Deutscher, von Paris aus über die „Hunde-Demuth" der Deutschen, dieser Nation von „Kellnern und Hausknechten". Heut zu Tage ist die entgegengesetzte Tonart Mode. Wir berauschen uns förmlich in dem Vollgefühle unserer Tugenden. Weder das Eine, noch das Andere ist gut. Wir haben nicht nöthig, daß man uns beschimpft. Aber es kann nicht schaden, stets Jemanden um sich zu haben, welcher uns in aufrichtiger Freundschaft und philosophischem Gleichmuthe stets die Wahrheit sagt, auch wenn sie herb ist. Diesen Dienst hat H. B. Oppenheim seit einem Menschenalter der deutschen Nation als getreuer Eckard unabläßig erwiesen. Und den deutschen Großen auch. Die letztern nahmen es übel, so daß Oppenheim aus Anlaß der Verfolgungen, welche ihm zu Theil wurden, längere Zeit im Auslande (namentlich in London und Paris) verweilen und daneben von diversen Amnestieen Gebrauch machen mußte, um politische Verurtheilungen, welche ihn getroffen, wieder los zu werden. Das Exil stählte seinen Charakter und erweiterte sein, von Haus aus auf sehr solider Grundlage ruhendes Wissen.

Nach Deutschland wieder zurückgekehrt, gründete er in Berlin, wo er damals schon den Mittelpunkt Deutschlands erblickte, 1862 die „Deutschen Jahrbücher", eine politische Revue, wie sie Deutschland seitdem nicht wieder gehabt hat. Er hoffte damals, eine liberale Bewegung, ausgehend von Preußen, werde die Einheit Deutschlands begründen. Als aber ein, aus den conservativen Reihen hervorgegangener Staatsmann diese Aufgabe, vor welcher die „moralischen Eroberer" zurückschreckten, in die zwar anscheinend junkerhafte, aber entschlossene Hand nahm, da ließ sich Oppenheim, obgleich damals das Genie Bismarck's noch nicht anerkannt war, obgleich Oppenheim erst kurz vorher von preußischen Gerichten wegen eines prägnanten Ausdrucks seiner politischen Meinung zu einer längeren Freiheitsstrafe verurtheilt worden,

Digitized by Google

und obgleich es damals noch und in der That in dem größeren Theile von Deutschland nicht ohne Gefahr war, — wenigstens nicht ohne Gefahr des Verlustes der immerhin durchaus nicht werthlosen Popularität war —, die Wahrheit zu sagen, da ließ sich Oppenheim durchaus nicht abhalten, im Jahre 1866 von Stuttgart aus, wohin ihn die preußische Preßgesetzgebung verscheucht hatte, für die deutsche Einheit und für deren Gründung durch Preußen, — und durch Bismarck, — einzutreten. Wir erinnern uns, um jene Zeit einen Aufsatz von ihm gelesen haben, betitelt „Ueber politische und staatsbürgerliche Pflichterfüllung", und etwas später einen zweiten, welcher, unter der Ueberschrift „Partei oder Coterie?", eine eben so heilsame, als schonungslose Kritik der liberalen Parteien in Preußen gab, — eine Kritik, welche, zum ersten Male in Deutschland, haarscharf unterschied zwischen dem „positiven" Liberalismus, welcher die Politik als Mittel zum Staatszweck betreibt, und dem „negativen" Liberalismus, welcher die Opposition um ihrer selbst willen als Volksgunst erwerbendes Metier exercirt und auch in der Volksvertretung nur „zum Fenster hinausschwatzt", (qui parle par la fenêtre). Das waren neue, aber heilsame Wahrheiten, mit welchen der deutsche Liberalismus, der bisher, sich selbst nur mit optimistischen, alle Andern nur mit pessimistischen Augen betrachtet und sich in einer vulgären Selbstvergötterung verloren hatte, zum ersten Male begann, eine unerbittlich realistische Selbstkritik zu üben.

Nun hat H. B. Oppenheim in dem Buche „Friedensglossen zum Kriegsjahre", begeistert von den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit, das Facit der politischen Studien gezogen, die er in Deutschland und in der Fremde, begünstigt durch seine gründliche wissenschaftliche Bildung, sowie durch Unabhängigkeit des Besitzes und des Charakters, gemacht hat. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß uns durch dieses Buch, welches in einzelnen, der Form wie dem Inhalte nach vortrefflichen Essays Themata behandelt, wie: — Die Revanche für Sadowa — der Siegespreis — Deutschlands Westgrenzen und die Diplomatie — was Elsaß gewinnt, was Elsaß verliert — die nächsten Aussichten und Ziele — die Sympathien des Auslandes — zum ewigen Frieden — der Krieg und das Völkerrecht — die Heimkehr — einen Schlüssel zu manchem Ereignisse der Vergangenheit und wichtige Fingerzeige für die Zukunft bietet. Ich würde von „Philosophie der Geschichte" sprechen, wenn nicht dieses Wort an Credit verloren hätte durch den Mißbrauch, den man mit der geschichtsphilosophischen Methode getrieben. Statt die Voraussetzungen der Ereignisse genau zu untersuchen und festzustellen und auf Grund dessen die großen Gesetze zu suchen, welche die Geschicke der Menschheit regeln, hat man sich aus vorgefaßten Meinungen ein System gebildet und dieses zum Procrustes-Bette

Digitized by Google

gemacht, auf welchem man die Thatsachen willkührlich auseinanderzerrt oder verstümmelt, — was man „construiren" nennt. Letztere Methode, zu welcher Schäffle neigt, ist Oppenheim vollständig fremd. Vor ihr schützt ihn schon die streng wissenschaftliche Schule, welche er auf den Gebieten des Völker-, Staats- und Privatrechts, der Culturgeschichte, Philosophie und Volkswirthschaft durchgemacht, und die reichen Detail-Kenntnisse und praktischen Anschauungen, welche er in Deutschlands verschiedenen Stämmen und Landen, sowie in England und Frankreich an Ort und Stelle in Bezug auf Land und Leute, Geschichte und Literatur gesammelt hat. Eines Studiums der Gesetze, nach welchen sich der Fortschritt der Menschheit vollzieht, können wir aber nicht entrathen, wenn wir uns nicht dem Ausspruch des Grafen de Maistre unterwerfen wollen, welcher unsere Geschichte für „ein fortgesetztes Gemetzel", oder für ein Gewebe von Trug und Verrath, List und Gewalt erklärt; („L'histoire du genre humain ressemble à un immense champ de carnage").

Jene Aufsätze bilden den ersten Theil des Buches unter dem Titel „auf dem Wege zur deutschen Einheit". Der zweite faßt unter dem Collektivtitel „Studien und Kritiken" zwei Abhandlungen „Ueber Armenpflege und Heimathrecht" und „Zur Arbeiterfrage", dann zwei literarische Charakterbilder „Carl Twesten (der Abgeordnete) als Schriftsteller" und „Wilhelm von Humboldt als theoretischer Politiker", und endlich eine tiefgreifende Studie „Ueber constitutionelle Moral und Sitte", zusammen.

Oppenheim ist im Gegensatze zu Schäffle, welcher Angesichts der großen Entwickelung, die sich in seinem Vaterlande so glücklich vollzogen, den Standpunct einen feindseligen und gehässigen Reaction oder wenigstens dem einer mißmuthig antipathischen Nörgelei einnimmt, mit voller Seele bei den Schicksale seines Volkes, ohne daß ihn dabei auch nur einen Augenblick der lebendige Geist einer scharfen Kritik verläßt. Während Schäffle das deutsche Bürgerthum im verdrießlichsten Schulmeister-Tone zurechtweist und mit dem vornehmen und gemeinen Proletariat kokettirt, faßt Oppenheim mit freudigem Vertrauen auf die Zukunft seines Landes und Volkes das Ganze in's Auge und spricht im Einzelnen Lob und Tadel aus nach allen Seiten, die seines Erachtens dergleichen verdienen.

Oppenheim zwingt uns, mit ihm zu denken und zu fühlen, und wir legen sein Buch nie ohne geistigen Gewinn und guten Vorsatz zur Seite. Schäffle zwingt uns nur, den großen Aufwand an Geist, den er ohne Ergebniß vergeudet, zu bewundern und zu bedauern; und wir beendigen das Studium des dickleibigen Werkes gerade so verdrießlich, wie er selber zu sein scheint, mit dem Worten „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus!"

Digitized by Google

Aus Schwaben.

Nach einer Thätigkeit von wenigen Wochen ist der württembergische Landtag, voraussichtlich bis zum Winter, vertagt worden. Seine Hauptaufgabe bestand in der interimistischen Fortverwilligung der Steuern, welche nachgerade bei uns zur Regel geworden ist. Obgleich wir eine dreijährige Etatsperiode haben, so ist es dem Finanzminister auch dieses mal trotz wiederholter Fristverlängerungen nicht gelungen, den Etat pro 1. Juli 1870/73, welcher schon im Frühjahr vorigen Jahres hätte verabschiedet werden sollen, fertig zu bringen, sodaß der Staat nun bis zum 31. December d. J. anderthalb Jahre lang ohne geregelten Etat fortzuwirthschaften hat. Bei der neuesten Erstreckung des Provisoriums verlangte nun aber der Finanzminister eine beträchtliche Steuererhöhung, deren Motivirung auf Kosten des Reichs unser letzter Brief erwähnt hat. Eine sehr starke, aus allen Parteien zusammengesetzte Minorität erklärte, in Ermangelung jedes näheren Nachweises über den Bedarf im Einzelnen, diese Zumuthung für verfassungswidrig, wobei es nicht an Angriffen auf die nur nach der Schablone arbeitende büreaukratische Unfähigkeit unserer Finanzmänner fehlte. Der Justizminister von Mittnacht sah sich deßhalb genöthigt, dem bedrängten Collegen beizuspringen, wobei er der nationalen Partei die Aufsehen erregenden Worte zurief: „Glauben Sie nicht, der Gulden, der in Berlin verwilligt worden, lasse sich durch den Kreuzer decken, den man hier erspart. Man kann sich für sein Ja dort, nicht mit einem Nein hier revanchiren: die alte württembergische Opposition muß sich hier und in anderen Fragen resigniren, daß sie in gewohnter Weise nicht mehr verfahren kann. Setzen Sie nicht das Volk in den Wahn, daß die Opfer, welche man willig ertragen zu wollen erklärt hat, doch noch erspart bleiben werden." Natürlich erntete der Minister hierdurch den Beifall der Demokratie, welche ihn seines kalten abwehrenden Verhaltens ungeachtet um seiner Verdienste aus der Zollparlamentszeit willen immer noch mit einer gewissen schweifwedelnden Artigkeit zu behandeln pflegt.

So erfreulich es ist, daß mit jener Rede die Bedeutungslosigkeit der württembergischen Ständekammer nicht nur für die Fragen der hohen Politik, sondern auch für die Finanzfragen constatirt und dagegen auf den Reichstag als den entscheidenden Kampfplatz hingewiesen wurde, so wenig läßt sich für die Dauer die von der nationalen Partei gezogene weitere Consequenz, nämlich die Vereinfachung des diesseitigen Staatshaushalts ernstlich bestreiten. Es handelt sich hierbei nicht blos um die immerhin auf einige hunderttausend Gulden zu berechnenden jährlichen Ersparnisse, als darum, daß unter Entfer-

Digitized by Google

nung von gänzlich lebensunfähigem Organen für die Staatsthätigkeit die ihren ferneren Functionen entsprechenden Einrichtungen geschaffen werden, wodurch es allein möglich sein wird, eine selbständige Entwickelung unseres Stammeslebens für die Zukunft zu erhalten.

Vor allem gehört dahin die Revision der Verfassung, welche, seit mehr als 20 Jahren der Zankapfel der Parteien, vor dem Jahr 1870 zu einer befriedigenden Lösung nicht gebracht werden konnte. Ganz anders sind dagegen die Verhältnisse jetzt. Das Zweikammersystem hat mit dem Eintritt in das Reich seine Berechtigung verloren. Die conservativen Interessen finden jetzt im Reichstag und Bundesrath eine viel wirksamere und befähigtere Vertretung als in unserer bisherigen, auf dem veralteten Princip der Stimmübertragung beruhenden I. Kammer. Sah sich doch die Regierung seit langen Jahren genöthigt, um das ganze Institut vor größerer Bloßstellung zu bewahren, die wenigen lebenslänglichen Pairsstellen, über welche sie verfassungsmäßig verfügt, durch höhere Beamte aus sämmtlichen Departements so zu besetzen, daß für jedes Departement wenigstens ein Referent vorhanden ist, da andernfalls die Commissionsberichte nicht zu Stande kämen oder auf den Domanialkanzleien ausgearbeitet werden müßten. Ebenso dürfte eine Reduction des Abgeordnetenhauses nicht zu umgehen sein, da, von den Privilegien des Adels und der Geistlichkeit abgesehen, die Zahl von 93 Mitgliedern für ein Land von $1^3/_4$ Millionen Einwohner viel zu groß ist, und es selbst bei einer Herabsetzung jener Zahl auf die Hälfte noch schwer genug fallen wird, die genügende Anzahl ihrer Aufgabe gewachsener Männer herauszufinden. Ebenso ist der ständische Ausschuß zur Vertretung der Stände während ihrer Vertagung ein längst überlebtes Institut, welches bisher für eine wirksame Controle der Staatsverwaltung nicht das Geringste zu leisten vermochte.

Auch der Geheimerath als vermittelndes Organ zwischen Ministerium und König für die Begutachtung von Gesetzen ist, von den constitutionellen Bedenken gegen ein solches Institut ganz abgesehen, in der letzten Zeit völlig unhaltbar geworden. Seitdem nämlich — mit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs — den Ministern gestattet wurde, Mandate in die Ständekammer anzunehmen, wurde es denselben — namentlich durch die Einwirkung auf die ständischen Commissionen leicht, die ihnen mißliebigen Aenderungen an ihren Gesetzesvorlagen von Seiten des Geheimenraths durch die Ständekammer, nicht immer zur Förderung des Ansehens der Staatsregierung, wieder beseitigen zu lassen, womit das ganze Institut illusorisch wurde. Die dringendste Forderung aber ist die gänzliche Beseitigung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Daß dieselbe möglich ist, hat so eben Baden gezeigt. Sie ist aber, auch vom nationalen Standpunkt ganz abgesehen, schon durch die Leistungsunfähigkeit unserer Diplomatie geboten. Wir er-

Digitized by Google

innern nur an die traurige pecuniäre Stellung dieser Vertreter und den Mangel an aller Autorität, unter dem sie selbst an Plätzen wie Petersburg leiden und welche in letzter Zeit wiederholt auch in öffentlichen Gerichtsverhandlungen zu Tage trat. Nicht ohne Grund haben sich daher neuerdings die besser situirten Elemente unseres Adels von dieser Laufbahn zurückgezogen. So kommt es denn, daß unsere diplomatischen Agenten bei der ihnen völlig abgehenden eigenen Geschäftskenntniß und Routine wie in Ermangelung einer gesandtschaftlichen Kanzlei sich gar nicht in der Lage befinden, den Anforderungen des heutigen Verkehrs auch nur entfernt zu entsprechen, und daher den Interessen der Landeskinder durch einen einfachen kaufmännischen Consul weit besser gedient wäre als durch Männer, deren Hauptthätigkeit in persönlichen Berichten über Hofklatsch, wenn nicht gar in Besorgung ganz profaner Commissionen besteht. Auch der Umstand, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, obgleich mit diesem neuen Zweig gänzlich unbekannt, das Departement der Verkehrsanstalten zu leiten übernommen hat, dürfte die Entbehrlichkeit seines Postens nicht ausschließen, sondern vielmehr nur einen schlagenden Beweis dafür abgeben, wie noch heutzutage in unseren deutschen Mittelstaaten selbst so gewichtige Interessen wie diejenigen der Verkehrsanstalten rein persönlichen Motiven gegenüber in den Hintergrund treten müssen, zugleich aber den Wunsch nahe legen, daß auch diese Sonderstellung Württembergs, welche die Versailler Verträge geschaffen, in Bälde beseitigt und damit die Leitung der Verkehrsanstalten in sachkundige Hände gelegt werden möchte.

Im Kriegsdepartement scheint diese Sonderstellung bereits ihrem Ende entgegenzugehen. Schon bei Abschluß der Novemberverträge lag die absolute Unmöglichkeit, unter Beibehaltung einer eigenen Militärverwaltung und gleichzeitiger Erfüllung der dem Land auferlegten militärischen Leistungen mit der bekannten Summe von 225 Thalern auszureichen, oder gar noch für das Land Ersparnisse zu machen, für jeden Sachkundigen klar vor Augen, und jene Vertragsbestimmung erschien uns von Anfang an nur als ein witziges Mittel, um die Klagen unserer Demokraten über die Höhe jener Summe ins Absurde zu demonstriren. Nach übereinstimmenden Mittheilungen ist nun aber neuerdings die Verlegenheit und Rathlosigkeit unserer Kriegsverwaltung in dieser und andern Richtungen so groß, daß man froh sein wird, wenn das Reich die Reorganisation unserer Armee direct in die Hand nimmt und dem Abschlusse einer Militärconvention, ähnlich der badischen, in Bälde entgegensieht.

Angesichts des Umstandes, daß die Nothwendigkeit der angedeuteten Reductionen im allgemeinen Bewußtsein immer klarer hervortritt, hat denn auch der Minister des Innern auf die neuliche Anfrage des Abgeordneten Hölder

Digitized by Google

die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Verfassung und Verwaltung an sich nicht in Abrede gezogen, sondern nur mit Rücksicht auf den raschen Fluß der Reichsgesetzgebung vorerst noch einen Aufschub für geboten erachtet.

Sehen wir von diesen Problemen ab, so haben die beiden brennenden Fragen des letztversammelten Landtags, die provisorische Steuererhöhung und die Bankfrage, schließlich ihre Erledigung durch ein Compromiß gefunden, indem die Stände, was den erstern Punkt anbelangt, statt der angesonnenen Steuererhöhung von 40 resp. 25 % in eine solche von nur 20 beziehungsweise von 10 % als nachweisbar genügend einwilligten.

In der Bankfrage bot die Regierung und das alte Gründerconsortium, nachdem sich die demokratischen Angriffe als bloße Concurenzbestrebungen erwiesen hatten, alle Mittel auf, um das Bankproject zu retten, und es kam schließlich ein Vergleich zu Stande, nach welchem der Staat für das der Bank vorläufig eingeräumte Monopol der Notenausgabe bis zum Belauf von 15 Millionen Gulden $^1/_3$ des reinen jährlichen Bankgewinns über 5 % des eingezahlten Actiencapitals erhalten sollte, ohne übrigens der Bank und ihren Noten gegenüber irgend eine Verbindlichkeit einzugehen, und außerdem dem Publicum gewisse Zugeständnisse bei der Zeichung der Actien gemacht wurden. Auffallend war hiebei, wie nachdrücklich gerade von Seiten des Ministeriums die Nothwendigkeit premirt wurde, noch vor dem 1. Januar 1872 eine württembergische Notenbank zu gründen, da von dort an die preußische Bank oder eine zu gründende Reichsbank ihre Wirksamkeit auch auf Württemberg ausdehnen würde. Man fürchtete somit offenbar, auch in commercieller Beziehung vom Reich abhängig zu werden, und daß namentlich Stuttgart in seiner Eigenschaft als schwäbisches Verkehrscentrum beeinträchtigt werden könnte. Dabei ließen sich Regierung und Stände, indem sie die Creirung von weiteren 3 Millionen Gulden Papiergeld und die Emission von 15 Millionen in Banknoten beschlossen, gleichmäßig von dem Gedanken beherrschen, daß bei der bereits vorhandenen Verwirrung der Zustand der Papiergeldwirthschaft in Deutschland nicht wesentlich verschlimmert werden könne, wenn auch Württemberg im letzten Augenblicke noch sich den bestehenden gesetzlichen Zustand zu Nutzen mache, um sich bei der bevorstehenden reichsgesetzlichen Normirung der Papiergeld- und Notenfrage in ein möglichst gleiches Niveau mit den übrigen Kleinstaaten zu setzen. Nur Mohl, der gegenüber seinem bisherigen großdeutschen Fanatismus wie umgewandelt erschien, blieb seinen alten volkswirthschaftlichen Grundsätzen getreu und wies zur Abwendung der überhandnehmenden Papierwirthschaft auf die soliden Grundlagen der preußischen und Hamburgischen Handels- und Geld-Politik hin.

Ein erheiterndes Intermezzo bildete die Anfrage des groß-deutschen De-

Digitized by Google

mokraten Oesterlen, in welcher er von dem Ministerium allgemeine Rechenschaft über sämmtliche Abstimmungen im Bundesrath verlangte, offenbar um bei dieser Gelegenheit die Thätigkeit der Organe des Reichs einer Superrevision vor dem Forum des württembergischen Landtags zu unterwerfen. Dem Antragsteller mochte hierbei jene Commission vor Augen schweben, welche das Ministerium noch vor $1^1/_2$ Jahren zusammenberufen hatte, um das jetzt deutsche Strafgesetzbuch durch eine Anzahl höher erleuchteter schwäbischer Praktiker, daunter namentlich die Zollschwaben Becher und Probst, revidiren zu lassen, eine Commission, deren Leistungen nur durch den Kriegsausbruch in ewiges Dunkel gehüllt worden sind. In erster Linie war es natürlich darauf abgesehen, dem Minister von Mittnacht, dessen besonderes Vertrauen Oesterlen früher genossen, indem er ihm vor dem Jahr 1870 als Vermittler zwischen der äußersten Demokratie gedient hatte, Verlegenheiten zu bereiten. Allein Herr von Mittnacht wies das Ansinnen mit ebenso schlagenden Gründen als beißender Ironie zurück, indem er die bei der Genehmigung der Versailler Verträge der Ständekammer gemachten Zugeständnisse dahin näher präcisirte, daß die Regierung nicht verpflichtet sei, eine allgemeine Rechenschaft über ihre Thätigkeit im Bundesrath abzulegen, sie vielmehr nur eine Verantwortlichkeit des Ministeriums im einzelnen Fall anerkenne. Die Stimmführung im Bundesrath, welcher großen Werth darauf lege, seine weitaus meisten Beschlüsse einstimmig zu fassen, sei, namentlich was die Vorberathungen betreffe, eine Art diplomatischer Thätigkeit, man könne daher mit Rücksicht auf die anderen Regierungen der Ständekammer einen vollen Einblick nicht gestatten. Dennoch wünscht der Minister die Einführung öffentlicher Verhandlungen im Bundesrath, um so mehr als selbst in Fällen, wo man den vertraulichen Charakter besonders premirt habe, die Sache doch schon am nächsten Tag haarklein in den norddeutschen Zeitungen berichtet worden sei, welche überhaupt stets aufs schnellste und genaueste von den Verhandlungen unterrichtet seien. Gleichwohl fand hierbei der Redner Anlaß, seine Geringschätzung der Tagespresse neuerdings zu constatiren, und zugleich den Preußischen Jahrbüchern ein offenbar längst beabsichtigtes „formellstes Dementi" vor ganz Deutschland zu ertheilen. Letztere hätten nämlich in einem Artikel über die Versailler Verträge von November v. J. behauptet, die württembergischen Bevollmächtigten hätten am 13. November in Versailles plötzlich den Versuch gemacht, die Verhandlungen auf ganz neue Basis zu stellen, der Bundeskanzler aber habe diese Zumuthung kurzer Hand zurückgewiesen. Diese Nachricht sei bereits Geschichte geworden, indem der neueste Schultheßische Geschichtskalender unter dem „13. November Abends" diesen Vorgang berichte. An der ganzen Sache sei nun aber, wie der Minister aufs bestimmteste constatiren zu müssen glaubt, kein wahres Wort.

Digitized by Google

Wir können hierbei auf die genaue Darstellung der Stuttgarter und Versailler Vorgänge in jener Zeit auf S. 272 ff. des vorigen Bands der Grenzboten verweisen, aus welcher sich gleichfalls die theilweise Ungenauigkeit des Berichts der Preußischen Jahrbücher ergibt. Letztere hatten offenbar unseren Staatsmännern eine politische Initiative zugetraut, für welche es damals in Stuttgart an geradezu allen Bedingungen fehlte; die Intrigue, welche damals im Rücken der Minister v. Mittnacht und von Sukow spielte, konnte blos passiven Widerstand leisten, um Zeit zu gewinn, zu positiven Leistungen war sie unfähig.

Aus den übrigen Verhandlungen der Ständekammer dürfte nur noch der von den Abgeordneten zum Beschluß erhobene Antrag Römers hervorzuheben sein, einen Bericht der staatsrechtlichen Commission über das Verhalten der württembergischen Regierung bei der Publication der Decrete über die Infallibilität einzufordern, ferner die aus Anlaß eines Gesetzes über die Regelung der Rechtsverhältnisse der Dissidenten mit 61 gegen 18 Stimmen beschlossene Bitte an die Regierung um Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen Juden und Christen. Der Eintritt in das Reich gab ferner Anlaß, die bisherige Competenz des obersten Gerichtshofs in Handelssachen mit Rücksicht auf die Zuständigkeit des Oberhandelsgericht durch ein Gesetz abzuändern und den Begriff der Handelssachen in Uebereinstimmung mit dem Reichsgesetz zu normiren; die erste Abänderung unserer neuen Civilproceßordnung, welche übrigens ohnehin — vom Standpunct der juristischen Technik aus — so gänzlich mißlungen ist, daß auch bei uns die Fachmänner der Emanirung der deutschen Civilproceßordnung sehnsüchtig entgegensehen. Dabei hofft man allgemein auf die gleichzeitige Erlassung eines Strafgesetzes über die staatsrechtliche, wie über die pecuniäre Stellung des gesammten deutschen Richterstands, welcher nur auf diesem Weg aus seiner theilweise unwürdigen Lage erlöst werden kann. Der Abgang Römers, des langjährigen ebenso geist- und kenntnißreichen als energischen Vertreters der nationalen Sache in Schwaben zum deutschen Oberhandelsgericht wird hier allgemein und aufrichtig bedauert: wie auch nicht zu verkennen ist, daß er im passenden Moment eine Ständekammer verläßt, in welcher die selbstgenügsame kleinbürgerliche Beschränktheit mit der zunehmenden Macht- und Bedeutungslosigkeit der ganzen Körperschaft immer mehr an Terrain gewinnt, so daß bei der vorhandenen Scheu vor jeder principiellen Neugestaltung für jeden Mann von Geist eine eben so langweilige als ermüdende Function im Abgeordnetenhaus in Aussicht steht.

Der Einzug unserer Truppen fand bei strömendem Regen statt. Man war zwar von gewisser Seite bemüht gewesen, dem Fest einen exclusiv schwäbischen Charakter zu verleihen, namentlich auch durch die Fernhaltung der üb-

Digitized by Google

rigen Bestandtheile der deutschen Armee, sowie durch eine Reihe einzelner kleinlicher Bestimmungen des Festprogramms, wie z. B. daß die Festjungfrauen statt der deutschen die schwäbischen Farben tragen mußten. Diese Bestrebungen wurden übrigens sämmtlich an der einmüthigen nationalen Haltung der Bevölkerung, namentlich aber der Armee zu Schanden, welch' letztere von oben bis unten gründlich curirt aus dem Feld zurückgekehrt ist.

Auch der König war offenbar bemüht, den üblen Eindruck, welchen die Taktlosigkeit der Urheber des officiellen Programms und der Servilismus einzelner Höflinge und Gemeindediener hervorgerufen hatte, durch seinen Toast auf „unsern deutschen Kaiser" zu verwischen. *a.*

Die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen für die evangelischen und die katholischen Kirchenangelegenheiten.

Berlin, am 29. Juli.

Etwas spät komme ich auf den wichtigen Erlaß vom 8. Juli, welcher die gesonderten Abtheilungen im Ministerium der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten, welche seit dem Jahr 1841 für die evangelischen Kirchenangelegenheiten einerseits und für die katholischen Angelegenheiten andererseits bestanden haben, aufhebt. Am 21. Juli Abends erschien die betreffende Cabinetsordre im „Staats-Anzeiger." Sie hat seitdem in der Presse, in der klerikalen Presse sowohl, als in der liberalen aller Schattirungen und nicht minder in der officiellen und officiösen, ihre Commentare gefunden. Aber das Thema ist noch lange nicht erschöpft. Denn diese Cabinetsordre von wenigen Zeilen wird mit hoher Wahrscheinlichkeit den Ausgang einer Reihe von wichtigen und umgestaltenden Thatsachen bilden. Darum ist es von Interesse, die Ordre nach allen Beleuchtungen, die sie schon erfahren, nochmals in's Auge zu fassen.

Man erinnert sich, daß der „Staats-Anzeiger" im nichtamtlichen Theil die Cabinetsordre vom 8. Juli bei ihrer Mittheilung gleichzeitig erläuterte. Demnach ist die Ordre ein einfacher Ausfluß der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, unserer zu Recht und in Geltung bestehenden Verfassung. Nach dieser Verfassung verwalten die Kirchen- und die Religionsgesellschaften, soweit sie anerkannt sind, ihre Angelegenheiten selbst. Der Staat, soweit er zu den Kirchen und religiösen Gesellschaften in Beziehung tritt, thut dies nur

Digitized by Google

unter dem Gesichtspunkt des Staatszweckes nach Maßgabe des Staatsrechts der bestehenden Gesetze. Er bedarf also nicht nur nicht zur Bearbeitung der religiösen Angelegenheiten, soweit sie in seinen Bereich fallen, eines confessionellen Organes, ein solches scheint vielmehr der staatlichen Wahrnehmung des religiösen Gebietes geradezu hinderlich sein zu müssen. Dieser Gedanke ist so einleuchtend, daß man sich fragt, warum die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen nicht schon längst stattgefunden hat. Der „Staatsanzeiger" weist auf zwei Gründe hin. Erstlich auf die Erledigung einer Reihe Geschäfte, welche die katholische Kirche ausschließlich angingen, und zweitens auf den Umstand, daß auf dem Boden der protestantischen Kirche eine klare Sonderung der staatlichen und kirchlichen Gerechtsame sich noch nicht vollzogen hat. Jene die katholische Kirche ausschließlich betreffenden Angelegenheiten sind dem „Staatsanzeiger" zu Folge nunmehr erledigt, und die Trennung der kirchlichen und staatlichen Gerechtsame auf dem Boden der protestantischen Kirche soll durch die Aufhebung der gesonderten Abtheilungen einen neuen Sporn erhalten, und bildet eine der nächsten Aufgaben des Regiments in Staat und Kirche.

So im Wesentlichen der „Staatsanzeiger". Demnach haben wir also baldige Schritte vielleicht in Form von Gesetzvorlagen zu erwarten, welche die Trennung der protestantischen kirchlichen Organe von den Staatsorganen weiter durchführen. Damit tritt die Verfassungsfrage der protestantischen Kirche wieder in den Vordergrund. Sogar officiöse Stimmen haben sich nicht abweisend verhalten gegen die Möglichkeit, daß die kirchlichen Angelegenheiten aller Confessionen künftig dem Justizministerium überwiesen werden könnten, weil der Staat nur nach staatsrechtlichen Gesichtspunkten zu diesen Angelegenheiten ferner in Beziehung zu treten habe. Das sind Dinge wie man sieht, von der außerordentlichsten Tragweite. Die Herstellung der rechten Verfassung für die evangelische Kirche ist die stärkste Vertheidigungswaffe gegen den Ultramontanismus, die es auf deutschen Boden geben kann. Ja man kann die Erwartung hegen, daß der Protestantismus, wenn er seine richtige Verfassung in Deutschland findet, eine innere Regeneration erfährt, welche seine Lebenskraft in der ganzen Welt in unberechenbarer Weise anfacht.

Doch glaube ich, wird es für alle nationalgesinnten Theile gut sein, für's Erste nur die Folgen ins Auge zu fassen, welche die Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung gegenüber dem Ultramontanismus haben wird.

Eigentlich ist es ein althergebrachter Grundsatz des preußischen Staats, den man bis auf den großen Kurfürsten, wenn nicht noch weiter, zurückdatiren kann, daß der Staat die kirchlichen Dinge nur von seinem umfassenden rechtlich politischen Standpunkt, nicht aber von irgend einem oder gar von mehreren confessionellen Standpunkten gleichzeitig zu behandeln hat. Dieser echt

Digitized by Google

preußische und tief in der Sache liegende Grundsatz wurde verlassen, als Friedrich Wilhelm IV. am 11. Januar 1841 die katholische Abtheilung im Cultusministerium in's Leben rief. Es war am Anfang jener unglücklichen Periode, wo der Standpunkt des Staates der preußischen Regierung immer mehr verloren ging, wo man allen feindlichen Richtungen halbe Zugeständnisse machte, ohne sie damit gewinnen zu können. Auf diesem Weg zog sich der Staat die Feinde am eignen Busen groß. Was konnte diese katholische Abtheilung anders sein, als ein Werkzeug der päpstlichen Kirche gegen den Staat, während die damalige Regierung glaubte, sie habe ein Mittel gefunden, die päpstliche Kirche zu versöhnen und zur Selbsteinhaltung der zum Schutz des Staats unentbehrlichen Schranken zu vermögen? Wie sich diese Erwartung erfüllt hat, möge man, von früheren Jahren zu geschweigen, an den Persönlichkeiten abnehmen, welche zuletzt die katholische Abtheilung bildeten. Der jetzt zur Disposition gestellte Director derselben, Dr. Krätzig, ist ein eifriges Mitglied der sogenannten Fraction des Centrums. Die Räthe Lienhoff und Ulrich sind Geistesverwandte ihres ehemaligen Directors. Von Lienhoff wird behauptet, daß er einen hohen Rang in der Gesellschaft Jesu einnehme. Unbestreitbar sind die engen Beziehungen, welche zwischen der Nuntiatur in Wien und den Räthen der katholischen Abtheilung in Berlin obwalteten.

In einem katholischen Staat sogar wählte man zur Vertretung des Staats gegenüber der Kirche solche Laien, die da wissen, was des Kaisers ist. Das protestantische Preußen, das mächtigste Glied des deutschen Reiches, konnte unmöglich die Wahrung des Staats gegenüber der Kirche Organen anvertrauen von engster nicht nur kirchlicher, sondern jesuitisch-päpstlicher Färbung. Diese Unmöglichkeit tritt vor aller Welt Augen, seitdem die päpstliche Kirche durch die vatikanische Revolution von 1870 in sich gespalten ist.

Sollte der Staat etwa seinen Arm herleihen, diese Revolution zur siegreichen Thatsache zu machen? Das wäre Selbstmord gewesen. Denn diese Revolution ist in ihren weiteren Zwecken gegen die Selbständigkeit der weltlichen Regierungen gerichtet. Aber Preußen denkt auch andererseits nicht daran, die infallibilistische Kirche zu bekämpfen. Es setzt sich nur in den Stand, in unbefangener, den ewigen Grundsätzen des Rechts entsprechender Weise den Katholiken, die sich unverschuldet aus ihrer Kirche vielleicht verstoßen sehen, das zu wahren, was sie zurückzufordern den unbestreitbaren Anspruch haben.

Wenn die klerikalen Organe, die Berliner „Germania" an der Spitze, dem deutschen Staat dafür die Strafe durch Frankreich androhen, in dessen Arme die Klerikalen alle deutschen Katholiken zu treiben, soviel an ihnen liegt, sich vermessen, so ruft dieß wohl Ekel und Empörung, aber keine

Digitized by Google

Besorgniß hervor. Je unverstellter der jesuitische Ultramontanismus sein eigentliches Antlitz zeigt, desto besser für Deutschland, desto besser für die Welt.

Die „Germania" sieht in der Aufhebung der besonderen katholischen Abtheilung die Abberufung der Gesandten des Staats von der Kirche. Sie will damit offenbar insinuiren, der Staat habe der Kirche den Krieg erklärt. Diese Insinuation ist unwahr. Denn der Staat will jeder Kirche gewähren, was sie von ihm zu fordern hat. Jeden Schutz, nur nicht die Unterstützung des Gewissenzwanges. Die „Germania" aber insinuirt nur darum, es sei der Krieg an die Kirche erklärt worden, um ihrerseits den Krieg gegen den Staat predigen zu können. Bereits sieht sie „das Alte stürzen und neues Leben aus den Ruinen blühen." Das ist wohl Siegesgewißheit. Die deutsche Nation aber wird zunächst die Klarheit preisen, welche an die Stellung des Ultramontanismus gekommen ist. Der weltherrschende Papst und Frankreich sein Arm, oder vielleicht: das weltherrschende Frankreich und der Papst sein Werkzeug: das ist das jesuitische Panier. Jede Kirche frei, an dem Heil der Seele zu arbeiten, aber der deutsche Staat souverän und untheilbar: das ist das nationale Panier. C—r.

Der Krieg und seine Opfer.

Der jetzige Zustand der stehenden Armeen in Europa leidet mit der Beschaffenheit und Größe der Kriegsheere der älteren Kriegszeiten gar keinen Vergleich. Alexander der Große unternahm und vollendete mit 40,000 Mann die Eroberung des größten Theiles der damals bekannten Welt. Fünf Legionen, die noch nicht so viel Köpfe zählten, als jene Macedonier, machten die stärksten Heere der Römer aus, und nur an dem Schlachttage, wo Brutus blutete und das Schicksal von Rom's Freiheit sich entschied, zählte man ihrer dreißig. Gottfried von Bouillon erschien dagegen schon mit 700,000 Streitern in Palästina; in dem siebenjährigen Krieg waren 1,200,000 Mann unter den Waffen. Eine Million Krieger zogen 1815 nach Frankreich. Im Kriege von 1866 sowohl wie im letzten deutsch-französischen Kriege stehen fast zwei Millionen Soldaten im Felde. Eben weil aber so große Heeresmassen sich einander gegenüberstehen, läßt ein langandauernder Krieg sich nicht denken.

Digitized by Google

Der Krieg raubt einem Lande nicht allein Alle, die im Felde fallen, oder gefangen weggeführt werden, er wirkt auch verheerend und entvölkernd durch Krankheiten, und deßhalb ist ein so großer Verlust an Menschen vorhanden. Nicht daß in großen Schlachten immerdar viele Todte sind, denn in der Regel wird von sieben Mann nur einer verwundet und von fünfundzwanzig Mann einer getödtet. So war es bei Ligny und bei Belle Alliance.

In den 41 Monaten des französisch-spanischen Krieges starben 24,930 englische Soldaten an Krankheit und nur 8999 wurden auf den Schlachtfeldern getödtet oder starben in Folge von Verwundungen. Im ganzen Kriege starben

	an Krankheit:	im Kampf:
Gemeine	42 Procent	11.4 Procent,
Offiziere	6.6 „	3.7 „

In den einzelnen großen Schlachten war der Verlust nach amtlichen Berichten der britischen Truppen:

	Todte.	Verwundete.
Waterloo	1771	5892
Salamanca	388	2714
Victoria	501	2807
Talavera	670	3406
Trafalgar	449	1211
Zopenhagen	254	689.

Nach einer Berechnung des Sir Richard Hennegat, Chef des Trains der vereinigten Armeen unter Wellington, wurden in der Schlacht von Victoria 3,675,000 Musketenschüsse von den Engländern gegen den Feind abgefeuert, von welchen 8000 Mann getödtet oder verwundet wurden, so daß auf 459 Schüsse nur ein Opfer kam, welche Zahl aber eigentlich noch zu hoch ist, da ein Theil der Tödtungen und Verwundungen den Kanonen anheimfiel, von welchen 90 Stück durchschnittlich jedes 73 Schüsse feuerten.

Friedrich der Große schätzt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges den erlittenen Verlust aller kriegführenden Mächte auf 853,000 Todte und zwar 180,000 Preußen, 140,000 Oestreicher, 120,000 Russen, 200,000 Franzosen, 160,000 Engländer und Alliirte, 28,000 deutsche Reichstruppen und 20,000 Schweden.

Der orientalische Krieg von 1853 — 56 raffte 500,000 Menschen weg, davon im Kampfe oder in Folge von Wunden 177,000, an Krankheiten 334,000, worunter Russen 256,000, Türken 98,000, Franzosen 107,000, Engländer 45,000, Italiener 2600 und Griechen 2500 Mann. Der Krieg im Kaukasus von 1829 — 60 kostete 330,000; der indobritische 196,000; der russisch-türkische 1828—29: 193,000; der polnische Insurrectionskrieg 190,000; der spanische Bürgerkrieg 172,000; der griechische Befreiungskrieg 148,000.

Digitized by Google

Sämmtliche Kriege der Franzosen in Algerien 146,000 und der ungarische Insurrectionskrieg 142,000 Mann. — Schwer auch waren die Opfer, die Deutschland brachte, als unsere Väter in den Jahren 1813 und 1814 den heiligen Krieg gegen französischen Uebermuth kämpften. In der Schlacht an der Katzbach am 26. Aug. standen auf beiden Seiten je 80,000 Mann. Das schlesische Corps verlor über 3000 Mann, namentlich litt die Landwehr sehr, eines ihrer Bataillone schmolz von 577 auf 180 Mann zusammen.

In der Schlacht bei Dresden am 27. Aug. standen 200,000 Oestreicher, Russen und Preußen gegen 100,000 Franzosen und verloren 15000 Mann an Todten und Verwundeten und 23,000 Gefangene, meist Oestreicher. In der Schlacht bei Dennewitz am 6. Sept. erkämpfte Bülow mit 50,000 Preußen den Sieg über 75,000 Franzosen, erbeutete 4 Fahnen, 80 Kanonen, 400 Munitionswagen und machte 15,000 Gefangene, hatte aber auch einen Verlust von 9000 Todte und Verwundete. Mehrere Truppentheile hatten nicht weniger als ein Drittheil ihrer Mannschaft eingebüßt. — In der Schlacht bei Leipzig kämpften 300,000 Verbündete gegen 171,000 Franzosen mit 700 Geschützen. Am ersten Tage, den 16. Oct., hatten die beiden ersten Angriffssäulen der Verbündeten bei Wachau so fürchterlich gelitten, daß über die Hälfte ihrer Mannschaft verloren gegangen und fast alle ihre Geschütze unbrauchbar geworden waren. Das 7. schlesische Landwehr-Regiment, 1800 Mann stark, wurde bis auf 160 Mann aufgerieben. Die darauf gefolgte eigentliche Leipziger Völkerschlacht am 17., 18. und 19. October hat nicht weniger als 85,000 Opfer gefordert. Die Franzosen verloren 15,000 Todte, 15,000 Verwundete und ließen außerdem noch in den Lazarethen von Leipzig 23,000 Mann, darunter 3000 Officiere und 27 Generale zurück. Die Verbündeten verloren 1761 Officiere und 45,775 Soldaten. In der Schlacht um Paris am 30. März zählten die Verbündeten 100,000 Mann und sie kostete den Russen 6000, den Preußen 2000, den Württembergern 183 und den Franzosen circa 4000 Todte und Verwundete.

Wenn wir jetzt einen Rückblick werfen auf sämmtliche Opfer, welche ein vollständiger Sieg über den Kaiser Napoleon den Ersten, sowohl Frankreich wie Europa gekostet hat, so ergiebt sich folgendes:

Napoleon hatte in Rußland, durch Hunger, Kälte, Strapazen und Gefechte in Allem 500,000 Mann, 150,000 Pferde, 1200 Geschütze, sodann in Deutschland bis zum Waffenstillstand, 4. Juni 1813, 40,000 Mann verloren. Nach der Leipziger Schlacht brachte er von den 300,000 Mann, die er seit Juni wieder gesammelt, nur noch 70,000 Mann über den Rhein; die übrigen waren todt, verwundet, krank oder gefangen. Zu Ende 1813 und Anfang 1814 starben in Frankreich von den über den Rhein geretteten Heeresresten und von den neu eingezogenen Conscribirten 100,000 Mann am Nervenfieber. Weit über 100,000 Mann nahm der Feldzug von 1815. Die drei Kriegsjahre 1812, 1813 und 1815 haben Frankreich allein 700,000 Mann seiner kräftigsten Söhne gekostet, die in Italien und Spanien gefallenen Opfer ungerechnet. Zählt man diese Verluste hinzu, so kommt eine Million zusammen, welche sterben mußten, bevor Napoleon ganz unschädlich gemacht war. Und nicht viel geringer, vielleicht nur 100,000 Mann weniger, kann der Verlust der übrigen Völker Europa's, seiner Gegner, gewesen sein.

Daß indessen das Hospital weit mehr zu fürchten ist, als das Schlachtfeld, hatten die Franzosen schon unter Napoleon dem Ersten zur Genüge erfahren. Aber die französischen Feldherren haben aus der damaligen Lehre wenig Nutzen gezogen. In dem orientalischen Kriege starben von 300,000 französischen Soldaten 95,615 Streiter, doch nicht von Kugeln allein oder

Digitized by Google

nur größtentheils, vielmehr erlagen nicht weniger als 75,000 der Cholera, dem Scharbock, dem Lazarethfieber und dem Typhus. Dort waren die Piemontesen nur an einem Gefecht betheiligt und dieses kostete ihnen an Todten 12, an Verwundeten, die später noch starben, 16, zusammen 28, während ihre sonstigen Verluste eingestandenermaßen 2200 Mann betrugen. Der Verlust der Russen wird auf 600,000 Mann angegeben, darunter aber nur etwa 30,000 Todte auf dem Schlachtfelde, wozu noch 20,000 an Wunden später gestorbene zu rechnen sind; die Uebrigen erlagen an Krankheiten oder erfroren auf dem Marsche. Die Engländer brachten nach und nach 97,864 Mann vor Sebastopol und verloren davon 22,182, aber nur 4600 im Kampfe. Die französischen Lazarethe hatten im Winter von 1855/56 12,800 Scharbockkranke, von denen 964 starben, sodann 19,063 Typhuskranke, von denen 10,278 starben, während die Engländer nur 240 Kranke hatten, wovon 17 mit Tode abgingen.

Im italienischen Feldzuge nahmen die Franzosen nur 132 Aerzte für 160,000 Mann mit nach Italien, mithin auf 1250 Mann nur einen Arzt. Von der Schlacht bei Solferino wurden 8000 Verwundete nach Mailand gebracht, für welche nur neun französische Aerzte zur Verfügung standen. Bei Solferino lagen Verwundete fünf volle Tage, ehe sie unter Dach geschafft wurden. Die Truppen, welche bei Magenta und Solferino fochten, waren schon mit Seuchen behaftet, die sie sich durch unmäßige Genüsse und durch die nächtlichen Bivuaks zugezogen. Diese Erfahrungen beruhen auf statistischen Sammlungen. Doch auch schon in Friedenszeiten steht es häufig sehr schlecht mit der französischen Armee, denn im Jahre 1846 begrub sie in Frankreich selbst je 19, in Algerien sogar je 64 auf 1000 Mann, noch viel schlimmer aber in der Krim, wo die Franzosen in zwölf Monaten 155 Mann auf 1000 Mann, und zwar 34 an Wunden, 121 an Krankheiten verloren, während die Engländer nur 33 an Wunden und 93 an Krankheiten einbüßten.

Mit dem 2. August 1870, wo die Stadt Saarbrücken preußischer Seits vorläufig aufgegeben wurde, beginnen die französischen Verluste des letzten Krieges.

Ueber die Total-Summe der französischen Verluste an Menschen und Kriegsmaterial im ganzen letzten deutsch-französischen Kriege sind die Ansichten gar sehr getheilt, mithin auch die officiellen Zusammenstellungen sehr verschieden.

Die Capitulation von Sedan allein überlieferte 1 Marschall, 39 Generale, 230 Stabs-, 2095 andere Officiere und 84,450 Mann, nebst sämmtlichen Adlern, 70 Mitrailleusen, 330 Feld- und 150 Festungsgeschützen und 10,000 Pferden. Außerdem wurden etwa 14,500 Mann mit 13,000 Pferden, Kanonen und Artillerie-Fahrzeugen auf belgischem Gebiet entwaffnet.

Der Verlust an Todten in allen Gefechten und Schlachten wird zwischen 75 bis 95,000 Mann, sowie an Verwundeten auf 145 — 165,000 Soldaten angegeben, während die Zahl der französischen Gefangenen über 500,000 Soldaten betragen hat.

Bei der Unvollständigkeit, mit welcher bis jetzt die Veröffentlichungen erfolgten, ist nicht minder schwierig, den Gesammt-Verlust Deutschlands an Menschen im franz.-deutschen Kriege festzustellen. Diese Verluste der deutschen Armee werden bisher von den besten Autoritäten wie folgt angegeben:

Digitized by Google

1. Offiziere.

	todt.	verw.	vermißt.	Summa.
1. Norddeutscher Bund	918	2972	30	3920
2. Baiern	156	564	—	720
3. Württemberg	25	64	—	89
4. Baden	22	132	—	154
5. Großh. Hessen	44	63	—	107
	1165.	3795.	30.	4990.

2. Unterofficiere und Soldaten.

	todt.	verw.	vermißt.	Summa.
1. Norddeutscher Bund	14839	71792	5902	92533
2. Baiern	1524	10217	—	11741
3. Württemberg	664	1688	—	2352
4. Baden	423	2578	263	3264
Großh. Hessen	681	1467	—	2148
	18131.	87742.	6165.	112038.

Die Requisitionen und Kriegsbußen kosten Frankreich schon jetzt mehr als fünf Milliarden Francs. Die Ausgaben der Commune selbst betrugen 56,000,000 Frcs. Für den Krieg wurden 260,000,000 Frcs. verausgabt. Die Verluste des Handels und der Industrie werden zu 200,000,000 Frcs. geschätzt. Die niedergebrannten Häuser und Monumente zu 114,000,000 Frcs. Dazu kommen noch die ruinirten Möbel und Kunstgegenstände, so daß der Verlust im Ganzen sich auf 7 bis 800 Millionen Franken beläuft. Außerdem sind noch eine Masse Waaren verbrannt, die sich in Paris im Depot befanden. In den Docks der General-Magazine von Vilette sind, wie es heißt, allein für 60 Millionen zu Grunde gegangen.

Berliner Briefe.

Berlin, den 28. Juli. Unser Menu ist in dieser Woche wie in der vorigen: Ultramontane und Maurerstrike, Maurerstrike und Ultramontane. In dieser etwas einförmigen Abwechselung müssen die Zeitungen das Interesse ihrer Leser befriedigen. Die auswärtige Politik ist zu einer dunkeln Sage herabgesunken. Seit der Napoleon nicht mehr da ist, sagte schmunzelnd ein Börsenmann, gibt es nichts Neues mehr: nur Hausse, Hausse, immer Hausse. Vielleicht ist das Wort wirklich charakteristisch für die nächste Zeit. Napoleon ist lange der Hecht im Karpfenteich gewesen, bis ein deutscher Staatsmann bewies, daß auch er nicht zum genus carpo gehört und daß der Vergleich hinkt wie die politische Weisheit Desjenigen, der ihn machte. Die Franzosen sind heut freilich unruhig und kriegslustig wie nur je. Aber es wird sich erst zeigen müssen, ob das Können so stark ist, als das Wollen, und wenn wir vernünftiger Weise nicht darauf rechnen dürfen, daß die Franzosen schon jetzt, nach einem Kriege, den Verlust von Elsaß und Lothringen als definitiv ansehen, so dürfen wir dagegen doch darauf rechnen, daß in Frankreich die Masse des Volkes nicht eigentlich kriegerisch ist und daß jede Regierung von einiger Besonnenheit eine Aenderung der politischen Constella-

Digitized by Google

tion Europa's abwarten wird, ehe sie sich zu einem Kriege entschließt. Man scheint allerdings jetzt in Versailles entschlossen, die allgemeine Wehrpflicht durchzuführen und der Satz, daß die allgemeine Wehrpflicht den Frieden sichert, ist ganz verzweifelt unhaltbar. Die Annalen der Geschichte hätten längst von keinem Kriege mehr zu berichten, wenn es wahr wäre, daß die Völker friedliebend sind. Im Grunde geht ja die ganze Beweisführung auf das Horazische

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi

zurück, aber die Könige sind eben so oft von den Völkern geführt worden, als sie die Völker geführt haben — und heute mehr als je. Die rein „dynastischen Interessen" haben nur verhältnißmäßig kurze Zeit geherrscht. Die allgemeine Wehrpflicht könnte für die französische Republik sein, was für das empire Chassepot und Mitrailleuse waren — Waffen, wenigstens die erste, durchaus nicht verächtlicher Art. Wird die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich eingeführt, so werden wir Sorge zu tragen haben, nicht numerisch überflügelt zu werden, was wir um so leichter vermeiden können, als Deutschland Frankreich im Reichthum an Männern übertrifft. In dieser Beziehung wird Roon wohl Vorsorge tragen und daß der Reichskanzler hinsichtlich der auswärtigen Politik müßig sei, dürfte kaum Jemand ernstlich besorgen.

Der Wunsch Oestreichs, in Frieden und gutem Einvernehmen mit Deutschland zu leben, ist sicherlich aufrichtig, denn dieses gute Einvernehmen ist nothwendig, um der inneren Wirren Herr zu werden. Daß eine Freundschaft mit Oestreich und Rußland zu einer „heiligen Allianz" führen könnte, ist unter den gegenwärtigen Umständen eine Befürchtung, welche wohl nur im Scherz geäußert wird. Die heilige Allianz ist so vollständig dahin, wie ihre Zeitgenossin, die Romantik. Nicht bloß die heilige Allianz ist todt, sondern auch ihre jüngste und letzte Tochter, die preußische Reaction der fünfziger Jahre. Wohin sind die Männer, welche einst den Club der Wilhelmsstraße bildeten, welche in die Ideen des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV. eingingen? Sie sind von der Erde verschwunden. Nur Herr v. Gerlach schleicht noch als Gespenst umher, so traurig, daß man versucht sein kann, ihn zu fragen, wie Horatio den Geist:

„Ist irgend eine gute That zu thun,
Die Ruh' dir bringen kann."

Die Zeit ist so ganz, ganz anders geworden. Und es scheint, als ob wirklich gerade jetzt ein frischerer Hauch, freilich nur noch leise, durch das politische Leben Deutschlands ginge, als ob noch einmal der Versuch gemacht werden sollte, ob wir in zwanzig Jahren, in Revolution, Reaction, Conflict und Krieg gelernt haben, die politische Freiheit mit den absoluten Forderungen des Staates zu vereinigen. Der Fürst Bismarck ist sicherlich kein Liberaler im gewöhnlichen Sinn des Worts, er hat zuerst den Parlamentarismus bekämpft, als er glaubte, daß dieser das Königthum bedrohe, er sucht der Aristokratie eine hervorragende Stelle im Staate zu wahren, aber sicher empfindet er auch, daß das Gebäude, welches er gegründet hat, doch nur fest steht, wenn es von einem politisch denkenden, freien Volke getragen wird. Das Volk hat alle nöthigen Eigenschaften zu dieser Rolle, wenn die Führer ihm nicht fehlen. — o. W. —

Berichtigung: Der Verfasser des in den beiden letzten Heften der Grenzboten enthaltenen Artikels „Jordans Nibelunge" heißt J. V. Widmann, nicht Wichmann. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 33.

Ausgegeben am 11. August 1871.

Inhalt:

Rußlands Heermacht . . . . . Seite 241
Herders französische Reiseeindrücke 254
Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre. (Schluß.) . 260
Aus Elsaß Vergangenheit 273
Berliner Briefe 279

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rußlands Heermacht.

Seit seinem ersten Eintreten in die Geschichte Europas hat man niemals aufgehört, Rußland mit Besorgniß zu betrachten. Sie gründete sich auf zwei Umstände: erstens auf die gewaltige Massenhaftigkeit des Volksstammes, welcher ungetheilt ein unbedingt gehorsames Werkzeug in der Hand seiner Zaren war, also auch jederzeit auf seinen Wink kolossale Heere stellte, wenn es ihm beliebte die Nachbarvölker zu überfallen; dann aber auf die Fremdartigkeit und Unzugänglichkeit, mit welcher diese Halbslawen der europäischen Gesittung widerstreben und bei asiatischer Rohheit verharren. General Fadejew, für seine Abstammung ungewöhnlich hellsehend und gründlich, hat dieses Verhältniß seines Vaterlandes zu Europa richtig erkannt; in seinem Werke über „Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik“ *) äußert er sich darüber: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Westen Europas im Herzen, in der öffentlichen Stimmung, in der Gesammtheit uns feindlich ist. Nicht in diesem oder jenem System der russischen Regierung hat diese Feindschaft ihren Grund, sondern im Wesen der Dinge selbst, im Mißtrauen gegen das neue, fremde, allzu zahlreiche, plötzlich an der Grenze Europas erschienene Volk, mit seinem den Ueberlieferungen des Westens fremden, unermeßlichen Reiche, wo viele sociale Cardinalfragen anders als dort aufgefaßt werden, wo die ganze Masse des Volks Land besitzt, wo eine Religion bekannt wird, welche dem Papstthum hundert mal mehr gefährlich ist, als selbst der Protestantismus, eine Religion, welche gleichzeitig diesen und jenes negirt. . . . Was wir auch thun mögen niemals werden wir das halb feudale und halb revolutionäre Europa dazu bringen, aufrichtig Jemand als Seinesgleichen anzuerkennen, der ihm fremd ist von der Wiege an. Was wir auch thun mögen, niemals werden wir den Glauben an das Europa erschreckende Gespenst tilgen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir jeden Tag mächtig wachsen und uns selbst noch nicht kennen, weil wir ganz unmöglich weder für uns selbst, noch um so weniger für unsere Kinder dafür einstehen können, wie wir nach einigen Jahren über Slawenthum und Rechtgläubigkeit denken werden.“

Wir halten uns nicht mit der Berichtigung einzelner nebensächlicher Aus-

*) Uebersetzt von Jul. Eckardt. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

sprüche in dieser Aeußerung auf; so viel bestätigen wir, daß Europa, bei aller sonstigen Spaltung und Gegensätzlichkeit im Inneren, einig ist in der Fremdheit und dem Mißtrauen gegen Rußland. Wir erachten Europa zu dieser Gesinnung auch berechtigt; es wird von Rußland so lange feindlich geschieden bleiben, als seine Heiligthümer und Ideale dort gering geschätzt, als Freiheit, Wahrheit, Treue, die theuersten Menschenrechte dort verachtet, dagegen brutale Gewalt, knechtische Unterwürfigkeit, Lug und Trug hoch gehalten, und Bilder, Gewänder, Gebäude, Städte, Flüsse als Heiligthümer verehrt werden. Neben den Magyaren haben wir am meisten von Rußland zu fürchten: wir sind seine nächsten Nachbarn; Lüsternheit auf deutsche Gebiete, besonders auf Ostpreußen, hat es seit Peter d. Gr. wiederholt bewiesen. Auch während unseres letzten schweren Kampfes im Westen haben nicht blos die Moskauer Zeitung und ihre Gesinnungsgenossen „Entschädigungen" für unsere Machterweiterung verlangt, bestehend in Landabtretungen an der Ostsee, sondern auch offenkundige Regierungsorgane, wie der „Gerichtsbote", haben diese Forderung gestellt. Wenn Rußland uns nichts desto weniger eine wohlwollende Neutralität bewahrt, so verdanken wir das ausschließlich dem Kaiser Alexander, welcher jeden Tag den Thron einem Nachfolger räumen kann, der gegen die Willenskundgebungen des Volkes nachgiebiger ist, als er. Wir haben auch am meisten von Rußland zu fürchten, weil dessen strategische Grenze nirgends so vortheilhaft ist, als gegen uns, wobei zu bemerken, daß sie durch Besitznahme früher preußischer Provinzen auf dem Wiener Congreß gegen die eifrigen Bemühungen unserer Staatsmänner erworben ist. Nicht einmal die Prosnalinie wurde uns gegönnt; mit Kalisch schob das Slawenreich noch über sie hinaus einen Fuß in unsere Weichen.

Unter solchen Umständen haben wir Deutsche dringende Veranlassung, unabläßig ein aufmerksames Auge auf die Heereseinrichtungen und Kriegsvorbereitungen unseres östlichen Nachbaren zu haben, der sich in seiner vorlauten Presse selbst immerwährend als unseren nächsten Gegner ankündigt. An der Hand Fadejews können wir tiefe Blicke in beides thun, zugleich auch in die militärisch-politischen Anschauungen, welche in den höchsten militärischen Kreisen Rußlands herrschen, denn der General hat längere Zeit in der Umgebung des Kaisers gelebt, und ist der Vertraute des angesehensten russischen Heerführers, des Feldmarschalls Fürsten Barjatinsky.

So finden wir denn, daß man dort zwar bedauert: das „unverbrüchliche Bündniß" (besser die Abhängigkeit) Preußens, welches „die Hälfte unserer westlichen Grenzen deckte", sowie „die ausschließliche Stellung am baltischen Meere" seit 1866 eingebüßt zu haben; im übrigen aber hielt man zur Zeit der Abfassung des Buches, also vor dem französischen Krieg, nicht sonderlich

Digitized by Google

viel von der preußischen Heereseinrichtung. „Preußen", heißt es da, „gleicht einem Menschen, welcher nur mit einer Ladung in den Kampf geht; wirft er den Gegner dann nicht mit dem ersten Schuß um, so bleibt er waffenlos ihm gegenüber. Einem Staate gegenüber, den man nicht mit einem mal stürzen kann, wie z. B. Frankreich, von Rußland gar nicht zu reden, ist also offenbar ein Andrang Preußens nichts mehr als ein Platzregen im Sommer, dessen Ende sich unter dem ersten Wetterdach abwarten läßt." — Ob man jetzt an der Newa anders urtheilen wird, müssen wir dahingestellt sein lassen, können wir aber ruhig abwarten. Noch schroffer abweisend wird der Einfluß des preußischen Kriegswesens auf das russische aufgefaßt; fast alles, was dort als fehlerhaft angesehen wird, schreibt Fadejew diesem Einfluß zu. Von der russischen Reiterei namentlich gesteht er zwar zu, daß sie im großen und ganzen nicht viel tauge, obwohl sie eine Auswahl von guten Pferden zu ihrer Verfügung habe und obwohl das Reich in einem Theil der Kosaken treffliche geborne Reiter besitze; aber die „pedantischen" norddeutschen, besonders preußischen Officiere, welche in ihrer Heimath noch keinen Menschen auch nur gesehen hätten, der zu reiten verstünde, und als Instructoren angestellt gewesen wären, hätten seit Friedrich d. Gr. alles verdorben. Von ihnen sei das Manege-Reiten eingeführt worden und das künstliche Drillen von Rekruten, welche in ihrem früheren bürgerlichen Leben niemals zu Pferde gesessen hätten und keinerlei Beruf zu Cavalleristen besäßen. „Die Reiterei aber wird, so lange der Mensch nicht in dem Grade mit dem Pferde verwachsen ist, daß die vier Füße des Rosses sich für ihn in seine eigenen verwandeln, im Gefecht wenig Vortheil bringen; die allerverzweifeltste Tapferkeit eines Cavalleristen, welcher, wenn er im Sattel sitzt, sich nicht als vierfüßiger Centaur fühlt, ist nichts anderes als die Tapferkeit eines vom Schlage gelähmten Infanteristen."

Diesen Grundsätzen gemäß dringt Fadejew darauf, die Kosaken, namentlich die Donischen, in reguläre Cavallerie zu verwandeln. Sie sind, wie er sagt, „niemals eine irreguläre Reiterei in der eigentlichen Bedeutung des Wortes gewesen; sie waren nur keine Manegecavallerie! Das, was man irreguläre Reiterei nennt, sind z. B. die Kurden und Tschetschenzen, welche nicht nur keine geschlossenen Reihen kennen, sondern auch niemals in Massen operiren. Bei diesen letzteren thut jeder Einzelne, was er will, eine allgemeine Leitung und ein Commando giebt es nicht, sondern die Gewandtheit des Einzelnen ersetzt den Willen des Befehlshabers, weshalb sie auch im Partisanenkrieg so brauchbar sind, im Felde aber zum offnen Kampfe nicht taugen, es sei denn bei der Verfolgung. Die Kosaken dagegen, obgleich sie ebenfalls in zerstreuten Haufen gegen den Feind agiren können, haben sich in der Schlacht immer in einreihiger Fronte formirt und thun das auch noch jetzt. Ihre Bewegungen sind freilich nicht so regelrecht und ihre Attake nicht

Digitized by Google

so geschlossen wie bei der regulären Cavallerie, doch hat das nicht seinen Grund in der Beschaffenheit der Menschen oder der Pferde, welche im Gegentheil weit höher ist als bei den anderen, sondern darin, daß dergleichen von ihnen nicht verlangt wird und daß, wenn sie auch darauf eingeübt werden, solches doch nur sehr oberflächlich geschieht." „Die donischen Kosaken müssen ohne Zweifel schon jetzt als reguläre Cavallerie, die nur noch nicht genügend ausgebildet ist, angesehen werden. Ein donisches Regiment lernt den Frontedienst nür zwei Wochen lang, während es formirt wird; dann muß es ausmarschiren und wird, sobald es an seinen Bestimmungsort gelangt ist, in einzelne Posten zersplittert, welche einander niemals zu Gesicht bekommen. Wenn ein solches Regiment auch nur drei Monate im Jahre ungetheilt zusammen bleiben könnte, so würde es schon, unter den Händen eines tüchtigen Befehlshabers, vollständig zu einem regulären werden." Die donischen Pferde nennt Fadejew „groß und stämmig, so recht geeignet zum Anstürmen und Niederrennen." Eine Auswahl derselben, wie sie von den Nischnynowgorodschen Dragonern geritten werden, mit wohleingeübten Reitern vom Don, „würde eine reguläre Cavallerie abgeben, wie sie Europa noch nie, außer etwa bei den Engländern, gesehen hat." Uebrigens verlangt F. wieder eine bedeutende Vermehrung der regulären Kavallerie, welche nach dem Krimkriege von 470 Schwadronen mit 75,000 Pferden auf 224 Schwadronen mit 34,000 Pferden heruntergesetzt worden ist. Wir bemerken hierbei, daß die schwere Cavallerie bei dieser Verminderung fast ganz abgeschafft worden ist, indem man von solcher nur noch vier Regimenter Küraſſiere übrig gelassen hat.

Auch die irreguläre Reiterei, obgleich man davon noch viel mehr beibehalten hat (allein von den donischen Kosaken 66 Regimenter), will Fadejew weiter vermehrt und in europäischen Kriegen verwendet wissen; er weist auf das allerdings unerschöpfliche Material dazu in den asiatischen Provinzen des Reiches hin, auf dessen Benutzung die Regierung außer in Asien in neuerer Zeit verzichtet hat. Er theilt es in zwei Classen: 1. die Bergvölker des Kaukasus mit Einschluß der sogenannten Linienkosaken, 2. Steppenvölker. Erstere beschreibt er wie folgt: „Unsere Kaukasier, die Kosaken sowohl wie die Eingeborenen, welche als ihre Hauptwaffe das gezogene Rohr ansehn, sind ebenso gefährlich zu Pferde wie zu Fuß. In der großen Schlacht, bei dem Gedränge der Truppen, ist die eminente Tüchtigkeit dieser Leute, welche hauptsächlich bei zerstreuten Einzelgefechten in ihrem vollen Lichte zur Geltung kommt, nicht an ihrem Platze; bei der Verfolgung dagegen und im Partisanenkriege verleiht sie ihnen ein entschiedenes Uebergewicht über jeden europäischen Feind. Sind sie zu Pferde, so umringen sie wie ein Bienenschwarm die feindliche Cavallerie, zwingen dieselbe sich in fruchtlosen Angriffen zu erschöpfen und

Digitized by Google

schießen die Feinde einzeln herunter; haben sie hinter der ersten sich bietenden Deckung abgesessen, so bringen sie den Feind sogleich mit einem Mal zum Stehen. Wie das Wasser ergießt sich diese fliegende Reiterei in jedes Intervall, welches zwischen den Abtheilungen des Feindes entsteht, reißt sie aus einander und zwingt den Gegner, die Verbindung zwischen seinen Massen nicht anders als mittelst starker Heersäulen zu unterhalten, bedroht seine Parks und den Train und versetzt ihn, mit einem Wort, in die Lage der Franzosen in Spanien. Mit einer solchen Reiterei werden wir stets im Stande sein alles zu wissen, was der Feind thut, während dieser von uns gar nichts erfahren wird; Recognoscirungen werden für ihn unmöglich, außer vermittelst ganzer Detachements, und auch dann nur auf geringe Abstände; zwischen uns und dem Feinde wird ein Vorhang hängen, der für ihn dunkel, für uns aber durchsichtig ist. — Nicht soviel verspricht sich General Fadejew von den Steppenvölkern mit Einschluß der orenburgischen Kosaken, doch hält er sie zum Wacht- und Botendienst vollkommen brauchbar; denn sie seien geborene Reiter, ausdauernd und wachsam, mit scharfem Gesicht und Geistesgegenwart begabt, „wie alle Halbwilden, die unter freiem Himmel aufgewachsen sind," und zu gleicher Zeit kühn, sobald nur ein kühner Anführer an ihrer Spitze steht. Fadejew will zur Heerfolge noch nicht einmal alle die entfernter wohnenden Nomaden, namentlich „die noch wilden Kirgisen" heranziehen, nur die bereits merklich russificirten, die daher schon gewissermaßen „Unseresgleichen" geworden sind (wozu freilich nicht so sehr viel gehört); so die wackeren Kalmücken, Nogaier, Turchmenen, Baschkiren, Meschtscherägen — Namen, bei deren bloßer Nennung einen Culturmenschen ein gelindes Grausen überläuft. Wir geben ohne Prüfung zu, daß sich aus dem genannten Völkergesindel allein mit Leichtigkeit 20 Regimenter errichten lassen, wozu noch 8 Regimenter orenburger Kosaken kommen; es ist ebenso glaublich, daß die Linienkosaken (vom Kaukasus) 38 und die eingebornen Kaukasier ohne Schwierigkeit 18 Regimenter solcher Reiter zu stellen vermögen; macht 76 gelbe, braune, graue, wolf- und bärenfarbige Regimenter, mit welchen uns Rußland besuchen und uns seine „eigenartige Cultur" vorweisen könnte. Weiter unten werden wir unsere Ansichten darüber aussprechen, inwiefern Deutschland vor diesen ungeleckten Banden militärisch besorgt sein dürfte und wie wir uns ihre Abwehr vorstellen.

General Fadejew giebt sich indessen nicht der Hoffnung hin, daß seine Reformvorschläge bei der Cavallerie so bald zur Ausführung kommen; das falsche veraltete System sei in seinem Vaterlande zu fest eingerostet. Er tröstet sich damit, daß auch bei den Römern, welche in der ganzen Geschichte die besten Truppen, mit welchen sie die Welt besiegten, gehabt hätten, die Reiterei schwach gewesen sei. Die wichtigste Truppengattung ist ihm — und

Digitized by Google

darin wird man ihm gewiß allgemein zustimmen — das Fußvolk. Dieses aber ist bei den Russen allseitig als tüchtig anerkannt worden. Der anonyme Verfasser der Schrift „Die Heeresmacht Rußlands,“*) wahrscheinlich ein deutscher Offizier, sagt über dasselbe u. a.: „Man trifft für diese Waffengattung keine Auswahl unter den Rekruten, sondern die Infanterie, mit Ausnahme der Garde, erhält im Gegentheil den Rest der Rekruten, nachdem die anderen Waffen sich die besten Leute ausgesucht haben. Gleichwohl besteht die russische Linieninfanterie durchweg aus schönen, kräftigen, verhältnißmäßig hochgewachsenen Leuten.“ Indeß das ist Nebensache; denn „nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, die Siege erkämpft,“ sagt unser Fichte. Ueber die den Russen eigenthümliche „Kraft des Gemüths“ giebt uns Fadejew folgende Auskunft:

„Die russischen Bataillone rücken gegen den Feind, um Mann gegen Mann mit ihm zu kämpfen, nicht aber, um auf kurze Entfernung auf ihn zu schießen; dem angreifenden Feind begegnen sie natürlich mit einem Gewehrfeuer, erwarten aber nicht, wie andere, seine Schüsse á bout portant, sondern werfen sich selbst, nachdem sie ihn auf kurze Entfernung herangelassen, dem Feinde entgegen. Der russische Soldat haßt den Kampf mit Feuerwaffen und hat kein Vertrauen zu dem Anführer, welcher ihn lange eine Kanonade führen läßt, sondern vertraut nur seiner Faust, dem Bajonett und dem Kolben. Er kennt viel besser seine Eigenthümlichkeit, als die Taktiker, welche ihn ausbilden. Suwarow pflegte zu sagen: „die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett ein wackerer Bursch.“ .... Der russische Soldat ist ein Kämpfer im Handgemenge, aber kein Schütze; und wird er auch zum Schützen oder zum Cavalleristen, so ist er es doch nur halb; er ist langsam, auch nicht wenig schwerfällig und nur im Haufen, unter Kameraden, völlig entschlossen. Hadschi-Murad, der berühmte Parteigänger der Bergvölker, pflegte zu sagen: „der russische Soldat ist ein sonderbarer Mensch! Einzeln taugt er nichts dem Lesgier gegenüber, sammelt sich aber ein Haufe von etwa 10 Mann, so wird selbst der Teufel mit ihm nicht fertig.“ Zehn Mann sind keine Fronte; ein solcher Haufe hat nichts von den specifischen Vorzügen der regulären Truppen und in ihrer Stärke kommt nur das Wesen des Volkscharakters zum Ausdruck: „auch der Tod ist schön in dieser Welt“ — und zwar eben nicht die wesentliche Eigenthümlichkeit des Einzelschützen, sondern des im Handgemenge hervorragenden regulären Kriegers. Fadejew räumt wiederholt ein, daß das russische Fußvolk schlecht schießt, daß es den europäischen Truppen hinsichtlich ihres Feuers kaum jemals gleichkommen werde; aber er beklagt diesen Mangel nicht, denn er werde durch die Ueberlegenheit im Handgemenge mehr als aufgewogen.

*) Berlin, Karl Duncker.

Digitized by Google

Es ist merkwürdig, daß von allen oder doch von den mächtigsten Völkern Europa's, von den Franzosen, Engländern, Oestreichern, auch von uns Preußen und den übrigen Deutschen, ebenso also auch von den Russen eine überlegene Tüchtigkeit im Bajonnetkampfe für die eignen Truppen in Anspruch genommen wird. Erprobt ist sie bisher nur von den Norddeutschen gegen die Oestreicher und von allen Deutschen gegen die Franzosen. Wenn wir daraus die Hoffnung schöpfen können, daß die Norddeutschen, hinter denen die Süddeutschen nicht um ein Haar nachstehen, darin den Russen mindestens gleichstehen, so folgt daraus überhaupt eine unbedingte Ueberlegenheit der deutschen Soldaten über die russischen; denn von diesen räumt ihr genauer Kenner selbst ein, daß sie schwerfällig im Manövriren sind und schlecht schießen, während die Deutschen in diesen beiden militärischen Leistungen jetzt anerkannt an der Spitze aller europäischen Truppen stehn. Ihre Behendigkeit muß ihnen auch beim Bajonnetfechten und also im Bajonnetkampfe selbst bedeutend zu Statten kommen. Endlich theilen unsere Soldaten mit den französischen auch die besondere Geschicklichkeit, alle irgend geeigneten Gegenstände und Bodenerhebungen zu ihrer Deckung zu benutzen, eine Geschicklichkeit, welche den plumpen Russen keinesfalls eigen ist. Sonach können wir wohl mit Zuversicht darauf rechnen, daß unser Fußvolk es mit dem russischen in jeder Beziehung aufzunehmen vermag.

Um den russischen Truppen bei ihrer Abneigung gegen das Feuergefecht und ihrer Vorliebe für das Handgemenge den Sieg vollständig zu sichern, empfiehlt General Fadejew die Einführung von Panzern. Er hat solche von Filz aus England als sicher gegen die Flintenkugel bereits erprobt. Wenn sie Kopf, Brust und Unterleib nach allen Seiten einschließen, so wiegen sie 15 Pfund, eine Last, welche, wie der erfahrene General meint, der russische Soldat ganz wohl noch neben seiner bisherigen Ausrüstung zu tragen vermag, wenn er daran gewöhnt ist. Es ist Herrn Fadejew nicht allein um den thatsächlichen Vortheil, den der Panzer gewährt, zu thun, sondern auch um die Ueberraschung des Feindes, indem er verlangt, daß man mit der Einführung der Panzer, wenn auch zunächst nur bei einer Elite-Truppe, den anderen europäischen Heeren zuvorkommen müsse. Wenn der Ruf irgend eines Vortheils der feindlichen Soldaten, und wäre er in der Wirklichkeit auch noch so gering, bei der anderen Partei verbreitet ist, so geht man von dieser Seite ohne Vertrauen zu sich selbst in den Kampf, schiebt jeden Mißerfolg auf jenen Vorzug des Feindes, der von der Phantasie um vieles vergrößert wird, und befindet sich in beständiger Beängstigung, die dann stets mit einer Niederlage endet. So soll auch das plötzliche Auftreten gepanzerter Regimenter in dem nächsten großen Feldzuge der Russen wirken.

Die gegenwärtige Heeresorganisation Rußlands, besonders was

Digitized by Google

die große Masse des Heeres, das Fußvolk, angeht, findet nicht den Beifall unseres Schriftstellers. Seine Ausstellungen betreffen hauptsächlich folgende Punkte: Das verfügbare Heer ist für die Aufgaben des Reiches noch nicht zahlreich genug; die Einstellung der Urlauber in andere Regimenter zerstört den inneren Zusammenhalt derselben; die Volksmiliz muß schon im Frieden nothdürftig eingeübt werden; die innere Wache, die Festungsregimenter und die Localtruppen sind als solche überflüssig; an brauchbaren Officieren ist großer Mangel.

Wie wir oben gesehen haben, hat Rußland allerdings in Europa keinen ganz zuverlässigen Freund, und Fadejew hat also Recht, wenn er verlangt, sein Vaterland müsse sich auf einen Kampf mit einem Bündniß von wenigstens zwei Großmächten zugleich gefaßt machen, zumal eine einzelne derselben sich schwerlich allein ihm gewachsen fühlen könne, ja es müsse sich in den Stand setzen, ganz Europa auf einmal abzuwehren, wenn es auch in diesem Falle auf den Beistand Amerika's rechnen dürfe. Beinahe, sagt Fadejew, wäre schon in den letzten Jahren ein solcher Kampf gegen den gesammten Westen eingetreten. Wenn nun zwar Rußland einen großen Vortheil vor allen anderen großen Staaten außer England in der schweren Zugänglichkeit seiner Grenzen besitze, so dürfe es doch seine Feinde nicht unthätig innerhalb derselben erwarten, sondern müsse fähig sein, ihnen mit einer Angriffsbewegung zuvorzukommen. Die strategische Grundlage dazu besitze es in seiner vortrefflichen Stellung in Polen. „Dieser vorgeschobene Posten des russischen Reichs, der als Keil in Europa hineinragt, wie eine Bastion zwischen Oestreich und Preußen, bietet uns bekanntlich eine unvergleichliche Operationsbasis. Im Falle eines Krieges mit Oestreich oder mit Preußen kann unsere Armee, welche den Lauf der Weichsel und die an derselben belegenen Festungen beherrscht, von keiner einzigen Seite umgangen werden. Unsere Feinde können uns nur von vorn an der am weitesten vorgeschobenen Grenze des Reiches angreifen, während unsere Armee nach einigen Tagemärschen im Herzen des feindlichen Landes erscheinen und dadurch mit einem Schlage die Hälfte des feindlichen Gebietes lahm legen würde."

Um aber einen solchen Schlag zu führen, fehlt es noch immer an der genügenden Truppenzahl, obgleich durch die Reorganisation von 1863 schon viel gewonnen ist, indem die Zahl der Infanteriedivisionen von 28 auf 47 vermehrt worden ist, so daß das Angriffsheer sich auf 650,000 Mann beläuft. Im Krimkriege würde dieses Heer gegen die Verbündeten mehr als ausgereicht haben, da 1853 die Heere der Großmächte außer Rußland zusammen nur 1,060,000 Mann betrugen; jetzt aber, wo zu Preußen noch das deutsche Reich gekommen ist und auch Italien als Großmacht in Berechnung

Digitized by Google

komme, stellen dieselben nach Fadejew's Veranschlagung zusammen 1,844,000 Mann in das Feld, wogegen Rußlands 650,000 Mann um so weniger genügen, als es gar keine sofort feldtüchtigen Reserven aufstellen könnte, von denen alle übrigen Mächte noch Hunderttausende besitzen. Die von Fadejew genannten Verhältnisse sind im Ganzen richtig, im Einzelnen stimmen die Zahlen nicht, besonders nach den Ergebnissen des deutsch-französischen Krieges. So schreibt er dem Norddeutschen Bunde nur 507,000 „active Truppen" und 200,000 Mann Landwehr zu, während nach einer ziemlich genauen Berechnung Preußen allein bereits 800,000 Mann in das Feld gestellt hat. Aber das sind Nebenfragen. Seine Ansicht im Ganzen über das Verhältniß der russischen Streitmacht zu derjenigen der anderen Großmächte dürfte zutreffen. Er fordert demzufolge für europäische Verwickelungen die Aufstellung folgender Heere: 70,000 Mann im Kaukasus, 100,000 Mann am Pruth und 600,000 in Polen; nicht zum Ausmarsch, sondern nur zur Abwehr von Angriffen würden nach ihm ferner erforderlich sein 40 Divisionen oder 480,000 Mann in den Küstenländern des baltischen und schwarzen Meeres, zur Niederhaltung der Polen und der Kaukasier, zur Besetzung der Festungen und des Gebietes im Rücken der vorrückenden Angriffsheere. Außerdem verlangt er für Asien und zur Vorsicht als Beobachtungscorps an gewissen Punkten in Europa noch 130,000 Mann Auszugstruppen. Das macht zusammen ein Heer von 1,380,000 Mann.

Ohne den ohnehin nicht im Gleichgewicht befindlichen Staatshaushalt noch mehr zu belasten, also ohne den Friedenstruppenstand zu vermehren, will General Fadejew die so geforderte Truppenmasse nach folgendem Plane aufbringen: Die 40 Divisionen Landesvertheidiger sollen aus einer Volksmiliz gebildet werden, die aber nicht, wie bisher schon dreimal, erst in der Zeit der Bedrängniß durch den hereingebrochenen Feind einberufen, sondern schon im Frieden organisirt und nothdürftig eingeübt werden sollen. Bisher habe diese Miliz (Opoltschenie) dem Staate nur große Kosten verursacht, aber nichts genützt, denn sie sei ihrer Natur nach nicht geeignet, dasjenige wiederzugewinnen, was die Auszugs-Truppen verloren haben. Nach Fadejew's Vorschlage soll sie aus allen den diensttauglichen jungen Männern von 20, 21 und 22 Jahren zusammengesetzt werden, welche nicht zu den stehenden Truppen eingezogen werden; zu Unterofficieren und Officieren bei ihnen soll man verabschiedete Soldaten, Unterofficiere und Officiere unter Rangerhöhung machen; dieselben sollen auch ihre regelmäßigen Waffenübungen (alle Jahre vier Wochen bis drei Monate) leiten.

Um anstatt der jetzt vorhandenen 47 Divisionen Feldinfanterie deren 60 herzustellen, empfiehlt er die Aufhebung der noch übrigen Localtruppen, der Festungsregimenter, der Gouvernementsbataillone und der sogenannten

Digitized by Google

„inneren Wache.“ Erstere sind jetzt, nachdem das finländische Corps mit der Reichsarmee vereinigt ist, nur noch im Kaukasus vorhanden. Es bedarf blos der Bestimmung, daß sie nicht blos in diesen Gebirgsgebieten, sondern auch außerhalb der Reichsgrenzen verwendet werden dürfen, um aus ihnen 3 Divisionen Auszugsinfanterie zu machen. Die 13 Festungsbataillone, welche, wie erwähnt, im Kriege durch die Volksmiliz ersetzt werden sollen, geben eine weitere Division. Die Gouvernementsbataillone, welche blos die Bestimmung haben, nach Abmarsch der Linientruppen die Wachen in den Städten zu beziehen, sollen ebenfalls durch Abtheilungen der Volksmiliz ersetzt werden. Sie liefern, 53 an der Zahl, das Material zu 4 Divisionen Feldtruppen. Nur der Ersparniß wegen empfiehlt Fadejew vom militärischen Standpunct aus die Auflösung der Inneren Wache, welche aus Invaliden besteht und früher 130,000 Mann stark war, jetzt noch immer deren gegen 100,000 zählt. Zum Polizeidienst, für den sie gehalten werden, taugen sie nicht, und sollen daher durch 30,000 rüstige Gensdarmen ersetzt werden. Zum Felddienst können sie allerdings auch nicht verwendet werden.

Außer den 8 Divisionen Feldtruppen, welche aus den kaukasischen, Festungs- und Gouvernementsbataillonen gebildet werden sollen, fehlen noch deren 5, um die schon vorhandenen 47 auf 60 zu erhöhen. Wenn diese neu gebildet werden, so soll die dadurch und durch die allen 13 neuen Felddivisionen beizugebenden technischen Truppen bewirkte Mehrausgabe durch verschiedene Einschränkungen, hauptsächlich aber durch Herabsetzung der Friedensstärke auf 320 Mann beim Bataillon, wieder erspart werden. Wenn dann die Präsenzzeit von 8 auf $3^1/_2$ Jahre, die Dienstzeit überhaupt von 15 auf 12 Jahre abgekürzt würde, so besäße man für das Bataillon immer noch reichlich 1000 Mann gut geschulte Soldaten.

Mit großer Entschiedenheit tritt Fadejew gegen den Gebrauch auf, die Urlauber bei der Verstärkung des Truppenstandes in beliebige andere Regimenter einzustellen, als in welchen sie vordem gestanden haben. Er stellt den Grundsatz auf: „Man kann sich nur dann im Kriege auf einen Truppentheil verlassen, wenn er aus Leuten besteht, welche ein sittliches Band umschlossen hält, welche eine Kameradschaft bilden.“ Von der Schädlichkeit des bestehenden Systems giebt er u. a. durch den Hinweis auf Waterloo einen Beweis. Die erst kurz vor dem Feldzug formirte französische Armee bestand beinahe Mann für Mann aus alten kampfbewährten Soldaten, welche von allen Enden Europas, aus der Gefangenschaft und aus fernen Garnisonen heimgekehrt waren; diese Leute wurden aber zu neuen Regimentern gruppirt und kannten weder ihre Anführer noch einer den anderen. Napoleon sagte: „la terre qui porte cette armée en est fière“, und er hatte Recht in Bezug auf jeden einzelnen Mann. Aber was geschah? Diese alten Soldaten schlugen

Digitized by Google

sich wie die Löwen, diese jungen Regimenter dagegen, welche aus Leuten, die kein gemeinsames Band unter einander hatten, bestanden und daher jedes Corpsgeistes ermangelten, fingen an, sobald das Glück sie verließ, „Verrath" zu schreien und zerstreuten sich in alle Winde, wie eine erschreckte Heerde. — Es ist bekannt, daß in Preußen der hier empfohlene Grundsatz sowohl bei der Linie als bei der Landwehr beobachtet wird.

Ueber die Beschaffenheit des russischen Officier-Corps klagt Fadejew sehr. Es besteht eines Theils aus russischen Edelleuten, anderen Theils aus Ausländern, welche bei ihrem freiwilligen Eintritt in das Heer von vorne herein dem Officiersrang nahe gestellt werden. Auch der russische Adel ist nach Fadejew zu drei Vierteln nicht von russischer Abkunft und hat sich überdies schon längere Zeit von der militärischen Laufbahn abgewendet. So seien denn unter den Officieren die unzuverlässigen „zusammengelaufenen Elemente" überwiegend. Diese schöne Bezeichnung trifft jedenfalls hauptsächlich die Deutschen in der russischen Armee, obwohl Fadejew (vielleicht unaufrichtig) die baltischen Edelleute von seiner Anfeindung ausnimmt. Wir gestehen, daß wir, wenn auch bisher nicht, so doch künftig eine solche Begegnung unseren Landsleuten unter den Officieren Rußlands gönnen, obgleich wir sie für ungerechtfertigt halten; denn wenn sie auch immerhin zum Theil geistig und sittlich daheim nicht den ersten Rang einnehmen mögen, so werden sie dennoch den Russen noch als Musterbilder von Bildung und Gesittung dienen können. Aber jeder Deutsche muß nachgrade einsehen, daß mächtige Parteien in Rußland die geschwornen Feinde seines Vaterlandes sind. Daher ziemt sich dem Deutschen nicht, Rußland seine Dienste zu widmen; mag man in dem Heimatlande, welches jetzt mehr als jemals seine Söhne gebraucht, ein bescheidneres, aber ehrlicheres Brod suchen. — Um den Bedarf an „tüchtigen" Officieren zu decken, verlangt Fadejew die Beförderung von Unterofficieren zu Officieren, die Militärobrigkeit solle sich nicht um die allgemeine, sondern um die Fachbildung kümmern. Ob Lesen und Schreiben zu diesen entbehrlichen „encyclopädischen Kenntnissen" gehören, darüber spricht sich unser Patriot nicht aus, wir vermuthen es aber, sonst würden sich die eingeborenen russischen Lieutenants doch gar zur spärlich finden lassen.

Hiermit dürften wohl die wichtigsten Vorschläge des Generals Fadejew zur Vermehrung und Umgestaltung des russischen Heeres namhaft gemacht sein, viele andere Einzelheiten müssen wir übergehen. Daß sein Hervortreten mit ihnen weder unzeitig noch wirkungslos gewesen ist, das erweist sich schon jetzt, da der Kriegsminister Miljutin dem Kaiser einen Entwurf zur Umgestaltung des Heerwesens vorgelegt hat, dessen Zweck die Vermehrung der Streitkräfte ist und zu dessen Begründung auf dieselbe Vermehrung im Westen hingewiesen wird, wie das auch in dem Entwurfe Fadejews geschieht. So viel

Digitized by Google

über den Miljutinschen Plan verlautet, ist darin freilich kaum irgend etwas von den einzelnen Vorschlägen Fadejews aufgenommen, vielmehr enthält er im Wesentlichen eine Nachbildung der preußischen Heeresverfassung, der auch die Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht entnommen ist. Nur der Gedanke ist beiden Entwürfen gemeinsam, daß durch Abkürzung der Präsenzzeit eine größere Menge Soldaten ausgebildet werden sollen; aber Fadejew empfiehlt als solche 3½, Miljutin 5—6 Jahre. Die Dienstzeit bleibt die seit 1859 eingeführte, 15 Jahre. Die von den Fahnen entlassenen Mannschaften sollen bei der Mobilmachung nicht, wie Fadejew will, zu ihren Linienregimentern, sondern zu besonderen Reserveregimentern, welche der preußischen Landwehr entsprechen, einberufen werden. Eine Prüfung bleibt die Bedingung zur Beförderung des Unterofficiers zum Officier, nur soll die vorgeschriebene Dienstzeit vor dieser Beförderung abgekürzt werden. Stellvertretung und Loskauf wird aufgehoben, während Fadejew das bisherige französische System empfiehlt, wonach die Regierung einen ausgedienten Soldaten als Einsteher stellt und annimmt, nicht daß ihn, wie bisher in Rußland, der Dienstpflichtige unter den nicht verpflichteten Leuten aussucht und bezahlt.

Hiermit schließen wir den Bericht über das russische Heerwesen und die Umgestaltungspläne für dasselbe und fügen nur noch kurz unser Gutachten darüber, was Europa und namentlich Deutschland davon zu befürchten hat, hinzu.

Im Ganzen sind wir der Ueberzeugung, daß der Westen unbesorgt sein darf; er kann bestimmt darauf rechnen, daß die große Ueberlegenheit seiner Cultur sich, wie auf den Gebieten der Industrie, Kunst und Wissenschaft, auch auf den blutigen Wahlplätzen der Waffen geltend machen muß; nur darf man nicht sorglos die Hände in den Schoß legen. Man hat gewöhnlich keine richtige Vorstellung von der Macht der höheren Cultur; man meint wohl, daß unter ihr die Kräfte des Körpers leiden, die im Kriege allerdings stark in Betracht kommen. In der Wirklichkeit dürfte sich diese Ansicht nur in beschränktem Maße bewähren, namentlich bei den Gelehrten, Schriftstellern u. s. w., welche durch ihre sitzende Lebensweise von Kräften und Gesundheit kommen, nicht aber im Allgemeinen bei ganzen Völkern, vielmehr muß bei ihnen die höher entwickelte Einsicht in die eigne und die äußere Natur auch eine richtigere Behandlung der Gesundheit und somit eine Förderung der Körperkräfte herbeiführen. Möglich ist zwar, daß, wenn man einem Durchschnittsrussen und einem Durchschnittsdeutschen einen Sack mit drei Scheffeln Korn vorsetzt, der erste ihn mit größerer Leichtigkeit auf seine Schultern nimmt und drei Treppen hoch trägt als der zweite — obwohl auch das zweifelhaft ist. — Sollen sie aber zusammen dreschen oder mit Gepäck marschiren oder gar um die Wette laufen, so wird der Russe sicher zurückbleiben. Sie werden

Digitized by Google

sich beide ungefähr verhalten, wie das englische Vollblutpferd zu dem Brabanter Karrengaul. Vielleicht entgegnet man, der schwerblütige Deutsche besitze nichts, was sich mit dem Feuer des edlen Rosses vergleichen ließe. Doch, dem widerspreche ich entschieden; jenes Feuer wird unendlich übertroffen durch die deutsche Begeisterung, wie sie sich neuerdings wieder bei Wörth, Spichern, Mars la Tour, gegen Paris und am Lisainebach, im Krieg gegen Frankreich überhaupt, einem sicheren Tode gegenüber erwiesen hat. Können Russen auch begeistert sein? — Man kann sich das gar nicht vorstellen, in ihrer ganzen Geschichte hat sich noch niemals eine solche Gemüthserhebung gezeigt. Statt dessen besitzen sie die Seligkeit, welche das Wodky erzeugt, und den Fanatismus. Jedesmal, wenn es galt, sie über irgend eine Gefahr hinweg zu bringen, hat man sie durch Schnaps oder durch Erregung des Glaubens- oder des Fremdenhasses — betäubt. Betäubung ist keine Begeisterung!

Es ist im Voraus gar nicht genau anzugeben, in welchen Einzelheiten sich bei dem kriegerischen Zusammenstoß Rußlands mit Deutschland die höhere Cultur des letzteren bewähren wird, ebenso wenig wie man darüber eingehende Rechenschaft zu geben vermag, warum der titel- und ordensreichste Russe einem schlichten bürgerlichen Deutschen gegenüber sich gedrückt fühlt und unwillkürlich in seine eigenartige Unterwürfigkeit verfällt, oder auch warum die preußischen Soldaten bei der gemeinschaftlichen Heerschau bei Kalisch 1834, welche ein Verbrüderungsfest der beiden Heere sein sollte, die russischen Kameraden nicht als Ihresgleichen anerkennen mochten, obgleich deren Uniformen, Waffen, militärische Schulung nicht schlechter waren als die ihrigen. Indeß lassen sich aus den Erfahrungen früherer Jahre und Jahrhunderte und aus den gegenwärtigen Zuständen doch manche Schlüsse auf die Zukunft ziehen, welche wenigstens meistentheils zutreffen werden. So meinen wir z. B., daß die Deutschen bei einem etwaigen Kampfe mit dem slawischen Riesen einen Verbündeten haben werden, welcher noch vor anderthalb Jahrzehnten den Franzosen redlich beistand, wir meinen die Ratten. Ratten fressen in Rußland nicht blos die Getreidevorräthe in den Speichern, sie fressen auch ganze Rinderheerden, Heu, Stroh, Pferde, sie leeren ganze Zeughäuser, sie zernagen selbst den Stahl an den Waffen und lassen blos das Eisen übrig, sie verschmähen nicht den Salpeter im Pulver, sie unterwühlen sogar Festungsmauern. Als die Engländer im Krimkriege Bomarsund beschossen, da erstaunten sie, als dieses anscheinend so furchtbare Bollwerk gleich in den ersten Tagen gleichsam von selbst in Trümmer fiel. Das hatten die Ratten gethan. Diese fabelhafte Abart der gefräßigen Nagethiere sucht unter allen Völkern Europas am meisten die Söhne Moskowiens heim, und zwar ganz einfach deswegen, weil sie unter allen am weitesten in der Cultur zurückstehen. Mit der Cultur ist Ehre und Gewissen verbunden, und das ist Gift für die Ratten.

Digitized by Google

Nicht blos eine Begleiterin der Cultur, sondern ein Bestandtheil derselben ist die Industrie, das Kunstgewerbe. Die einheimische Industrie hat bekanntlich wesentlich zur Machtentfaltung Preußens beigetragen. Wir erinnern blos an Dreyse und Krupp. In Rußland werden immerwährend neue „nationale" Erfindungen von Kriegsmaschinen geprüft — bewährt hat sich noch keine. Seit dem Jahre 1866 hat man nach einander vier Arten von Hinterladungsgewehren eingeführt, noch immer scheint man sich nicht für eins entschieden zu haben, vielleicht weil sie alle nichts taugen. Und wenn sie gut sind, wo soll man die Soldaten hernehmen, welche sie richtig handhaben? Fadejew verräth uns nicht nur, daß die Russen schlecht schießen, sondern auch, daß sie sich förmlich vor ihren eigenen Flinten fürchten. Natürlich! Sie sind für solche Naturkinder zu künstlich. Hauen und allenfalls Stechen ist allerdings viel einfacher und leichter zu begreifen. Darum die Vorliebe für das Handgemenge. — General Fadejew will Panzer eingeführt haben. Meint er denn, wenn ein schußfester, praktisch brauchbarer Panzer erfunden wird, daß die Russen ihn eher tragen werden, als wir im Westen? Wenn sie uns wirklich zuvorkämen, so kann er sich darauf verlassen, daß das mit untauglichen geschehe.

Von der wissenschaftlichen Intelligenz können wir ganz schweigen. Wenn es auch ein paar hochgebildete Offiziere als weiße Raben in der russischen Armee giebt, die reichen doch nicht für den Generalstab eines Heeres von mehr als einer Million aus. Und jeder Lieutenant muß sich mindestens auf einer Landkarte zurecht finden. Werden das die zu Officieren beförderten Unteroffiziere Moskowiens vermögen?

Nein, unerschöpflich ist zwar sein Männervorrath, drei Millionen Soldaten kann es immerhin stellen; und ganz Asien mag es wohl damit bezwingen; aber von den Culturstaaten Europas wird diese Flut ohnmächtig abprallen. Die Zeit des slawischen Weltreichs ist noch nicht da. Jetzt kommen erst recht die Germanen an die Reihe.

Herders französische Reiseeindrücke.

Ernst Laas hat zu Anfang dieses Jahres in d. Bl. aufgezeigt, wie Goethe in Straßburg sich der schroffen Gegensätze des französischen und des deutschen Geistes bewußt ward, wie der Widerwille gegen das Kalt-Vornehme und Greisenhafte

Digitized by Google

der ganzen französischen Literatur ihn lehrte, seine volle Kraft für die stark und mächtig in den Saft tretende deutsche einzusetzen.

Es liegt nicht aus dem Wege, einen Blick auf Herder zu werfen, dessen Urtheil an Goethe's Bekehrung von großem Einfluß gewesen sein wird. War doch Herder erst kürzlich von seiner französischen Reise zurückgekehrt und noch voll von den empfangenen Eindrücken.

Leider ist freilich Herder kein Goethe. Es ist ihm ganz unmöglich, ruhig zu observiren, die Dinge auf sich wirken zu lassen. Die Reflexion, schon vorher thätig, zerstört ihm jeden reinen Genuß, läßt ihn alles und jedes nur als Studie, als Mittel zu unausführbaren gigantischen Darstellungen betrachten, die er sich heute zutraut, an denen er morgen verzweifelt. Man weiß, wie antipathisch diese gährende Natur, die bei aller Fülle des Wissens, bei aller Schärfe des Urtheils an nichts ein Genügen, eine ruhige Freude hatte, auf Goethe schließlich wirkte. Ein wie reiches Bild französischen Lebens würde uns Goethe gegeben haben, wie dürftig an Stoff sind die Aufzeichnungen Herders! Man darf sogar zweifeln, ob Herder wirklich reicher an Anschauungen Frankreich verlassen habe, das er mit längst fertigen Vorstellungen betreten. Nirgends eine Andeutung, dieses oder jenes sei ihm unerwartet, überraschend oder auch nur anders erschienen, als er es sich vorgebildet hatte. Herder gehört zu den unverbesserlichen Büchermenschen, die man durch die ganze Welt schicken könnte und die doch überall nur das fänden und sähen, was sie bereits wußten und aus ihrer Lectüre sich abstrahirt hatten. Dabei kennt er sich ziemlich. Hundertmal bejammert er die Verhunzung durch Bücher. „Durch Bücher lernt man alles elend kennen." Er schilt sich „ein Tintenfaß voll gelehrter Schriftstellerei — — ein Repositorium voll Papiere und Bücher, das nur in die Studirstube gehört." Er verachtet seine frühere literarische Thätigkeit: „in kritischen, unnützen, groben, elenden, Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend" u. s. w. und gleichzeitig sinnt er darauf, wie er durch diesen und jenen Aufsatz die „kritischen Wälder" ergänzen und vervollständigen müsse, wie er sich durch eine neue Bearbeitung der ganzen Sammlung dem Publicum in reinerer Gestalt empfehlen wolle. Ein rechter Beweis, daß Selbsterkenntniß uns von erkannten Gebrechen nicht erlöst.

Aber gleichwohl. Schon der tiefe Bezug auf Goethe gibt seinen Meinungen ein Recht gehört zu werden. Mag man — und wir thun es unbedenklich — Herder für unendlich viel weniger originell halten, als er sich selbst vorkam, auch die in's Großartige gesteigerte Conceptionskraft einer weiblich angelegten Seele befähigte ihn zu tief greifender Wirkung auf seine Zeitgenossen. Nicht schwer dürfte fallen, die Herder'schen Urtheile über französische Volksart und Literatur auf Lessingische Anregungen zurückzuleiten.

Digitized by Google

Hat ihn doch die Reise nicht einmal toleranter gemacht, als sein großes Vorbild, dessen Ruhm ihm so oft die Laune trübte.

Zu derjenigen objectiven Würdigung französischen Wesens, die an die fremde Nation nicht die Maßstäbe der heimischen Vorstellungen von Ehre, Schicklichkeit, Größe, Tugend und Laster, Anmuth und Würde heranbrächte, hat sich nicht einmal Lessing erhoben, wie viel weniger Herder. Dazu kommt der unzerstörbare Hang des Kritikers, der ein gegebenes Werk nicht mehr als solches hinnehmen will, sondern sich die eigentlich insipide Frage vorlegt: wie würde ich das Ding angefaßt haben! Das will ja kein Mensch wissen, nützt keinem.

Von Herder kann man lernen, wie man nicht reisen sollte. Wer wird sich die schöne Zeit so verderben, wie er! Die Zeit, die zum Sehen und Hören gegeben ist, auf Lectüre verwenden. Um die Büffon's und Nollet's recht schätzen zu lernen, reist man doch nicht nach Frankreich, das kann man zu Hause; in den Hainen von Nantes irrt man doch nicht mit Thomas' éloges herum, wenn man sich vorgesetzt hatte, Land und Leben zu sehen.

Herders französisches Reisejournal enthält wenig, was er nicht in Sibirien mit eben so gutem Grunde hätte aufzeichnen können. Lange, lange Plane zur Reform des Rigaischen höheren Schulwesens, tumultuarische Gedanken über die Politik Rußlands, über eine von ihm zu verfassende „Universalgeschichte der Bildung der Welt," psychologische Excurse und Gott weiß was alles. Er will mehr als Luther und Calvin für Livland werden, er will ein Journal gründen „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit." Er will Menschenkenntniß sammeln, dabei aber auch lesen „Menschheitsschriften, in denen Deutschland jetzt (Herder landete in Frankreich am 15. Juli 1769 und reiste aus Paris im December) seine Periode anfängt, und Frankreich, das ganz Convention und Blendwerk ist, die seinige verlebt hat." Mit diesem Vorurtheil betritt, in diesem Vorurtheil bestärkt, verläßt er den Boden Frankreichs. Wir haben es oft gehört, oft nachgesprochen; Goethe hat es angesteckt, doch nicht so eingenommen, daß er nicht später freudig anerkannt hätte, was wir von den Franzosen Gutes und Schönes lernen können.

Herder ahnt, was die gründliche Erlernung der französischen Sprache, die gleich nach der Muttersprache folgen soll, für die Jugendbildung sein kann, aber der Zorn auf den Despoten Friedrich den Großen von Preußen, der so ungerecht die deutsche Literatur verwarf, läßt ihn gleich wieder einen Dämpfer auflegen. Von der Sprache Frankreichs heißt es: „sie ist die allgemeinste und unentbehrlichste in Europa, sie ist nach unserer Denkart die gebildetste: der schöne Styl und der Ausdruck des Geschmacks ist am meisten in ihr geformt und von ihr in andere übertragen; sie ist die leichteste und

Digitized by Google

einförmigste, um an ihr einen Praegustus der philosophischen Grammatik zu nehmen, sie ist die ordentlichste zu Sachen der Erzählung, der Vernunft und des Raisonnements. Sie muß also — unmittelbar auf die Muttersprache folgen und vor jeder andern, selbst vor der lateinischen, vorausgehen. Ich will, daß selbst der Gelehrte besser Französisch, als Latein könne!" Damit halte man aber zusammen: „Derselbe Geist der monarchischen Sitten, den Montesquieu an seiner Person so augenscheinlich malt, herrscht auch in ihrer Sprache. Tugend, innere Stärke, hat diese wenig, wie die Nation; man macht mit dem Kleinsten das Größeste, was man kann, wie eine Maschine durch ein Triebrad regiert wird. — — Originalität hat sie nicht so viel(!); aber das, was Ehre (Montesquieu's Princip der Monarchie) auch hier heißt, das Vorurtheil jeder Person und jedes Buches und jedes Wortes, ist Hauptsache. Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung: das ist das Gepräge der französischen Sprache, wie ihrer Sitten. Nicht das, was man andern lehrt, ist Hauptmine, sondern das, was man selbst weiß und lehren kann; was man sich selbst schuldig ist, und das weiß keiner vortrefflicher als Voltaire und Rousseau, so sehr es der letzte auch verleugnet und so gräulich verschieden sie auch sind. Sie sind's doch, der erste eitel und frech auf sich, der andere stolz und hochmüthig auf sich; aber beide suchen nichts so sehr, als das Unterscheidende (Herder meint wohl, sie wollen jeder auf seine Art neu und singulär sein). Nur jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und versicht sich bloß durch Witz; dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie! So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner Gedanken gelegen ist; sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuem, Frappantem. Wo er dies finden kann, ist er Sophist und Vertheidiger, und daher haben die Franzosen auch so wenig Philosophen, Politiker und Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es bloß an der Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit und Marmontel einer Wendung auf!" —

Es ist nicht unsere Absicht, diese Urtheile auf das Maß des Wahren zu reduciren, das sie gewiß enthalten, nur das wollen wir nicht verschweigen, daß die Grundtendenz des Voltaire'schen Geistes doch arg verkannt wird, wenn man nicht anerkennt, daß die uns unmoralisch erscheinende Taktik, welche die strenge Wahrheit dem Witze opfert, doch im Dienste eines Enthusiasmus für reinste Zwecke der Wahrheit steht. Auch Heine, der so gern ein Bischen den deutschen Voltaire spielte, redet einmal von einem Jesuitismus im Dienste

Digitized by Google

der Freiheit. Wir sagen nicht, daß der Zweck das Mittel heiligt, aber er entschuldigt es.

Daß Frankreich keine Politiker hervorbringen könne, ist eine durch die Geschichte, die Herder erlebte, zu deutlich widerlegte Ansicht. Herder erkannte aber auch in den zum Theil großartigen Leistungen der Aufsätze der Encyclopädie nichts als ein Zeichen der Auflösung. Er schweigt von d'Alembert und seiner gewiß philosophischen Einleitung. Hören wir ihn über dieses Werk, von dem man sagen kann, daß es die Revolution zwar nicht gemacht oder auch nur gefördert, aber doch signalisirt habe, so möchte man annehmen, daß er es noch wenig kannte.

„In Frankreich wird man bald so weit sein: wenn die Voltaire und Montesquieu todt sein werden, so wird man den Geist der Voltaire, Bossuet's, Montesquieu, Racine u. s. w. so lange machen, bis nichts mehr da ist. Jetzt macht man schon Encyclopädien: ein d'Alembert und Diderot lassen sich dazu herunter, und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen zu ihrem Verfall. Sie haben nichts zu schreiben und machen also Abrégés, Dictionaires, Histoires, Vocabulaires, Esprits, Encyclopädien u. s. w., die Originalwerke fallen weg." Es ist, als wenn Herder seine eigene unglückliche Allerweltsbildungstendenz geißeln wollte, die ihm allerdings schwere Stunden gemacht hat.

Es steht ihm als Dogma fest, einmal, die ganze französische Litteratur-Epoche ist gemacht, zweitens: es ist aber jetzt gründlich aus damit. Und auch in der vorübergegangenen ist nichts echtes, ursprüngliches, wahres, natürliches, er sieht überall, und hier ist die Nachwirkung Lessings am deutlichsten, Entlehnung, verzerrte Nachbildung, ein faux brillant, Esprit an Stelle der Empfindung, Galanterie an der der Liebe, steife und frostige Grandezza statt der wahren Anmuth. Wir begreifen das alles bei Lessing, der Frankreich nicht sah, der, auch persönlich gegen Voltaire geneigt, und ausgehend von dem erhobenen Anspruch, die classische Tragödie der Franzosen übertreffe die der Griechen, diesen, wie man in Berlin sagt, den Zahn auszog; wir vermissen aber in Herder die Fähigkeit unbefangen zu sehen. Wäre auch wirklich alles ohne Einschränkung wahr, wie ungerecht bleibt immer, ein Volk nach vorübergehenden literarischen Leistungen allein zu charakterisiren! Stellen wir uns vor, was für öde und geradezu widerliche Epochen unsere Literaturgeschichte aufweist! Und wenn ein Franzose einmal aus der Natur unsrer Theater von heute und gestern den Culturstand der Deutschen im Jahre 1869 oder 1870 constatiren wollte, müßten wir uns nicht die Augen aus dem Kopfe schämen? Wo war da Eignes, echt Deutsches, wo war auch nur Grandezza und Feinheit, wo etwas anderes, als der feine Pariser Schlamm mit berlinischem Sande zu gemeinstem Schmutz zusammengeknetet? Wir stehen

Digitized by Google

nicht an, auszusprechen: in Herder steckt ein gut Theil des deutschen Gelehrten-Dünkels, der unfähig macht, gerecht zu sein. „Der ganze französische Parnaß ist aus Spanien und Italien gestohlen." Das klingt ganz schön und ist doch nur eine Scheinwahrheit. Man könnte ebensogut den Götz eine Entlehnung aus Shakespeare schelten, man könnte mit mehr Recht der gesammten deutschen Literatur vorwerfen, daß sie auf den Anregungen und Mustern von Vorgängern und Nachbarn, bald der Italiener, bald der Franzosen, bald der Engländer und der Alten beruhe.

Am deutlichsten verräth Herder seine Voreingenommenheit gegen die Franzosen da, wo er sie persönlich beurtheilt. Ein unglückliches Beispiel wieder giebt ihm den Muth, den National-Charakter zu verdammen. Das wahrhaft Liebenswürdige der Franzosen, das unsre Soldaten auch in diesem erbitterten Kriege so tausendfach anerkannt und gepriesen haben, — — davon haben wir keine Erwähnung in dem ganzen Reise-Journal gefunden. Herder hat in Nantes den Besuch eines langweiligen Pinsels. Er schildert ihn und fährt fort: „Und wirklich, an diesem Charakter war recht das Französische zu sehen, was nichts als Gleißnerei und Schwäche ist. Seine Höflichkeit war politesse und honneteté, oft auswendig gelernt und in Worten. — — Seine Geschäftigkeit war leicht, aber auch um nichts: Briefe schreiben wie Wasser; es waren aber auch gewässerte Briefe. — — Seine Delikatesse war todte Ordnung, z. E. Symmetrie auf dem Tische, oder Faulheit, seine Ruhe Gedankenlosigkeit, sein Urtheil eine Versicherung voriger Jahre, über die er weiter nicht dachte, sein Widerspruch oft der simpelste Gegensatz ohne Umschweif und Gründe: kurz, bei allen guten Seiten die abgebrauchteste, entschlafenste menschliche Seele, die Gähnendes genug hatte, um zehn Andere um sich einzuschläfern und gähnend zu machen." So sieht also unserm grämlichen Hypochonder „der rechte Franzose" aus!

Dem Mitgetheilten ganz entsprechend sind seine Bemerkungen über das Theater. Er habe in den Theaterstücken, sagt er, Welt, Jahrhunderte, Nation gesucht und immer nur „französische Nation" gefunden. Er hätte auch nichts weiter suchen sollen, muß man sagen. Er sucht vergebens „Menschheit," findet Künstlichkeit im Kleinen, nichts Großes, keine Simplicität („der wahre Ausdruck der Leidenschaft ist Simplicität" diese von Goethe gefaßte Lehre läuft hier mit unter!), keinen menschlichen Ausdruck, keine Freude, Zaire (vergl. Lessing) — Galanterie, Tancred — Chevalerie, aber nicht wahre, Semiramis — alles Pracht, Pomp fürs Auge u. s. w. „Ich habe ganze Stücke gehört und keinen unarticulirten Schrei der Natur und Leidenschaft gefunden, der natürlich wäre, Stücke gesehen und keine Bewegung, keinen Tritt gesehen, der stumm gerührt hätte."

„Tragödie ist nicht für Frankreich — alles ist fremde Natur — fremder

Digitized by Google

Auftritt — fremde Leidenschaft — fremde Welt." „Tragödie ist selbst nicht für Monarchien wie Frankreich." „Tragödie ist am wenigsten für französische Sprache." Doch giebt er wenigstens so viel zu, daß er das Französische zu wenig lebendig verstehe, um alles Rührende und Melodiöse in ihren Worten zu finden. „Jetzt verstehe ich nur französisch für das Auge, nicht fürs Ohr, fürs Herz!"

Am übelsten kommt die Oper fort. „Ein Tauber, der sähe, und ein Blinder, der hörte, wer hätte mehr von der Oper? Jener bei der französischen, dieser unstreitig bei der italienischen." „Ueberall sehe ich gleichsam das Principium der französischen Nation Ehre" (diese unglückliche Vocabel des Montesquieu hat Herdern alles freie Schauen getrübt!). „Demgemäß verlange man Götter, Heldenliebe, keine menschliche, rührende, fortreißende, eine excès de l'ardeur d'un Heros, objets des flammes mit attraits und charmes vainqueurs, Gefängnisse und Entführungen, lauter Roman- und Turnierheldenliebe, die so ganz nach dem Jahrhundert Ludwig XIV. schmeckt, als dies sich in die ganze Literatur der Franzosen eingeprägt hat." Leider war die deutsche Oper mit Empfindung (großer Zweck!) erst eine „neu zu schaffende."

So ist Herder, der, das muß ihm bleiben, richtig die Schwächen einer „geschmackvollen" und „prächtigen" Kunst erkannte und mit so großem Erfolg auf den tieferen Grund, die Natur und echte Simplicität drang, gar bald in Paris des französischen Wesens „herzlich satt." Wir verdanken seiner Reise eine Vertiefung seiner richtigen Kunsteinsicht, aber wir hüten uns vor seiner Einseitigkeit und Ungerechtigkeit. Wir haben eben jetzt mehr als je die Neigung dazu. Machen wir es den Franzosen, die, wie sie selbst wissen, so viel von uns zu lernen haben, nicht durch absprechenden Hochmuth und oberflächliche Urtheile schwer, sich mit uns zu vertragen. Schnurrige Käuze sind wir ja doch.

Franz Sandvoß.

Die Reichsgesetzgebung und die Lage der Rechtslehre.

(Schluß.)

Viel entfernter von dem Ziele sind wir in dem bürgerlichen Recht und dem bürgerlichen Proceß. Hier ist der Rechtszustand ein anderer und in Folge dessen der wissenschaftliche Unterricht; in einer Verfassung, die sich Angesichts der neuen Verhältnisse gar nicht mehr aufrechthalten läßt.

Digitized by Google

Was zunächst die Lehre vom bürgerlichen Proceß anlangt, so leuchtet ein, daß auch sie bedeutende Wandlungen erfahren muß. Auf den Universitäten wird regelmäßig ein sogenannter gemeiner deutscher Civilproceß vorgetragen. Was das ist, läßt sich schwer sagen. Soviel ist gewiß, der echte gemeine Proceß als praktisch gültiges Verfahren wäre mit einiger Anstrengung zu suchen. Man würde ihn allenfalls 1866 noch in Reuß älterer Linie, Lippe oder Holstein gefunden haben; aber doch nur als seltene Ausnahme im Vergleich zu den Gebieten, welche Reformen des bürgerlichen Verfahrens vorgenommen hatten. Der reine alte Grundstock der gemeinen Proceßlehre besagt also auch seither schon kaum noch praktische Wahrheit.

Jene Reformen, theils in ganz neuen Proceßordnungen, theils in Proceßnovellen enthalten, erweisen sich aber bei näherer Betrachtung überaus verschieden. Wir haben eine bunte Musterkarte von Proceßrechten, die unter einander so sehr abweichen, daß in der That eine Concordanz völlig unmöglich wird. Man versuche doch einmal den preußischen Proceß mit dem hannöverischen, den badischen und den sächsischen zusammen zu stellen. Man studire doch einmal, wie Sachsen-Weimar einen anderen modus procedendi hat, als Sachsen-Meiningen, und so fort bis in die kleinsten Theile, um zu der Erkenntniß zu kommen, daß es eine baare Unmöglichkeit sei, aus allen den heterogenen Rechtszuständen eine gemeine Doctrin heraus zu ziehen.

Nichtsdestoweniger wird noch heute ein gemeiner Proceß gelehrt, von dem kühnlich behauptet wird, in ihm spiegle sich noch heute, wie zu Zeiten des seligen deutschen Reichs, die Rechtsgemeinschaft ganz Deutschlands in Bezug auf das Verfahren trotz aller particularen Verschiedenheiten. An dieser blühenden Phantasie wäre an sich wenig gelegen. Man würde der Doctrin des gemeinen Processes ihren Glauben an sich selbst gönnen, wenn nicht damit den wißbegierigen Zuhörern Schaden gethan würde.

Entweder wird wirklich schlankweg gemeiner Proceß vorgetragen, ein Ding, von dem gefragt werden muß, ob es denn in dieser Weise noch irgendwo existirt, das zum großen Theil, nämlich bis auf denjenigen, welchen man materielles Proceßrecht nennt und was allenfalls, aber auch nicht immer, auch nach den neueren Proceßordnungen Geltung behält, keinen praktischen Werth hat und jedenfalls dazu angethan ist, dem Lernenden ein falsches Grundbild des wirklich bestehenden Proceßwesens zu entwerfen. Es kommt noch täglich vor, daß Nichts von dem alten Quark, der nur noch als abschreckender Beweis dafür dienen sollte, wie weit sich einst juridischer Formalismus verirren kann, in dem Rechtsunterricht erspart wird; und so ist es glücklich dahin gekommen, daß allgemein der Civilproceß in der Meinung der angehenden Juristen so ziemlich als die langweiligste und unverständlichste aller Rechtsvorlesungen betrachtet wird.

Digitized by Google

Ist gut gesorgt auf einer Universität, so findet sich allenfalls ein zweiter Docent, bei dem hinterher der particulare Proceß des betreffenden Landes gehört werden kann oder gehört werden muß. Alsdann tritt nur zu oft ein, was wir weiter noch an andern Disciplinen darzulegen haben: dem Jünger der Wissenschaft wird sehr leicht der gemeine Proceß und der particulare, jeder für sich in die Hand gegeben, ohne irgend genügende Vermittlung. Jeder wird ihm als das Recht, das er wissen und üben soll, dargestellt; und doch sind es zwei. Mag er damit sich abfinden. Daß da Verwirrung unvermeidlich, liegt am Tage. Oder der Vortrag des particularen Processes, man hat auch davon Beispiele, besteht darin, daß anstatt einer ausführlichen systematischen Entwicklung des Landesverfahrens aphoristisch die Besonderheiten und Abweichungen von dem gemeinen Proceß auseinandergesetzt werden, was dann vollends dahin führt, daß eine solche Vorlesung von den Studenten mit stillem Grausen angetreten zu werden pflegt.

Wo dagegen gemeine und particulare Proceßlehre nicht geradezu getrennt erscheint, bleibt dem Processualisten, der nicht über sich vermag, in's blaue hinein unter dem Titel des gemeinen Rechts in der Wirklichkeit bereits historisch, wo nicht mythisch gewordene Dinge zum Besten zu geben, Nichts übrig, als auf andere Auswege zu sinnen. Mindestens wird er unwillkührlich, da den praktischen Zustand aller deutschen Rechtsgebiete zu umfassen völlig unmöglich ist, sich an das praktisch gültige Recht anzulehnen suchen, welches für seine Erfahrung am nächsten liegt, also an das Recht seines Landes. Gewiß ganz nützlich für diejenigen seiner Zuhörer, die aus diesem Lande stammen und dort zu wirken gedenken. Für alle Fremden aber liegt die Gefahr nahe, den Kern der deutschen Proceßlehre dergestalt von particularen Rücksichten umhüllt zu erhalten, daß der allgemeine Nutzen der Lehre erheblich beeinträchtigt wird. Noch andere Lehrer bemühen sich, die für die verschiedenen Legislationen, deren Deutschland sich erfreut, maßgebenden Gesichtspuncte heranzuziehen. Vergleichende Betrachtung solcher Art hat gewiß ihren Reiz. Aber sie setzt doch voraus, daß zugleich das ganze technische Material der Proceßlehre beherrscht wird und darin steckt eben die Schwierigkeit und die Gefahr, daß bei solcher Methode die Darstellung des Positiven, die von Allem erforderlich, leicht leidet.

Sobald demnächst ein einheitliches Proceßrecht für ganz Deutschland in Kraft tritt, wird diese Verlegenheit, in der sich die Doctrin des Processes zur Stunde noch befindet, gründlich gehoben. Wir werden dann ein praktisch gültiges Proceßrecht haben und kein Lehrer wird mehr im Zweifel darüber sein können, wie er dem praktischen Bedürfniß der Lernenden genügen soll. Auch hier wird Sache der Wissenschaft sein, aus dem, wie wir voraussetzen dürfen, mehr von praktischen Rücksichten und praktischer Gesetzgebungsroutine

Digitized by Google

dictirten Werke der Gesetzgeber ein wissenschaftliches System herauszubilden und nicht sich an bloß commentarischen Erläuterungen genügen zu lassen. Alles, was bis dahin bestand, also auch der seitherige gemeine Proceß, wird lediglich geschichtlicher Stoff; als solcher nicht für die Wissenschaft unnütz, aber doch wohl zu trennen von dem bestehenden Recht. Es wäre nur zu wünschen, daß der Geschichte des Civilprocesses eine Aufmerksamkeit geschenkt würde, die sie bis jetzt auf den Hochschulen nicht genossen hat. In der Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung und ihrer Gründe liegt auch hier die wahre Wissenschaftlichkeit, welche sich frei über das positive Gesetz erhebt. Bis jetzt pflegt allenfalls eine historische Vorlesung über den römischen Civilproceß in den Katalogen eine Stelle zu finden, aber auch nichts weiter. Mit dem untergegangenen Musterbild aus ferner Vorzeit ist wenig gethan. Man sollte billig erwarten, daß sich, wenn nicht der gesammte historische Stoff mit der Darstellung des geltenden Proceßrechts zu einer einzigen Vorlesung verbunden werden kann, allmählig eine eigene Vorlesung gestalten wird, welche namentlich auch zum Nutzen derer, die zur Theilnahme an den Gesetzgebungsarbeiten berufen werden, die Rechtsgeschichte des Processes durch die verschiedenen Epochen hin umfaßt. Ohne das wird die Blüthe einer nationalen Wissenschaft, die sich auch an die neue Proceßordnung anschließen soll, ein frommer Wunsch bleiben.

Am schlimmsten sieht es unstreitig mit der Erziehung und Lehre im Gebiete des bürgerlichen Rechts aus. Dort wird den Studirenden eigentlich Unmögliches zugemuthet.

Der zum juristischen Studium bestimmte Abiturient kommt meist auf der Hochschule an, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was ihn erwartet. Er belegt zwar sofort Encyclopädie und Methodologie, — es sei denn, daß Einer das im ersten Semester vergißt und, wie thatsächlich vorgekommen, dieses zu allen Zeiten nützliche Colleg aus dem schnöden Grunde, weil es testirt werden muß, erst in einem der letzten Semester besucht, — hört sie auch vielleicht mit mehr oder minder Aufmerksamkeit, erfährt aber über den Punkt, der uns hier beschäftigt, nämlich darüber, wie sich eigentlich die einzelnen Disciplinen des materiellen Rechts zu einander verhalten, wenig Aufschluß. Er erfährt, daß es ein römisches Recht, ein deutsches Recht, ein gemeines und Particularrecht, ein gewöhnliches bürgerliches und ein Handelsrecht gibt, er erfährt von dem Inhalte, von der Stellung des einen zum andern, die bald als eine gleichberechtigte, bald eine subsidiäre oder wie sonst beschrieben wird. Allein schwerlich gewinnt er eine Ahnung davon, in welchem Maße alle diese Elemente in der innern Entwicklung sich durchkreuzen und an dem Bestande des geltenden Rechts betheiligt sind. Die Encyclopädie ist, wie Jedermann weiß, eine beschreibende Gesammtübersicht der

Digitized by Google

Rechtswissenschaft nach der einmal vorhandenen Einrichtung und Eintheilung der Disciplinen, nichts weiter.

In demselben ersten Semester wird mit den Institutionen das Studium des römischen Rechts begonnen und im zweiten Semester in den Pandekten, wozu dann früher oder später noch die römische Rechtsgeschichte kommt, weitergeführt. Auf keinen andern Zweig des Studiums wird dieselbe Sorgfalt und Ausführlichkeit verwendet. Das römische Recht ist ja die Grundlage der gesammten Rechtswissenschaft; nicht bloß in dem Sinne, daß daran die Art und Weise des juristischen Denkens und der juristischen Construction gelernt werden sollte, sondern als Grundstock des geltenden Rechts. Der Pandektist lehrt oder glaubt zu lehren praktisches Civilrecht. Denn nach der Dogma gewordenen Bedeutung, welche die Doctrin der Reception des römischen Rechts in Deutschland beilegt, die sich freilich als wirklicher geschichtlicher Vorgang in ganz anderem Lichte zeigt, denn als bequemer schematistischer Begriff, steht fest, daß das römische Recht gilt, so weit nicht nach dem Landesrecht und insonderheit nach der ausdrücklichen Landesgesetzgebung anderes Recht zur Anwendung zu bringen ist.

Worin dies andere Recht besteht, damit befaßt sich der Romanist nicht; aus dem nämlichen Grund, dem wir bei der Prozeßlehre begegnet sind. Wie kann der Romanist, zumal bei der Fülle schon des römisch rechtlichen Stoffs auf die überaus verschiedenartigen, zum großen Theil nicht codificirten, vereinzelten, oft nicht einmal gesammelten Normen der Particularrechte Rücksicht nehmen!

Das muß eigenen Vorlesungen anheimgestellt werden. Wo das Particularrecht dazu bedeutend genug ist, wie in Preußen, soweit das Landrecht oder das Rheinische Recht reicht, in Sachsen und anderswo, bieten die Landesuniversitäten eine Vorlesung über ihr Particularrecht dem Bedürfniß dar; wobei die Wahrnehmung nicht uninteressant erscheint, wie sich wissenschaftliche Taxation zwischen Partikularrecht und gemeinem Recht stellt, die uns deutlich darthun möchte, wie sehr selbst das wichtigste und ausgebildetste Particularrecht einfach durch seinen particularrechtlichen Charakter herabgedrückt wird.

Allein in anderen Rechtsgebieten gibt es kein codificirtes oder auch nur wissenschaftlich zusammengestelltes Privatrecht. Und doch gibt es eine Menge von abweichenden Gesetzen über Einzelheiten und leicht möglich eine noch größere Menge von Gewohnheiten und Ergebnissen der praktischen Uebung, welche das römische Recht an tausend Stellen durchlöchern oder modificiren.

Trotz dieser Erfahrung, die aller Orten offenkundig, wird das römische Pandektenrecht, ich wiederhole es, nicht als Einleitung in das Studium des Privatrechts, sondern als das eigentliche, zu voller praktischer Geltung berechtigte, durch das Eingreifen anderer Rechte und Gesetze gleichsam nur

Digitized by Google

widerwillig und in möglichst beschränktem Umfange von der Herrschaft verdrängte Recht dargestellt. Der in dem Corpus juris vor anderthalb tausend Jahren niedergelegte Inbegriff der römischen Rechtsentwicklung ist dem starren Romanisten noch heute die verkörperte Wahrheit, die Norm, nach der sich eine total andere Culturepoche, die auf Schritt und Tritt den Römern völlig unbekannte Erscheinungen und die schneidendsten Gegensätze aufweist, noch heute fügen soll. Noch heute wird vielfach in dem Tone fort gelehrt, als ob die Welt und die Rechtsbegriffe noch immer dieselben geblieben wären.

Doch das ist nicht die einzige Versündigung. Nehmen wir an, der junge Mann hat das römische Recht glücklich absolvirt. Er müßte mindestens in den Ländern des gemeinen Rechts, wo ihm nicht von vorn herein für die späteren Semester ein Colleg über Particularrecht entgegenwinkt, vorerst glauben, nun im Besitze des geltenden Rechts zu sein. Der Student ist gläubig; und aus dem Munde des Pandektisten wurde ihm das römische Civilrecht im Durchschnitt, höchstens hie und da mit einigen wenigen Andeutungen: daß, wie z. B. die Lehre von der Vormundschaft sich im neueren Rechte oder nach deutschen Ansichten doch modificirt habe, nicht als Etwas, das war, sondern als das, welches ist, verkündigt.

Dann kommt das Studium des deutschen Privatrechts und der deutschen Rechtsgeschichte. Dem bis dahin römisch-rechtlich erzogenen Jünger der Jurisprudenz wird vorgeführt, wie sich das native deutsche Recht entwickelt und trotz des römischen Rechts, das dabei mitunter manchen Seitenhieb erfährt, in vielen Spuren und ganzen Rechtsinstituten fortwährend erhalten hat. Ist dieser Theil des Unterrichts beendet, so weiß der angehende Jurist, daß außer dem praktisch geltenden römischen Recht auch ein praktisch gültiges deutsches Recht vorhanden ist.

Natürlich muß auch die deutsche Rechtsbildung gelehrt und gelernt werden. Aber die Sorge ist, ob dies in organischem Zusammenhang mit der Darstellung dessen, was römischen Ursprungs ist, geschieht, oder ob jedes für sich behandelt wird. Ich weiß sehr wohl, daß von angesehenen Rechtslehrern Versuche gemacht sind, deutsches und römisches Recht einheitlich zu verbinden. Germanisten haben versucht, die Darstellung deutschen Privatrechts zu einer Darstellung des geltenden deutschen Rechts mit Einschluß seiner romanistischen Elemente zu erweitern. Romanisten haben es unternommen, ihre Pandekten der Aufnahme und Berücksichtigung deutscher Rechtsgrundsätze und namentlich der modernen Legislation nicht ganz zu verschließen. Es brauchen nur Namen wie Wächter, Gerber, Windscheid, genannt zu werden. Die Doctrin selbst fühlt, was noththut. Allein es sind doch bis jetzt nur Anfänge, vereinzelte Bestrebungen. Der größte Theil der Schule, das ist allbekannt, verharrt

Digitized by Google

noch heute bei der alten Weise. Römisches und deutsches Recht werden ein jedes für sich gelehrt. Um die Vermittelung des Gegensatzes wird sich wenig oder gar nicht gekümmert. Die einfachste Betrachtung sagt uns zwar, daß wir doch nicht zweierlei Recht haben, sondern nur ein einziges, das sich theils aus römischem, theils aus germanischem Stamme gebildet hat. Es wäre also mehr als angezeigt, daß dem Lernenden der Wirklichkeit entsprechend vor Allem das eine geltende Recht als Ganzes dargelegt werde. Das ist in der That für ihn das Wissenswürdigste. Statt dessen überliefert man ihm zwei völlig getrennte Rechte, jedes nicht nur vollständig, sondern übervollständig, mit einer Menge unpraktischen Stoffs beladen, und überläßt ihm den schwersten und wichtigsten Theil der wissenschaftlichen Aufgabe, die Resultatziehung dessen, was nun eigentlich gültiges Recht ist, und die daraus zu gewinnende Einsicht in den Gesammtbestand des vorhandenen Rechts zur eigenen Erledigung.

Erscheint das nicht heillos? Wenn nun noch auf dieses unvermittelt neben einander herlaufende römische und deutsche Recht ein modernes Landesprivatrecht und ein eigenes Handelsrecht gesetzt wird, welches Bildniß und Gleichniß muß sich da im Kopfe des Studenten von dem Zustande des Privatrechts gestalten! Und wieviel muß nicht der Eindruck dieses ungenügenden, falschen Bildes des Rechtsbestandes zu den Unklarheiten über das Verhältniß der verschiedenen Stämme des Privatrechts, und hauptsächlich über das Verhältniß des römischen zu dem deutschen Rechte beitragen, denen man auch bei gereifteren Juristen begegnet. Jener unvermittelte Gegensatz zweier nach der Art, wie sie gelehrt werden, parallel neben einander her laufenden Rechtsstämme ist es gerade, der es möglich macht, in der unrichtigsten Weise bald mit deutschrechtlichen, bald mit römischrechtlichen Rechtsinstituten um sich zu werfen, je nach dem augenblicklichen Zwecke und je nachdem sich einige auf den einen oder den andern Stamm, sei es auch nur von ferne, hindeutende Aehnlichkeiten entdecken lassen. Wie viel Unfug damit getrieben wird, läßt sich gar nicht sagen. Und es handelt sich dabei nicht etwa nur um falsche Ansichten-theoretischer Art, sondern um Consequenzen, die namentlich in der Gesetzgebung eine praktisch sehr bedeutsame Rolle spielen, zumal dann, wenn außerdem noch der nöthige Unverstand vorhanden, der römisches Recht nicht von dem durch die mittelalterliche Schule verdrehten romanistisch-kanonischen Recht zu unterscheiden weiß.

Gleichwohl wäre es ungerecht, allein der Doctrin den Vorwurf zu machen, daß sie ein solches Mißverhältniß duldet. Die Doctrin wird sich schließlich von jeder Anklage völlig reinigen können. Ist sie doch so, wie sie bisher beschaffen, der getreue Ausdruck der gegebenen Verhältnisse; entspricht doch die Eintheilung ihrer Lehrzweige dem unklaren, verwirrten und zersplit-

Digitized by Google

terten Rechtszustande, unter dem das deutsche Volk bisher gelebt hat. Es bedarf in der That wenig Nachdenkens, um zu begreifen, daß die Theorie unter dem Einfluß der Wirklichkeit gar nicht anders konnte; und die Lage des Unterrichts, wie der wissenschaftlichen Darstellung des geltenden Rechts, die als romanistische oder germanistische stets einen großen Theil ihrer Mühe umsonst verschwenden muß, als particularrechtliche nur selten einen gewissen Grad von Wissenschaftlichkeit zu erreichen vermag, bestätigt von Neuem die Nothwendigkeit einer Reform.

Wir brauchen einen einheitlichen Rechtszustand und eine einheitliche Rechtswissenschaft. Diese Einheitlichkeit, welche die conditio sine qua non der nationalen Rechtsentwicklung, welche von der Wissenschaft ausgehen oder gefördert werden soll, ist nur möglich durch eine Codification. Auf einem anderen Wege lassen sich die auseinanderstrebenden Bestandtheile unseres heutigen Rechts nimmermehr unter einen Hut bringen. Kommt demnächst eine einheitliche Legislation, sei es des ganzen Privatrechts, oder großer Theile desselben, zu Stande, so ist in demselben Umfange eine völlige Umwandlung der Lehre unvermeidlich. Je sicherer das Eingreifen der Gesetzgebung in naher Frist zu erwarten, desto dringender sollte sich die Rechtsschule aufgefordert fühlen, sich darauf bei Zeiten einzurichten. Eine Warnung ist am Platze. Oft kann man sich des Eindrucks kaum entschlagen, daß die unbefangen nach alter Art weiter lehrende, um das, was um sie her vorgeht, wenig bekümmerte Doctrin zu ihrem großen Schaden warten wird, bis ihr eines schönen Tages plötzlich und auf einmal ihr altes Haus zusammenstürzt.

Sobald und so weit eine Codification des Privatrechts zu Stande kommt, fällt selbstverständlich der Schwerpunkt des juristischen Unterrichts, der doch, wie es nicht anders sein kann, vor allen Dingen die Unterweisung für die praktische Ausübung bezweckt, in die Darstellung des geltenden Rechts auf Grundlage dieser Codification. An sie schließt sich nicht minder die wissenschaftliche Bearbeitung, die weitere durch die Gesetzgebung, Theorie oder Praxis vermittelte Reform, kurz die ganze weitere Rechtsentwickelung, wie wir aber hoffen im nationalen Geiste, an. So wird ein neuer Boden gewonnen, und vieles Veraltete abgethan; wenigstens für Viele, obwohl es vorerst ohne Zweifel genug solche geben wird, welche darin ein Postulat der Wissenschaftlichkeit erblicken, den ganzen Ballast antiquarischer Gelehrsamkeit auch dann noch mit sich zu schleppen.

Die geschichtliche Erforschung des Rechts, die echt historische Schule wird damit nicht abgethan sein. Die Geschichte ist und bleibt bei aller modernen Codification die Quelle der Wissenschaftlichkeit. Den Rechtszustand anderer Zeiten und anderer Völker, freilich nicht etwa bloß in seiner Aeußerlichkeit, sondern in seinem innern Mechanismus und seinen Ursachen zu untersuchen

Digitized by Google

und zu erkennen, dürfen wir nicht verabsäumen, wenn wir nicht in jener traurigen Wortreiterei des positiven Gesetzes, vor der nicht genug gewarnt werden kann, untergehen und auf die Darlegung der leitenden Gedanken verzichten wollen, ohne deren Besitz die Gesetzgebung zum Spielball willkührlicher und verrätherischer Zweckmäßigkeitsrücksichten wird.

Ebendeßhalb wird weder das römische, noch das germanische Recht künftig werthlos. Das deutsche, wie das römische Recht muß nach wie vor gelehrt werden, zumal das römische, das seit Jahrhunderten der Ausgangspunkt unserer juristischen Bildung, die Grundlage der juristischen Auffassung gewesen ist. Der enragirteste Eifer für nationales Recht vermag Geschehenes nicht ungeschehen zu machen, vermag nicht die römisch-rechtliche Denkweise, in der wir geboren und erzogen sind, durch eine dunkle Erinnerung an altgermanische Art zu ersetzen. Aber römisches, wie älteres deutsches Recht wird durch die Codification auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der jetzt noch bis zu der unwahren Prätension, unmittelbar geltendes Recht zu sein, übertrieben erscheint. Dem einheitlichen nationalen Privatrecht gegenüber, welches die Gesetzgebung des Reiches schaffen soll, tritt das germanische und das römische Recht in eine Stellung, welche dasselbe für die juristische Gesammtbildung als eine in demselben Sinne wesentliche Disciplin gelten läßt, wie dies für die philologische Erziehung mit der lateinischen Sprache und Literatur der Fall ist, aber den Stoff derselben, den Bestand des römischen Rechts, vom rein geschichtlichen Standpunkte, der nichts mehr davon weiß, daß jenes Recht darum, weil es römisches, doch die Norm unserer heutigen Rechtsbeziehungen sein müsse, betrachten heißt.

Es bedarf wohl nur weniger Andeutungen, um klar zu machen, welchen Einfluß die Neugestaltung der Legislation nach dieser Seite hin auf die Lehre äußern, wie energisch sie das so lange gestörte richtige Verhältniß zurecht rücken muß. Sollte Jemand daran noch zweifeln, daß die dargestellte Folge nothwendig sei, so braucht nur auf die Erfahrung an dem Handelsrecht hingewiesen zu werden. Die Lehre des Handelsrechts hat in dem Handelsgesetzbuch ihre Basis. Römisches und deutsches Recht sind Hilfsmittel der geschichtlichen Erklärung, der wissenschaftlichen Begründung und Ergänzung, aber dem nunmehr auch formell als einheitliches Recht geltenden Reichsgesetzbuch gegenüber auch Nichts mehr. Gerade so wird die Folge eines Reichsgesetzbuchs über Obligationenrecht, über das Eigenthums- und Hypothekenrecht, und was sonst kommen mag, beschaffen sein.

Unschwer ist vorauszusehen, daß in vielen Theilen des Privatrechts sogar das zeitherige Recht, römisches oder deutsches, in weite Ferne zurückgedrängt werden wird. Die Gesetzgebung ist nicht eben in der Laune, die Verbindung zu suchen und zu hegen. Vielfach wird man, wie Beispiele darthun,

Digitized by Google

mit dem traditionellen Recht total brechen und ganz neue Rechtsbegriffe aufstellen. Umsomehr ist es bei solcher Ungunst für die Lehre rathsam, ihre Lage zu bedenken und die Position zu ergreifen, die sie mit Ehre und Erfolg behaupten kann.

Wir werden mithin, soweit die Reichsgesetzgebung vorschreitet, demnächst eine Vorlesung des praktischen Civilrechts haben müssen. Diese wird, wenn sie wissenschaftlich sein soll, die Entstehung der Rechtssätze, sei es aus deutschen, sei es aus römischen Elementen, darzulegen haben. Römisches und altdeutsches Recht aber werden insoweit nur noch als Rechtsgeschichte gelehrt werden.

Offenbar erscheint das durchaus verständig und als dem wahren Verhältniß entsprechend durchaus erwünscht. Leider trübt sich die Aussicht einigermaßen durch den Gedanken, daß uns vorerst eine Codification des gesammten Privatrechts nicht beschieden sein wird. In der Reichsverfassung ist bekanntlich der Reichsgewalt in Betreff der Rechtsgesetzgebung nur eine bescheidene Competenz zugebilligt worden; und ob wir gleich, gestützt auf die Erfahrung und nicht sehr in Sorge um die bekannten Competenzbedenken, glauben, daß jene Competenzausmessung in letzter Linie so wenig der ausdrücklichen Erweiterung dauernd eine unübersteigliche Schranke ziehen wird, wie sie der manchmal, ehrlich gestanden, durch die Noth gebotenen, aber verwegenen Ausdehnungsinterpretation eine Schranke gezogen hat, so liegen doch andere Gründe vor, welche mehr als wahrscheinlich machen, daß man sich nicht so leicht und so schnell dazu entschließen wird, auch die dem Particularrecht dermalen noch vorbehaltenen Partien aufzuräumen. Eine gewisse juristische Sentimentalität spielt dabei selbst in den Kreisen der Reichsgesetzgebung eine größere Rolle, als man wünschen möchte. Es lautet so klug und weise, bei allem Centralisationseifer nach der einen Seite hin, doch auch wieder von der Berechtigung und nothwendigen Schonung mannigfaltiger particularer Rechtsinstitutionen zu reden. Indessen, so gut sich nachweisen ließe, daß dabei viele falsche Einbildungen mit unterlaufen, daß es eine Wohlthat wäre, auch solche Dinge einheitlich zu regeln, daß nicht abzusehen ist, weshalb es unmöglich sein sollte, der deutschen Nation darin zu derselben Wohlthat zu verhelfen, welche andere erlangt haben, und daß es bei dem Umbau, der für unsern Rechtszustand einmal vorgenommen wird, kein Unglück sein kann, wenn so und so viel verbaute Kammern mehr eingeschlagen werden — vorerst ist uns nur das gemeinsame Obligationenrecht in Sicht gestellt.

Denken wir uns nun dasselbe, so eng oder so ausgedehnt die Reichsgesetzgebung den Begriff nehmen mag, ausgeführt, so tritt in diesem Zweige des Privatrechts für die Lehre die so eben von uns geschilderte Lage ein. Im Uebrigen bleibt es beim Alten. Leicht gesprochen, aber schwer gethan.

Digitized by Google

Ein glückliches Verhältniß ist kaum denkbar. Die zwei möglichen Eventualitäten Angesichts der Thatsache, daß, nicht etwa nur ein für besondern subjectiven oder objectiven Umfang gültiges Specialrecht, wie das Handelsrecht, sondern ein schlechthin für Alle und für Alles gültiges Verkehrs- oder Obligationenrecht codificirt wurde, sind folgende. Entweder die jetzt bestehende Vorlesung über das praktische Civilrecht sucht sich des in dem Gesetzbuch enthaltenen Stoffes zu bemächtigen, denselben ihrem Inhalt und System einzufügen. Aber ist das wirklich thunlich? Kann man daran denken, ein neues, vermuthlich in vielen Beziehungen sehr neues Obligationenrecht dem Pandekten- oder deutschen Privatrecht, soweit es nicht Obligationenrecht ist, so zu assimiliren, daß sich der heterogene Stoff zu einer zusammenhängenden Vorlesung des ganzen Civilrechts vereinigen ließe? Bestehen denn nicht tausend verbindende Fäden zwischen Obligationen-, dinglichem und Personenrecht, geschweige denn mit dem „allgemeinen Theil," und will nicht vielleicht die neue Gesetzgebung das alte Obligationenrecht, mit dem solche Beziehungen existirten, häufig gerade zerstören? Wie sollte da ein Gesammtcivilrecht gelehrt werden können, das aus einem Mixtum-Compositum von altem dinglichen und Personenrecht einerseits und neuem Obligationenrechte andrerseits zusammengeschweißt wäre?

Weit eher wird sich das durch ein Gesetzbuch neugestaltete Obligationenrecht für die wissenschaftliche Darstellung und den Unterricht von dem übrigen Privatrecht abtrennen. Dabei kann das Obligationenrecht sehr wohl bestehen. Was durch die Trennung Schaden leiden muß, ist der Rest des nunmehr verstümmelten Civilrechts. Gleichwohl wird nicht anders verfahren werden können, als daß sich die Theile des Rechts, welche von der Reichsgesetzgebung einheitlich geregelt werden und von diesem einheitlichen Boden aus einer ganz anderen Entwickelung entgegengehen, als das nur ideal einheitliche gemeine und als das ausgesprochen blos particular gültige Recht, sich loslösen und daß diese Theilung des Rechts für die Rechtsschule aufrechterhalten bleibt; es sei denn, daß diese nicht nur unerquickliche, sondern ein wahres Uebel anzeigende Erscheinung den Anlaß geben hilft, die Thätigkeit der Gesetzgebung bis zur Herstellung eines in seinen Grundzügen vollständigen einheitlichen Civilrechts zu erweitern.

Wir fragen endlich mit Recht, was denn für den Augenblick geschehen soll, so lange noch keine auch nur theilweise Codification ins Leben gerufen ist. Noch lebt die Doctrin in voller Sorglosigkeit weiter, als ob sie wenig von den ihr bevorstehenden Umwälzungen ahnte. Dennoch sind ihr bereits manche sichtbare Zeichen geschehen. Schon handelt es sich für sie nicht mehr blos, sich auf das Zukünftige zu rüsten, sondern das Gegenwärtige zu erfassen und zu verarbeiten. Und das sind nicht blos ein paar vereinzelte

Digitized by Google

Gesetzesartikel, sondern hinter manchen, scheinbar nur sehr specielle Punkte betreffenden Gesetzen Principien, Gedankenreihen von außerordentlicher Tragweite. Braucht an das kleine Gesetz über Aufhebung der Schuldhaft, über die Beseitigung der Beschlagnahme von Dienstlöhnen erinnert zu werden, oder an das jüngste Kind der Reichsgesetzgebung, an das über die Haftpflicht für Tödtungen? Lauert nicht hinter solchen Gesetzen, wenn man ihren Grundgedanken sieht und in seinen Consequenzen verfolgt, der Umsturz ganzer Capitel des seitherigen Rechts? Soll da nicht die Theorie Sorge hegen, wie sie diese Neuerungen bemeistern und mit dem Uebrigen in leidliche Harmonie bringen will?

Man nehme nur das eben erwähnte Haftgesetz. Soll das mit seinen weiten Perspectiven, welche eine bisher der Theorie ganz unbekannte Auffassung des Rechtsverhältnisses großer Arbeitsunternehmer zu den Arbeitnehmern ankündigen, dem Germanisten zufallen? Bisher hat sich das deutsche Privatrecht mit der Lehre von dem Arbeitsvertrag und der Lehre von einer Haft dieser Art wohl so gut wie gar nicht beschäftigt. Man wäre offenbar in großer Verlegenheit, wo dieser neue Abschnitt einzureihen sei, und wenn dies gelänge, derselbe würde stets eine wunderliche Erscheinung bilden, weil leicht zu erkennen, daß er eine innerlich ganz isolirte, nur aus äußerlichen Gründen eingeschobene Materie enthält.

Vielleicht hält man daher für passender, dieselbe dem Pandektisten abzutreten. In den Pandekten ist doch ausführlich von den Beschädigungen und dem Schadensersatz aus beschädigenden Handlungen, nicht minder von der Dienstmiethe die Rede. Dort, sollte man meinen, wird auch die neue Lehre des Reichsgesetzes Raum finden. Raum gewiß; aber, worauf es ankommt, organischen Zusammenhang, nimmermehr. Denn, was der römisch-rechtlichen Darstellung des aquilischen Gesetzes oder der locatio conductio angeschlossen werden soll, ist nicht eine Erweiterung jener Lehre, sondern ein Bruch mit dem, was der Romanist sonst als die allein berechtigten und praktisch gültigen Principien vorführt; und wenn nicht der Bruch, mindestens etwas so Neues, daß eben jeder Vergleichungspunkt der übrigen Lehre gegenüber fehlt.

Das eine Beispiel wird genügen. Zu ähnlichen Betrachtungen giebt nun schon eine Mehrzahl von Reichsgesetzen Grund. Wird so weiterverfahren, daß aus Nachgiebigkeit gegen das Andringen wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisses noch weiter solche Gelegenheits- und Specialgesetze gemacht werden, die so tief in das seitherige Recht einschneiden, so droht uns daraus die Gefahr, den Rechtszustand praktisch und theoretisch in bedenklichster Weise zerrissen zu sehen. Wir bekommen dann schließlich ein Conglomerat vieler einzelner Gesetze, von denen jedes nur sein bestimmt abgegrenztes Gebiet von

Digitized by Google

dem Standpunkte der „praktischen" Gesetzgebung aus bearbeitet und die Rücksicht auf das Ganze des Rechtssystems als unfruchtbare theoretische Speculation gering achtet. Daß daraus der Doctrin Schwierigkeiten erwachsen, daß die wissenschaftliche Einheit und Symmetrie gestört wird, daß die Theorie wohl oder übel zu neuen Constructionen gezwungen wird, über das Alles setzt sich der Gesetzgeber vielleicht ohne Mühe hinweg; obwohl alsdann die Gerechtigkeit verlangt, daß nicht in einem und demselben Athem wieder der Theorie Unmögliches aufgebürdet, wissenschaftliche Darstellung und Ausbildung eines Rechtszustandes, der eine Menge von Specialgesetzen, aber leider sehr wenig von allgemein gültigen, großen und einfachen Rechtsgrundsätzen enthält. Aber schlimm ist es, daß auch die praktische Uebung des Rechts zu Schaden kommen muß, wenn der Rechtszustand durch eine Gesetzgebung, die nach ihrem eigenen Bekenntniß nur Anläufe, nicht die Durchführung durchschlagender Principien unternimmt, immer mehr mit einer bunten Menge von Einzelheiten bereichert wird. Was die Erwägungen lehren, welche die Frage der juristischen Doctrin hervorruft, wird durch die Erwägungen der praktischen Zuträglichkeit vollkommen bestätigt.

Alles weist uns stets dem einen Ziele zu: sobald als möglich eine thunlichst umfassende Neuordnung auch des Privatrechts. Die Einheit der Gesetzgebung haben wir im Reiche. Mag die Reichsgesetzgebung doch recht sorgen, daß sie nicht durch den Gebrauch, den sie von ihrer Befugniß macht, indem sie dem augenblicklichen Bedürfniß zu Liebe mit großer Leichtigkeit sich entschließt, bald hier, bald da Gesetze über einzelne Gegenstände zu erlassen, die innere Einheit des Rechts schwer schädigt. Die Gefahr dazu erwächst aus jedem Specialgesetz, auch dann, wenn in den Motiven und Debatten der feierliche Vorbehalt erklärt wird, daß den Principien eines demnächstigen umfassenden Gesetzbuchs kein Präjudiz erwachsen soll.

So lange es so steht, wie es steht, läßt sich der Doctrin nur der gute Rath geben, die Fortschritte der Gesetzgebung sorgfältig zu verfolgen und sich so gut als möglich nach ihrer Art damit abzufinden. Der gute Rath aber erscheint nicht überflüssig. Denn, daß ein Theil der Doctrin geneigt ist, davon wenig Notiz zu nehmen, weiß Jedermann. Einstweilen kann sich an dem Vereinzelten wenigstens Wissenschaft und Lehre an die Neuerungen gewöhnen und auf das Bevorstehende vorbereiten.

Die Erkenntniß, daß in kurzer Frist Vieles existiren wird, von dem sich die Schulweisheit einer hauptsächlich in die Vergangenheit versenkten Theorie wenig träumen ließ, darf und kann nicht ausbleiben. Nicht Unter- oder Rückgang der Rechtswissenschaft und Lehre, sondern frische Blüthe, gewonnen durch die Pflege des nun in thatsächlicher Wirklichkeit nationalen Rechts,

Digitized by Google

hoffen wir in dem Reiche. Mag dazu die Theorie das Ihrige thun, indem sie denselben Eifer, den sie so lange an fremdem und historischem Recht bewährt hat, dem lebendigen Recht der Gegenwart zuwendet.

Aus Elsaß Vergangenheit.

Der erste Band der „Geschichte des Elsasses" der Wiener Universitätsprofessoren Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer ist in diesen Blättern bereits besprochen worden. *) Der so eben erschienene zweite Band **) liefert uns ein würdiges Zeugniß für die gründlichen Studien, die patriotische Gesinnung und die Darstellungskunst der Verfasser. Der zweite Band wird eröffnet mit der trefflichen Schilderung Joh. Sturm's und des Kampfes gegen die leider auch hier stark hervortretende Tyrannei eines geistlos und verknöchert gewordenen Kirchenthums, wie es sich vor Allem in J. Marbach ausdrückte, und wie es gegen den Geist der Aufklärung und jene Vorahnungen des Humanitätsevangeliums zu Felde zog, die in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Straßburgs Staatsmännern und Predigern innewohnten. Das strengste Lutherthum griff immer mehr um sich, man ging sogar daran, eine förmliche Inquisition einzurichten. Nur die Schule bildete ein Gegengewicht gegen diese Richtung; in ihr traten die Gedanken Jakob Sturm's und Bucer's stets auf's Neue in die Erscheinung. In dem nächsten Kapitel: „Auf der Höhe der Cultur" (S. 18—41) wird die außerordentlich frische Thätigkeit in Naturwissenschaft, Kunst, Industrie, Geschichtsschreibung, Dichtung, welche damals im Elsaß herrschte, in lebensvoller Weise beschrieben. Da erfahren wir denn manch' Interessantes, wie hier auch in der Medicin der Charakter der klassischen Renaissance bewahrt ward, wie hier die ältesten „Väter der Botanik", in Daniel Specklin (1536—1589) der berühmteste Militärarchitekt seiner Zeit zu finden. Und wie behäbig war damals das Elsässerleben, so daß man Legionen von Bettlern großziehen konnte, „deren Unternehmungslust sie in die fernsten Länder führte, so zwar, daß sie europäischen Ruf genossen und daß das Londoner Bettlerquartier nach

*) Vgl. Heft 4 der Grenzboten 1871, S. 132.

**) Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. II. Halbband. Berlin, F. Duncker, 1871.

Digitized by Google

ihnen Alsatia genannt wurde." — Trotzdem war das Elsaß kein Phäakenland, kein Capua der Geister! Im Gegentheil, wenn man unter Cultur die allseitige, gleichmäßige Ausbildung menschlicher Kräfte versteht, so hat im Deutschland des sechszehnten Jahrhunderts das Elsaß die höchste Cultur. Vor Allem in der Literatur! Durch Kaisersberg, Brant und Murner wie wir sahen, nicht minder aber durch Wickram, Fischart und Joh. Sturm. Trefflich geschildert wird unter diesen J. Wickram, der Vater des deutschen Romans (S. 30 ff.), vor Allem aber muß auf die ganz vorzügliche Darstellung von Fischart's Leben und Wirken aus Scherer's Feder hingewiesen werden. Von dem Stoffe, den Scherer behandelt, ist etwas in seine Schilderung übergegangen. Doch man höre selbst: Fischart's Sprache im Gargantua ist schäumender Champagner. Sie muthet uns an, wie jene Raketen, die hoch in die Luft aufschwirren und oben in strahlende Garben von tausend Lichterchen und Sternchen zerstieben. Ein Satz der gewöhnlichen Rede ist ein Wassertropfen. Bei Fischart sehen wir den Wassertropfen unter dem Sonnenmikroskop, zahllose wunderliche Gestalten werden da lebendig und fliegen, schwirren, rennen, tanzen, springen, wirbeln, taumeln, purzeln unter und übereinander her: kaum daß man noch eine Ordnung, einen Zusammenhang entdeckt und daß man sich bewußt bleibt, man habe es mit einer fortschreitenden Erzählung zu thun. Es ist eben ein Fortschreiten mit Hindernissen. An jeder Station wird Halt gemacht, in jeder Kneipe wird geschwelgt. Doch das ist ein falsches Bild. Denn ein solches Reisen wäre sehr behaglich, und behaglich ist Fischart gar nicht, vielmehr lebhaft bis zum Uebermaß. Ruhen läßt er uns nicht, wir fühlen uns gehetzt, getrieben, gejagt, wir werden athemlos, wir keuchen, wir stöhnen, wir werden müde, unsre Stimmung wird Ungeduld, wir flehen um einen Augenblick des Stillstehens — aber wir sind von der wilden Jagd mitgerissen in ihrem rasenden Galopp — ja, es ist die wilde Wörterjagd; Fratzen, Ungethüme, Scheusale umgeben uns; Wortcaricaturen tauchen im Zwielicht auf; „abenteuerlich" ist „affentheuerlich", melancholisch ist maulhenkolisch, Podagra ist Pfotengram, Republik ist Reichpöblichkeit, Theologie ist Tollosei — und so geht's fort in unendlichen Wandlungen und Verhüllungen, Fischart besitzt den Zauberstab, um aus dem harmlosesten Wort einen Proteus zu machen. Sein Gargantua ist die sprachliche Walpurgisnacht. — Man wird zugeben müssen, daß Fischart's Eigenart kaum je treffender charakterisirt wurde.

In ausführlicher Weise wird sodann die Gegenreformation behandelt, die vornehmlich durch die Jesuiten durchgeführt ward, durch „die neue Heuchlersekt, das Papstgeheck, daß da päpstlich Hölligkeit nennt die höchste Obrigkeit," wie Fischart sagt. Wie natürlich bietet sie ein gar trübes Bild; erfreulicher ist der Blick auf die Leistungen in der Literatur; auch hier sind

Digitized by Google

Renaissance und Volksthum vertreten. Das lateinische Drama wird durch Kaspar Brülow in würdigster Weise repräsentirt, „das bedeutendste dramatische Talent, das unsere Literatur in der Zeit vor Lessing aufzuweisen hat," das nur deshalb vergessen ist, weil es lateinisch dichtete. Wolfgang Spangenberg dagegen wendete sich in den dramatischen Formen des Hans Sachs an das Volk, der Eindruck, den seine Stücke machten, war um so größer, je mehr er durch seine typischen Gestalten dem Publicum verständlich ward. Denn das, „was in Spangenbergs Schriften zum ersten Male recht handgreiflich zum Vorschein kommt, ist der deutsche bürgerliche Philister, dessen Signalement sich etwa so zusammenfassen läßt: respectabel, sittlich und ehrbar; guter Familienvater; sehr guter Christ, d. h. strenggläubig und stark pharisäisch gegenüber anderen Confessionen; Schwung und Leidenschaft verpönt; heidenmäßiger Respect vor dem, was er die Obrigkeit nennt und worunter er unter Umständen jeden Büttel versteht; dabei sehr großmäulig, wo es gilt, auf die Tyrannen, auf Hof und Fürsten im Allgemeinen zu räsonniren; in Summa: ungefährlich." — Doch abgesehen von den genannten Dramatikern steht das Elsaß auch in diesem Zeitraume in keiner Weise hinter dem übrigen Deutschland zurück, man braucht nur des Ensisheimer Jacob Balde lateinische Gedichte, die Werke des Straßburger Historikers Abelin, vor Allem aber Moscherosch zu nennen, um dies zu beweisen. Namentlich Moscherosch, der strafende zürnende Satiriker, den die verderbte Zeit nicht minder, als seine literarische Bildung zum Schriftsteller machten, ist seines Hasses gegen die Verwälschung wegen in diesem Zusammenhange sehr beachtenswerth. Wie kräftig liest er den alamodischen Narren den Text, die sich ihres Vaterlandes, ihrer Sprache schämen, den entarteten „Nachkömmlingen" des Ehrenvest (Arioviſt), die der Fremden Sitte und Unsitte nachäffen: O alte Mannheit! o alte deutsche Tapferkeit und Redlichkeit, wo bist Du hin geflogen? Ihr Deutschlinge, Ihr ungerathene Nachkömmlinge! Was hilft euch alle neue Unart? Altes Wesen her! Alte Geberden her! In Hitze und Frost übt euch, nicht in Schminken und Schmecken. Alte Herzen her! So schön diese Worte auch sind, öfter schoß Moscherosch auch über das Ziel, so wenn er sich darüber ereifert, daß man heutzutage den Salat nicht mehr mit den Fingern, sondern mit der Gabel ißt. Aber wohl erscheint uns sein Haß gegen das Franzosenthum völlig berechtigt, wenn man bedenkt, wie durch die Verehrung der „gallischen" Sitte die Brücke gelegt ward, auf der Frankreich zur Besitzergreifung deutscher Lande vorrückte. Oft dargestellt ist sie, jene empörende Vergewaltigung, jener frevelhafte Raub deutscher Lande durch Frankreichs Herrscher, trotzdem erregt die in dem obengenannten Buche gegebene Schilderung dieser Künste des Truges und der Attentate brutaler Gewalt unser lebhaftes Interesse. Man staunt, wenn hier in übersichtlicher,

Digitized by Google

lebendiger Darstellung aufgewiesen wird, „wie eine ganze Nation die heuchlerische Phrase mit solcher Meisterschaft durch so lange Jahrhunderte in ihren verschiedensten Gliedern schulmäßig gebrauchen lernt, um schließlich einen Raub ohne Gleichen vollführen zu können.“ Seit Franz I. geht ein gleichartiger Zug durch alle Verhandlungen zwischen Straßburg und den französischen Königen, ein Zug bewunderungswürdiger Verführungskunst, die Köder wurden gut gelegt. Auch während des Unternehmens Mansfelds im Elsaß, in den Schwedenkriegen und dem trefflichen Bernhard von Weimar gegenüber, der sich im Elsaß ein deutsches Fürstenthum zu schaffen bemühte, ruht diese Politik der Franzosen nicht, man weiß, wie französische Hinterlist die Früchte der ruhmvollen Thaten Bernhard's einheimste. Ein deutscher Offizier kleidete seine Entrüstung damals in folgende kräftige Worte: Der letzte Stich gewinnt das Spiel — die Dame, um welche wir Deutsche mit Granaten, die Franzosen mit Ducaten, wir mit Musqueten, sie mit Pistolen, wir mit Pferd und Infanterie, sie mit Fursanterie und geladenen Mauleseln, wir mit Schanzen, sie mit Schenken, wir mit Feld-, sie mit Hofstücken, wir mit Schlagen, sie mit Salben, wir mit Schießen und Stechen, sie mit Bestreichen und Schmieren, wir mit Blut, sie mit Gut, wir mit Kriegen, sie mit Trügen geworben; was wir gewonnen mit Stürmen, haben wir mit Schirmen verloren. Der Hahn ist im Korbe, sitzt auf fremden Eiern, (!) er hat den Nutzen, das Kränzlein und den Preis, die andern den Sack. Doch man mochte schelten und klagen, die Franzosen gewannen immer mehr an Terrain. So ging es denn weiter, auch Straßburg fiel; die Geschichte seines Falles wird in ruhiger, objectiver Weise erzählt, und als Folge nicht des Verrathes der Bürger, sondern vielmehr der Uebermacht Frankreichs und der Ohnmacht des deutschen Reiches hingestellt.

Ein Freund, der auf lange Zeit Abschied nimmt, pflegt uns wohl ein Andenken zu hinterlassen, womit er in dem Kreise seiner Lieben fortzuleben hofft. Als Elsaß sich auf zwei Jahrhunderte von seinen deutschen Brüdern trennte, hat es ihnen fast im Augenblicke des Scheidens ein Vermächtniß zugewandt, das im deutschen Geistesleben segensvoll gedieh und lange fortwirkte, — den Pietismus, den mächtigen Hebel unserer nationalen Entwickelung, „der uns zum Theil zurückgegeben, was wir im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte besaßen.“ Mit Spener schritt uns freilich zum letzten Male — ein Elsässer als Führer voran. Was das Elsaß sonst in jener Zeit an geistigen Capacitäten hervorbrachte, liegt nicht so sehr im Gebiete der Poesie, als vielmehr in dem der Jurisprudenz, Geschichtsschreibung und Philologie und wird durch die Schilter, J. Oberlin, Scherz, Schweighäuser, besonders aber durch J. D. Schöpflin (1694—1771) vertreten. Was die erstgenannten Männer werth sind, zeigte erst Jacob Grimm, der sowohl bei

Digitized by Google

der Geschichte der germanischen Sprachen, als bei der Durchforschung der Dichter des dreizehnten Jahrhunderts sich der Vorarbeiten, die jene Männer geliefert, mit Dank und Erfolg bediente. — Aber auch aus anderen Gründen ist uns jene Epoche elsässischen Lebens unvergeßlich! Unvergeßlich durch Goethe's Schilderung seines Straßburger Aufenthaltes. Goethe hat — wie Scherer so schön bemerkt — damit nicht bloß ein Kunstwerk geschaffen, worin wir die blühende Landschaft bewundern mit den prächtigen wahren Gestalten, die sie beleben, er hat damit zugleich dem Elsaß für alle Zeiten eine Stätte gewonnen in dem Herzen jedes Deutschen, ja er hat die Wiedereroberung vorbereiten helfen; denn von den tausend sehnsüchtigen Gedanken, die wir hinübersandten zu den fremdgewordenen Brüdern jenseit des Rheines — wie viele wären wohl gedacht, wie viele wären wohl gefühlt worden ohne Goethe's Schilderung, ohne dieses bezaubernde Gemälde, getaucht in Sonnenglanz und Aetherduft? Ein Stück von uns, ein bester Mensch, hat da drüben geliebt und gelitten und ein Herz gekränkt — ihn selbst übermannte die Rührung, als er seine Schuld (Er nennt es so) erzählte.

Auch für das Elsaß brachten die letzten Zeiten des bourbonischen Königthums dieselben trostlosen Zustände, die sie in den andern Provinzen großzogen; dennoch fehlte Viel, daß hier derselbe Revolutionsgeist dadurch erzeugt worden wäre, wie anderswo. Im Gegentheil, das Elsaß bewahrt eine conservative, fast möchte man sagen reactionäre Haltung. Aber was uns am meisten interessirt, damals zuerst spricht man von den Vorrechten der wirklich fremden Provinz, damals wieder, den Extravaganzen der französischen Gleichheitsmacher gegenüber, besinnt man sich ganz entschieden auf seine deutsche Eigenart, man tritt für den Gebrauch der deutschen Sprache bei der Administration und im Gerichtswesen ein, und mehr als je zeigt sich trotz aller scheinbaren Concessionen und Connivenzen der Gegensatz des deutschen Wesens in jenem Zeitraume. Oft genug ward sie geschildert jene Epoche, Material genug an's Licht gefördert, aus dem sich entnehmen läßt, wie die große, oft übertrieben gepriesene französische Revolution in anderen Ländern und Städten gewirkt! Aber so gern wir diese Werke Dahlmann's und v. Sybel's über den Verlauf jener Bewegung im Großen lesen, vor den Provinzial- und Local-Revolutiönchen mit ihren sich aufblähenden Jakobinerfratzen, mit ihren halb ekelhaften, halb komischen Bürgergeneralen graut es uns; sind sie doch meist langweilige und abstoßende Bilder sinnloser Verwirrung und kindischer Nachäfferei! Professor Lorenz hat es aber doch verstanden, durch lebendige Darstellung und Gruppirung, durch ausführlichere Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten uns die Straßburger Revolutionsbewegung fesselnd vorzuführen. Unser ganzes Interesse ist diesem Theile des Buches gesichert, das uns an der Entwickelung des Schicksals von Männern,

Digitized by Google

wie Dietrich oder Eulogius Schneider u. A. den unauslöschlichen Gegensatz schildert, der zwischen deutsch und wälsch besteht, das tiefe Mißtrauen, das die Franzosen gegen alle Elsässer hatten, das dann zu jenem Racenkampfe führte, in dem die deutschen Republikaner, nur um als Republikaner zu gelten, allen Unsinn der Franzosen mit machten, nur um diesen als ebenbürtig zu erscheinen, und trotzdem keinen Dank fanden. Denn hielten sie auch Schritt im Gebiete des demokratischen Wahnsinns, „so waren sie doch immer Stümper geblieben auf dem Felde französischer Grausamkeit." Es paßt ganz zu dem, was wir in den letzten Tagen schaudernd miterlebt, wenn wir da lesen, daß die Republikaner jener Tage im Ernste daran dachten, den Straßburger Münsterthurm abtragen zu lassen, „um den widerlichen Anblick eines die andern überragenden Gebäudes zu beseitigen." Und neben diesem Blödsinn kam auch der unverhüllte Haß gegen die Elsässer zum Ausdruck, man dachte daran, alle Elsässer, die nicht französisch verständen, zu deportiren, oder wenigstens in das Innere von Frankreich zu verpflanzen, ja Monet erklärte es sogar „als Aufgabe der Revolution, die Deutschen in der „gefährlichen Grenzprovinz" zu vernichten(!). Derselbe Monet sprach ausdrücklich von der eingewurzelten Antipathie der Elsässer gegen die Franzosen und der offenbaren Neigung derselben zum Deutschthum." So weit hatte es vornehmlich die Antipathie gegen die antireligiöse und anarchische Haltung der revolutionären Franzosen gebracht; eben erst das geordnete Regime Napoleon's fand hier die meisten Anhänger und konnte zur Französirung der Elsässer mit großem Erfolge schreiten. — Wir übergehen die interessante Darstellung dieses Processes, die Aufzählung berühmter Elsässer — nur die Straßburger Kellermann und Kleber wollen wir nennen — die Schilderung der Möglichkeiten, Elsaß wieder für Deutschland zu gewinnen, und die Darlegung, wie sich Preußen dazu verhalten (S. 210). Auch unter all dem „affichten Treiben" der Gallomanen und deren geistigen Zwitterleben, das nun anhub, fand durch eine Reihe tüchtiger Männer, durch die Hirtz, Stöber, Reuß, Arnold u. A. das specifische Elsässerthum Nahrung und Selbstbewußtsein, das Elsässerthum, das nothwendig zur deutschen Gesinnung führen muß. Denn wie Fürst Bismarck erst kürzlich äußerte: je mehr die Elsässer Elsässer werden, desto bessere Deutsche werden sie sein. Und je mehr dort im Elsaß das Provincielle und damit das Nationale betont ward, desto hoffender sahen auch wir wieder über den Rhein. Görres, der so oft das Rechte getroffen, sprach denn auch damals ein prophetisches Wort: Daß diese Provinzen (Elsaß und Lothringen) uns angehören, ist allem Volke klar und somit sind sie ein Gegenstand künftigen Streites geworden, sie werden uns auch einmal zu Theil werden, wenn wir erst dazu gekommen, uns von innen also auszuklä-

Digitized by Google

ren, daß wir ohne Gefahr die fremdartige Masse in uns aufnehmen können. „Fremdartig" sagte Görres und mit Recht! Denn dreierlei Elemente bekämpften sich damals im geistigen Leben des Elsasses: das provincielle, das deutsche und das sich nur in Hemmungen erweisende, nur im Costüm der Bildung sich zeigende französische. Ausführlich wird dies, sowie die consequente Zurücksetzung der Elsässer durch jede französische Regierung nachgewiesen, vornehmlich in confessionellen und Schulfragen. Treffend wird dann auch der Nachweis geliefert, welchen Niedergang die französische Wirthschaft im geistigen Leben hervorgebracht und welches Loos der altberühmten Straßburger Universität zu Theil ward. Wie eine Befreiung aus unwürdigen, schädigenden Verhältnissen muß dem denkenden Elsässer die Wiedervereinigung mit dem mittlerweile so groß und mächtig gewordenen deutschen Volks- und Staatskörper sein. Und so ist uns denn auch nicht bange um die endliche völlige Vereinigung der verlorenen und wiedergewonnenen Stämme mit dem Muttervolke. Es ist uns auch darum nicht bange, daß der elsässische triebkräftige Geist es aufs Neue wieder zu geistigen Blüthen ersten Ranges bringen wird. Daß der „verlorene Sohn" sich aber im Vaterhause heimisch fühlen werde, dafür bürgen, irre ich mich nicht — jetzt schon Anzeichen genug.

A. H—tz.

Berliner Briefe.

Berlin, den 5. August. Die östreichischen und besonders die Wiener Blätter beschäftigen sich viel mit der Zusammenkunft der Kaiser von Deutschland und Oestreich, die in diesen Tagen in Gastein oder in irgend einem andern Orte, den Kaiser Wilhelm auf seiner Reise nach dem heilkräftigen Wildbad berührt, stattfinden soll. Hier erregt die Zusammenkunft wenig Interesse. Der Grund dieser verschiedenen Auffassung liegt in der Gleichgültigkeit, mit welcher man hier, so unmittelbar nach dem gewaltigsten Kriege, selbst die Diplomatie betrachtet und noch mehr eine Zusammenkunft, von welcher allem Anschein nach die Diplomaten und die Diplomatie ausgeschlossen sein werden, während in Oestreich die brennende Nationalitätenfrage gerade bei diesem Anlasse wieder mächtig angefacht wird. Die Deutschen in Oestreich sehen in der Annäherung der beiden Monarchen ein Pfand dafür, daß ihre Rechte etwas mehr als bisher werden geachtet werden und die Slawen geben sich die Miene, als glaubten sie an eine furchtbare Verschwörung, welche aus dieser Zusammenkunft hervorgehen könne, um den Deutschen in Oestreich wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Jene Hoffnungen, wie diese Befürchtungen sind gleich grundlos. Die Zusammenkunft kann für die europäische Politik eine Bedeutung haben, auf die innere Politik Oestreichs wird sie sicherlich keinen Einfluß üben. Die Deutschen in Oestreich sind zahlreich genug, um selbst ihre Rechte zu schützen, wenn sie es nur an Energie und Einigkeit nicht fehlen lassen und für die östreichische Regierung liegen so gewichtige Gründe

Digitized by Google

vor, ihre deutschen Landesangehörigen nicht unwiderruflich zu entfremden, daß man immer auf einige Vorsicht rechnen kann.

In Frankreich nehmen die Verhältnisse einen beruhigenderen Charakter für uns an, denn es zeigt sich immer deutlicher, daß der Fürst Bismarck in seinen Berechnungen durchaus Recht gehabt hat und daß die Franzosen, wenn sie erst ihren frischen Groll gegen Deutschland ausgetobt haben, allmälig zur Einsicht kommen werden, daß ihnen für die nächste Zeit die physische Kraft fehlt, um sich „Revanche“ zu nehmen. Sie bezahlen eifrig ihre Kriegskosten, um wenigstens den größten Theil ihres Landes vom Feinde zu befreien. Wenn sie anderthalb Milliarden bezahlt haben (wovon noch 325 Millionen für die elsässischen Eisenbahnen abgezogen werden), so haben sie freie Hand für ihre Regeneration. Nur die Champagne und Belfort bleiben dann als Pfand occupirt bis zu dem fatalen 2. März des Jahres 1874, wo die letzten 3000 Millionen zahlbar sind und für welchen Termin natürlich alle diejenigen, die von der Revanche träumen, sich bereit halten werden. Denn man würde diese Zahlung gewiß nicht machen, wenn man nicht von der Nothwendigkeit einer längern Dauer des Friedens überzeugt wäre. Aber der Termin ist gerade lang genug, um erwarten zu lassen, daß bis dahin das französische Volk stark ernüchtert sein wird aus dem Rausche, in dem es sich während des Krieges befunden hat und der Termin ist doch auch wieder so kurz, daß selbst die ungeheuersten Anstrengungen nicht im Stande sein werden, die militärische Leistungsfähigkeit Frankreichs so zu steigern, daß es Deutschland mit einiger Aussicht auf Erfolg gegenüber treten kann.

Dieselbe Zeitfrist ist auch für Elsaß-Lothringen bedeutsam, denn in diesen drei Jahren wird der Gedanke, daß ein neuer Krieg alle Resultate des letzten vernichten kann, in den beiden Provinzen der stille, aber gefährlichste Gegner der Verdeutschung sein. Diese drei Jahre sind die Probe für das, was die deutsche Verwaltung leisten kann. Die Aufgabe ist schwer, aber die Franzosen selbst thun Manches, um sie zu erleichtern. Die Auswanderung der Französisch-Gesinnten ist z. B. ein außerordentlicher Vortheil für uns. Die Handels- und Zollpolitik nicht minder. In drei Jahren lassen sich viele Interessen schaffen, beziehentlich entwickeln. Und man wird allerdings in den Mitteln nicht zu wählerisch sein müssen. Die Elsasser und Deutsch-Lothringer sind Deutsche und wenn Deutschland mit ihren französischen Sympathien Geduld hat, so geschieht es in der Erkenntniß, daß Deutschland vor zweihundert Jahren schon und seitdem seine Pflichten gegen diese Länder vernachlässigt hat. Wie es scheint, ist deutscher Seits die Absicht, in der nächsten Zeit eine Aushebung vorzunehmen, wieder aufgegeben worden. Wenigstens versichern es die Regierungblätter in Straßburg. Und doch ist der Heeresdienst immer als ein mächtiges Bindemittel gepriesen worden. Es soll hier nicht das Beispiel der im Jahre 1866 erworbenen deutschen Länder angeführt werden, aber selbst die dänisch redenden Nordschleswiger, welche im Heere gedient haben, sind nicht nur tapfer gewesen, sondern haben wirklich den Umwandlungsproceß schon durchgemacht und sind Deutsche, nach der Gesinnung, geworden. Warum sollte es in Elsaß und Lothringen anders sein, wo ja wirklich Deutsche schon vorhanden sind?

Hier ist es unverändert still. Die Stadt haucht nicht allein, wie Herr Hasenclever sagt, Capitalanbetung, sondern noch mehr Langeweile. Die Sauere-Gurkenzeit ist auf ihrem Höhenpunkt. — o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 34.

Ausgegeben am 18. August 1871.

Inhalt:

Das Tiefurter Journal. (C. A. H. Burkhardt.) . . . . Seite 281
Lujo Brentano. Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine . . 300
Aus Baiern 311
Berliner Briefe 316
Besprechungen 318

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Das Tiefurter Journal.

Literarhiſtoriſche Studie von C. A. H. Burkhardt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß das Journal von Tiefurt, bei ſeiner weiten Verbreitung und dem literarhiſtoriſchen Werthe, einer eingehenderen Würdigung ſich noch nicht zu erfreuen gehabt hat. Nur für die kritiſche Bearbeitung Goethe'ſcher Schöpfungen iſt es zu Rathe gezogen worden und auch in dieſer Beziehung hat es ſeinen großen und vollen Werth nur zum kleinſten Theile zur Anerkennung bringen können. Die Gründe für die ungenügende Ausnutzung des Journals liegen in der Entſtehungsweiſe deſſelben, und jedenfalls fallen der theilweiſe ſehr untergeordnete Werth der Producte und die gefliſſentlich angeſtrebte Anonymität derſelben ſo ſehr ins Gewicht, daß man die ohnehin ſchwierigen Forſchungen als nicht lohnend angeſehen und daher unterlaſſen hat. Anderer Anſicht ſind wir. Das Journal iſt eine wichtige Quelle für die deutſche Literaturgeſchichte, ſobald es gelingt, die Verfaſſer der einzelnen Beiträge und die Zeit ihrer Entſtehung beſtimmt zu ermitteln.

Es iſt bekannt, daß Weimar eine genügende Anzahl gleichzeitig entſtandener Abſchriften des Journals aufzuweiſen hat. So viel wir wiſſen, ſind daſelbſt noch fünf Exemplare, welche wir benutzt haben,*) vorhanden. Das Großherzogliche Hausarchiv beſitzt zwei Abſchriften (A 1 und A 2); es ſind dieſelben, welche noch vor wenigen Decennien im Schloſſe zu Tiefurt in einer Chatulle mit goldenem Schlüſſel aufbewahrt wurden. Ein drittes (St.) entſtammt dem Herder'ſchen Nachlaſſe und befindet ſich im Beſitz des Herrn Geh. Staatsrath Dr. Stichling. Das vierte gehörte Bertuch und iſt Eigenthum der Froriepſchen Familie, während das Exemplar in dem Archive des Canzlers Friedrich v. Müller den frühern Eigenthümer nicht mehr ermitteln läßt.

*) Das Goethesche Exemplar haben wir nicht benutzen können. Auf zwei Geſuche an Herrn W. v. Goethe iſt uns nicht einmal eine Antwort ertheilt worden!!

Digitized by Google

Merkwürdiger Weise hat sich bei der Vergleichung dieser Exemplare herausgestellt, daß keines derselben vollständig ist und daß allen Exemplaren die Stücke XVII und XLI fehlen. Auch die Hirzelsche Abschrift, welche erst durch die Benützung der in Weimar befindlichen Journale ergänzt ist, leidet daher an demselben Mangel. Der entstandene Defect gehört also wohl einer nicht mehr zu bestimmenden und zwar sehr frühen Zeit an.

Um das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Exemplare*) festzustellen, haben wir in der Uebersicht des Inhaltes das Vorhandensein der einzelnen Stücke durch 1, das Fehlen durch 0 bezeichnet. Eine solche Uebersicht liegt im Interesse der weitern Forschung und soll für die, welche sich nicht im Besitze eines Journales befinden, zur Orientirung dienen. Die Bemerkungen werden genügen, um alle Zweifel über die dermaligen Verhältnisse des Journals zu beseitigen.

Alle diese abschriftlichen Exemplare sind nun nicht geeignet, den Verfassern der einzelnen Producte auf die Spur zu kommen. Denn wenn auch an einzelnen Stellen sich Notizen (A 1) über jene finden, so erheben sie doch nicht über alle Zweifel und die Notate sind wenigstens mit großer Vorsicht zu benutzen. Aus der Vergleichung resultirt also für die Forschung nichts; es bedurfte eines ganz andern Stützpunktes für dieselbe, ehe wir unsere Ziele verfolgen konnten.

Die Ordnung des literarischen Nachlasses der Herzogin Amalia brachte die erwünschte Hülfe. Unter der bedeutenden Masse von Elaboraten und Gedichten, die zu sichten und in eine bestimmte Ordnung zu bringen waren, tauchten von Zeit zu Zeit Original-Handschriften von den zum Tiefurter Kreis gehörigen Mitgliedern auf und besonders ließ der Inhalt dieser Producte erkennen, daß diese dem Journale angehören müßten. Durch die sorgfältige Ausscheidung und Zusammenstellung dieser Piecen entstand, wenn auch kein vollständiges, doch ein für die Wissenschaft höchst bedeutsames Exemplar des Journals, mit dessen Hülfe wir viele Zweifel über die einzelnen Verfasser beseitigen und Manches für die deutsche Literatur Wichtige aufstellen und begründen können. Die Inhaltsübersicht unter A 3 wird eine klare Vorstellung über den Reichthum des Fundes ermöglichen.

An und für sich sind natürlich die Handschriften allein keine genügenden Beweisstücke für die Autorschaft des Einen oder des Andern. Die Herzogin Amalia überkam allerdings sehr viel Originale direct von den betreffenden Verfassern, aber die thätige Goechhausen, welche selbst Mitarbeiterin, nicht bloß, wie man anzunehmen gewagt hat, ein passives Mitglied des Hofkreises

*) A 1 ist ein gänzlich verbundenes Exemplar. Wo die Stücke desselben in unrichtiger Folge sich finden, haben wir diese durch 0 bezeichnet. Die vermißten Stücke finden sich zwar, aber an unrichtiger Stelle.

Digitized by Google

gewesen ist, schrieb viele Originalbeiträge ab, theils um sie vielleicht Auswärtigen mitzutheilen, theils für ihre Sammlung zu behalten. Vielleicht hat sie eine viel größere Thätigkeit bei der Abfassung der einzelnen Producte entfaltet, als wir ihr nach der Journal-Uebersicht zugestanden haben. Da aber nur wirklich zu Erweisendes aufgestellt werden sollte, sind manche Lücken geblieben, die sich vielleicht später mit sichern literarischen Hülfsmitteln ausfüllen lassen.

Wie in allen derartigen Fragen läßt sich zunächst durch die Geschichte des Journals, über dessen Anfang und Ende man auch noch in Zweifeln befangen ist, etwas Entscheidendes erreichen. Wir gehen zunächst auf dieselbe um so lieber ein, weil in den bisher veröffentlichten Briefen sehr wenig oder doch nicht hinreichend förderndes Material vorhanden ist. Nach bekannten Documenten zu urtheilen, fällt die Gründung des Journals mit dem gedruckten Avertissement vom 15. August 1781 zusammen. Wenn man behauptet,*) daß das Journal schon 1780 im Gange gewesen sei und dies aus bereits 1780 entstandenen Arbeiten schließt, so ist diese Ansicht unhaltbar. Eben so wenig läßt die Stelle**) eines Briefes der Frau von Stein an Knebel auf die Existenz des Journals im Jahre 1780 schließen, da ein anderes Journal gemeint ist. Der Plan zu demselben dürfte dem Tiefurter Erndtefeste vom 11. August 1781 zu verdanken sein, das man in dem Hofkreise mit Schauspiel und Illumination beging. In allen vor diesem Zeitpunct abgefaßten Briefen gedenkt Niemand des Unternehmens und auffällig genug läßt auch Wieland an Merck nach Gründung der Gesellschaft in seinem Briefe vom 29. August nicht ein Wort über diese fallen. Das auf einem Octavblatte gedruckte, jetzt selten gewordene Avertissement***) sagt: „Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten uud Staatsleuten beiderlei Geschlechtes zusammengetreten, und hat sich vorgenommen, alles was Politik, Witz, Talent und Verstand in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums vorzulegen.

Sie hat beliebt gedachter Schrift den allgemeinen Titel: Journal oder Tagebuch von Tiefurt zu geben und selbige in ihrer Einrichtung dem bekannten und beliebten Journal de Paris vollkommen ähnlich zu machen; nur mit dem Unterschied, daß davon nicht von Tag zu Tag, sondern nur wöchentlich ein Bogen ausgegeben, auch darauf nach Willkühr, entweder mit baarem Geld — das auf das mindeste ein Goldstück sein muß — oder mit beschrie-

*) Gruber's Leben Wielands (Lpz. 1816, II, 136.)

**) v. 31. Juli 1780: Nun sind schon wieder dem Journal ein paar Tage entwischt.

***) Auszugsweise in Goethe's Briefen an Frau v. Stein, II, 102. Im Gesellschafter von 1845 ganz.

Digitized by Google

benem Papier als Beiträgen abonnirt werden kann. Zu Ende der itzt laufenden Woche wird der erste Bogen ausgegeben. Tieffurth, den 15. August 1781."

Es ist bemerkenswerth, daß man über den Ort des Journals ursprünglich nicht schlüssig gewesen sein kann, weil dieser in allen Exemplaren des Avertissements handschriftlich nachgeholt wurde. Ebensowenig hielt man das Programm im Erscheinen des Journals fest, welches von der Anwesenheit der Herzogin Amalia am meisten abhing. Sie war die Seele des Unternehmens; verreiste sie, so waren die Zusammenkünfte des Kreises sistirt, oder, was unstreitig ein Hauptmoment war, der zum Secretär*) ernannte Hildebrand v. Einsiedel konnte an die Besorgung hinlänglicher Abschriften und an deren Verbreitung nicht denken. Ueberhaupt ist es eine ganz falsche Annahme, daß man das Journal in dem dazu berufenen Cirkel immer erst vorgelesen und jenes dann gewissermaßen zur zweiten Lectüre in den Cours gesetzt habe.**) Vielmehr behandelte man das Journal wie eine Zeitung, die Jedem sofort nach dem Erscheinen, Entferntern oft spät behändigt wurde. Die Beiträge waren anonym und diese überall streng aufrecht erhaltene Anonymität trug wesentlich dazu bei, daß das Interesse an dem Journal sich immer neu belebte, wenn gediegene Arbeiten neben allerhand kleinen Invectiven erschienen, die zur Nachahmung oder zum Entgegnen veranlaßten. Erst nachdem das Journal abgeschlossen war, wurden einzelne Stücke in den damaligen periodischen Schriften bekannt; dasselbe als Ganzes zu drucken und weiteren Kreisen bekannt zu machen, daran konnte man bei der Geschlossenheit des Tiefurter Cirkels nicht im Entferntesten denken.

Was die Verbreitung des Journals selbst anlangt, so sind wir über dieselbe zu der Gewißheit gelangt, daß überhaupt nicht mehr als 11 vollständige Exemplare in den Jahren 1781—84 unter Einsiedel's Leitung von 6 bestimmten Abschreibern copirt worden sind. Daher kommt es, daß die Handschriften in den erhaltenen Exemplaren immer wiederkehren, auch Correcturen Einsiedel's sich fast überall vorfinden. Im Anfang schrieben vier nicht genannte „Schüler" die Producte ab, die neben den bekannten und tüchtigsten Copisten Chr. Georg Carl Vogel und J. B. Burckhard***) bis zur Vollendung des Journals thätig waren. Die Herzogin Amalia wandte auf die Copieen, ohne die musikalischen Beilagen, welche Einsiedel besorgen ließ, die bedeutende Summe

*) Düntzer Von und an Herder: Brief vom 9. Sept. 1781.

**) Denn die Stelle in Seckendorfs Neujahrstaschenbuch 1801, S. 219, in der es heißt: Vor mehreren Jahren existirte . . . eine Gesellschaft . . . von Personen, welche sich öfters freundlich versammelten, ihre Arbeiten einander vorlasen — ist trügerisch.

***) Ferd. Rost, J. C. M. Hoyer, Joh. Mezler und Joh. Fr. Gotth. Müller cand. jur. waren die vier andern.

Digitized by Google

von 169 Thlr. 23 gr.*) Neben vollständigen Exemplaren wurden auch einzelne Stücke wiederholt abgeschrieben, wenn es sich um gelegentliche Mittheilung derselben an auswärtige Interessenten handelte. Auch die Zeit der Entstehung der einzelnen Stücke ist nur zum Theil und annäherungsweise zu ermitteln; denn der Versuch, aus den Quittungen der Abschreiber jene festzustellen, scheiterte an dem Umstande, daß diese nicht sofort nach Vollendung der Abschriften, sondern gelegentlich, mitunter sehr spät die Zahlung für ihre Arbeit beanspruchten. Nur so viel steht fest, daß das Journal in der ersten Hälfte des Jahres 1783 mit dem 49. Stück abgeschlossen war, während Copieen von dem ganzen Journal und einzelner Stücke desselben noch 1784 gefertigt worden sind. So begreift man, wie die Herzogin Amalia 1782 den 8. Oct. an Merck schreiben konnte: Wie groß ist nicht unsere Papierconsumtion und Papiertransfiguration! Nehmen Sie nur einmal Wieland's Merkur, das Tiefurter Journal, die Zeichenakademie und Bertuch's Blumenfabrik!

Dem Avertissement vom 15. August folgte sofort die erste Nummer, an der am 16. August bereits gearbeitet wurde.**) Auch die zweite Nummer erschien zur festgesetzten Zeit. Von spätern kennen wir den Termin des Erscheinens kaum; doch läßt sich aus Correspondenzen wenigstens annähernd die Zeit der Abfassung für einzelne Producte bestimmen. — Für die Anfänge des Journals muß man an einen engbegrenzten Kreis der Mitarbeiter denken; denn die Herzogin Amalia schreibt an Goethe's Mutter am 23. Nov. 1781 ***) ausdrücklich, daß die Beiträge von Goethe, Wieland, Herder, v. Knebel, v. Seckendorf und v. Einsiedel herstammten. Doch hatte sie bereits sich im September mit Merck in Verbindung gesetzt, um dessen Mitarbeiterschaft zu sichern, denn dieser schreibt in schmeichelhaftem und halbironischem Tone schon am 15. September: In der großen Dürre und Trockenheit, woran jezo die deutsche Literatur so gut wie die andere Feldökonomie laborirt, bin ich durch den Anblick des Naissante Grüns dieser neu aufblühenden Gesellschaft der Wissenschaft zu einem der glücklichsten Beobachter gemacht worden. Es wird dadurch der große Satz der Moral und Politik bestätigt, daß dasjenige, was man nicht sieht, immer mehr werth ist, als das, was man sieht. Ich, der ich nicht das Unsichtbare, besonders was meine Regalia betrifft, liebe, frage an, ob ich, da mir Hoffnung zum Mitglied ernannt zu werden, gemacht worden, auch darauf zählen könne, daß ich mich öffentlich in Schriften so nennen darf und wie eigentlich das Wappen der Gesellschaft mit meinem

*) Nach Rechnungen der Herzogin.

**) Das Stichlingsche Exemplar hat ganz allein die Notiz am Ende des Stücks: Man unterzeichnet sich für dieses Journal bei B. N. Eisenhut, Gärtner zu Tiefurt. — Hirzel's Exemplar hat diese auch.

***) Mittheilung von v. Loeper.

Digitized by Google

eignen in ein Petschaft zu vereinigen wäre. Ich bin zwar Mitglied von Gesellschaften, von denen ich mich nicht öffentlich schreiben mögte, allein bey dieser Gesellschaft wünschte ich es insbesondere thun zu dürfen. Wenn das Institut auch ferner so fortgeht, daß nichts gedruckt, sondern Alles geschrieben wird, so müssen die Schriften der Gesellschaft sich allzeit wenigstens gegen anderer Gesellschaften Schriften, die einmal gedruckt sind, verhalten, wie der Werth einer geschriebenen Zeitung zu einer gedruckten. Also die allervortheilhafteste Disproportion von der Welt. Nicht zu gedenken, daß diese Manuscripte so gut wie andere, die man in Bibliotheken aufbewahrt, zu einem unendlichen Werthe aufgespeichert werden, zumal wenn so gutes Papier dazu genommen werden sollte, daß man sich dessen zu Bekleidung der Bücher so gut wie Pergament bedienen könnte. Nicht zu gedenken, was für herrliche Varianten und Matres Lectionum durch das viele Abschreiben entstehen müßten. Ich erkenne daher die Erlaubniß, durch meine geringe Arbeiten etwas hierzu beitragen zu dürfen, mit dem unterthänigsten Danke an und werde mich bemühen, in der Folge dieses unverdienten Zutrauens mich immer würdiger zu machen.

Der erste Beitrag Merck's war jedenfalls die Mitbearbeitung der Preisfrage, wie „eine unoccupirte Gesellschaft für Langeweile zu verwahren sei." Aus der Inhaltsübersicht ergiebt sich, daß er in keinem der abschriftlichen Journale steht. Wir haben ihn erst wieder aufgefunden und in A. 3 dem II. Stücke zugetheilt, obwohl die später zu setzende Einlieferung der Arbeit dies nicht zuläßt, da das zweite Stück bereits gegen Ende August erschien. Für das fehlende XVII. Stück paßt sie schwerlich der Zeit nach, da Merck wohl nicht erst im Jahre 1782 seine Thätigkeit begann. Ueberhaupt walten noch Zweifel, ob Einsiedel die Arbeit in den Cours setzte, er strich wenigstens eine bedenkliche, gegen den Anstand verstoßende Stelle. Fräulein v. Goechhausen schrieb aber Merck's Arbeit ab und auch diese Abschrift fand sich im Nachlaß der Herzogin Amalia. Ebenso findet sich Herder's Gedicht „Du kannst nicht mahlen," welches jedenfalls für das Journal berechnet war, in keinem der Exemplare.*) Auch nach anderer Seite hin war in weitern Kreisen die Gründung der Tiefurter Gesellschaft bekannt. Einsiedel's Bruder unterzog von Freiberg aus im Herbst 1781 das Treiben der Gesellschaft in einem Briefe an Frau v. Herder**) einer scharfen Kritik, indem er auf die Frage des Journals „Was wirkt am meisten, Malerei oder Musik" zurückkam: Ich wüßte außer dem Nonsens der Frage nichts zu sagen, schrieb er; es thut dieses der Tiefurter gelehrten Gesellschaft gar keinen Eintrag, denn Fragen

*) Wir haben es in A. 3 an den Schluß gestellt: Es ist betitelt „Entscheidung zweier Preisfragen des T. J. Original Herders."

**) Düntzer v. u. a. Herder.

Digitized by Google

ohne Sinn aufzugeben, ist längst das Wahrzeichen aller ächten gelehrten Gesellschaften gewesen. Daß Merck das Tiefurter Journal erhielt, bezeugt sein Brief vom 20. October, in dem er der Herzogin für die Nahrung dankt, welche ihm aus der Manufactur des Tiefurter Wochenblattes assignirt werde. Auch er hielt dafür, daß das Incognito der Autoren nicht einen geringen Reiz für die Producte habe. Die schlankeste Taille des Orients muß eben, äußerte er, unter dem dreifachen Schleier einen zehnfach tiefern Eindruck auf den lüsternen Beobachter machen. Der Formen und Masken gäbe es im Journal mancherlei von Gikß von Gakelstein an bis zu den hohen Fabeln der Empfindsamkeit. Wir andern Leute, die wir des Lebens satt sind, mögen gern lachen und daher eigne ich mir, bemerkt er weiter, alle die komischen Stücke insbesondere zu, sowie ich die ernsthaftere Composition der Morgenröthe, die Rose u. s. w. meinem Mädchen aufbehalte, wenn sie 14 Jahre haben wird.

Man sieht aus diesen zugleich kritischen Bemerkungen, daß das Journal im October 1781 bis zum 6. Stück versandt war, und ein solcher Haltepunkt ist gerade hier deßhalb wichtig, weil wir jetzt für den Goethe'schen Aufsatz, „Der Hausball", auf den wir im zweiten Theil noch zurückkommen werden, die Zeit seiner Entstehung bestimmen können, die also in den September, spätestens Anfang October fallen wird. — Leider ist die Ausgiebigkeit der Correspondenzen für die Geschichte des Journals sehr gering. Bis October 1781 hatte sich außer den bekannten Mitarbeitern nur Carl August durch seinen Aufsatz *) „Ueber das Schattenspiel" (III, 2) als thätig erwiesen, während der Prinz August von Gotha erst im Jahre 1782 für das Journal gearbeitet zu haben scheint. Etwas Hervorragendes leistete er nicht, wie man sich leicht aus den Stücken, die wir nach dem Journal-Inhalt ihm zuschreiben müssen, überzeugen kann. Er gab einige Reime und Charaden, die er am 3. Februar nach dem halben Dutzend lieferte, außerdem Gedichtchen und vorzüglich Uebersetzungen, aber auch ohne jeden Anspruch **) auf vorzügliche Leistungen. Indessen kann ihm immerhin wegen seiner Thätigkeit für das Journal eine bescheidene Stelle in unserer deutschen Literaturgeschichte gegeben werden. Nächst ihm war auch einer der v. Dalberg'schen Brüder (Stück X, 3) als Mitarbeiter aufgetreten, während neben den bekannten Mitarbeitern auch Knebel Manches lieferte, und sogar die leidige Orthographie der Stücke an vielen Stellen zu verbessern suchte (Europa 1840, S. 581 ff.).

*) Einsiedel schrieb ihn eigenhändig ab, wahrscheinlich um nicht einmal die Abschreiber mit der Theilnahme des Herzogs bekannt zu machen.

**) 1782, 17. März: La reponse flateuse, que vous avez daignez me faire Madame (Amalia) au nom de cooperateurs du Journal de T. me pénetre de reconnaissance et les rimes plates et peu harmonieuses, que j'ai envoyer, ne meritaient assurement pas une preuve aussi manifeste de ses bontés.

Digitized by Google

Unter den spätern Mitarbeitern sind die Frau v. Schardt und die Frau v. Werthern zu nennen, die besonders Knebel anregte, indem er seinen „bei den kleinen Engländerinnen" Materialien aus den neuesten fremden Zeitungen zuwies. Jedenfalls leistete die erstere Mitarbeiterin Bedeutenderes. Sie übersetzte, ihren theilweis auf uns gekommenen Arbeiten nach zu urtheilen, aus Dante, Petrarch, Voltaire, englischen Dichtern, später namentlich aus Byron (Corsar, Lara, Gjaur) und bewies in eignen Aufsätzen und Gedichten ein vorzügliches Talent, so daß selbst Goethe ihr Gedicht an die Erinnerung außerordentlich lobte, dessen Verfasserin ihm noch Ende 1783 nicht bekannt geworden war.

Kräfte waren mithin genug vorhanden, das Journal zu halten, dem Prinz August auch noch eine andere Richtung zu geben gesucht hatte.*) Aber bereits am 15. October 1782 machte Carl August gegen Merck die Bemerkung, daß die amateurs, Kenner und gens de lettres in Tiefurt so karg würden, „daß sie auf 30 Meilen weit einen Geruch von sich gäben." Im ersten Vierteljahre 1783, nachdem vorzüglich noch Einsiedel einige Kraftanstrengungen bewiesen, ging das Journal ein.

Somit bliebe uns noch die Lösung der Hauptaufgabe, die literarische Bedeutung des Journals nachzuweisen, übrig. In erster Reihe ist dasselbe eine Fundgrube Goethe'scher Werke. Auf Grund des aufgefundenen Originalconceptes kann nunmehr die im VI. und IX. Stück sich findende Erzählung „Der Hausball" ganz unbedenklich in Goethe's Werke aufgenommen werden. Denn wir sehen aus dem Concepte, daß Goethe diese Arbeit seinem Schreiber in die Feder dictirte, schließlich sie eigenhändig durchcorrigirte und nicht allein mit wesentlichen Aenderungen versah, sondern auch Bemerkungen für die Abschreiber des Journals einfließen ließ.

Auch die im IX. Stück**) auftauchenden Gedichte Goethe's sind von der Hand seines Schreibers. Die Gedichte „An die Heuschrecke" und „Aus dem Griechischen" sind sammt ihren dem Journal entnommenen Abweichungen (Strehlke II, 462 u. I, 179) bekannt; jedoch ist der Forschung bisher entgangen (vgl. Biedermann p. 23), daß die ursprüngliche Fassung des zweiten Gedichtes nur aus dem Journal zu ersehen ist, welches in der ersten Strophe die Stelle: „Gram und Sorg' auf einmal zu vertrinken" nicht aufzuweisen hat. An einen Fehler des Abschreibers, sowohl des Goethe'schen als der Abschreiber des Journals ist nicht zu denken, da alle Exemplare übereinstimmen. Ueberdies bietet das Gedicht auch andere kleinere Abweichungen.***)

*) 1782, 20. März: Je croirais, que le Journal de T. serait un champ très favorable pour y semer des verités nouvelles.

**) Nicht im 6., wie I 179 bei Strehlke.

***) Es heißt ursprünglich: Da er Lida, Dich mit sanfter Leitung und Wenn ich Deine lieben Hüften halte.

Digitized by Google

Was die Autorschaft an dem im 11. Stück des Journals sich findenden „Zauberspiel" betrifft, so ist bekanntlich von Schoell der Versuch gemacht worden,*) jene Goethen zuzuerkennen. Durchschlagend sind Schoell's Gründe nicht; vielmehr müssen wir das Stück dem gemeinschaftlichen Wirken Seckendorf's und Einsiedel's zuschreiben. Letzterem mag sogar eine überwiegende Thätigkeit bei dieser Schöpfung zuerkannt werden. Der Beweis ist sehr einfach. Wir haben das von Seckendorf's Hand geschriebene Zauberspiel aufgefunden, in welchem Einsiedel an sechzehn Stellen**) eigenhändige Correcturen anbrachte, die so bedeutsamer Natur sind, daß wir ihm eine solche Eigenmächtigkeit nicht zutrauen dürfen, wenn hier wirklich das geistige Eigenthum eines Goethe in Frage gewesen wäre. Einsiedel's Redactionsthätigkeit ist von uns an mehr als fünfzig eingereichten Arbeiten des Journals genau geprüft worden und an keiner Stelle ist eine solche übrigens undenkbare Eigenmächtigkeit — entdeckt worden, wie diese wäre, wenn das Zauberspiel überhaupt Goethen zugeschrieben werden könnte. Was schließlich die Genauigkeit des Schoell'schen Textes im Morgenblatt anlangt, möchten wir mit Merck auch an die herrlichen Varianten und Matres Lectionum des Tiefurter Journals denken. Wenn es sich je wieder um einen Abdruck des Seckendorf-Einsiedel'schen Stücks handelt, kann man nicht umhin, das von mir construirte Exemplar des Tiefurter Journals zu Rathe zu ziehen.***)

Der „christliche Roman" des 28. Stücks ist sehr wahrscheinlich auch nicht ohne Goethe's Beihülfe in das Journal übergegangen. Nach untrüglichen Zeugnissen ist das Sujet — in der deutschen Literatur übrigens bekannt und viel schöner bearbeitet — für das Journal aus dem Munde einer Bauernfrau in Oettern bei Weimar nachgeschrieben. Wir wagen — obwohl nicht gehörig begründet — die Behauptung, daß Goethe an dieser Ueberlieferung Theil hat. Ob er die Erzählung in diese Reime gebracht hat, darüber läßt sich kaum eine Vermuthung aussprechen. Die Originalschrift stammt ebenfalls von seinem Schreiber her, der sich nirgends betheiligt zeigt, wenn Goethe die Hand bei dem Journale nicht im Spiele hatte.

Was das Gedicht „An die Sonne" anlangt, so sind wir gewiß, daß es nicht das Eigenthum von Goethe, sondern von Lenz ist. Das Lenz'sche Ori-

*) Im Morgenblatt von 1863, Nr. 7 und 8.

**) Da es eine von einem Goethekenner aufgestellte Behauptung ist, so können wir uns nicht versagen, wenigstens einige der hauptsächlichsten Correcturen Einsiedel's anzuführen. Einsiedel corrigirte: 1) hilft wenig in nützt wenig. 2) uns abgenutzt in nicht genutzt. 3) Damit ich bescheiden in Obacht mich nähm, in Auf daß ich bescheiden Obacht hätt. 4) Wenn etwa in ähnlichen Fall ich käm, in Wenn ein ähnlicher Fall sich ereignen thät. 5) Daß nicht mit großer Prostitution (wohl gar nicht goethisch!) in: Damit ich nicht zu Spott und Hohn u. s. w. u. s. w.

***) Die Parenthesen im Schoellschen Abdruck lassen z. B. manches zu wünschen übrig.

Digitized by Google

ginal wurde der Redaction des Journals eingeliefert und Goethe erlaubte sich nur den bisher unbekannten Zusatz unter der Ueberschrift des Gedichtes zu machen, „als der Dichter in sein nordisches Vaterland zurückzukehren sich weigerte." Damit ist gleichzeitig die Entstehungszeit des Gedichtes fest bestimmt. Der Zusatz Goethe's aber wurde bei der Benutzung für das Journal gestrichen, sonst würde man wohl früher auf die richtige Spur des Verfassers geleitet worden sein.

Das aufgefundene Originalstück bietet aber für die deutsche Literaturgeschichte noch einen andern wichtigen Aufschluß. Auf der Kehrseite des Blattes findet sich von Lenzen's Hand: Das Gedicht „Denkmal der Freundschaft." Da dieses von Goethe für das Journal nicht bestimmt war, so wurde es durchstrichen. v. Loeper schreibt dieses Product (Goethe's Werke, Hempel III. 394) sehr richtig Lenz zu.*) Bekannt ist aber nicht, daß der vollständige Titel des Gedichtes heißt: „Der Wasserzoll, Denkmal der Freundschaft." Der Ort bei Straßburg ist eben der Wasserzoll, der uns bisher durch Goethe's oder Einsiedel's einfachen Bleistiftstrich unbekannt geblieben ist.

Schließlich kommen wir, soweit die Thätigkeit Goethe's für das Journal in Betracht kommt, nur mit einigen Worten auf den bekannten Goethe'schen Aufsatz „Natur"**) (Band 40, S. 526) zurück. Auch dieser Aufsatz befindet sich von der Hand des Schreibers in dem von mir construirten Tiefurter Journal A. 3 und lag Goethen wieder vor, als er momentan ungewiß, ob ihm die Verfasserschaft gebühre, dem Canzler v. Müller gegenüber sich schließlich zu derselben bekannte. Auch aus den von v. Loeper uns gütigst mitgetheilten Notizen ergiebt sich ganz unzweifelhaft die Autorschaft Goethe's.***) Goethe hat denselben in der Gesammt-Ausgabe mit der Bemerkung „Um das Jahr 1780" aufnehmen lassen. Mit großer Wahrscheinlichkeit können wir 1782 als Entstehungsjahr angeben. Wären damals die Verhältnisse des Journals so klar gewesen wie heute, so hätte sich der Dichter wohl nicht um zwei Jahre verrechnen können. Denn man kann nicht wohl annehmen, daß Goethe 1782 mit Producten von 1780 im Journal vorging.

Man sieht nach diesen Erörterungen, welche Bedeutung das Journal bei einer einigermaßen günstigen Beleuchtung gewonnen hat. Unstreitig würden wir auch in der Lage sein über Goethe's Autorschaft der „Jubelode auf die Erfindung der Buchdruckerkunst" (XXXVIII. St.) zu entscheiden, die man

*) Kurz hat beide Gedichte (I, 584 und 586) aufgenommen, aber die Verfasserschaft Goethe's ungewiß gelassen.

**) In demselben nahm er auch den gestrichenen Passus: auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie, auf. Er ist überhaupt gut abgedruckt. Kleine Versehen: man mir statt ihr abgewinnt fallen nicht ins Gewicht. Dagegen heißt es wirklich „sich" verschlingen anstatt sie verschlingen, wie man wohl vermuthen konnte.

***) Knebel bemerkt in seinem Kalender, 20. Januar 1783: Goethens Fragment über die Natur hat tiefen Eindruck auf mich. Es ist meisterhaft und groß Es bestärkt mich in Liebe. — Auch die Goechhausen schreibt an Knebel, daß Goethe der Verfasser sei.

Digitized by Google

ohne Motivirung ihm zugeschrieben hat, („die Eisenbahn" 1839, Nr. 27). Dagegen können wir, bevor wir zu den Mitarbeitern zweiten und dritten Ranges übergehen, noch ein bis jetzt unter Goethe's Namen nicht bekanntes Originalgedicht nachweisen, das von Goethe's Hand auf ein und demselben Blatt, auf welchem das bekannte „Liebeslied eines amerikanischen Wilden" stand, eingeliefert wurde. Die Gedichte sind auf das engste verbunden und sollten in einer Gesammtausgabe so auf einander folgen, daß das Liebeslied zuerst, nach diesem das „Todeslied eines Gefangenen" abgedruckt würde, wie es Goethe im Journal auch jedenfalls beabsichtigte. Es lautet:

Kommt nur kühnlich, kommt nur alle
Und versammelt euch zum Schmause,
Denn ihr werdet mich mit Dräuen,
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden.
Kommt, verzehret meine Glieder
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden.
Dieses Fleisch, das ich euch reiche,
Ist, ihr Thoren, euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt*) das Mark von euren Ahnherrn,
Kommt nur, kommt, mit jedem Bisse
Kann sie euer Gaumen schmecken.

Was zunächst Herder's Theilnahme am Journal betrifft, so sind die meisten Stücke in den Separatwerken desselben bekannt geworden, doch sind in diesen mehrfache Aenderungen gegen das Journal bemerkbar, die der Literarhistoriker mit Hülfe des Journals und unserer Journal-Uebersicht leicht beherrschen wird. Nur ein Gedicht Herder's „Du kannst nicht mahlen! Du nicht leiern!" welches mit Bezug auf die Tiefurter Preisfrage gemacht und wie hervorgehoben in dem Journal nicht zu finden ist, dürfte die Herderschen Werke noch bereichern (Orig. in A. 3 am Ende). Von Wieland's Thätigkeit für das Journal ist wenig nachweisbar, dagegen entfaltete Einsiedel eine sehr bedeutende, obwohl von ihm bisher wenig gedruckt worden ist. Was wir ihm nach der Inhaltsübersicht zuschreiben, kann unbedenklich als sein Product gelten. Zur Geschichte seines Liedes „Hoch vom Olymp" können wir noch hinzufügen, daß dasselbe der Herzogin Amalia zur Approbation vorlag und dann erst in das Journal überging. Es entstand Ende December 1782, wie alle Stücke des Journals im 14. Stück.

*) Die Goechhausen schrieb ab: „Stillt."

Digitized by Google

Bedeutend productiver erscheint nunmehr auch nach unserer Uebersicht Seckendorf, zu dessen „persischem Trinklied“ wir noch die Zeit der Entstehung, nämlich 23. April 1780 bemerken. Seine Arbeit über Ignatius Sancho (XXXIII und XXXIV) ist theils durch die „Lettres of Laurence Sterne“ und die „Letters from Ignatius Sancho, London 1782,“ veranlaßt worden.

Bezüglich der Beiträge des Grafen F. L. zu Stolberg und des Prinzen August von Gotha verweisen wir einfach auf unsere Uebersicht. Von Letzterem selbst ist keine seiner Arbeiten veröffentlicht worden. Dasselbe gilt von der Frau von Schardt und der Frau von Werthern. Bemerkenswerth ist die Anonymität des Prinzen, der die Autorschaft seines Gedichtes „Aus dem Malabarischen“ (St. XIX) hinter dem Namen „Löschenkohl“, Wien den 18. Januar 1782, zu verbergen suchte. Dieser Zusatz wurde von der Redaction gestrichen; er ist aber ein Anhaltepunkt für die Entstehungszeit des Gedichtes.

Ueber die Beiträge des Fräulein von Goechhausen, die jedenfalls mehr gearbeitet, als wir ihr zuerkennen konnten, ist nur weniges zu sagen. Ihr „An Lilla“ gerichtetes Gedicht (Stück XV) ist gekürzt in das Journal übergegangen. Zweifelhaft bleibt, ob sie die Verfasserin des Gedichtes „An die Nachtigall“ (XXII. St.) ist, in welchem Einsiedel namentlich den letzten Vers umwandelte.

Daß der Auszug eines Briefes von W. Tischbein im Journal erschien, kommt daher, weil der Hof sich für das Schicksal des Künstlers lebhaft interessirte. Goethe und Merck thaten viel für denselben bei dem Herzog Carl August und der Herzogin Amalia. Jedenfalls kam der Brief durch Goethe oder Merck, der dem Herzog mehrere Briefe Tischbein's mittheilte, in das Journal.

Schließlich gibt uns das im X. Stück aufgezeichnete „Gespräch“ zwischen L. und D. Veranlassung zu einer wichtigen Bemerkung. Wir können nach dem aufgefundenen Originalconcept bestimmt versichern, daß unter L. die Gräfin Louise von Werthern, unter D., Carl von Dalberg verstanden werden müssen. Unter N. ist Neunheiligen zu verstehen und so können wir wohl ohne Bedenken und auf Grund einer im Journal weggelassenen Originalcorrectur *) einen der Brüder Dalberg's als Verfasser annehmen.

Ob es uns gelingen wird, die noch bestehenden Zweifel über das Tiefurter Journal mit der Zeit zu beseitigen, bleibt fraglich. Daß aber von Weimar aus noch Manches für die Erforschung und Bereicherung der Literatur in der classischen Periode gethan werden kann, dürfte dieser kleine Versuch zur Gewißheit erhoben haben.

*) Bei der Stelle Claviertöne meines Bruders findet sie sich: „Er spielt soeben. Graf Werder declamirt das monodram (sic) Theseus; Cantor in Neunheiligen singt Rollens Jonatas. Die Gräfin zopfte Gold aus; Leyen gähnte und sinnt wechselsweise auf kleine Schelmereyen; der Bediente putzt die Lichter und der Autor schreibt.“

Digitized by Google

Journal-Inhalt.

Stück.	Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.[1]	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
	Avertissement.	Es ist eine	1	0	0	1	Gedruckt. Unterzeichnet d. 15. April 1781.
I. 1	Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit.	Ein Werk, den	1	0	0	0	Bezieht sich auf Cagliostro.
2	Künste.	Ein Liebhaber	1	0	0	0	
3	Schauspiele.	Den 11. dieses	1	0	0	0	
4	Musik.	Da man noch	1	0	0	0	
5	Außerordentl. Begebenheit.	Ein Perlhuhn	1	0	0	0	
6	Preisfrage (Wie ist eine unoccupirte Gesellschaft)	Da man seit einiger Zeit	1	0	0	0	
7	Scharade.	Das Wort best.	1	0	0	0	
8	Politik.	Es meldet das	1	0	0	0	
9	Kräuterkunde.	Es hat der allh.	1	0	0	0	
II. 1	Eine neue Kinderlehre.	Der anonyme	1	0	0	0	
2	Mineralogie.	Eine gewisse junge	1	0	0	0	Die mineralogischen Sammlungen des Frl. v. Goechhausen.
3	Eine Anecdote.	König Alphons.	1	0	0	0	
4	Schauspiel.	Da es Geschäftsleuten	1	0	0	1	v. Einsiedel.
5	Scharade.	Das Wort der	1	0	0	0	
6	Räthsel.	Der Vater hat	1	0	0	0	
7	Landwirthschaft.	Gegenw. Journ	1	0	0	1	v. Einsiedel.
8	Beitrag als Beantwortung	Die im letzten Journal	1	0	1	1	v. Seckendorf.
9	Manifest der Langenweile.	Es ist uns durch	1	0	1	1	v Seckendorf.
III. 1	Schauspiel.	Wir hab. zeither	1	0	1	1	v. Einsiedel. Einleitung zu dem Folgenden.
2	Ueber das Schattenspiel.	Den 28. wurde	1	0	0	1	Herzog Carl August von Sachsen.
3	An die Herausgeber.	Ich kann mich	1	0	1	0	
IV. 1	Versuch einer Beantwort.	Es giebt eine	1	0	1	0	Wieland Gedruckt in: Neujahrs-Taschenbuch von L. v Seckendorf 1801, S. 222; Weimar's Album S. 77; im Gesellschafter 1845 S. 589 u. Springer, Klassische Stätten, S. 38.
2	Ein Pendant zu Scharade.	Der berühmte Verfasser	1	0	1	1	v. Seckendorf.
3	Ein Räthsel im weinerl. Ton	Mein Vorderth.	1	0	1	1	v. Seckendorf.
4	An die Herausgeber.	Zwei Einsiedler	1	0	1	0	
5	Die Rose I.	Alle Blumen	1	0	1	0	
6	Die Rose II.	Jüngling und	1	0	1	0	
7	Die Morgenröthe 1.	Eine Schaar	1	0	1	0	
8	Aurora. 2.	Aurora beklagt	1	0	1	0	
9	Der Schlaf 1.	In jener Schaar	1	0	1	0	
10	Tag und Nacht. 2.	Nacht und Tag	1	0	1	0	
11	Minervens Geburt.	Der Fürst des	1	0	1	0	
12	Scharade.	Ich bin ein	1	0	1	1	
13	An die Herausgeber.	Ein gewisser ganz	1	0	1	0	Merck. Gedruckt im Gesellschafter 1845 S. 586.
V. 1	Ode.	Welcher Unsterblichen	1	1	1	1	Goethe's Werke (Hempel) 1, 142.
2	Preis-Frage.	Das gemeine	1	1	1	1	v. Einsiedel.
3	Noch eine Scharade.	Es ist ein Wort	1	1	1	0	
4	Auszug aus dem Brief.	Wie gesagt	1	1	1	1	W. Tischbein. (Mitgetheilt von ?)
VI. 1	Poesie. Das Leben des	Auf Erden	1	1	1	1	v. Seckendorf.
2	Nach dem Griechischen.	Euch bedaur'	1	1	1	1	Goethe's Werke (Hempel) 1, 180.
3	Der Hausball.	Die neuesten	1	1	1	1	Goethe (ungedruckt).

[1]) Diesem Exemplare fehlen heute noch die Stücke 13, 17, 41, und die Compositionen der Lieder.

Digitized by Google

Stück.	Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckorts u. s. w.
4	Erster Versuch über die Frage	Wenn die Frage	1	1	1	0	
VII. 1	Pindars Ode.	O die Ihr an	1	1	1	0	Uebersetzt v. Knebel.
2	An die Herausgeber mit Schreiben eines Landgeistlichen.	Allen die das Ew nehmen an	1	1	1	1	v. Seckendorf.
3	Scharade.	Das Wort theilt	1	1	1	1	v. Einsiedel.
4	An unsere Leser und Mitarbeiter.	Um Hoch und Höchst denf.	1	1	1	1	v. Einsiedel.
VIII. 1	Er und sein Name.	Bei all. Musen	1	1	0	0	(Vergl. v. Loeper über d. Autorsch. Goethe's Werke (Hempel 3, 397. u. 398).
2	Grabschrift auf Junker Hans	Hans d. Junker	1	1	0	0	
3	Glasers Grabschrift.	Hier liegt der	1	1	0	0	v. Knebel.
4	Noch eine Grabschrift.	Hier liegt ein	1	1	0	1	v. Einsiedel.
5	Fragment einer Erzählung.	Auch die Musen	1	1	0	0	
6	Etwas für den Sophisten.	Das Krokodill	1	1	0	1	v. Einsiedel.
7	Ueber die Frage: Was würkt am stärksten?	Die Möglichkeit	1	1	1	1	v. Seckendorf. (Vergl Herder, 20, 68 über diese Frage u. Wieland 12, 137.)
8	Nachschrift	Der Verfasser	1	1	?	0	v. Seckendorf
IX. 1	An die Henschrecke.	Seelig bist Du	1	1	1	1	Goethe's Werke (Hempel) 2, 462.
2	Aus dem Griechischen.	Einen wohlgeschnitzten	1	0	1	1	Goethe's Werke (Hempel) 1, 179.
3	Fortsetzung des Hausballes.	Das Glück das	1	0	1	1	Goethe (ungedruckt).
4	Der chinesische Sittenlehrer.	Höflich jemand.	1	0	1	1	v. Seckendorf.
5	Preisfrage.	Dieser Artikel	1	0	1	0	
X. 1	Die Schöpfung der Turteltaube.	Zwei Liebende	1	1	1	0	Herder zerstr. Blätter 1, 178 (verändert).
2	Das Rad des Schicksals.	Unter der Regierung	1	1	1	1	v. Seckendorf. (Erweitert gedr. Dessau 1783.)
3	Gespräch zwischen L. und D.	D. Sind Eindr.	1	1	1	1	Vers. Einer der Brüder K. v. Dalbergs.
XI. 1	Zauberspiel.	Es ist dunkel und Nacht	1	0	1	1	v. Einsiedel und Seckendorf nicht v. Goethe. Gedr. im Morgenbl. 1863, S. 157.
2	Das Rad des Schicksals. II. Cap.	Thoanaest konnte	1	0	1	0	v. Seckendorf. (Erweitert gedr. Dessau 1783.)
3	Amor und Psyche.	In einer gew.	1	0	1	0	
XII. 1	Aurora.	Die silbernen Wellen	1	1	1	0	
2	Lied des Lebens.	Flüchtiger als Wind	1	1	1	0	Herder. Zerstr. Blätter 3, 57, in den Werken, 3, 36, mit einigen Veränderungen und nach dem Journal abgedruckt im Gesellschafter 1845, S. 610.
3	Amor und Psyche.	Als Psyche	1	1	1	1	
4	Eine Anecdote.	Man erzählt	1	1	1	0	
XIII. 1	Die Morgenröthe.	Mädchen deines Lebens Blume	1	1		0	
2	Der chinesische Sittenlehrer. II Lection.	Murret nicht	1	1		1	v. Seckendorf.
3	Amor und Psyche. Forts.	Der Geliebte der Psyche	1	1		0	
4	Persisches Trinklied.	Schon duftet	1	1		1	v. Seckendorf. In Weimar's Album S. 77; im Gesellschafter 1845, S. 611.

Digitized by Google

Stück.		Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
XIV.	1	Am 1. Januar.	Hoch vom Olympus	1	1	1	0	v. Einsiedel, in dessen verm. Schriften, veränd. gedr. II, 75.
	2	Amor und Psyche.	Hier wurden sie	1	1	1	0	
	3	Der Vorhang.	Schlaf hinterm	1	1	1	0	Herder. Gedruckt bei Düntzer. Von und an Herder III, 316.
XV.	1	Die beiden Linden.	Du sahst wie	1	1	1	1	Frl. v. Goechhausen.
	2	Verstand und Herz.	Ein Vater saß	1	1	1	0	In St.: Herders Originalconcept reso. corrig. Reinschrift, welche von der in den übrigen Exemplaren abweicht. Gedruckt im Gesellschafter 1845, S. 602.
XVI.	1	Branle.	Die Blumen verblühen	1	1	1	1[1]	v. Einsiedel.
	2	Das Rad des Schicksals. III. Capitel.	Thoangeñ horchte	1	1	1	1	v. Seckendorf. (Erweitert gedruckt Dessau 1783.)
	3	Amor und Psyche. Forts.	Amor setzte	1	1	1	0	
XVII.		. . . . .	. . . .	0	0	0	0	
		. . . . .	. . . .	0	0	0	0	
		. . . . .	. . . .	0	0	0	0	
XVIII.	1	Der Gewinn des Lebens.	Am kühl. Bach	1	0	1	0	
	2	Amor und Psyche. Forts.	Inzwischen	1	0	1	0	
	3	An eine Rose im Winter.	Ach was machst du	1	0	1	0	
XIX.	1	Aus dem Malabarischen.	Amor ist ein	1	0	1	1	Gedr. i. Gesellschafter 1845, S. 611 und in Weimars Album. Verf. Prinz August.
	2	Amor und Psyche. Forts.	Psyche durchirrte	1	0	1	0	
	3	Der Herzenswechsel.	Du giebst mir	1	0	1	0	
	4	Die Fahr der Liebe.	Ich kenne schon	0	0	0	1	Mit Composition, welche das Bertuch'sche Journal hat.
XX.	1	Persische Liebe.	Die Schöne, die	1	1	1	1	v. Seckendorf. Gedruckt in L. v. Seckendorf's Neujahrs-Taschenbuch 1801, S. 194, aus dem Nachlaß des ersteren und in Weimar's Album S. 77.
	2	Amor und Psyche. Forts.	Inzwischen sah Venus	1	1	1	0	
	3	Ein Schreiben in bekannter Manier.	Auf Eure schnippsche	1	1	1	0	
	4	An X. X. X., deren Geburtstag am Aschermittwoch.	Am Tage, wo	1	1	1	1	
XXI.	1	An die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Journals.	Ich las nach	1	1	1	0	
	2	Scharade.	Die erste Sylbe ist eine Farbe	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
	3	Scharade.	Um die erste Sylbe	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
	4	Scharade.	Die erste Sylbe ist eine Farbe	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
	5	Amor und Psyche. Schluß.	Mit diesen Worten	1	1	1	0	
	6	Vor dem Schlummer.	Träufle mir	1	1	1	1	Fr. L. Graf zu Stolberg. Gedichtet 1778, in den Gedichten 1779, S. 285.

[1]) Die Composition zu Branle fehlt in St., A. 1 und A. 2. Das Bertuchsche Exemplar hat die Composition.

Stück.		Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
XXII.	1	Beitrag zur Calenderkunde.	Invocavit	1	1	1	0	Goethe's Werke (Hempel) 2, 255.
	2	An die Nachtigall.	O Philomele	1	1	1	1	
	3	Scharade.	Die 2 ersten Sylb. ist man	1	1	1	1	v. Einsiedel.
	4	Scharade.	Die erste Sylbe ist	1	1	1	1	v. Einsiedel.
	5	Sappho, Hymnus an Venus	Thronenreiche	1	1	1	0	
	6	Venus.	Sei gegrüßet suße	0	0	0	1	Ohne Ueberschrift mit Comp., im Bertuch'schen Exemplar.
	7	An Lilla.	In heilig stiller	0	0	0	1	Mit Comp. im Bert. Exempl.
XXIII.	1	Auf Miedings Tod.	Welch ein Getümmel	1	1	1	0	Goethe's Werke (Hempel) 1, 118.
XXIV.	1	Der Ritter Eckbert v. Tiefurt.	Ritter Eckbert	1	1	1	0	Frl. v. Goechhausen. Im Gesellschafter 1845, S. 593.
XXV.	1	Antiodemis.	A. die schon	1	1	1	0	
	2	An Venus.	Göttin, ich weihe	1	1	1	0	
	3	Der dreifach Verliebte.	Drei Charitin.	1	1	1	0	
	4	Scharade.	Die erste Sylbe müßte	1	1	1	0	
	5	Hermes und Herkules.	Freundlich Ihr Hirten	1	1	1	0	
	6	Ajax Stein.	Walze mich nicht	1	1	1	0	v. Einsiedel.
	7	Scharade.	Zwey einsilbige	1	1	1	1	
XXVI.	1	Lob des Landvolks.	O all beglückes	1	1	1	0	
	2	Charade.	Zwei einsylbige Wörter machen	1	1	1	1	
	3	An X. X.	Was dich umgiebt	1	1	1	1	Prinz August v. Gotha.
	4	Scharade.	Zwei zweisylb.	1	1	1	1	
XXVII.	1	Uebersetzung einer Stelle.	Folgende Uebersetzung	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
XXVIII.	1	Ein christlicher Roman.	In Ungarland	1	1	1	1	Einer alten Frau in Oettern bei Weimar nachgeschrieben.
	2	Vorbericht (Bruchst. folgt).	Ich hoffe bei Gelegenheit	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
	3	An die Sonne.	Seele der Welt	1	1	1	1*)	Lenz.; von Goethe in's Journ. gegeben.
XXIX.	1	Trost.	Nur der bleibende Himmel	1	1	1	0	
	2	Vier Briefe an den Herrn Präsidenten v. Malesherbes (Uebersetzung).	Ich würde weniger.	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
XXX.	1	Das Roß aus dem Berge.	Glänzend anzuschauen	1	1	1	0	Herder. In Schiller's Musen-Almanach 1796, S. 70 mit D. unterzeichnet, in den Werken 8, 211 mit Abweichungen v. Journal u. im Gesellschafter 1845, S. 602.
	2	Dritter Brief an den Herrn Präs. v. Malesherbes.	Nachdem ich Ihnen	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.
	3	Aus dem Griechischen.	Komm und setze mir	1	1	1	0	
XXXI.	1	Der Morgenbesuch. Ein Lettisches Lied.	Früh am frühen	1	1	1	0	Weimar's Album S. 89.
	2	Vierter Brief an den Herrn Präs. v. Malesherbes.	Ich habe Ihnen	1	1	1	0	Prinz August v. Gotha.

*) Hier das Orig. v. Lenz: Der Wasserzoll. Denkmal der Freundschaft.

Digitized by Google

Stück.	Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
3	Eduard Allwills einziges geistl. Lied *).	Wie die Lebensflamme	1	1	1	1	Lenz. Schriften v. Tieck, 3, 256—257.
XXXII. 1	Aus dem Anakreon	Ich bin ein Kind und: Entfernt v. der Schönheit	1	1	1	1	Prinz August v. Gotha.
2	Nach dem Griechischen.	Lieben od. ohne	1	1	1	0	
3	Fragment.	Natur. Wir sind	1	1	1	1	Goethe. Werke Ausg. in 40 B. 40, 385.
4	Der Hagestolze. Ein Esthnisches Lied.	Liebchen, Brüderchen	1	1	1	0	Herder. Werke 3, 105.
5	Lied eines Gefangenen. Aus dem Spanischen.	Wohl ist nun der	0	0	0	1	Herder In Schiller's Musen-Almanach 1796, S. 59 mit D. unterzeichnet, in den Werken 7, 24; mit einer Composition in Bertuch's Exemplar.
XXXIII. 1	An Anakreon.	Was schöner ist	1	1	1	0	Vielleicht von Knebel, nach von v. Loeper's Mittheilung.
2	An H. S. v. Ignatius Sancho.	Das geb ich nicht	1	1	1	1	v. Seckendorf übersetzt unter Benutzung der Letters from Ign. Sancho. London 1782.
XXXIV. 1	Blanka.	Schön bist Du	1	1	1	0	L. v. Seckendorf's Neujahrs-Taschenbuch S. 242 mit B. unterzeichnet — Bertuch? Bei Hirzel in XXXIII.
2	Das Leben des Ignatius.	Ign. Sancho war	1	1	1	1	v. Seckendorf übersetzt aus d. Letters from Ign. Sancho.
XXXV. 1	Vom Glücke der Einfältigen. Aus dem Französischen des Herrn Necker.	Diese kleine Schrift	1	1	1	0	
2	Eine Preisfrage.	Ein müßiger Kopf	1	1	1	1	v. Einsiedel.
3	Dialogue Mercur u. Epherographos.	Mercur: Wer bist Du	1	1	1	0	
XXXVI. 1	Alise.	Unt. Strauchen	1	1	1	0	Gedr. im Merkur März 1784 45. B. S. 289 mit Composition von v. Seckendorf.
2	Dialog Iris, Momus Epherographos.	Iris: Ei da kommt	1	1	1	0	
3	The history of Scotland.	Kaum war diese	1	1	1	0	Uebersetzer: Knebel.
XXXVII. 1	Pindars fünfte olymp. Ode.	Erhabner Tugenden	1	0	1	0	Uebersetzer: Knebel.
2	Chiron der Alte [1]).	Der weise Chiron	1	0	1	0	Seckendorfs Neujahrs-Taschenbuch S. 197. v. Knebel's Sammlung kleiner Gedichte Lpz. 1815. S. 39 als nach dem Englischen.
XXXVIII. 1	Todeslied eines Gefangenen	Kommt mir kühnlich	1	1	1	1	Bis jetzt in Goethe's Werken ungedruckt.
2	Die heilige Cäcilia.	A. Wo kommen Sie her	1	1	1	0	
3	Jubel-Ode auf die Erf. der Buchdruckerei.	Ergrimmt war einst	1	1	1	0	Gedr. in „Die Eisenbahn". 1839. Nr. 27. Goethe's Werke (Hempel) 3, 396.

*) Knebels Tagebuch 25. Febr.: Las gestern A.'s Lied mit starker Bewegung. (Mitth. von v. Loeper.)
[1]) Entstand nach v. Loeper's Mittheilung im Januar 1783 (nach Knebels Tagebüchern).

Digitized by Google

Stück.	Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
4	Liebeslied eines amerikanischen Wilden.	Schlangewarte	1	1	1	1	Gedr. in Kunst und Alterth. 1826, 5, 3, 130. Vgl. Goethe's Werke (Hempel) 3, 370.
XXXIX. 1	An die Erinnerung.	Du der namenlosen	1	1	1	0	Frau v. Schardt.
2	Alphabet der Liebe.	Die Annäherung	1	1	1	1	Frau v. Werthern.
3	Ein Tartarisches Liedchen	Auf die See	1	1	1	0	Herder. Werke 7, 125.
4	An die Freundschaft.	Heil'ge Freundschaft	1	1[1])	1[1])	0	Herder. Werke 3, 29.
XL. 1	[1])	Edel sei der Mensch	1	1	1	1	Goethe's Werke (Hempel) 1, 166.
2	Ein Traumgespräch.	Welch eine schöne	1	1	1	0	v. Einsiedel.
3	Entschuldigung.	Du verklagest	1	0	1	0	Goethe's Werke (Hempel) 2, 10 und Europa 1840, 2. Heft (letztere Stelle die Hauptquelle).
XLI.	—	—	—	—	—	—	
XLII. 1	Ein Trinklied.	Reiche mir den vollen Becher	1	1	1	1	v. Einsiedel. Gedr. in dessen verm. Schriften 2, 61.
2	An die Illusion.	Komm Gespielin	1	1	1	0	
3	Madera. Eine Romanze.	Und nun noch zum	0	1	1	0	Herder. Schillers Musen-Almanach 1796, S. 7, mit der Unterzeichnung D. In den Werken, 3. 229.
4	Nach dem Petrarch.	Ich wandle	1	1	1	0	Uebersetzt von Knebel. 9. Febr. 1783. (v. Looper's Mittheil.) Die Uebersetzung der Frau v. Schardt beginnt anders.
XLIII. 1	L'un pensier etc.	Ein Gedanke	1	1	0	0	
2	Gia ssi.	Noch weißt du	1	1	1	0	
3	La mort de Malbrouk.	M. zieht hin zum Kriege	1	1	1	0	Das bekannte franz. Volkslied. In St. fehlt der franz. Text, den Bertuch's Exemplar neben der Uebersetzung hat.
XLIV. 1	An den Winter.	Welche Trauer	1	1	1	0	v. Einsiedel. Handschriftlich später etwas verändert.
2	Das Mädchen u. d. Jüngling, Forts. v. XL. 2.	Täuschung guter	1	1	1	1	v. Einsiedel.
3	Nach dem Petrarch.	Siehe oft hast	1	1	1	1	Ueberf. von Frau v. Schardt Sonnet 78.
XLV. [2]) 1	Tändelei an Milon.	Ich will nicht zanken	1	1	1	0	
2	Von Bildung des Geschmacks ꝛc. Aus dem Englischen.	Gegen das Vergnügen	1	1	1	0	
XLVI. 1	An die Freude.	Unter welchem der Bäume	0	1	1	0	v. Einsiedel. Zuerst gedruckt in L. v. Seckendorf's Musen-Almanach auf das Jahr 1807, S. 54 mit der Unterzeichnung Y. Später in den handschriftl. Gedichten geändert.

[1]) Ohne Ueberschrift.

[2]) Das Hirzelsche Exemplar hat im 45. Stück: An die Freude u. s. w., was wir im 46;
im 46. Stück: Ob Malerei, was wir im 47. Stück haben;
im 47. Stück: Den Inhalt unseres 45. Stückes.

Digitized by Google

Stück.	Ueberschriften.	Anfang.	Zustand 1871 St.	1871 A. 1.	1856 A. 2.	1871 A. 3.	Angabe des Verfassers, Druckortes u. s. w.
2	Eine Anecdote.	Durch eine ungewöhnliche Wendung	0	1	1	1	v. Einsiedel.
3	Consilium medicum.	Χοιρας, Struma	0	1	1	1	v. Einsiedel.
4	An eine Laube.	Schattige Laube	0	1	1	1	
VII. 1	Ob Malerei od. Tonkunst gröss. Wirkung gewähre.	Die Musen wußten	1	1	1	0	Herders zerstr. Blätter 1, 133. Geändert gegen das Journal.
VIII. 1	Lied eines Eremiten.	Ausgebreitet vor mir	1	1	1	1	
2	Ein Resultat der Witzkarte.	Folgendes Geschichtlein	1	1	1	1	v. Einsiedel.
3	Der Bramine.	In der circassischen	1	1	1	1	v. Einsiedel. Gedr. in L v. Seckendorfs Neujahrstaschenb. 1801, S. 213, über die Entstehung S. 219.
4	Nach Plato.	Venus drohte	1	1	1	0	
IX. 1	An Laura früh.	In der blauen Ferne	1	0	0	1	v. Einsiedel, später in den handschriftl. Gedichten verändert. Die Composition von v. Seckendorf im Merkur 47. Band, S. 193.
2	Der Wettstreit nach der Witzkarte**).	Die Fee Theantos	1	0	0	1	v. Einsiedel.
3	An Laura. Abends.	In dämmernder Ferne	1	0	0	1	v. Einsiedel. Die Composition von v. Seckendorf im Merkur, Band 47, 289.

**) Im Originalconcept sind die Worte: „Ein non plus ultra der Witzkarte Herrn Herder dediciret" gestrichen.

Digitized by Google

Lujo Brentano.

Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine.

Leipzig, Duncker und Humblot, 1871.

Es gibt wenig Wissenschaften, die seit Beginn des Jahrhunderts so wenig unbestreitbare und unbestrittene Wahrheiten zu Tage gefördert, so wenig epochemachende Fortschritte zu verzeichnen gehabt haben, wie die Wirthschaftslehre. Solche Zeiten des Stillstandes pflegen immer besonders reich an unfruchtbaren Schulstreitigkeiten zu sein. Die Zahl der über den Streit erhabenen und zugleich schöpferischen Geister ist gering und die Kräfte der Anderen werden nicht genügend durch die Verarbeitung neuentdeckter großer Wahrheiten in Anspruch genommen; ihr Tummelplatz ist der Schulstreit — oft genug ein Streit um des Kaisers Bart. Nach zweierlei Richtungen sehen wir — der kleineren Geplänkel um einzelne „Grundbegriffe" zu geschweigen — die Parteien sich spalten. Einmal streitet man über die Methode der Forschung und über die Aufgabe der Wissenschaft und dann, auf dem Gebiete der angewandten Theorie, streitet man über die Berechtigung gewisser leitender Maximen. Ob die Aufgabe der Wissenschaft in der Auffindung sogenannter wirthschaftlicher Naturgesetze, die ewig unwandelbar und überall die gleichen, oder in der systematischen Darstellung der Entwickelung und des Wesens der wirthschaftlichen Erscheinungen zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten bestehe, ob die inductive oder die deductive Methode dem Ziele, der Wahrheit, sicherer zuführe — darum streitet man in dem einen Lager; das andere beschäftigt die große Streitfrage, ob das Wirthschaftsleben sich glücklicher gestalte, wenn die Staatsgewalt ihm ganz freie Bahn lasse, oder wenn sie es nach ihren — und nach welchen? — Grundsätzen regele, hier eindämmend, dort fördernd, hier organisirend, dort bestehende Organisationen überwachend oder beseitigend. Und auch in diesem Lager stehen sich noch außerdem die Vertreter der allgemein gültigen Doctrin und die der adaptirenden Mannigfaltigkeit gegenüber.

Wozu diese Bemerkungen da, wo wir uns anschicken, eine Schrift zu würdigen, die auf den ersten Blick mit jenen Schulstreitigkeiten nicht das Mindeste zu schaffen hat? Diese Schrift enthält nur schwache Andeutungen über die Stellung, welche der Verf. in den Streitigkeiten beider Richtungen einnimmt; aber sie enthält solche Andeutungen. Ja wir werden uns kaum täuschen, wenn wir annehmen, daß der Verfasser unter Anderem zu der Arbeit geleitet ward durch das Bestreben, seine Begeisterung los zu werden „für eine Lehre, nach der ohne alles weitere Zuthun bei dem bloßen Waltenlassen

Digitized by Google

der entfesselten individuellen Interessen alle Schwierigkeiten des ökonomischen und socialen Lebens wie durch einen zauberhaften Mechanismus zu allgemeinem Wohlgefallen sich lösen." Und weiter bekundet er, daß er, unbekümmert um den Streit über die Methode, die Methode seinem Stoffe anzupassen versteht. Dieser Stoff ist im Wesentlichen ein historischer. Für die historische Forschung gibt es seit Ranke, v. Sybel, Mommsen, Waitz u. A. nur eine Methode, d. i. die exacte Methode kritischer Quellenforschung. Aber, wenn wir uns im Betreff der Stellung nicht täuschen, welche Brentano in dem Streit über das „laisser faire" oder die bewußte Leitung der wirthschaftlichen Angelegenheiten durch die politische Gewalt einnimmt, so müssen wir doch gestehen, daß uns auf dem von ihm betretenen Boden die wie auch immer verhüllte Polemik gegen die „extremen Oekonomisten" und deren „Interessen-Harmonie" gänzlich unverständlich erscheint. Denn jene „extremen Oekonomisten," welche sich als Ideal des Wirthschaftslebens ein Conglomerat von unter einander unzusammenhängenden Einzelwirthschaften vorstellten, und die Gewerkvereine perhorrescirten als die Erreichung dieses Idealzustandes hemmend, müssen erst noch geboren werden. Im Gegentheile: zu dem Ideale der Richtung, gegen welche Br. polemisirt, gehört die völlige Freiheit der Bewegung, also auch die Freiheit der Vereinigung zur Durchführung gemeinschaftlicher Interessen.

Und, was die Methode anbelangt, so sind wir zwar mit der von dem Herrn Verf. getroffenen Wahl so sehr einverstanden, daß wir nicht zweifeln, sein Werk werde zum Theil mit wegen dieser richtigen Wahl überall als eine werthvolle Bereicherung der Literatur über den hier behandelten Gegenstand begrüßt werden. Wie aber, wenn auf die Resultate der historischen Untersuchung nun Schlüsse gebaut werden sollten, wie etwa der folgende: Auf einem großen und im Uebrigen sehr mannigfaltige wirthschaftliche und gesellschaftliche Gestaltungen zeigenden Culturgebiete entstanden doch überall in sehr früher Zeit Gilden und ging die Entwickelung des Gildenwesens im Wesentlichen in folgender gleichartiger Stufenfolge vor sich: Familiengilden, Schutzgilden, Handwerkergilden. Ein Theil dieses Gebietes war den anderen in dieser Entwickelung immer um einen Schritt voraus. Dort bildete sich aus den Handwerkergilden als neueste Gildenform der Gewerkverein. Also müssen auch in den anderen Theilen des Culturgebietes aus den äußerlich bereits verfallenen Handwerkergilden Gewerkvereine oder gewerkvereinsähnliche Verbindungen entstehen. Wie, wenn ein solcher Schluß eben so bestimmt gezogen werden wollte, wie er, z. B. auf S. VIII der Vorrede, ziemlich verständlich angedeutet wird? Dann müßten wir sagen: Der Verfasser wußte, was zu thun war, um die Entwickelung des Gildenwesens auf germanischem Boden zu erforschen, und zu schildern. Aber um zu erforschen,

Digitized by Google

was aus unseren erst innerlich verfallenen, dann gesetzlich beseitigten, jetzt nur noch traditionell fortvegitirenden Zünften werden wird, dazu wendet er mit Unrecht die Methode der historischen Analogie an. Hier angewandt führt diese Methode höchstens zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit. Und das nicht einmal. Denn, wenn unsere Gewerkvereine je zu Leben und Gesundheit gedeihen — daß sie eine vollendetere Stufe der Zünfte, oder eine Fortbildung, eine Modelung derselben nach den veränderten Zeitverhältnissen seien, das wird man schon um deßwillen nicht annehmen können, weil sie Vereinigungen von Gliedern eines ganz neuen, früher ungekannten Berufsstandes und weil sie Verbindungen sind, die mit den Zünften nur gemein haben, was alle wirthschaftlichen Verbindungen mit einander gemein haben, nämlich die Absicht und den Erfolg der Stärkung der Einzelkraft durch Vergesellschaftung. Noch bedenklicher aber wäre, die Gewerkvereine schon um deßwillen für gerechtfertigt und ihre allgemeine Verbreitung für wünschbar zu erachten, weil in ihrer Entstehung auf englischem Boden eine gewisse historische Consequenz nicht zu verkennen ist. *) Und endlich — wir wissen nicht, ob wir Angesichts des Brentano'schen Buches berechtigt sind, diese Warnung auszusprechen — wäre es verkehrt, etwa die Gewerkvereine für ein Universalmittel zur Lösung der sogenannten Arbeiterfrage, oder auch nur für ein bei uns für diesen Zweck ebenso mit wirksames Mittel zu erklären, wie sie es in England werden dürften.

Nach diesen Vorbemerkungen, die uns unerläßlich schienen, um das Bekenntniß der „Unbefangenheit", welches der Verf. auf S. XVII der Vorrede ablegt, nicht etwa abzuschwächen, sondern in das rechte Licht zu stellen — ganz unbefangen ist der Verf. gewiß bei der historischen Detailforschung vorgegangen — möge uns verstattet sein, den Lesern wenigstens in einigen flüchtigen Strichen den Inhalt des lehrreichen und interessanten Buches selbst vorzuführen. Vielleicht gelingt uns so, sie dazu zu bewegen, daß sie sich den Genuß ebenfalls bereiten, welchen uns die Lectüre wenigstens mancher Abschnitte des letzteren verschafft hat.

Brentano's vorliegendes Buch bildet den ersten Band eines Werkes über „die Arbeitergilden der Gegenwart." Es enthält eine Einleitung mit einem „Ueberblick über die Entwickelung des Gildewesens, besonders in England," und dann zwei Capitel, von denen das eine von der Entstehung des eng-

*) Der Verf. verwahrt sich auf S. 90 gegen den Vorwurf dieser Folgerung, zieht sie aber auf S. 91 doch. Ist es ein „historisches Gesetz," daß „bei Auflösung eines alten Systems unter den durch diese Desorganisation Leidenden zum Zweck der Aufrechterhaltung von Unabhängigkeit und geordneten Zuständen" Gilden entstehen, und stimmen die in England entstandenen Gewerkvereine nach Form und Art mit den Gilden überein, so ist damit die Rechtfertigung der Gewerkvereine noch nicht gegeben, sondern nur ihre Entstehung historisch erklärt.

Digitized by Google

lischen Gewerkvereins handelt, das andere das Wesen des modernen englischen Gewerkvereins schildert. Ein Anhang führt uns interessante statistische Tabellen vor, welche die Ergebnisse der innerhalb der Gesellschaft der vereinigten Maschinenbauer in den Jahren 1851 und 1852 veranstalteten Erhebungen in Betreff der Zahl der Gewerkvereinsmitglieder und der Districte, der Zahl der in dem Gewerk beschäftigten Pflichtvereinsmitglieder in den Districten, der wöchentlichen Arbeitsstunden, in Betreff des Verhältnisses zwischen der Zahl der Lehrlinge zu der der Arbeiter und in Betreff der Lohnhöhe, sowie der Ueberzeitstunden und des Ueberzeitlohnes, ferner für 1868 auch in Betreff der Stücklöhne enthalten; endlich ist eine Tabelle mit Angaben über die Kassenverhältnisse der Gesellschaft während der Jahre 1851—62 beigefügt. Der Anhang schließt mit einer, sehr zur Erleichterung der Lectüre, besonders gedruckten Zusammenstellung der Beleg- und Quellenmaterialien, welche durch Anmerkungen und Erläuterungen hier und da bereichert ist.

In einem zweiten, in nahe Aussicht gestellten Bande soll die Gewerbepolitik der Gewerkvereine geschildert und kritisirt, der Einfluß dieser Vereine auf die Lohnhöhe geprüft, ein besonderes Capitel den englischen Arbeitskammern, und ein Schlußkapitel der Zusammenfassung der historischen und ökonomischen Resultate der ganzen Untersuchung gewidmet werden.

Die Einleitung enthält eine streng historische Untersuchung. Wer derartige Arbeiten kritisiren wollte, müßte sie vorgethan haben oder ihnen an der Hand der Quellen nachzugehen in der Lage sein. Uns genüge, den Lesern den allgemeinen Gang und einige Ergebnisse der Untersuchung vorzuführen.

Die Abfassung der drei ältesten Gildestatuten fällt in den Anfang des 11. Jahrhunderts. Aber die Gilden selbst sind älter. Gilde ist ursprünglich das aus gemeinschaftlichen Beiträgen gehaltene Opfermahl, dann Opfermahlzeit überhaupt und endlich die Genossenschaft. Als Genossenschaft tritt sie zuerst in's Leben zur Wahrnehmung solcher Angelegenheiten der Zusammenlebenden, welche die Familie überhaupt nicht, oder wegen gesteigerter Complication der Lebensverhältnisse nicht mehr wahrnehmen kann, welche aber auch nicht oder noch nicht in die Machtsphäre des Staates fallen. Dem Zwecke nach sind diese ersten Gilden sehr verschiedenartig; gemeinsam ist ihnen allen der familienartige Zusammenhalt der Mitglieder, welche alle mit ihrer ganzen Persönlichkeit für die Gilden-Aufgaben einstehen. Besonders häufig sind religiöse, dann aber Rechtsschutz-Gilden. Die letzteren entstanden vorzüglich in Städten und umfaßten dann die Vollbürger. Stadtgemeinde und Gilde wurden identisch; das Gilderecht wurde Stadtrecht. Hie und da, namentlich in größeren Städten, bildeten sich mehrere Schutzgilden neben einander aus; dann gelangte meist eine zu hervorragender Gewalt (z. B. in Köln die „Richer-

Digitized by Google

zechheit"). Später findet man vielfach Wiedervereinigungen, oft das Ergebniß langer Kämpfe zwischen den verschiedenen Corporationen. Der Zweck der Schutzgilde besteht in der Wahrung der Interessen der Einzelnen oder der Gesammtheit, nicht nur ihrer Rechtsansprüche, sondern auch ihres ökonomischen Vortheils.

Aber je wirksamer die Leistungen der Gilden in dieser Richtung waren, je sicherer ihnen insbesondere der Sieg gegen die feindlichen Feudalmächte gelang, um so mehr entarteten sie in sich, je mehr entwich aus ihnen der Geist ächter Brüderlichkeit, je mehr überwucherte die Herrschaft einzelner, namentlich der unter dem Gildenschutz am meisten bereicherten Klassen. Es begannen jene blutigen und langwierigen Kämpfe zwischen Handwerkern und Patriziern, welche besonders in der Geschichte der deutschen, brabantischen und flandrischen Städte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert eine so bedeutsame Rolle spielen. In diese Kämpfe greift schon eine neue Gildenform, die der Schutzgilden der Handwerker, vollkommen fertig und mächtig ein. Sie waren ursprünglich wirkliche Schutzgilden gegen die übermächtigen Stadtgeschlechter, wie die alten Bürgergilden Vereinigungen der Vollbürger gegen die Feudalherren waren. Die Gilden der Weber sind in allen Industriegegenden Deutschlands, in England, Flandern und Brabant die ältesten Handwerkergilden. Die Weber waren freie Handwerker; gegen sie richteten sich die Anmaßungen der Patrizier ebenso wie gegen die hörigen Handwerker; nur waren sie jenen empfindlicher. Mit Beseitigung des Hofrechts entstehen neben den Gilden der altfreien aber auch Gilden der neufreien, bis dahin hörigen Handwerker. Den Ursprung der Zünfte setzt Brentano nach Arnold und Maurer in den Zeitraum vom Ausgange des 11. bis Mitte des 13. Jahrhunderts. Selfgovernment ihres Gewerbes, Schutz desselben gegen die Gerichtsbarkeit, sowie gegen die Gewerbe- und Marktpolizei der Stadtherren war das Hauptstreben ihrer Organisation. Erst im 14. und 15. Jahrhundert hatten sie sich nahezu überall, wenn nicht die politische Macht, so doch diese Freiheiten erkämpft. Sie waren nun Verbindungen zum Schutz des auf kleines Capital und Arbeit gegründeten freien selbstständigen Erwerbes. Nur kurze Zeit finden wir sie in vollem, blühendem Gedeihen. Sie entarten von dem Augenblicke an, wo sie nicht mehr nöthig haben, gemeinsame Interessen gegen auswärtige Feinde zu vertreten, und wo in ihrer eignen Mitte die Interessenkämpfe beginnen, wo an der Stelle persönlicher Tüchtigkeit Vermögen oder Connexionen zum Maßstab des Ansehens genommen werden. In England bekämpft schon im 15., in Deutschland zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Staatsgewalt die Mißbräuche der Handwerker, insbesondere ihre engherzige Exclusivität, die Erschwerungen der Aufnahme, die Rancünen bei der Entlassung aus dem Verbande, die Geldschneidereien gegen die Lehrlinge, die Bedrückungen der

Digitized by Google

Gesellen, mancherlei kostspielige, sinnlose und ausschweifende Formen und Gebräuche.

Brentano scheint unter den Gründen des Verfalles der Zünfte einem besondere Beachtung zu schenken, auf den anderwärts u. W. noch nicht hingewiesen ist, nämlich dem in Folge der Engherzigkeit der beati possidentes immer stärker werdenden Andrange nicht zünftiger Arbeiter. Er verfolgt, namentlich für England, das Aufkommen dieses neuen Berufsstandes bis in seine ersten Anfänge zurück, und schafft sich durch die Gegenüberstellung der „capitalistischen" Zunftgenossen und der unbemittelten, von diesen bedrückten sogenannten Arbeiter — ob mit voller Unbefangenheit, lassen wir dahingestellt — einen günstigen Boden für die nachfolgende Ausführung der Annahme, daß die Gewerkvereine die Nachfolger der alten Gilden seien.

Die ganze Einleitung enthält neben einer einsichtigen kritischen Verarbeitung der neuesten Forschungen über die Geschichte des Gildewesens in Deutschland, Frankreich, Niederland, Großbritannien, Scandinavien auch eine Reihe werthvoller, selbständiger Untersuchungen. Wir erinnern z. B. an die Schilderung des verschiedenartigen Verhaltens der Staatsgewalt gegen die ältesten Gilden in Großbritannien und auf dem Continent (S. 10 ff.), an den Nachweis frühzeitiger Schutzgilden der Hörigen und Gesellen (S. 13 ff.), an den Nachweis des Zusammenhanges zwischen Bürgergilde- und Stadtverfassung (S. 16 ff.), an die Schilderung des Ueberganges der späteren englischen — auch anderer — Stadtgilden in Kaufmannsgilden (S. 27) und des Charakters dieser letzteren als Freihandelsgenossenschaften (S. 28 ff.); ferner an den Nachweis der mit der Zeit wachsenden Begünstigung einzelner privilegirter Mitgliederclassen in den Gildestatuten (S. 30 ff.), an die Darstellung des Kampfes der Weber mit der City von London, der vom 12. bis zum 14. Jahrhundert währte (S. 42 ff.), an die Geschichte eines Gesetzes, welches Edward III. zum Schutze der Handwerker gegen die Kaufleute erließ; auch an die gründliche Darstellung der wesentlichen Bestimmungen der Zunftverfassungen auf S. 46 ff., an die Schilderungen des Zustandes der Gesellen in den Zünften auf S. 57 ff.; an die Geschichte der berüchtigten statutes of labourers, jener dem Nothstande, den in England die Pest von 1349 erzeugt hatte, folgenden Lohnregulationen; endlich an die Beweise für das Vorhandensein einer den deutschen Gesellenladen ähnlichen Arbeiter-Organisation in England auf S. 81 ff.

Als die Aufgabe des dieser Einleitung folgenden ersten Capitels, welches überschrieben ist: „Die Entstehung der englischen Gewerkvereine" bezeichnet der Verf. die Beweisführung, daß die englischen Gewerkvereine die Nachfolger der alten Gilden seien. Wenn man berechtigt ist, eine Vereinigung, welche in völlig veränderter Zeitlage und mit zum Theil ver-

Digitized by Google

ändertem Personal die Privilegien einer anderen, Jahrhunderte früher begründeten, dann allmälig in Verfall gerathenen Vereinigung zu erlangen bestrebt ist, den Nachfolger dieser letzteren zu nennen, so ist dem Verf in Betreff der englischen Gewerkvereine und der Zünfte sein Beweis wenigstens theilweise geglückt — theilweise, sagen wir, denn die Mitglieder der Gewerkvereine streben noch andere Vortheile an, als sie die Gesellen der Zünfte beanspruchten und beschäftigen sich noch mit anderen Gegenständen gemeinschaftlicher Action, als womit diese sich beschäftigt hatten.

Aber der Verf. beschränkt sich keineswegs auf jene Beweisführung. Vielmehr läßt er nicht etwa nur durch die Art und den Ton der Behandlung des historischen Materiales hindurchfühlen, sondern er zwingt uns dazu anzunehmen, daß er in den großen Entwicklungskämpfen, welche der Ausbildung der fabrikativen Großindustrie folgten, auf der Seite derer steht, die sich dieser Ausbildung oder ihren unvermeidlichen Wirkungen entgegenstemmten, auf der Seite derer, welche die Aufrechterhaltung der Zunftgesetze, welche eine gesetzliche Regulirung der Löhne, der Arbeitszeit, der Arbeiter-Rangstufen immer und immer wieder anstrebten; ebenso wie er später den Schluß nahe legt, daß er die gewerkvereinliche Antipathie gegen Stücklöhne theile. Er begnügt sich nicht, die Entstehung der Gewerkvereine in England historisch zu rechtfertigen; sondern er rechtfertigt z. B. ihre auf Erneuerung des Lehrlingsgesetzes der Königin Elisabeth gerichtete Tendenz; er plaidirt — S. 126 ff. — nicht etwa nur zur Rechtfertigung solcher Tendenzen vom Standpunkte des Historikers, sondern ohne Rücksicht auf eine bestimmte Zeitlage oder gewisse örtliche Verhältnisse zu Gunsten einer Regelung des Arbeitsmarktes und der Arbeitsbedingungen auf industriellem Gebiete durch die Staatsgesetzgebung, indem er die gegen eine solche Regelung sprechenden Bedenken allenfalls nur da gelten lassen will, wo der Staat nicht die Organisation der Volkskraft und die Regierung nicht „der natürliche Brennpunct des Volkslebens" ist. Wie weit er sich durch seine Theilnahme für seine Klienten hat verführen lassen, das Recht nur auf ihrer Seite zu sehen, zeigt Folgendes: In den Kämpfen, welche dem den Act 5th. Eliz. c. 4 (Lehrlingsgesetz) aufhebenden Act 54th. Geo. III c. 96 (1814) vorhergingen, hatten die Vertreter einer Amendirung des im Wesentlichen beizubehaltenden Elisabethischen Gesetzes in ihren Petitionen an das Parlament u. A. betont, daß durch die bisherigen Gesetze der legitim für sein Gewerbe auferzogene Arbeiter (aus der vorhergehenden Darstellung lernen wir freilich, daß solche legitime Erziehung, d. h. 7jähriger Lehrlingsstand, schon längst nicht mehr die Regel war und sich an jenen Petitionen wahrscheinlich sehr wenige „legitim auferzogene" Arbeiter betheiligt haben können) ein Recht erworben habe gleich dem Eigenthume, und daß die Abschaffung des Gesetzes

Digitized by Google

für sie wirken würde wie eine Entziehung des Landes oder irgend welchen beweglichen Eigenthumes für Eigenthümer, welche jetzt durch die Gesetze geschützt seien. Dazu bemerkt nun Brentano auf S. 124: „Und in der That hatten hierin die Arbeiter Recht. Denn was ist das Land Anderes, als eine Gelegenheit, Einkünfte zu beziehen, und was hatten die Arbeiter durch ihre siebenjährige Lehrzeit und durch die während dieser Jahre aufgebrachten Erziehungskosten Anders erworben, als eine Gelegenheit zur Beziehung von Einkünften? Und schuldete unser Zeitalter, welches bei einer Expropriation den Landeigenthümer für den Verlust dieser Gelegenheit entschädigt, nicht auch jenen Arbeitern eine solche Entschädigung, zum Mindesten bis zum Betrage der in den 7 Jahren auf Bildung im Gewerbe verwendeten Kosten? Aber wir kennen nur Rechte des Capitals, und auch diese nur, wenn sie in verkäuflichen Waaren fixirt sind." Merkt denn der eifrige Vertheidiger der „Regierungseinmischung" nicht, daß eben jene Regierungseinmischung, welche den jungen Mann zu einer siebenjährigen Lehrzeit zwang, ihn dadurch in die mißlichste Lage versetzen mußte? Und daß den Anspruch, den zu erwerben sie ihn gezwungen hatte, keine Macht der Erde zu befriedigen im Stande war, wenn es in dem fraglichen Industriezweige an Beschäftigung fehlte? Ist denn die Aehnlichkeit zwischen dem Anspruche des Expropriirten auf Entschädigung und dem vermeintlichen Anspruche des Ausgelernten auf einen bestimmten, garantirten Lohn wirklich so frappant, daß man sich zu einer Schlußfolgerung wie der obigen dadurch verführen lassen konnte?

Das rein Historische ist auch in diesem Abschnitte des Brentano'schen Buches lehrreich und interessant. Er schildert uns die Kämpfe, welche seit dem 15. bis zu Anfange unseres Jahrhunderts in verschiedenen Gewerbszweigen um die Aufrechterhaltung oder Beseitigung des als Codification der Zunftordnungen bezeichneten Act 5th. Eliz. c. 4 geführt wurden; er zeigt uns daß die Unternehmer in den zum Großbetrieb sich entwickelten Industriezweigen sich — u. E. mit Recht — mehr und mehr von den für sie nicht mehr passenden Zunftfesseln zu befreien strebten und daß jedem solchen Emancipationsversuche andererseits Coalitionen, Gewerkvereine, Arbeitseinstellungen auf dem Fuße folgten. Die Darstellung läßt darüber keinen Zweifel, daß in England diese Kämpfe durch eine übelangebrachte Parteinahme der Staatsgewalt für die ohnehin mächtigeren Classen vielfach verbittert und verschärft wurden, daß der in sehr mannigfaltigen Formen geübte Druck auf die sogenannte „Arbeiterclasse" diese in der That oft an den Rand des Verderbens brachte, in die elendeste Lage versetzte, und daß die so Bedrückten bisweilen die rechten Mittel zu finden wußten, um sich zu erleichtern, öfter aber, in Folge ihres Mangels an Einsicht, sich unrichtiger Mittel zur Erreichung eines

Digitized by Google

Zweckes bedienten, um dessen Erreichung heutzutage ein Gewerkverein keinen Finger mehr rühren würde.

Daß die Schilderung dieser Kämpfe ihren Stoff aus verschiedenen Industriezweigen, nämlich 1. aus Gewerben, welche dem Gesetze der Elisabeth unterworfen waren (Wollenmanufactur, Schiffbauer, Hutmacher, Schneider), 2. aus zünftigen Gewerben, welche durch königliche Verordnung Corporationsrechte erhalten hatten (Strumpfwirker, Messerschmiede) und 3. aus ganz freien Gewerben (Kattundruckerei, Baumwollen- und Seiden-Spinnerei und Weberei) entlehnt, macht das Bild belebt und beweiset zugleich, wie durchgreifend die Umwälzungen waren, welche der Uebergang vom Klein- zum Großbetriebe hervorrief, wie gleichartig der dadurch erzeugte Druck und wie ähnlich die Mittel der Bedrückten, ihre Lage zu verbessern.

Das zweite Capitel, überschrieben: „der moderne englische Gewerkverein" dünkt uns der werthvollste Theil des in so vielen Richtungen lehrreichen Buches. Im Eingange schildert der Verf. die verschiedenen Phasen der Entwickelung der englischen Gewerkvereine folgendermaßen: „Die erste Phase beginnt mit dem Entstehen der ersten rein ephemeren Coalitionen und umfaßt die Zeit, in der die alte Ordnung der Industrie zwar gesetzmäßig noch bestand, factisch jedoch überall in Auflösung begriffen war. Wurde hier die alte Ordnung verletzt und kamen die Arbeiter in Folge dessen in Noth, so gab ihnen doch das Gesetz noch Anspruch auf gerichtliche Beseitigung der sie drückenden Nothstände. Demgemäß beabsichtigen die Arbeitercoalitionen vor Allem gerichtliche Durchführung der bestehenden Gesetze im Fall ihrer Verletzung. Nur wo die Arbeiter gar nicht das Lehrlingsgesetz, den Act 5th. Eliz. c. 4, kennen, oder wo die Richter seine Durchführung verweigern, finden sich Arbeitseinstellungen; Gewaltthätigkeiten nur da, wo die Abschaffung der schützenden Gesetze bereits alle Hoffnung auf gesetzliche Hülfe zerstört hat, wie bei den Tuchmachern" (1805), „oder bei solch schamloser Ausbeutung der Arbeiter durch die Arbeitgeber, wie im Falle der Strumpfwirker" (Nottingham 1779.)

„Die zweite Phase umfaßt die Periode von der Zeit des Widerrufes der alten gesetzlichen Regelungen der Arbeit bei fortbestehendem Verbote der Selbsthülfe mittelst Coalition; für die meisten Gewerbe also die Zeit seit der Abschaffung des Gesetzes der Elisabeth im Jahre 1814 bis 1824. Für einzelne Gewerbe, wie für die Tuchmacher, war die alte Ordnung allerdings bereits früher gesetzlich aufgehoben. Sehr wenige Gewerbe dagegen in Städten mit Corporationsrechten, wie die „Thames' Watermen and Lightermen" zu London, werden noch jetzt rechtsgültig von einer Zunft nach jenen alten Gesetzen geleitet. In dieser zweiten Periode wuchern die Gewerkvereine in allen Gewerben hervor. Die Charakteristik derselben in dieser Zeit ist tiefe Noth

Digitized by Google

der Arbeiter, strengstes Geheimniß über ihre Organisation, äußerste Engherzigkeit in ihrer Gewerbepolitik und größte Gewaltthätigkeit der Mittel, ja nicht einmal Zurückschrecken vor Meuchelmord.

Die dritte Phase beginnt mit der Abschaffung der Coalitionsgesetze im Jahre 1825. Die erste Folge nun war ungeheure Vermehrung der Arbeitseinstellungen, die nicht mehr als Verbrechen betrachtet wurden. Dann aber ein immer besonneneres und offeneres Vorgehen der Gewerkvereine. Die verbrecherischen Mittel finden sich nur noch als Ausnahme. Es wird immer mehr Engherzigkeit in der gewerblichen Politik abgestreift. In dem Maße, in dem die Gewerkvereine weniger ungesetzlich werden, in demselben werden ihre Mitglieder mehr disciplinirt. Der Gewerkverein entwickelt sich zu einer öffentlichen Institution, der nicht mehr zu beseitigenden Organisation der Blüthe des Arbeiterstandes; er wird das bedeutendste Mittel zu dessen moralischer, intellectueller und politischer Bildung; ja er zeigt sich als die wirksamste Ursache der Verminderung der Häufigkeit und ohne Zweifel der Anordnungen der Arbeitseinstellungen."

Nachdem nun der Verf. gezeigt, daß ihrem Wesen nach nicht schon alle in England bestehenden Gewerkvereine in die dritte Entwicklungsphase eingetreten — die Thames' Working Lightermen and Watermen's Protection Society steht noch heute in der ersten, weil ihr Gewerbe noch heute zünftig ist, — nachdem er bereitwillig zugegeben, daß sich an den Bestrebungen und Maßregeln auch der vorgeschrittensten Gewerkvereine manche Ausstellungen machen lassen, geht er zur Darstellung der Geschichte und des Wesens der „Amalgamated society of engineers," des für die dritte Entwicklungsphase typischen englischen Gewerkvereins, über, um so an einem concreten Beispiele Ziele und Absichten, Einrichtungen, Maßregeln und Arbeiten des modernen Gewerkvereins zu schildern.

Obwohl diese Schilderungen auch ihrem Umfange nach den hervorragendsten Theil des bis jetzt vorliegenden ersten Bandes des Brentano'schen Werkes ausmachen, versuchen wir doch nicht, dieselben auch nur auszugsweise hier wieder zu geben. Ein solcher Auszug, wenn er vollständig wäre, könnte dem Leser zur Orientirung genügen; aber unser Zweck ist ja gerade, den Leser zu vermögen, sich seine Befriedigung aus der Lectüre des Buches selbst zu schöpfen; wäre er unvollständig, so erfüllte unsere Arbeit gar keinen Zweck.

Daß der Verfasser gerade den Gewerkverein der Maschinenbauer für seine Darstellung gewählt hat, ist, abgesehen von dem überaus interessanten Entwicklungsgang gerade dieses Vereins, abgesehen davon, daß er die Elite der englischen Fabrik-Arbeiter-Bevölkerung in sich vereinigt, und daß seine Einrichtungen von vielen anderen ähnlichen Vereinen adoptirt worden sind, auch um deswillen gerechtfertigt, weil die Amalgamated society of Engineers zu

Digitized by Google

den mitgliederreichsten und weitverzweigtesten englischen Gewerkvereinen gehört. Sie zählte nach dem Decemberbericht von 1869 316 Zweige und 33,915 Mitglieder.

Wenn der Verf., durch seine Detailstudien an Ort und Stelle, durch seine persönliche Berührung mit den leitenden Männern, durch seine Beobachtung der Vereinsthätigkeit eine überaus günstige Meinung von dieser großartigen Verbindung gewonnen hat, und dieser guten Meinung den unverhohlensten Ausdruck giebt, so gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß er auch die wichtigsten Bestrebungen des Vereins, die er freilich noch mit Zurückhaltung seines persönlichen Urtheils im Einzelnen nur schildert, durchaus billigt und für der großen auf sie gewendeten Opfer werth erachtet. Ist diese Annahme richtig — der zweite Band wird uns über diesen Punkt erst volle Gewißheit geben, — so müssen wir bekennen, ihm nicht in allen Stücken beitreten zu können. Die entschiedene Abneigung gegen Stücklöhnung und die hieraus hervorgehende Opposition gegen die Einführung oder Fortführung dieses Lohnsystems scheint uns nicht eben ein sehr günstiges Zeugniß für die Einsicht und das Interessen-Verständniß der maßgebenden Personen im Verein abzulegen. Für Lohnerhöhung bei Zeitlöhnung, für Fortdauer dieser communistischen Lohnart überhaupt agitiren — das macht in unseren Augen immer verdächtig. Wir wissen, daß gerade im Maschinenbau viele Verrichtungen der Einzel-Stücklohnung widerstreben, und die Gefahren des Accordmeister-Systems sind uns sehr wohlbekannt. Aber dem Gruppen-Accord-System widerstreben diese Verrichtungen durchaus nicht, wie in Deutschland gemachte äußerst lehrreiche Erfahrungen beweisen. Und dieses System, wenn die Amalgamated society seine Einführung forderte, würde, da bei diesem System die Anfänger im Dienste nicht des Unternehmers, sondern der Gruppe, der Werkstätte, stehen, sie zugleich des doch in der That unwürdigen und sehr nach Zunftpennalismus riechenden Kampfes wider die Beschäftigung Angelernter und für die Einhaltung bestimmter Lehrjahre überheben.

Was endlich die Regelung der finanziellen Angelegenheiten der Gewerkvereine anbelangt, so bleibt Brentano zwar in Uebereinstimmung mit seinem Vorgänger in der Behandlung desselben Gegenstandes („die Gewerkvereine in England" vom Grafen von Paris, deutsch von Dr. E. Lehmann, Berlin 1870, S. 34), wenn er meint, ein Gewerkverein könne und dürfe nicht seine Unterstützungsreichungen in Krankheits- und anderen Invaliditätsfällen nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsberechnung einrichten und also auch die Mitgliederbeiträge nicht wie Versicherungsprämien abstufen und bemessen; aber diese Annahme ermangelt des Beweises. Wenn Finlaison (vergleiche das obencitirte Buch, Anhang II, S. 163 ff.) auch nicht vollkommen gelungen ist, zu beweisen, daß die Amalgamated society mit ihrem Fonds leicht

Digitized by Google

sehr üble Geschäfte machen würde, wenn die innerhalb der Grenze der Wahrscheinlichkeit liegende Bedürftigkeit einmal in ihrem ganzen Umfange einträte — darüber werden auch die Mitglieder des Gewerkvereins wohl keinen Augenblick im Zweifel sein, daß ihr Verein an seinem Charakter durch die Regelung des Unterstützungswesens nach Versicherungsgrundsätzen nicht das Mindeste einbüßen würde. Die Vereine zu belehren, wie sie nicht durch Erhöhung, sondern durch richtigere Vertheilung der Opfer und durch Bildung besonderer Versicherungscassen ihren Zweck zu erreichen vermögen — das dünkt uns ein dankenswertherer Freundschaftsdienst, als sie in dem Vorurtheile zu bestärken, eine rationelle Regelung ihres Unterstützungswesens streite wider ihre eigentlichen Aufgaben und Zwecke.

Ohne Zweifel werden wir im zweiten Bande des Brentano'schen Werkes Belehrung darüber finden, welches die Hoffnungen des Verfassers für und die Ansichten über die Ausdehnbarkeit und den Nutzen der Gewerkvereine in Deutschland sind, wo sie ja seiner historischen Ueberzeugung nach ebenfalls als Nachfolger der Zünfte auftreten müssen. Bis dieser zweite Band vorliegt, verschieben wir an dieser Stelle auch unsererseits eine Aeußerung über diese gewiß sehr wichtige Frage. E.

Aus Baiern.

Seit den letzten sechs Wochen haben sich in Baiern Dinge vollzogen, die von gleicher Bedeutung sind für die äußere wie die innere Entwicklung des Landes. Natürlich meinen wir, wenn wir von äußeren Beziehungen sprechen, nicht die rein politische Leitung des Staates, denn seit der Verbindung mit dem Reiche geht Baiern ja in festgewiesenen Wegen. Worum es sich handelt, wenn man heutzutage noch von der äußeren Politik der Mittelstaaten spricht, das ist nicht mehr die Gesinnung des Ministeriums, sondern die Gesinnung des Volkes, es ist die Frage, wie weit die Bewohner Baierns innerlich mit dem übereinstimmen, was äußerlich für sie eine abgeschlossene Thatsache ist. Nicht mehr die Erlangung, sondern nur die Befestigung der nationalen Gemeinschaft muß jetzt unsere äußere Politik sein und wichtig auf diesem Gebiete sind nur jene Facta, die zur entschiedenen Mehrung oder Verminderung dieses nationalen Bewußtseins beitragen.

Wir freuen uns, daß in den jüngsten Wochen ein Vorfall liegt, der nach dieser Seite hin höchst bedeutsam eingriff. Dies ist der Einzug vom 16. Juli und die persönliche Gegenwart des deutschen Kronprinzen in München.

Digitized by Google

Natürlich fällt uns nicht ein, den Verlauf dieser großen Tage hier zu wiederholen, denn dieser ist ja längst Gemeingut der deutschen Lesewelt geworden. Was für uns in Betracht kommt, ist der politische Ertrag jener Zeit, wenn wir so sagen dürfen, es ist die Frage, wie weit die Wirkungen des schönen Augenblicks im Bewußtsein des Volkes lebendig geworden sind, wieviel von demselben dauernd zurückblieb. Das natürlich ließ sich nicht durch den ersten Anblick feststellen, die Zeit mußte erst unseren Standpunkt auf jene Entfernung hinausrücken, welcher die richtigen Proportionen giebt.

Es dünkt uns, daß wir heute auf demselben angekommen sind und daß wir heute ungescheut behaupten dürfen, der Einfluß jener Stunden wog Jahre des alltäglichen Lebens auf. Was er zunächst in glänzender Weise feststellte, das war die Einheit zwischen Volk und Heer. Im deutschen Süden, der das preußische Wehrgesetz erst mit dem Jahre 1868 übernahm, ist diese Idee noch keineswegs so populär, wie im Norden, und da sie ohne Zweifel ein wesentlicher Factor für die Wehrkraft eines Volkes ist, so erscheint der Sieg derselben als ein wesentlicher Gewinn. Er knüpft sich sichtbar an diesen Tag der Wiederkehr, der dem Volke in Waffen galt und keine Classe, nicht der Adel und nicht der Bauer schloß sich von der Gemeinschaft dieses Gedankens aus.

Der zweite wesentliche Erfolg ist die innere Annäherung zwischen Nord und Süd. Zwar war es uns nicht vergönnt, wie man erwartet hatte, einen Theil der preußischen Truppen, etwa die 17. oder 22. Division in München zu begrüßen, aber im Geiste waren sie doch mit uns und sichtbar waren sie ja vertreten durch ihren glänzenden Führer, den Kronprinzen des Reiches.

Man hätte eigentlich befürchten dürfen, daß der Einzug bairischer Truppen in die bairische Residenz das locale Selbstgefühl empfindlich anregen würde, daß das ganze Fest wohl einen wesentlich particularistischen Charakter haben könnte. Gerade das Gegentheil hiervon trat ein. An keinem Tage je vorher hatte sich München so als deutsche Stadt gefühlt, und unsere Truppen so sehr als deutsche Soldaten wie eben dort. Der ganze ungeheure Umschwung, den das letzte Jahr in allen Gemüthern wachgerufen, trat mit voller, unbezwinglicher Gewalt hervor, Alt und Jung, Hoch und Nieder waren von ihm gebannt. Und nicht allein die Bewohner der Stadt, deren Eindrücke ja überall lebendiger und beweglicher sind, theilten dieses Gefühl, auch vom Lande waren tausende und abertausende herbeigeströmt, die sich dem Vollgefühle dessen, was sie sahen, unbehindert hingaben, die es zum Theil erst hier erfuhren, was es um die Größe des Vaterlandes ist. Deutschland, das war der Name, der auf allen Lippen lag, für den im wahren Sinne dies Fest gefeiert ward. Von besonderer Bedeutung ist es hierbei, daß der größte Theil des Landvolks, welches nach München gekommen war, gerade aus jenen

Digitized by Google

Provinzen kam, die der nationalen Einigung bisher am meisten widerstrebt hatten. Manchem von ihnen gingen hier die Augen auf, und viele sah man, wie sie Arm in Arm mit den Soldaten zogen, und sich erzählen ließen, was die Preußen für „prächtige Kerle" sind.

Einen großen Antheil an der nationalen Bedeutung dieser Festtage hatte unbestreitbar die Anwesenheit des Kronprinzen. Er verstand es, die Sympathien für den Norden in wahrhaft unerschöpflicher Weise zu beleben; seine Erscheinung hatte alle Vorzüge, für die der süddeutsche Volksgeist besonders empfänglich ist.

Das Ernste, Gemessene, das ihm eigen ist, gab der ganzen Persönlichkeit etwas Würdevolles, ohne deshalb zu entfremden; denn auf Schritt und Tritt verband es sich mit einer so schlichten und wahren Herzlichkeit, daß keiner sich ausgeschlossen fühlte von diesem Wohlwollen. Die Bauern aus dem bairischen Gebirg, welche den Kronprinzen sahen, waren geradezu entzückt von seiner kräftigen und treuherzigen Gestalt; die höheren Stände bewunderten die ungezwungene Vornehmheit, mit der der einstige Gebieter von Deutschland auftrat und was das Bürgerthum betraf, so hatte es ein richtiges Gefühl und eine angeborne Vorliebe für jene echte Gediegenheit, die das Ergebniß preußischer Disciplin ist.

So war denn der Kronprinz am ersten Tage schon der Liebling der gesammten Stadt geworden; hundert kleine persönliche Züge wurden von ihm bekannt, die Herzen Aller flogen ihm entgegen. Und die Herzen, die ihm gehörten, gehören Deutschland; die nationale Sache war es ja, als deren Herold er gefeiert ward.

Fassen wir das Gesagte zusammen, dann dürfen wir ohne weiteres behaupten, daß der nationale Aufschwung, welchen Baiern seit wenigen Monaten genommen hat (wenigstens im Volke!), höchst bedeutend ist; er tritt so entschieden auf, daß er in dieser Uebersicht nicht übergangen werden darf, wenn nicht einer der wichtigsten Factoren außer Rechnung bleiben soll. Natürlich sind die Einzugsfeste nicht der Grund hiervon, allein sie geben doch immerhin die Gelegenheit, bei welcher derselbe zuerst kategorisch hervortrat; und deshalb schien es uns geboten, eingehend darauf zurückzukommen.

Auf dem Gebiete der inneren Politik ist es noch immer die katholische Bewegung, die mit ihren ministeriellen Verwicklungen das erste Interesse in Anspruch nimmt. Auch hier liegen wichtige Ereignisse in Mitte. Bekanntlich hat das altkatholische Comité in München eine großartige Versammlung für Ende September angesetzt, um hierdurch den antiinfalliblen Bestrebungen eine breitere Grundlage und einen internationalen Charakter zu leihen. Das nähere Programm dieser Zusammenkunft ward durch eine Versammlung in Heidelberg festgestellt und wenn auch nur wenig über den Inhalt desselben

Digitized by Google

bis jetzt ins Publicum gedrungen ist, so wissen doch die Eingeweihten, daß es sich um tiefgreifende Reformen handelt und daß die Zwecke der Versammlung viel weiter reichen, als man dieß Anfangs ins Auge faßte. Wie bekannt, war der Heidelberger Congreß von mehr als 40 Deputirten besucht und über alle wesentlichen Punkte kam eine erfreuliche Uebereinstimmung zu Stande. Natürlich betreffen dieselben zunächst die praktischen Fragen, die aus den letzten Streitigkeiten bekannt sind; es handelt sich um die gesetzlichen Mittel, die dem Staat gegen renitente Kleriker zu Gebote stehen, um die Sustentation excommunicirter Priester und die Bildung selbständiger altkatholischer Gemeinden. Ein wichtiger Gegenstand, der zur Berathung kommt, ist die Regelung der Schule, die man vom klerikalen Einfluß logischer Weise emancipiren muß. All diese Fragen stehen auf dem Boden des kirchlichen Staatsrechts, aber auch solche, die mehr dogmatischer Natur sind, kommen zur Sprache. An der Versammlung in München, die vom 22—26. September stattfindet, wird die Schweiz und Oestreich lebendigen Antheil nehmen, allein selbst aus England und von den Jansenisten erwartet man Deputirte. Das Präsidium liegt in den Händen des Münchner Comités; die Berathung wird sich in geheimen und öffentlichen Sitzungen vollziehen, zu welchen das Publicum durch Eintrittskarten Zulaß findet.

Die zweite Thatsache, die auf diesem Gebiete zu verzeichnen steht, ist die Wahl des Herrn von Döllinger zum Rector der Münchner Universität. Dieselbe erfolgte vor wenigen Wochen mit einer ganz immensen Majorität und ohne daß wir uns des weiteren hierüber verbreiten, wird man einsehen, welche Tragweite derselben zukommt. Eine der ersten Hochschulen des Landes hat sich dadurch für solidarisch mit den antiömischen Bestrebungen erklärt, und Döllinger, der excommunicirte Priester, an dem jeder Dorfcaplan mit Hochmuth vorübergeht, den die theologische Facultät als Häretiker von sich wies, wird nun der Vorgesetzte eben dieser Facultät. Er ist es, der den Verkehr der Hochschule mit allen geistlichen und weltlichen Behörden zu leiten hat und die Lehre der katholischen Kirche, daß Niemand mit einem namentlich Excommunicirten verkehren darf, wird dadurch in ein wahrhaft komisches Dilemma gebracht. Ganz besondere Bedeutung aber erhält diese Wahl noch dadurch, daß die Universität im kommenden Jahre ihr 400jähriges Stiftungsfest begeht, an dessen Feier sich fast sämmtliche deutsche Hochschulen betheiligen. Unter diesen Umständen kann natürlich das Studienjahr nicht in jener stillen fleißigen Beschaulichkeit vergehen, wie bisher, wo die Verwaltung des Rectorates auf innere Angelegenheiten beschränkt war; die erhöhte Publicität der Geschäfte verleiht dem Amte diesmal eine erhöhte Bedeutung.

Es ist begreiflich, daß die Klerikalen über diese Wahl in außergewöhnlichem Maße verstimmt und entrüstet waren, ja es stand dem Erzbischof eine Zeit lang nahe, die gesammte Hochschule mit allen ihren Professoren und den dort verbleibenden Hörern zu excommuniciren. Noch ist diese Absicht nicht endgiltig aufgegeben, aber das steht schon jetzt endgiltig fest, zu wissen Verderben die Verwirklichung gereichen müßte. Die Münchner Hochschule ist jene Anstalt, an der fast der gesammte Beamtenstand des Staates seine Ausbildung empfängt und der Staat kann es weder dulden, daß der Besuch derselben durch Vorurtheile beschränkt, noch daß ihre moralische Autorität durch unberechtigte Anathemen verkümmert werde. Die Oberaufsicht, welche dem Staate verfassungemäßig gebührt, würde damit thatsächlich den Ordinariaten übertragen und es bedarf nicht der trüben Erfahrungen, die der Staat mit den geistlichen Seminarien gemacht hat, um die Unthunlichkeit dieser Aenderung zu erhärten. Die Regierung sähe sich durch das Unrecht, welches sämmt-

Digitized by Google

lichen Facultäten widerführe, gezwungen, eine dieser Facultäten, und zwar die Anstifterin desselben, die theologische, sofort zu schließen. Daß dieser Beschluß in wenigen Wochen wirklich provocirt und gethan wird, liegt heute noch keineswegs außer dem Bereiche der Möglichkeit.

Von ganz eminentem Einfluß auf die Lösung der kirchlichen Wirren ist natürlich die Stellung, welche die Reichsregierung hiezu einnimmt; denn die Saumsal des bairischen Ministeriums hat beide Parteien daran gewöhnt, ihr Augenmerk über München hinweg nach Berlin zu lenken; von dort erwartet man recht eigentlich die Entscheidung.

Welches nun der Standpunkt der preußischen Regierung ist, dieß hat zum Theil schon die Rede Bismarcks gegen die Centrumsfraction erwiesen, noch deutlicher aber trat es in den Erlassen des Herrn von Mühler zu Tage. Seine beiden Bescheide an den Bischof von Ermeland sind bekannt, nicht minder als die weit gehenden Artikel, mit welchen die officiösen Blätter gegen die Germania hervortraten. Allerdings hat sich in letzter Zeit dieser schroffe Ton einigermaßen gemildert, allein daß damit in der Sache eine Schwenkung beabsichtigt sei, wird man schwerlich folgern dürfen. Denn schließlich bedeuten Thaten doch mehr als Worte, und die Auflösung der katholischen Abtheilung, sowie die Belangung des Bischof Martin von Paderborn zeigt zur Genüge, wie wenig die Regierung Lust trägt, den klerikalen Uebermuth geduldig hinzunehmen.

Steht diese Richtung fest, dann dürfen wir erwarten, daß auch der Einfluß, den sie auf Baiern besitzt, im gleichen Sinne zur Geltung kommt.

Und in der That ist von Berlin mancher Impuls gegeben worden, um der Nachgibigkeit in München endlich ein Ziel zu setzen; sogar der Kronprinz versäumte nicht, bei seiner Anwesenheit sich eingehend über die Frage zu informiren. Allein eine andere Sache war es, ob die Männer, die an der Spitze des Ministeriums standen, geneigt waren, diesem Impuls zu folgen; ob sich die bisherige Unthätigkeit auf objective Gründe zurückführt oder ob sie mit ihren subjectiven innersten Sympathien zusammenhängt. Es ist kein Geheimniß mehr, daß die Ministerkrisis eigentlich aus diesen Verhältnissen hervorwuchs. Das Actionscomité in München hatte eine Reihe von Eingaben an die Staatsregierung gemacht, jede mit einem bündigen und naheliegenden Petitum, aber keine Antwort kam zurück. Die Universität hatte sich in Sachen Zengers, dem das Todten-Amt in der Ludwigskirche verweigert ward, gleichfalls an das Ministerium gewendet; ein Anwalt, dessen Kinder in der Schule zur neuen Lehre gezwungen wurden, mehrere Brautpaare, denen die Trauung verweigert worden war, viele Beamte, die sich ungerechter Weise excommunicirt sahen, folgten nach. Diesen allen wurde nicht der mindeste Bescheid zu Theil, die Presse begann sich ungeduldig zu regen, allein Herr von Lutz, in dessen Fach die schwere Aufgabe fiel, gab zu erkennen, daß er durch den Widerstand seines Collegen Bray an jedem energischen Eingreifen gehindert werde. Graf Bray, welcher das Portefeuille des Aeußern und das Präsidium im Ministerrathe inne hatte, galt für einen ausgemachten Anhänger der Jesuiten, und so richtete sich denn die ganze Opposition zunächst gegen seine Persönlichkeit. Die Conflicte zwischen ihm und Herrn von Lutz traten hier bei mehreren Gelegenheiten offen zu Tage; alle Versuche, eine Einigung anzubahnen, die insbesondere von dem Finanzminister gemacht wurden, schlugen fehl und so reichten denn beide Herren zu wiederholtenmalen ihre Entlassung ein.

Dem Könige fiel es schwer sich zu entscheiden, endlich aber genehmigte er doch die Wünsche des Grafen Bray. Unter ehrenvoller Anerkennung der

Digitized by Google

geleisteten Dienste erhielt derselbe seine Entlassung und begibt sich nunmehr nach Wien, um den dortigen Gesandtschaftsposten, von dem er abberufen worden war, zurückzunehmen.

Die principiellen Fragen, welche zur Ministerkrisis geführt haben, legten es nahe, daß auch die Lösung derselben eine durchgreifende werden müsse. Bis diese Zeilen in den Händen der Leser sind, ist das neue Cabinet wohl gebildet, allein trotzdem halten wir es nicht für überflüssig, wenigstens die beiden Hauptcombinationen, die die öffentliche Meinung aufgestellt hat, kurz zu betonen. Denn selbst wenn ein Mittelweg gewählt wird (wie dieß höchst wahrscheinlich der Fall ist), so behalten dieselben doch ihre dauernde Bedeutung, weil sie gewissermaßen ein fertiges und unabänderliches Parteiprogramm in sich schließen, das nicht aufhört zu existiren und nach Verwirklichung zu streben, auch wenn es in concreto nicht verwirklicht wurde.

Die Ministerliste, welche von den nationalliberalen Elementen gefordert wird, gipfelt in den Namen Hohenlohe-Hörmann, die ultramontane Partei will ein Ministerium Schrenk-Bomhard etabliren. Was das letztere anlangt, so ist allerdings zu behaupten, daß seine Ernennung geradezu die Errungenschaften von 1870 verleugnen würde und daß Baiern schwerlich den Muth hat, so demonstrative Particularisten an die Spitze des Staates zu stellen. Aber ebenso wird man Bedenken tragen, einen Namen wieder zu erwecken, der bei den Ultramontanen des Landes noch immer als der Typus der Verpreußung gilt, und wenn auch alle echt nationalen Baiern seit einem Jahr nach Hohenlohe verlangen, so dürfte doch unsere ängstliche Regierung sich nur allzusehr die Thatsache in Erinnerung rufen, daß es noch andere Leute, als Nationale in Baiern gibt.

Zudem will der König Herrn von Lutz unter keiner Bedingung entlassen und das ist wohl ein sicheres Indicium, daß nur Männer der Mittelpartei an das Ruder kommen. Wer dieselben sind, haben Sie wohl erfahren, bis diese Zeilen an Sie gelangen. Mit nächstem Male mehr über ihre Bedeutung.

E.

Berliner Briefe.

Berlin, 11. August. Der Kaiser Wilhelm ist in diesem Augenblicke, wenn kein Zwischenfall eingetreten ist, schon auf österreichischem Boden, und hat mit dem Kaiser Franz Joseph den Händedruck gewechselt, der es besiegeln soll, daß zwischen den beiden Herrschern und den Völkern, welche sie regieren, der Groll, welchen ein kurzer, blutiger Krieg auf Seite des Besiegten erzeugte, vergessen ist und daß eben so auf der andern Seite vergessen ist, was in dem seit den Tagen von Königgrätz vergangenen Lustrum mehr als einmal an Rachegedanken und feindlichen Plänen in dem Herzen des Besiegten auftauchte.

Schneller hat sich nie eine gewaltige politische Umwälzung vollzogen. Der Kaiser von Deutschland ist heut das Oberhaupt auch der Fürsten, welche noch im Jahre 1866 an der Seite des Kaisers Franz Joseph oder doch für die östreichische Hegemonie in Deutschland kämpften. Was er thun konnte, um seinem alten Verbündeten den unvermeidlichen Verlust weniger schmerzlich

Digitized by Google

zu machen, hat er allerdings gethan. Oestreich verlor 1866 an den Sieger nicht einen Zoll breit seines Bodens. Die Würde der kaiserlichen Krone blieb ungeschmälert, wie sie seit 1806 gewesen war. Und dennoch mußte ein Stachel zurückbleiben, denn Niemand verzeiht leicht dem Emporkömmling, der ihn aus einer Stellung verdrängt hat, mag diese auch nur Ehre und keinen materiellen Vortheil gebracht haben. Aber der Krieg von 1866 brach nur eine reife Frucht und die Nothwendigkeit der Lösung, welche bis zu jenem Augenblicke streitig gewesen war, erschien nun mit jedem Tage selbst den geblendetsten Augen klarer, am klarsten als Preußen in dem unvergleichlichen letzten Feldzuge gegen Frankreich gezeigt hatte, was es an der Spitze Alldeutschlands zu leisten im Verein mit diesem im Stande sei, als sich die Brust jedes Deutschen in dem Hochgenusse von Ruhmesthaten weitete, wie sie vielleicht noch nie ein Volk in seinen Annalen zu verzeichnen gehabt hat. In Oestreich selbst schlug den Deutschen das Herz hoch bei jeder neuen Siegeskunde und der Kaiser Franz Joseph, der deutsches Blut in seinen Adern hat, mag wohl selbst den Gefühlen, die einen so großen Theil seiner Unterthanen bewegten, nicht fremd geblieben sein.

So können wir hoffen, daß diese Zusammenkunft, welche zunächst das Gesundheitsbedürfniß des Kaisers Wilhelm herbeiführte, welche aber auch den östreichischen Staatsmännern erwünscht zu sein scheint, eine aufrichtige Aussöhnung, eine Freundschaft ohne jeden Hintergedanken herbeiführe. In Deutschland existirt — Oestreich gegenüber — kein solcher. Der Freundschaft Oestreichs sicher, ist Deutschland im Stande, voll Vertrauen in die Zukunft zu blicken und sich den Werken des Friedens hinzugeben, ohne immer nach allen Seiten hinblicken zu müssen, wenn ihm auf einer ein Feind erstanden ist. Oestreich selbst hat aus der nachbarlichen Freundschaft nicht geringen Gewinn, denn es bedarf der Ruhe nach Außen, um die Schwierigkeiten zu überwinden, welche seine eigenthümliche nationale Zusammensetzung immer auf's Neue hervorbringt und welche vollständig zu beseitigen das Genie eines Staatsmannes ersten Ranges erforderlich ist, wie ihn das Reich bisher noch nicht gefunden hat.

Gegenüber diesen Thatsachen sind alle Vermuthungen über den mehr oder weniger politischen Charakter der Kaiserzusammenkunft gleichgültig. Selbst wenn Fürst Bismarck nach Gastein ginge — bis jetzt wird auf preußischer Seite darüber strenges Stillschweigen beobachtet, — so würde dieß nichts ändern. Weit aussehende Combinationen liebt die heutige Politik nicht und für Deutschland gibt es nur eine Politik — die des Friedens, den zu stören Niemand die Absicht hat, als vielleicht die Nation, die ihn im letzten Jahre so muthwillig gestört hat und dafür so strenge bestraft worden ist, die Gerechtigkeit jener Strafe bis jetzt aber nicht einsehen will und nicht einsehen kann. Denn hinter allem Geschrei, hinter der Lüge und Corruption, hinter dem Leichtsinn und der Frivolität, womit im vorigen Jahre der Krieg begonnen wurde, stand ein nationaler Instinct, daß die deutsche Nation übermächtig heranwachse und daß man ihr entgegentreten müsse, ehe es zu spät sei. Man mag es beklagen, daß dieser Gedanke den Krieg so furchtbar gemacht hat, aber ein Blick auf die Franzosen außerhalb Frankreichs, auf die in Belgien namentlich, zum Theil auf die in der Schweiz und auf einen großen Theil der Romanen, zeigt, wie diese Stammverwandten Frankreich trotz aller schreienden Sünden und Fehler und trotz aller Unfälle glühender als je lieben, ja bewundern, wie sie sich ängstlich an dasselbe anklammern und sich mit ihm vereint fühlen im Hasse gegen die deutschen „Barbaren." Der kurzsichtige Thiers hat dem Kaiser Napoleon zum Vorwurf gemacht, daß

Digitized by Google

derselbe das Nationalitätsprincip zur Geltung gebracht. Als ob dieses Princip, welches nun einmal, als Gegenströmung gegen die nivellirende Wirkung der modernen Cultur, sich mit der Kraft eines Elementes geltend macht, nicht zehn andere Napoleons gefunden hätte, wenn dieser eine nicht so klug gewesen wäre, es zu benutzen. Die Zeit der Herrschaft dieses Princips ist noch lange nicht abgelaufen. Es wirkt an der Neugestaltung Europa's mit, wie die gewaltige Gährung des vierten Standes. Kein Lebender kann sagen, wohin das Eine und das Andere führt, aber so viel ist sicher, daß wir einer trägen Ruhe nicht entgegen gehen.

Wenn die Phantasien etwas düster scheinen, so können sie glücklicherweise nicht die gute Laune der Gäste verderben, welche schon heute bei uns vorzusprechen anfangen und fast die ganze nächste Woche hier in Arbeit und Vergnügen zusammen bleiben werden — die Delegirten der Eisenbahndirectionen für den Generalcongreß und das 25jährige Gründungsfest des Vereins der deutschen Eisenbahnverwaltungen. Diese glücklichen Sterblichen, die alle ein gutes Auskommen und auf ihren Eisenbahnen auch ein billiges Fortkommen haben, werden sich hoffentlich auch dankbar für die Gastfreundschaft erweisen, die ihnen das Haus Leipziger Straße 75 gewährt (welches im Allgemeinen bekannter unter dem Namen des Abgeordnetenhauses und interimistischen Reichstagsgebäudes ist) und beschließen, wenigstens von keinem Reichstagsabgeordneten künftig bei seinen Parlamentsfahrten eine Zahlung anzunehmen. Die Eisenbahnen prosperiren ja so, daß es auf ein paar Thaler nicht ankommt. — o. W. —

Besprechung.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870 bis 1871 von Max v. Eelking, Oberstlieutenant a. D. u. s. w. Erster Band. Leipzig, F. W. Grunow 1871.

Der französische Feldzug 1870 — 1871. Militairische Beschreibung von A. Niemann. Erste Abtheilung, bis zur Capitulation von Sedan. Hildburghausen, Verlag des Bibliogr. Instituts, 1871.

In diesen Tagen, wo wir die Jahrestage der großen Waffen- und Heldenthaten des Vorjahres in stolzer und wehmüthiger Rückerinnerung feiern, greifen wir mit besonderer Vorliebe nach Werken, welche uns außer der politischen Bedeutung jener unerhört ruhmvollen Leistungen der deutschen Heere auch deren unerreichten strategischen und taktischen Werth schildern. Werke der ersteren Art hat der deutsche Büchermarkt eine Legion aufzuweisen, die immer noch anschwillt. Militärische Arbeiten über den großen Krieg dagegen wagen sich erst langsam hervor, namentlich in Deutschland, wo man an derartige Werke die ganze Strenge des Maßstabes legt, welche die Höhe der deutschen Militärwissenschaft erfordert, und wo andrerseits gerade die Berufskreise und Fachmänner sich gegen jede literarische Erscheinung vornehm

Digitized by Google

reservirt verhalten, die über den Krieg militärisch berichtet, ohne das Werk des großen Generalstabs abzuwarten. Vom rein kriegswissenschaftlichen Berufsstandpunkt aus kann diese Reserve gegen alle vor dem großen officiellen Quellenwerk erscheinenden militärischen Publicationen wohl begreiflich gefunden werden. Aber sicherlich wird der Laienwelt mit derartigen militärischen Darstellungen des jüngsten deutschen Nationalkriegs, sobald sie nur das vorhandene Material gewissenhaft benutzen, der allergrößte Dienst geleistet. Denn auch dem in der Tagespresse belesensten Laien ist vor'm Jahr in der Aufregung der größten Tage unsres Jahrhunderts, vielleicht in der bangen Sorge um das Schicksal mitkämpfender Angehöriger, die Uebersicht über die wundervolle Harmonie und Geschlossenheit des deutschen Kriegsplans und über die Bedeutung jeder einzelnen Waffenthat, ja jeder einzelnen Marsch- und Angriffsbewegung jedes einzelnen Heerkörpers in diesem großen Gesammtwirken verloren gegangen. Zudem liegt auch unbestrittenes amtliches und außeramtliches Material über die deutsche Kriegführung, wie über das Verhalten des Feindes genug vor, um schon jetzt tüchtige kriegswissenschaftliche Arbeiten darauf zu gründen, welche auch der Fachmann mit Nutzen lesen mag. Man erinnere sich für die deutsche Kriegsdarstellung an die officiellen Berichte des großen Generalstabs im Staatsanzeiger, der officiellen Berichte über die Operationen einzelner Heereskörper in der Kreuzzeitung und Nordd. Allg. Z., sowie im Militärwochenblatt, endlich sehr zahlreicher und werthvoller Einzeldarstellungen von fachmännischen Augenzeugen und Mitkämpfern. Selbst auf Seite unsrer Gegner beginnen gerade über die dunkelsten Punkte ihrer militärischen Taktik die Quellen zu fließen. Wir besitzen von Napoleon, Bazaine, Mac Mahon, Frossard u. s. w. eine Reihe officieller Rechtfertigungen, welche von Weißenburg bis Sedan und zur Capitulation von Metz reichen und durch die in den Tuilerien und zu St. Cloud gefundenen geheimen Papiere merkwürdig ergänzt werden. Nicht minder hat die vormalige Regierung der nationalen Vertheidigung dem stets regen französischen Mißtrauen gegenüber einen Theil desjenigen Materials veröffentlichen müssen, welches auf ihre militärisch-politischen Operationen volles Licht wirft. So sind derartige militärische Kriegswerke deutscher Fachmänner vor allem auch im nationalen Sinne dankenswerthe Unternehmungen, welche mit deutscher Gründlichkeit und Unparteilichkeit die verschrobenen Urtheile des Auslandes über uns, unser Heer und unsre Heerführung berichtigen.

Dieses Lob kann den vorliegenden beiden Schriften von v. Eelking und Niemann in vollem Maße gespendet werden. Beide haben die vorhandenen Quellen innerhalb der ihrer Arbeit von selbst gesteckten Grenze vollständig gewissenhaft und unparteiisch benutzt und kriegswissenschaftlich in durchaus populärer Darstellung so verarbeitet, daß auch der mit Kriegsliteratur ermüdetste Leser den vielfach neuen interessanten Ergebnissen dieser Werke mit Spannung und hohem Interesse folgen muß. Im einzelnen geht die Anlage der beiden Werke wieder so erheblich aus einander, daß niemanden gereuen wird, sie beide gelesen zu haben, da sie sich mannigfach gegenseitig ergänzen. v. Eelking hat sich eine umfassendere Aufgabe gestellt. Er sucht in den ungeahnten vernichtenden Schlägen, welche die französische Armee von Weißenburg bis Sedan heimsuchten — beide Werke reichen im ersten Bande nur bis nach der Schlacht von Sedan — die Schatten langjähriger Sünden der französischen Heeresorganisation, des Empire u. s. w., sowie der verderbten sittlichen Kräfte des französischen Volks- und Staatslebens nachzuweisen und muß in Folge dessen auf die ganze innere Organisation des französischen Heeres und Staates und eine kurze Entwickelung des Kriegsfalles eingehen, die

Digitized by Google

er belebt durch ungewöhnlich reiche Details über den Lebensgang und die hervorragendsten Züge aller handelnden Personen bei Freund und Feind, von den Monarchen und Prinzen an bis zum einfachen Corpsführer. Ein Theil dieses Capitels ist unter dem Titel: „Wunde Stellen im französischen Heere" schon zu Anfang d. J. in diesen Blättern erschienen. Ueberhaupt geht das Streben der Eelking'schen Darstellung sichtlich und mit Erfolg dahin, den Leser durch Hereinziehung aller der wirklichen Kriegsgeschichte zugehörigen farbenreicheren und lebensvolleren Scenen und Ereignisse durch die äußerst gründlichen, aber den Laien weniger ansprechenden rein militärwissenschaftlichen Darstellungen und Erörterungen frisch und mit Interesse hindurchzuführen. Der Verfasser nimmt daher alle wichtigeren Ansprachen und Tagesbefehle der Fürsten und Heerführer, authentische Schilderungen von dem Bild der verschiedenen Schlachten und Schlachtfelder, und vorzugsweise gerne auch von der moralischen Wirkung des Sieges auf beide Theile in seine Arbeit auf. Diese Schilderungen, die zu Ende des ersten Bandes auch die Pariser Ereignisse vom 4. September, die Ausweisung der Deutschen, die Verlogenheit der französischen Presse und Regierungen, und als wohlthuenden Gegensatz dazu das stille Liebeswerk der deutschen Krankenpflege in ihren Bereich ziehen, machen das Werk Eelking's ebenso anziehend, als seine strategischen Darstellungen befriedigen und belehren.

A. Niemann dagegen hat sich nur die eine Aufgabe gewählt, den Krieg „militärisch zu beschreiben." Aber diese Aufgabe hat er auch auf das trefflichste gelöst. Er läßt sich zur Orientirung seiner Leser über die volle Bedeutung der Leistungen der deutschen Heere und Heerführung an einer Einleitung von wenigen Seiten genügen. Aber wir haben selten Klareres gelesen als diese wenigen Seiten. Er vermeidet fast geflissentlich jede Farbe, jedes Eindrängen seines Votums in den Stoff seiner Darstellung. Aber dafür folgt man ihm um so aufmerksamer, wenn er einmal aus seiner kühlen Objectivität heraustritt, um die Vertheidigung des deutschen Angriffs am Tage von Courcelles oder die Rechtfertigung des ungerecht verleumdeten Marschalls Bazaine und Mac Mahons zu übernehmen; dafür wirken die wenigen farbigen Lichter, die er in Momenten großer Entscheidungen seinen klaren reinen Schlachtenbildern aufsetzt, mit magischer Gewalt. Ueberhaupt glaube man nicht, daß die fast mathematische Exactheit und Einfachheit der Niemann'schen Darstellung ermüde oder kalt lasse. Vielmehr gewährt die Sicherheit, mit welcher er die strategischen und taktischen Pläne beider Parteien vor, während und nach jeder Schlacht und jeder Marschbewegung, den Antheil und die Verwendung jedes einzelnen Corps so zu sagen während jeder Stunde des großen Feldzugs darlegt, seiner Darstellung einen außerordentlichen spannenden Reiz. Dabei wird der Leser durch zehn treffliche Karten unterstützt, eine Uebersichtskarte über die deutschen Marschbewegungen durch ganz Frankreich, je eine Karte über die Tage von Weißenburg, Wörth, Courcelles, Vionville, — wobei stets die Stellung der feindlichen Heere vor und nach der Entscheidung besonders angegeben ist — dann eine Karte von den Anmarschbewegungen der Deutschen vom 14. — 18. August um Metz, endlich je zwei Karten über die Schlacht von Gravelotte und Sedan. Es läge sicher im Interesse des Eelkingschen Werkes, wenn demselben mindestens im zweiten Bande ähnliche Karten beigegeben würden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 35.

Ausgegeben am 25. August 1871.

Inhalt:

Französisches Parteiwesen. (G. Zelle.) Schluß. . . . . Seite 321
Von Florenz nach Rom. IV. Perugia. (H. Semper.) 334
Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808. (F. Schnorr v. Carolsfeld.) I. 342
Die Exclusivität des bibliothekarischen Berufs. (Replik.). . . . 348
Ein Ministerwechsel in Sachsen 357
Berliner Briefe 359

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Französisches Parteiwesen.

Von Georg Zelle.

4. Die Parteien während des Kaiserthums und nach dem Sturze desselben.

Der Sturz der Julidynastie war das Ergebniß eines lange geplanten und vorbereiteten revolutionären Staatsstreichs der Republikaner und Socialisten, dessen Gelingen indessen wesentlich bedingt war von der Mitwirkung derjenigen Partei, die zwar Alles aufbot, um Guizot zu stürzen, aber keineswegs das Königthum in den Sturz des glühend gehaßten Ministers zu verwickeln wünschte. Die Republikaner hatten, so lange ihnen das meist orleanistisch gesinnte Bürgerthum als geschlossene Einheit gegenüber trat, bei allen gewaltsamen Angriffen gegen das Königthum stets den Kürzeren gezogen. Es war ihnen zwar oft ohne besondere Schwierigkeit gelungen, eine Emeute anzustiften, sie aber zur Revolution zu steigern hatten sie nicht vermocht, so lange jeder Aufstandsversuch für die Anhänger des constitutionellen Systems das Signal wurde, sich fester um den Thron zu schaaren. Durch die Erfahrung gewitzigt, standen sie daher von einer Kriegführung ab, die einerseits die Wachsamkeit der Regierung schärfte und die monarchischen Parteien wenigstens gelegentlich zu festem Zusammenhalte mahnte, andrerseits aber in Folge der beständigen Niederlagen die revolutionären Massen mit Mißtrauen gegen die Führer und dem Bewußtsein der eigenen Schwäche erfüllte und daher entmuthigte. Man bedurfte für den Angriff einer sorgfältigen Vorbereitung und einer breiteren Operationsbasis, als die Clubs und heimlichen Verbindungen sie boten. Es kam darauf an, im Bürgerthum selbst Boden zu gewinnen und die dynastische Opposition auf revolutionäre Pfade zu locken. Der starre Widerstand Guizots selbst gegen eine gemäßigte Reform des oligarchischen Wahlgesetzes lieferte denn auch den Stoff zu einer Aufregung, die von den Republikanern und Socialisten geschickt benutzt wurde, um alle Unterschiede innerhalb der Opposition so weit zu verwischen, daß alle,

Digitized by Google

auch die monarchischen Schattirungen derselben in geschlossenen Reihen zum Angriffe vorgingen. Von dem Augenblicke an, wo die dynastische Linke an der Banket-Agitation sich betheiligte, war denn auch ein ernster Zusammenstoß mit der Regierung unvermeidlich geworden. Die orleanistischen Mitglieder der Coalition hegten zwar den Wunsch, es bei Demonstrationen bewenden zu lassen und auf dem gesetzlichen Boden zu beharren. Die Republikaner waren aber eben so fest entschlossen, aus der Demonstration eine Revolution hervorgehen zu lassen. Sie gingen rücksichtslos vor, in der Voraussetzung, daß das liberale Bürgerthum, nachdem es unter Odilon Barrots Führung sich in die Banket-Bewegung gestürzt hatte, unfähig sein werde, selbst Halt zu machen, geschweige denn dem Sturm Halt zu gebieten. Die Berechnung der Republikaner erwies sich auch als vollkommen richtig. Als die Liberalen den Abgrund erblickten, an den sie sich hatten ziehen lassen, waren sie nicht mehr im Stande, sich entschieden von den Republikanern los zu sagen; sie suchten zwar der Bewegung ihren antidynastisch revolutionären Charakter zu nehmen; sie suchten den Conflict in eine zwischen ihnen und dem Ministerium streitige Rechtsfrage zu verwandeln; aber diese verspäteten Bemühungen waren vergeblich. Der Schlag, der Guizot hatte treffen sollen, zerschmetterte das Königthum: die Republikaner hatten das lange vergeblich erstrebte Ziel durch geschickte Benutzung der in der Orleanistenpartei herrschenden Spaltungen erreicht.

In der Republik trat nun sofort eine neue Gruppirung der Parteien ein. Die Rolle, welche während der Monarchie die „anständigen" Republikaner gespielt hatten, übernahmen jetzt die Socialdemokraten und Communisten, kurz alle die unter dem Gesammtnamen der rothen Republikaner zusammengefaßten Elemente, die bis dahin in den Clubs und der Presse zwar auf die Massen einen großen Einfluß geübt hatten, in der Kammer aber nur durch wenige Führer, wie Ledru Rollin, vertreten gewesen waren. Ihr entscheidendes Eingreifen in den Februartagen machte sie auf einige Tage zu Herren der Hauptstadt. Sofort trat ihnen aber eine Coalition der sämmtlichen gemäßigten Elemente gegenüber, deren Zusammenwirken es gelang, wenigstens der Alleinherrschaft der rothen Republikaner vorzubeugen. Die „alten Parteien," deren Spaltung an dem Sturze Ludwig Philipps die Schuld trug, vereinigten sich, wenn auch nur vorübergehend und ohne gegenseitiges Vertrauen, mit den gemäßigten Republikanern gegen die Socialisten, denen man jedoch einen bedeutenden Antheil an der provisorischen Regierung zugestehen mußte, so daß innerhalb der Regierung selbst die Gegensätze sich aufs erbittertste bekämpften, durch ihren Kampf die Verwaltung völlig lahm legten und der Anarchie den weitesten Spielraum gewährten. Cavaignacs Sieg in den Junikämpfen beseitigte die augenblickliche Gefahr, beschwichtigte

Digitized by Google

aber keineswegs die Besorgnisse der besitzenden und aus Furcht im conservativen Fahrwasser segelnden Classen, die sich mehr und mehr von der Republik abwandten und an eine monarchische Restauration dachten, weil sie nur von der Monarchie einen nachhaltigen Schutz gegen die Anarchie erwarteten. Aber wer sollte der neue Monarch sein? Kaum wurde die dynastische Frage berührt, so machte der Gegensatz zwischen den Legitimisten und Orleanisten wieder sein Recht geltend. Auch würden sie selbst, wenn ihnen gelungen wäre, sich unter einander zu verständigen, doch nicht im Stande gewesen sein, das Mißtrauen, das damals gegen die sämmtlichen Zweige der alten Königsfamilie herrschte, zu überwinden: ein Mißtrauen, dem selbst aufrichtige Anhänger des monarchischen Princips sich nicht zu entziehen vermochten, weil sie sich nicht verhehlen konnten, daß eine restaurirte Monarchie immer der Gefahr ausgesetzt ist, haltlos zwischen Schwäche und Gewaltsamkeit, zwischen Popularitätshaschen und sehnsuchtsvollem Rückblick nach abgelebten Zuständen, hin und her zu schwanken. Die Restauration ist nun einmal unter allen Umständen ein unsicheres und gefährliches politisches Experiment.

Die Parteien, die seit 1815 über die Geschicke Frankreichs entschieden hatten, waren völlig unfähig, auf die Massen Einfluß auszuüben. Aber auch die gemäßigten Republikaner waren rasch verbraucht. Von den Conservativen vorgeschoben, wo es galt, die revolutionäre Bevölkerung der Hauptstadt in Zaum zu halten, hatten sie sich gründlich überworfen mit den rothen Republikanern, deren Mitwirkung sie doch bei den unvermeidlichen, in Aussicht stehenden Kämpfen gegen die Reaction schlechterdings nicht entbehren konnten. So schrumpften sie, gerade wie die Anhänger der Monarchie, zu einer parlamentarischen Partei zusammen, während die große Masse des Volkes von ganz andern Führern gelenkt wurde. In Paris und überhaupt in den großen Städten beherrschten, wie schon bemerkt, die Socialisten die Masse, auf dem Lande der immer kecker sich vordrängende Bonapartismus im Verein mit der Geistlichkeit, die grade dann in Frankreich den kräftigsten Aufschwung zu nehmen pflegt, wenn die öffentliche Meinung sich einbildet, sie für immer zu den Todten geworfen und eingesargt zu haben. In Wahrheit hat die Geistlichkeit ihren Einfluß auf einen großen Theil des Volkes niemals ganz verloren. Während der Restauration hatte sie mit glühendem Eifer die Sache der legitimen Monarchie vertreten; sie hatte mit Leidenschaft die Identität der katholischen und monarchischen Interessen, die Solidarität von Thron und Altar verfochten; sie und ihre weltlichen Parteigänger hatten die Reaction gegen das revolutionäre Princip, unter welchem Namen man die Gesammtbildung der Gegenwart verstand, in ein mit äußerster Consequenz durchgearbeitetes System zusammengefaßt. Selbst der in kirchlichen Dingen sehr unbefangene, bei den Strenggläubigen als Voltairianer verrufene Ludwig XVIII.

Digitized by Google

hatte ihrer Bundesgenossenschaft nicht zu entrathen vermocht. Seinen bigotten Nachfolger hatte die ultrakirchliche Partei stets als einen der Ihrigen angesehen. Völlig entsprach er als König den Erwartungen der Geistlichkeit allerdings nicht, da seiner Ergebenheit gegen die Kirche und ihre Diener seine despotischen Triebe einigermaßen das Gegengewicht hielten. Nichtsdestoweniger aber war der Einfluß der clericalen Tendenzen in den Regierungskreisen außerordentlich groß.

Indessen war gerade durch die herrschsüchtige Einmischung des Clerus in die Staatsangelegenheiten und durch sein enges Bündniß mit der politischen Reaction das Ansehen der Kirche in der öffentlichen Meinung sehr erschüttert worden; der Einfluß der Kirche auf die Gemüther, der unmittelbar nach der Rückkehr der Bourbonen sehr groß gewesen war, hatte in dem Maße abgenommen, als die politische Macht der Kirchenfürsten gewachsen war. Kirche und Thron hatten sich nach der romantisch-reactionären Theorie gegenseitig stützen sollen. In Wahrheit hatte aber der Thron die Kirche, die Kirche den Thron compromittirt. In der Julimonarchie änderte sich dies Verhältniß: die neue Regierung gestattete den kirchlichen Elementen keinen directen Einfluß auf die Verwaltung, sie galt sogar vielfach für entschieden kirchenfeindlich.

Diese Ansicht war zwar übertrieben, aber Thatsache war es allerdings, daß die Geistlichkeit von der Theilnahme an der Herrschaft völlig ausgeschlossen war und daß selbst der conservativen Partei ein Tendenzbündniß mit dem Clerus fern lag. Die Kirche war klug genug, sich in die Verhältnisse zu schicken. Sie verzichtete auf jeden Versuch, sich an der Leitung des Staates unmittelbar zu betheiligen; sie vermied, die argwöhnische Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich zu lenken. Aber um so eifriger wirkte sie im Stillen. Vor Allem suchte sie, auf die von der Verfassung gewährleistete Freiheit des Unterrichtswesens sich berufend, der Erziehung der Jugend sich zu bemächtigen. Und mit glänzendem Erfolge. Die unter Martignacs Verwaltung vertriebenen Jesuiten waren, wenn auch unter falschem Namen, zurückgekehrt und hatten ihre Unterrichtsanstalten wieder geöffnet, die bald ebenso in Aufnahme kamen, wie die von verwandten religiösen Gesellschaften geleiteten Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht. Zwar mußten sie nach langwierigen Verhandlungen der von der öffentlichen Meinung gedrängten Regierung mit dem Papste, auf die Weisung des römischen Stuhls ihre Anstalten schließen. Wesentlich geändert wurde aber Nichts dadurch, da sie unter neuer Maske neue Anstalten gründeten, die seltsamer Weise auch von der Jugend der durchaus „voltairisch" gesinnten Kreise besucht wurden. Es fing eben, seit der Clerus nicht mehr als politische Macht gefürchtet wurde, an, in der gebildeten Welt Modesache zu werden, sich mit der Kirche in ein gutes Verhältniß zu setzen, wobei von einer Vertiefung des religiösen

Digitized by Google

Bewußtseins natürlich durchaus nicht die Rede war. Die Kirche, sobald sie nur auf die Herrschaft im Staate verzichtete, erschien selbst freigeistig gesinnten und religiös indifferenten Staatsmännern als eine der Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung.

So hatte sich das Verhältniß der Kirche zur Julimonarchie allmälig ziemlich günstig gestaltet. Ueber die legitimistischen Neigungen eines Theils des Clerus konnte die Regierung hinwegsehen, seit die legitimistische Partei ihre Selbständigkeit in dem Bündniß mit den äußersten liberalen Parteien eingebüßt hatte. Im Ganzen wirkte der Clerus im conservativen Sinne und das um so eifriger, da das Beispiel Lamennais ihn mit tiefem Mißtrauen erfüllt hatte gegen jeden Versuch, dem politischen Liberalismus oder vielmehr Radicalismus eine Stätte auf kirchlichem Boden zu bereiten. Lamennais, einst der glühende Vertreter des schroffsten Kirchenthums, hatte, zum Theil wohl angeregt durch St. Simonistische Ideen, die Kirche zur Trägerin der Freiheit und des demokratischen Princips machen wollen. Aber je tiefer er sich in seine demokratischen Ideen eingesponnen, um so weiter hatte er sich von dem kirchlichen Standpunkt entfernt, von dem er ausgegangen war; es war von dem Kirchenthum eben Nichts übrig geblieben als die religiöse Färbung seiner Lehre und besonders seiner Darstellung. Romanisch war er geblieben, aber er hatte aufgehört, ein Sohn der Kirche zu sein.

Diese und ähnliche Erfahrungen also ließen der Kirche, trotz ihrer Abneigung gegen das politische Princip der Bürgermonarchie, den gewaltsamen Fall des Julithrons keineswegs als ein erwünschtes Ereigniß erscheinen. Sie hatte entschiedene Fortschritte gemacht und die Gefahr lag nahe, daß die siegreiche Revolution ihre Spitze grade gegen die Geistlichkeit wenden möchte. Indessen stellte sich nach den Februarereignissen bald heraus, daß diese Besorgnisse unbegründet waren. Entschieden kirchenfeindliche Gesinnungen, wie 1793 und auch 1830, fanden sich im Grunde bei keiner Partei, selbst bei den Socialdemokraten nicht, die in der Herrschaft des absoluten Autoritätsprincips in der Kirche einen ihrem eignen Wesen verwandten Zug, wenn nicht klar erkannten, doch ahnten, und denen vor Allem der Kampf gegen das Bürgerthum keine Muße ließ, sich um Bischöfe und Pfarrer zu kümmern. Die gemäßigten Republikaner, ganz abgesehen davon, daß unter den Führern mehrere entschieden kirchlich gesinnt (wenn auch keineswegs Freunde der hierarchischen Bestrebungen) waren, dachten nicht daran, durch eine kirchenfeindliche Haltung die Zahl ihrer Gegner zu vermehren. Die große conservative Partei in allen ihren Schattirungen aber betrachtete den Clerus als ihren natürlichen Verbündeten. So sah sich die Kirche bald von allen Seiten umworben und sie verstand, diese Gunst der Verhältnisse mit meisterhafter Geschicklichkeit auszubeuten.

Digitized by Google

Es war für die katholische Kirche ein großer Vortheil, daß sie in keiner Weise an ein bestimmtes politisches System gebunden war. Wie sie ohne Bedenken das Wohl des Staates ihren kirchlichen Bestrebungen unterordnete, so war ihr auch die Staatsform verhältnißmäßig gleichgültig. Einer ihrer begabtesten Führer, Fallour, besann sich in den Tagen nach der Februarrevolution keinen Augenblick, seine alten legitimistischen Ueberzeugungen zu verleugnen, und der Republik und den Republikanern seine wärmsten Huldigungen darzubringen. Er feierte die edelmüthigen Instincte des siegreichen Pariser Volkes mit den überschwänglichsten Lobsprüchen. Alle Männer von besonnener Ueberlegung können nach ihm gar nichts besseres thun, als sich nach dem Beispiel richten, welches die Pariser im doppelten Taumel der Gefahr und des Triumphes gegeben haben. Um seine ultramontanen Wähler für die Republik zu begeistern, verweist er sie auf die Freiheit, welche in den vereinigten Staaten von Nordamerika die katholische Kirche genieße. Auch der streitbare, skandal- und händelsüchtige journalistische Vorkämpfer des Ultramontanismus, Louis Veuillot, säumte nicht, der Republik den Zoll der Ehrerbietung und Bewunderung darzubringen und die Monarchie als abgenutzte Institution in die politische Rumpelkammer zu werfen. Wenige Monate vergehen, und wir sehen die seltsamen Republikaner ihren ganzen Einfluß für die Wahl des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte zum Präsidenten aufbieten, grade wie Thiers und viele andere Politiker der alten Schule es thaten, aber mit dem Unterschiede, daß die Clericalen bei der Unterstützung, die sie dem Prätendenten gewährten, ihren Vortheil ganz anders im Auge behielten, als die kurzsichtigen Conservativen. Sie traten zu dem Prinzen gewissermaßen in ein Vertragsverhältniß; sie verpflichteten sich für ihn zu wirken, er versprach ihnen für die weltliche Macht des Papstes einzutreten. Dies Bündniß war für beide Theile von unschätzbarem Werthe. Napoleon zog diejenige Fraction der großen conservativen Partei, die allein im Stande war, einen Einfluß auf die Massen auszuüben, in seinen besonderen Dienst, und die Clericalen waren überzeugt, daß der Prinz ihnen den versprochenen Lohn nicht werde vorenthalten können, weil derselbe ihrer Unterstützung nicht nur zur Erwerbung, sondern auch zur Erhaltung der Herrschaft bedurfte und folglich auch für die Zukunft ihres Wohlwollens nicht entbehren konnte. Sollte der lange geplante Staatsstreich, der in Paris leicht genug durchzuführen war, dem Prinzen Frucht bringen, so mußte er von der nachträglichen Zustimmung der Bauern sanctionirt werden. Auf diese Zustimmung konnte er nur in dem Falle mit Sicherheit rechnen, wenn die Geistlichkeit für die napoleonischen Ideen wirkte. Und was für das nächste Plebiscit galt, das galt voraussichtlich auch für die späteren Wahlen, bei denen es sich ja doch immer um eine feierliche Kundgebung für oder gegen den Herrscher selbst und seine persönliche Politik handelte.

Digitized by Google

Zu einer die Massen beherrschenden Macht wurden jene zum Uebermaß gepriesenen napoleonischen Ideen erst, nachdem ihnen die Kirche ihr Siegel aufgedrückt hatte.

Zwar zog sich ein Theil der Stimmführer des Ultramontanismus, von dem Augenblicke an, wo die Herrschaftspläne des Prinzen unverhüllt an's Tageslicht traten, von dem Bündnisse zurück: so Fallour selbst, der sich kurz vor dem Staatsstreich der großen conservativen Majorität anschloß und sich an den ohnmächtigen Protesten derselben gegen die bonapartistischen Gewaltthaten betheiligte, mehr um einer Anstandspflicht zu genügen, als um einen Erfolg zu erzielen. Aeußerte er doch selbst gegen Persigny, der ihn während seiner Haft besuchte: Ich gestehe es Ihnen, in Rücksicht auf meine Collegen aber nur ganz leise, ein, im Grunde denke ich, daß Sie wohl gethan haben.

Uebrigens waren die Proteste der Conservativen dem Präsidenten ebenso gleichgültig, wie die der Republikaner. Es war zu spät, ihn aus seiner wohl befestigten Stellung zu drängen. Das Bündniß mit den Ultramontanen hatte die Dienste geleistet, die man von denselben erwartet hatte: die Provinzen waren mit Hülfe der Geistlichkeit gewonnen worden; die Landbevölkerung bildete jetzt eine große, jede Volksabstimmung beherrschende Partei, in der katholische und bonapartistische Interessen sich eng mit einander verschmolzen hatten und eine solidarische, durch verspätete Versuche einzelner Führer nicht mehr zu lösende Verbindung eingegangen waren. Damit hatte der Kaiser denn in der That seiner Macht eine breitere Grundlage gegeben, als sie die vorhergehenden Regierungen besessen, eine Grundlage, die unerschütterlich war, — so lange Napoleon die Pariser im Zaum zu halten vermochte.

So stehen sich denn während der Kaiserzeit drei Parteien gegenüber: 1) die parlamentarische, die aus gemäßigten Republikanern und Orleanisten zusammengesetzt ist, und denen sich die Legitimisten, die nicht im Stande waren, selbstständig zu handeln, anschlossen; 2) die Socialisten, und 3) die durch die römische Frage mit den Katholiken eng verknüpften Bonapartisten. Was dieser Parteibildung ihre Bedeutung gibt, ist, daß sie genau den verschiedenen Gesellschaftsclassen entspricht. Die parlamentarische Parteigruppe vertritt das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, der radicale Socialismus das großstädtische Arbeiterproletariat, der Bonapartismus hat Wurzeln geschlagen in der breiten Masse der ländlichen Bevölkerung.

Die Bourgeoisie, gleichviel ob sie zu einer verfassungsmäßigen Monarchie hinneigte, oder für eine ideale Republik schwärmte, war noch immer die Trägerin und Pflegerin der politischen wie der allgemeinen Bildung. Aber diese Bildung hatte in den zwecklosen und unfruchtbaren Kämpfen den größten Theil ihres idealen Gehalts eingebüßt und damit auch die Macht über die Gemüther verloren. Die Literatur war nach der glänzenden, aber rasch erbleichen-

Digitized by Google

den Abendröthe der Romantik verfallen, der Geschmack verwildert. Die glänzenden äußern Erfolge einzelner Schriftsteller standen in keinem Verhältnisse zu dem inneren Werthe ihrer Werke. Aber schon war es dahin gekommen, daß die Geltung und der Einfluß eines Schriftstellers nur noch von der Geschicklichkeit, mit der er dem mehr und mehr sinkenden Geschmack sich anzubequemen wußte, abhängig war. So lange das Bürgerthum einer mächtigen Aristokratie eifersüchtig gegenüber gestanden, war dasselbe darauf angewiesen gewesen, durch das höchste Aufgebot seiner Kräfte seine Ueberlegenheit in beständigem Ringen zu bewähren. Ohne Nebenbuhler verfiel es zuletzt der Mittelmäßigkeit, von wo denn der Weg zum Gemeinen, zum Entäußern aller idealen Bestrebungen nicht weit war. Die Eigenschaften, auf die das Bürgerthum seine Berechtigung begründet hatte, waren verloren gegangen. Das politische Pflichtgefühl, auch in der Blütezeit des Constitutionalismus nur schwach entwickelt, war ganz geschwunden, seit das Zunehmen des Materialismus in der gesammten Weltanschauung und Denkweise den rücksichtslosesten persönlichsten Ehrgeiz oder die unersättlichste Gewinnsucht zur Triebfeder für jeden Einzelnen gemacht hatte, seit die politischen Grundsätze zu einem Deckmantel für die eigennützigsten Bestrebungen geworden waren. Wohl erhitzte man sich und Andere durch die alten Schlagwörter, aber alle hohen Worte waren doch weiter Nichts als Phrasen, an die der Redner selbst am wenigsten glaubte, und die daher Niemanden zu selbstverleugnendem Mannesmuth begeistern konnten. Beschränkte sich doch der Muth der Abgeordneten, welche den Standpunkt des Bürgerthums zur Zeit des Staatsstreiches vertraten, darauf, daß sie nur „der Gewalt wichen", d. h. daß sie nicht eher den Saal verließen, als bis die Gendarmen den Präsidenten beim Arme gefaßt hatten. Daß sie sich alsdann in theatralischem Aufzuge Arm in Arm zu Fuß nach Fort Mazas führen ließen, wurde nur von ihnen selbst als erhabenes Märtyrerthum gepriesen. Brutal so lange sie im Besitz der Macht waren, frondirten sie, wenn ein Stärkerer die Zügel ergriffen hatte, streckten aber alsbald die Waffen, wenn der Gegner, um dem Frondiren ein Ende zu machen, von seinen eigenen Waffen Gebrauch machte.

Die von dem liberalen Bürgerthum getragenen Parteien waren also, bei dem demoralisirten und geistig herabgekommenen Zustande dieser einst so glänzenden Gesellschaftsschicht, dem Kaiser nur in so fern gefährlich, als ihre Opposition eine gewisse Aufregung erhielt, welche die radicalen Parteiführer benutzten, um das Proletariat, den vierten Stand, in eine revolutionäre Stimmung zu versetzen. In den revolutionären Reizungen des Proletariats aber erkannte Napoleon die eigentliche Gefahr für seine Herrschaft. Daß er viel gethan hat, um die arbeitenden Classen durch Verbesserung ihrer äußeren Lage zu gewinnen, daß er ihnen gesunde Wohnungen zu verschaffen suchte,

Digitized by Google

daß er ihnen panem et circenses bot, so viel in seiner Macht stand, ist bekannt. Aber diese Wohlthaten befriedigten die von den ehrgeizigen und fanatischen Führern der socialistischen Secten genährten utopistischen Wünsche der Arbeiter keineswegs, und ihre Wirkungen auf das wogende Meer der hauptstädtischen Bevölkerung waren daher nur gering; die Gefahr eines revolutionären Handstreichs schwebte unausgesetzt über dem Haupte des Kaisers. Dies sah Napoleon denn auch sehr wohl ein und in seiner geräuschlosen Weise rüstete er sich im Voraus, einem solchen durch ein wohl zusammenhängendes militärisches Vertheidigungssystem zu begegnen. Wie vortrefflich ausgesonnen dies System war, ergibt sich aus der Furcht, die es den Massen einflößte; trotz der beispiellosen Heftigkeit und Erbitterung, mit der die Presse den Kaiser 1869 während seiner Krankheit und der dadurch verursachten Schwächung seiner Thatkraft verfolgte, erschöpfte sich der Muth der Opposition in einigen ziellosen Straßencravallen, deren leichte Unterdrückung in dem Kaiser nur das Bewußtsein seiner militärischen Ueberlegenheit über das hauptstädtische Proletariat befestigte. Der Sturz des Kaiserthums erfolgte erst dann, als die furchtbaren Niederlagen im Felde Napoleon genöthigt hatten, die Hauptstadt sich selbst zu überlassen; die Macht des Kaisers mußte erst durch die deutsche Kraft zertrümmert werden, ehe die Pariser wagen konnten, das lange getragene verhaßte Joch abzuschütteln

Durch die zwanzigjährige Beherrschung der Hauptstadt hat der Kaiser den Beweis geliefert, daß seine Macht stärker war als das Geld und die staatsmännische Schulung des Bürgerthums, und die leidenschaftliche Erregung der Arbeiterclassen. Das Plebiscit zeigte, daß die Ergebenheit des Bauernstandes durch die Angriffe und Anklagen seiner Feinde nicht erschüttert war. Das Bündniß des Bonapartismus mit dem Clerus hatte sich unausgesetzt und dauernd bewährt. Der Bauernstand, wie er den Staatsstreich sanctionirt hatte, war der Sache des Kaisers treu geblieben. Wie weit diese Ergebenheit auf Anhänglichkeit an den Kaiser und auf der Gewalt der napoleonischen Tradition, wie weit sie auf dem Einfluß des Clerus, wie weit auf unermüdlicher Einwirkung des Präfectenthums beruhte, das läßt sich gar nicht im Einzelnen auseinander halten. Nur so viel steht fest, daß der stoßweise wirkenden Macht des städtischen vierten Standes ein ländlicher vierter Stand gegenüber getreten war, der in seinem schwerfälligen Beharrungsvermögen jenem nicht nur das Gegengewicht hielt, sondern ihm entschieden überlegen war; natürlich (das darf man nicht aus dem Auge verlieren) nur so lange die Staatsgewalt vermittelst ihrer bewaffneten Macht die Hauptstadt im Zaum zu halten vermochte.

Daß der Gegensatz zwischen den großen Städten und dem flachen Lande, der gegenwärtig eine so verhängnißvolle Bedeutung erlangt hat, unter dem

Digitized by Google

Kaiserthum die Grundlage der Parteibildung wurde, darin kann man an sich nur eine natürliche und wohlberechtigte Reaction der Peripherie gegen das Alles verschlingende und aufsaugende Centrum sehen. Unheilvoll dagegen war, daß weder der Kaiser, noch die Kirche daran dachten, den Bauernstand geistig zu emancipiren, ihm frische Lebenskraft einzuflößen und ihn dadurch zu einem selbstständigen Widerstande wider die hauptstädtischen Einflüsse zu befähigen. Jedem amtlichen Einflusse zugänglich, blind den Befehlen der Präfecten gehorchend, gelangte die Landbevölkerung doch nicht zu dem Bewußtsein ihrer Bedeutung. Aus ihrer Wahl ging die ungeheure Mehrheit des gesetzgebenden Körpers hervor; aber diese Mehrheit brachte es niemals dahin, eine unabhängige Regierungspartei zu bilden, sie war und blieb die gehorsame Dienerin des Kaisers, ein außerordentlich brauchbares Rad in der kaiserlichen Regierungsmaschine, so lange der Lenker der Maschine alle Theile derselben in regelmäßiger Thätigkeit zu erhalten im Stande war, aber eine todte, regungslose Masse, sobald die geringste Stockung in dem verwickelten Räderwerk eintrat.

Das zeigte sich, als das Kaiserthum nach dem Siege von Sedan widerstandslos zusammenbrach. Der Kaiser gefangen, die Regierung kopflos, Paris fast ganz von zuverlässigen Streitkräften entblößt: diese Umstände genügten, um in Paris dem Volke die Macht in die Hände zu schieben; die Erklärung der Republik in den verhängnißvollen Septembertagen war eine eben so leichte wie selbstverständliche Sache. Die willenlose Landbevölkerung aber schwieg, das heißt, sie unterwarf sich dem städtischen Proletariat, nicht etwa dem Bürgerthum, das von den Ultra-Demokraten rasch ganz bei Seite geschoben wurde.

Wie die Regierung der Nationalvertheidigung von der Pariser Demokratie gegründet war, während die Nation rathlos und jedes Entschlusses, jedes selbstständigen Handelns unfähig, die Gebote der Hauptstadt eben nur über sich ergehen ließ und ihnen gehorchte, weil sie aller Mittel entbehrte, sich ihnen zu widersetzen, so waren auch in dem jetzt folgenden Abschnitte des Krieges die Häupter der Pariser radicalen Parteien, die damals noch zu einer großen Masse verschmolzen waren, die Schürer und Leiter des Widerstandes gegen die immer gewaltiger von allen Seiten siegreich andringenden deutschen Heeressäulen. Gambetta beherrschte die Regierung und in Gambetta war der Pariser Radicalismus verkörpert. Und als er seine Luftfahrt antrat, trennte er sich nicht von dem Pariser Geist; er war innerlich unauflöslich mit ihm verbunden, er nahm ihn mit sich, um ihn durch das ganze Land zu verbreiten und zur Herrschaft zu bringen. Und daß ihm dies gelungen ist, läßt sich nicht bestreiten. Frankreich hat Gambetta's Erfolg theuer zu bezahlen gehabt; aber daß derselbe in seiner verderblichen wahnsinnigen Verblendung

Digitized by Google

Ueberraschendes geleistet hat, wird Freund und Feind ihm ohne Bedenken zugestehen. Wir sagen Ueberraschendes; denn was über die Stimmung des Landvolkes seit dem Falle von Metz und der Ergebung Bazaines verlautete, schien die Erwartung zu rechtfertigen, daß die Franzosen, des Widerstandes müde und von seiner Fruchtlosigkeit überzeugt, die Waffen von sich weisen würden, die Gambetta's Machtgebote ihnen aufzuzwingen suchten. Dies war ein Irrthum gewesen; Gambetta's Wille war mächtiger, als die von Tage zu Tage sich steigernde Friedenssehnsucht, als der gesunde Menschenverstand, der in jedem neuen Unternehmen nur die Ursache neuer Niederlagen voraussah. Wie kam, daß dennoch Gambetta stets „unwilligen Muth den zum Tod Hinwandelnden weckte?" Wie kam, daß Frankreich, in eine große Waffenschmiede verwandelt, Schaaren auf Schaaren zum Kämpfen aussandte, freilich zuchtlose, ungeübte Schaaren, die ihr Schicksal voraussahen, aber doch ungeheure Massen, deren Ueberwindung der gewaltigen deutschen Kraft noch manche harte Probe auferlegte. Es war nicht Begeisterung, was diese Massen zusammenbrachte, es war die Furcht vor Gambetta. Die Furcht aber würde er, trotz seiner wilden und rücksichtslosen Energie, nicht erzeugt haben, wenn er nicht der anerkannte Mandatar des Pariser Radicalismus gewesen wäre, wenn nicht der Wille der Hauptstadt seinen Befehlen Nachdruck gegeben hätte. Er übte seine Dictatur im Namen von Paris aus, und Paris, obwohl eingeschlossen und von jedem regelmäßigen Verkehr mit dem Lande abgeschnitten, mit jeder Luftballonpost das Land um Hülfe anflehend, beherrschte Frankreich. Paris selbst aber wurde von der arbeitenden Classe beherrscht, welche die Absetzung des Kaisers erzwungen hatte, und die in Paris zurückgebliebenen Mitglieder der Regierung vielmehr lenkte, als sie von ihnen gelenkt wurde. Sie hatte, auch von Gambetta getrennt, die Fühlung mit ihm nicht verloren. Sie hielt seine Stellung — nicht selten über seinen Standpunkt noch hinausgehend — in Paris aufrecht, während er das Land nach ihren Grundsätzen bearbeitete.

Die für die Beurtheilung der Parteiverhältnisse während der zweiten Periode des Krieges bedeutungsvollen Thatsachen sind also 1) daß die bürgerlichen Parteien in allen ihren Schattirungen sich als vollkommen ohnmächtig bewiesen, 2) daß der Bauernstand, mächtig so lange er durch die vereinten Kräfte des Bonapartismus und Clerus geleitet wurde, sich völlig passiv und duldend zeigt, sobald die Einwirkung der beiden Verbündeten aufhört, 3) daß die großstädtische Demokratie durch ihren Dictator eine fast unbeschränkte Herrschaft über das Land ausübt.

Allerdings wurde der Dictator endlich gestürzt, aber erst dann, als die Kräfte des Staates in dem Grade gelähmt waren, daß ein längerer Widerstand gegen den auswärtigen Feind zur Unmöglichkeit geworden war. Daß

Digitized by Google

die Beseitigung Gambetta's erst nach der Vernichtung aller Streitkräfte des Staates erfolgte, ist eben der schlagendste Beweis für das Uebergewicht der Hauptstadt über das ganze Land. Die Ueberzeugung von dem Wahnsinne des Widerstandes hatte die Gegner des Krieges nicht zu einer Friedenspartei zu vereinigen vermocht; erst mit dem Aufhören des Kampfes, in Folge der absoluten Unmöglichkeit, neue Streitmassen dem Feinde entgegenzustellen, brach die Kriegspartei in sich zusammen.

Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden in überwiegender Mehrheit von der Landbevölkerung entschieden, die vor etwa einem Jahre Napoleon ein so glänzendes Vertrauensvotum ertheilt hatte. Da aber die Wahl von Bonapartisten damals eine Unmöglichkeit war (wie sie es auch noch in diesem Augenblick ist), so griffen die „Bauern" auf die alten Parteien, die Bourbonisten und die Orleanisten zurück, jedoch nur, weil sie in ihnen entschiedene Gegner der Pariser Kriegspartei, des demokratischen, socialistisch gefärbten Radicalismus sahen. Kaum war aber der Frieden zum Abschluß gebracht, so steckten die Anhänger der beiden alten Monarchieen ihr Banner auf. Es begannen im Stillen einerseits die Bemühungen, die beiden Linien zu verschmelzen, andererseits die Intriguen, die den Kampf um die Staatsform einleiten sollten, aber in überraschender Weise durch den leichtsinnig heraufbeschworenen Communistenaufstand unterbrochen wurden. Wir verzichten hier darauf, die Masse der Aufständischen nach ihren Bestandtheilen zu zergliedern und die Fäden zu entwirren, die in der Commune zusammenliefen; für unseren Zweck genügt, die eine für die Beurtheilung der französischen Verhältnisse maßgebende Thatsache hervorzuheben, daß der Aufstand ursprünglich den Charakter einer Reaction des hauptstädtischen centralisirenden Radicalismus gegen die der Pariser Herrschaft überdrüßige Landbevölkerung an sich trug, und daß er nur nach und nach später, seinen ursprünglichen Triebfedern gerade entgegengesetzt, sich mit dem Banner der Communalfreiheit zu decken suchte, mit dem nicht bloß stillen, sondern gelegentlich klar genug angedeuteten Vorbehalte, auf dem Wege der Assimilirung aller übrigen Gemeinden zu der Centralisation der Staatsgewalt in der Hand der Pariser Bevölkerung zurückzukehren. Es war eine höchst seltsame, aber durch die Verhältnisse mit Nothwendigkeit herbeigeführte Verkehrung der Sachlage, daß Paris scheinbar für das Programm der Decentralisation, die Departements für die Staatseinheit kämpften.

Vielleicht wird sich später die Gelegenheit bieten, diese Verwirrung der Begriffe und Verhältnisse, sowie die theilweise erfolgte Klärung der Sachlage eingehender zu erörtern; hier, wo wir es nur mit der Entwickelung des Parteiwesens zu thun haben, sei zunächst bemerkt, daß der Versuch, den Gegensatz des ländlichen und städtischen vierten Standes für monarchische Parteizwecke

Digitized by Google

auszubeuten, an den durchaus, wir sagen nicht republikanisch, sondern antimonarchisch ausgefallenen Nachwahlen gescheitert ist. Der Bauer kennt nur eine Monarchie: den auf den Clerus sich stützenden bonapartistischen Cäsarismus. Trennen sich Clerus und Bonapartismus, so fällt er sofort Einflüssen anderer Gattung anheim. Bei den Hauptwahlen wurde er allerdings noch durch sein eigenstes Interesse, durch das Friedensbedürfniß geleitet, bei den Nachwahlen wurde er von der Strömung der großstädtischen öffentlichen Meinung fortgerissen. Er hat für die Republik gestimmt, weil ihm der Graf von Chambord und die Orleans gleichgültig sind, und weil die Desorganisation des Bonapartismus ihm unmöglich machte, im Sinne des letzten Plebiscits zu stimmen.

So beherrschen denn gegenwärtig die Republikaner die Lage. Aber welche Republikaner, die bürgerlichen unter Thiers Führung, oder die radicalen? Zunächst ohne Zweifel die bürgerlichen. Der Sieg der Thiers'schen Regierung über die Commune hat dem Bürgerthum für den Augenblick eine Macht in die Hände gespielt, die es lange nicht besessen hat und die es zum Theil, seinen Traditionen getreu, in ziemlich engherziger Weise auszubeuten sucht. Aber in Gambetta, der um so gefährlicher ist, je mehr er bemüht ist, mit berechneter Mäßigung aufzutreten, hat der Radicalismus bereits seinen Führer gefunden und in die Nationalversammlung entsandt. Der Kampf der Parteien scheint sich daher zunächst zu einer Machtfrage zwischen Thiers und Gambetta zuzuspitzen. Der Ausgang dieses Kampfes, die Wirkung, die derselbe auf die gegenwärtig zu Boden liegenden Parteien ausüben wird, läßt sich augenblicklich um so weniger voraussehen, da ein ganz neues Element sich anschickt, die Kampfbahn zu betreten: das sind die politisirenden Generale. Der schreiblustigste unter ihnen, Faidherbe, hat bereits sein Pronunciamento für Gambetta in die Welt geschickt, und andere werden folgen. *) Eine üppige Entwickelung dieses Elementes — das bis jetzt in Frankreich unter der Wucht des Staatsgedankens nicht hat aufkommen können — würde das französische Parteiwesen in ganz neue, aber gewiß nicht heilsamere Bahnen als die bisher betretenen drängen.

*) General Chanzy ist bereits gefolgt. D. Red.

Digitized by Google

Von Florenz nach Rom.

Von Dr. Hans Semper.

IV. Perugia.

An der Façade des Doms hatten sich ehemals in zwei Nischen die Broncestatuen der Päpste Paul II. und Sixtus V., Werke des Bellano von Padua, Schüler des Donatello, sowie des Peruginers Valentino Nartelli, befunden, fielen aber 1798 der Zerstörungslust und Raubgier der französischen Eroberer zum Opfer, die unter dem nicht mehr ungewöhnlichen Titel von Civilisatoren und Freiheitsaposteln Münzen daraus prägten. Wunderbarer Weise blieb dagegen die dicht daneben auf dem Platz stehende Broncestatue Julius III. von ihnen verschont. „Vincentius Dantes Peruginus adhuc puber faciebat," lautet eine Inschrift daran. 1555 ward sie von den Peruginern diesem Papste zum Dank dafür errichtet, daß er der Stadt die Rechte und Behörden wieder gegeben, die ihr wenige Jahre zuvor Paul III. durch Waffengewalt entrissen hatte. So meisterhaft der Guß ist, und so viel lebendiges Gefühl sich in dieser sitzenden und segenertheilenden Statue ausdrückt, so schwülstig, knitterig und unruhig ist zugleich die Gewandung und alles Detail. Gleichwohl besitzt die Statue einen monumentalen Charakter.

Von da gingen wir in den naheliegenden Palast Connestabile, um das berühmte Bildchen der Madonna del libro von Raphael zu sehen, erfuhren aber zu unserm Bedauern, daß die ganze Galerie nach Rom transportirt sei, was uns schon damals mit Besorgnissen erfüllte, die, wie sich bald nachher durch den Verkauf des Bildchens an Rußland herausstellte, gerechtfertigt waren. So wandten wir uns denn zurück, um den imposanten Palast der Regierung in Augenschein zu nehmen, dessen eine Front dem Dom und dem Brunnen gegenüber steht, während die andere Front sich der Verlängerung des Platzes zuwendet, welche durch den „Corso" gebildet wird. Dieser Palast gehört zu jener Reihe von mächtigen und malerischen Regierungspalästen in italisch gothischem Stil, wie sie zur Zeit der höchsten Städteblüthe in Italien in allen größeren Ortschaften entstanden, so in Florenz, Pistoja, Siena, und selbst in kleineren, wie Montepulciano und St. Gimignana. Auch dieser Palast soll ein Werk des Benedictiners Fra Bevignate sein, der eine Zeitlang als öffentlicher Baumeister in Perugia fungirte. Neben dem Portal gegen den Dom zu stehen auf zwei Consolen der welfische Löwe und der perugi-nische Greif von Bronce; bemerkenswerth als seltene Beispiele von Broncestatuen des 13. oder vom Anfang des 14. Jahrhunderts. So ungeschlacht

Digitized by Google

die Formen noch sind, so ausgezeichnet ist der Guß; der Meister ist leider nicht bekannt, doch vielleicht in demselben Goldschmied Rosso von Perugia zu suchen, der auch die oberste Schale des Brunnens goß. Auch das andere, reich sculpirte Portal ist von zwei guelfischen Marmorlöwen flankirt. — Im Innern des Palastes befindet sich ein Gemälde des Dono Doni von Assisi: „Julius III., wie er den Peruginern die von Paul III. unterdrückten Behörden wiedergiebt," sowie treffliche Fresken des frischen und naiven Benedetto Bonfigli vom Jahre 1460, wo die Thaten des heiligen Ludwig, Bischofs von Toulouse, sowie die Auffindung des Leichnams des heiligen Herculanus dargestellt sind. Ludwig wie Herculanus waren Schutzheilige der Stadt.

Dicht neben dem „Palazzo publico" befindet sich auf derselben Seite die Wechselstube der ehemaligen Peruginer Kaufleute, genannt il cambio. Der mittlere Saal ist mit Fresken des Pietro Perugino ausgeschmückt, welche die Transfiguration, die Anbetung der Hirten, Sibyllen und Propheten, sowie berühmte Römer und Griechen an den Wänden, vier Tugenden und 7 Planeten mit Apollo in den Feldern der Decke darstellen. So einförmig sich die Bewegungen und die Köpfe, zumal bei den stehenden Figuren wiederholen, so harmonisch ist doch die Stimmung, welche vermittels der Farben in dem ziemlich dunkeln Saal hervorgebracht wird. Von den prächtigen Holzschnitzereien und Intarsien an den Bänken und Schreinen des anstoßenden Gemaches ist schon genug und beredt von Anderen gesprochen worden. Ebenso soll in Betreff der Capelle, deren Altarwand sich durch eine so treffliche Verschmelzung von Architektur, Decoration und Malerei auszeichnet, hier nur bemerkt werden, daß der beste Punkt zum Genuß ihres hohen malerisch-architektonischen Reizes die dem Eingang gegenüber befindliche Ecke ist.

Da wir einmal mit Perugino angefangen hatten, so beschlossen wir jetzt die Akademie zu besuchen, wo man, wie in Parma von der Schule des Coreggio, so von der seinigen sich das beste Bild machen kann. Ohne jedoch den Anspruch zu erheben, als sollte hier eine erschöpfende oder auch nur methodische Darstellung der dort vertretenen Richtungen gegeben werden, wollen wir nur den Eindruck zu reproduciren suchen, den uns dort diejenigen Gemälde machten, die uns am meisten anzogen. Von dem Sienesen Taddeo Bartolo sind besonders zwei Bilder von Heiligen und einer Madonna hervorzuheben, die charakteristisch sind durch ihre tiefe Farbe, ihren frommen, zum Theil mürrischen Ausdruck, sowie durch die schwarzen, bald mystischen, bald fanatischen Augen. An einem Bild seines Neffen Domenico Bartolo von Siena aus dem Jahre 1438 läßt sich der florentinische Einfluß, dem er sich theilweise hingab, schon am besten daraus erkennen, daß er die Scene, wo dem König Herodes und seiner Tochter der Kopf des Täufers dargebracht wird, fast ganz genau von einem Broncerelief des Dona-

Digitized by Google

tello copirt hat, das dieser im Jahre 1427 für den Taufstein im Baptisterium zu Siena herstellte. Nicht nur daß die Gruppirung und Bewegung der Figuren hier wie dort dieselbe ist, auch der architektonisch-perspectivische Hintergrund ist beiden gemein. Und dieser letztere Umstand besonders beseitigt jede Vermuthung, als hätten etwa Donatello wie Domenico di Bartolo blos zufällig sich gemeinsam an ein älteres Motiv angeschlossen. —

Benedetto Bonfigli, der angebliche Lehrer Peruginos, scheint dagegen sich wiederum sienesischen Einflüssen, besonders des Tadeo di Bartolo hingegeben zu haben. Besonders haben seine Werke mit denen Tadeo's mit die schwarzen schwärmerischen Augen gemein, die eine Eigenthümlichkeit der sienesischen Schule sind. Im übrigen aber erinnern die blonden, liebenswürdigen Köpfchen seiner Madonnen und Engel mehr etwa an Benozzo Gozzoli, oder die sienesischen Realisten des 15. Jahrhunderts. Seine Bewegungen sind wenig dramatisch, dafür aber voll von der süßesten Naivetät. Seine Hauptwerke in der Galerie sind: Ein großes Bild, mit der Verkündigung in der Mitte und reichem architektonischen Hintergrund. Links oben heben sich auf goldnem Himmel Cypressen ab, und Gott, von Engeln umgeben, haucht aus den Lüften Maria an. Sodann eine Anbetung des Kindes, sowie zwei Madonnenbilder mit Heiligen und Engeln.

Ihm verwandt in liebenswürdiger Naivetät ist Boccati di Camerino, von dem sich drei Madonnenbilder aus der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Galerie befinden. Auch Fiorenzo di Lorenzo, durch eine sehr schöne Madonna in reich ornamentirter Nische vertreten, gehört dieser Richtung an.

Von Niccolo Misanni, der schon einen entschieden umbrischen, d. h. ekstatischen Ton anschlägt, befindet sich ein schönes Bild der Verkündigung in der Akademie, das trotz einiger Trockenheit der Formen doch eine hohe Gefühlsinnigkeit besitzt.

Von Pietro Perugino selbst endlich ist das große Bild der Anbetung des Kindes, das unter einem hohen Bogen am Boden liegt, während in der Perspective die Hirten niederknieen, vielleicht sowohl in Bezug auf die milde Harmonie des Colorits, wie auf die Aechtheit der heiligen Empfindung, die darin waltet, eines der bedeutendsten Werke dieses Meisters. Manirirt dagegen erscheint eine Taufe Christi von ihm. Von den Werken seiner Schüler sind daselbst hervorzuheben: eine Madonna mit Heiligen und fliegenden Engeln von Giovanni Spagna, ein großes Altarbild des Pinturicchio, sowie die Gemälde des Giannicola Manni, Bernardino di Perugia und Eusebio di St. Giorgio. Von Raphael ist ein noch sehr befangenes, aber liebliches Jugendwerk, eine Madonna mit schwarzen Augen, sowie von Domenico Alfani eine heilige Familie nach einer Zeichnung Raphaels zu nennen. Doch sticht die kalte und farblose Ausführung

Digitized by Google

sehr merklich von der Schönheit der Erfindung ab. Aus anderen Schulen ist in derselben Sammlung noch eine frühe, im Stil des Fra Beato Angelico befangene Arbeit des Benozza Gozzoli, (eine Madonna mit vier Heiligen von 1456); eine sehr schöne Madonna des Fra Beato Angelico selbst; ein noch befangnes Altarbild des Piero della Francesco; sowie ein schönes, aber verdorbnes Frescobild des Luca Signorelli, Madonna mit vielen Heiligen, zu erwähnen. Zu den Perlen der Galerie gehören aber schließlich zwei Bilder des Sassoferrato, besonders ein Madonnenköpfchen. Es ist wunderbar, wie dieser Meister, inmitten einer Zeit kalter Manierirtheit, eine so reine und zarte Gefühlsinnigkeit, die nur in den Madonnenreliefs der Florentiner Frührenaissance ihres Gleichen wiederfindet, mit einer so hohen Vollendung der Zeichnung — und in den Köpfen selbst der Farbe — zu vereinigen wußte!

Von der Academie begaben wir uns durch das kleine Thal zur gegenüberliegenden Anhöhe, wo S. Benardino steht, ein Weg, dessen landschaftlichen Zauber wir schon am Abend zuvor bewundert hatten. Die Fassade der Klosterkapelle, an deren rechter Seite eine Treppe zum Kreuzgang des Klosterhofes hinabführt, gehört zu einer der zierlichsten Fassaden der Frührenaissance, besonders was die Sculpturen und die polychrome Behandlung anbetrifft. Sie ist ein Werk des Florentiner Bildhauers Agostino d'Antonio di Ghuccio, der sie bis zum Jahre 1461 herstellte, wie außer den von Rumohr veröffentlichten Urkunden auch eine Inschrift meldet, welche lautet: Opus Augustini Florentini Lapicidae. Augusta Perugia MCCCCLXI. Es ist dieß derselbe Bildhauer, der im Jahre 1464 den Auftrag bekam, für die Ausschmückung des Doms eine Riesenfigur von Marmor herzustellen. Da er jedoch Nichts zu Stande brachte, so blieb der Block liegen und wurde später von Michelangelo zu seinem David benützt. Wenn nun auch Antonio so großen Aufgaben nicht gewachsen war, so wußte er doch ein schönes Talent in kleineren decorativen Sculpturen, wie diese hier zu entfalten. Die Anordnung der Fassade ist in kurzen Worten folgende. Zwei Pilaster, mit je zwei Nischen übereinander, tragen das Gebälk, worüber sich ein Tympanon mit Christus und betenden Engeln erhebt. Innerhalb dieser Pilaster schrägt sich ein auf Seitenpfosten ruhender Bogen nach Innen ab, dessen Zwickel mit Medaillons geschmückt sind. Innerhalb der Schrägung befinden sich nebeneinander zwei reich von Plastik umrahmte viereckige Thüren und darüber eine Lünette, mit der Anbetung der Jungfrau durch zwei Reihen von Engeln. An beiden Seiten der bogentragenden Pfosten finden sich je drei oblonge Reliefelder mit musicirenden Engeln übereinander, also 12 im Ganzen. Je tiefer um so flacher, je höher um so erhabener sind diese Reliefiguren behandelt, in weiser Berechnung des Effects für das Auge. Ein jedes der Fel-

Digitized by Google

der ist von schwarzen Pilasterchen flankirt, während der Grund des Reliefs blau, die Figuren, wie es scheint, röthlich, mit goldnem Schmuck und Haaren, bemalt waren. Diese Engel, bald einzeln, bald zu zweien, mit allen möglichen Arten von Instrumenten, sind voller Naivetät und Anmuth, wenn auch nicht ohne Manier. Wenn der Künstler auch nothwendigerweise die musicirenden Kinder des Luca della Robbia gesehen haben mußte, so läßt sich in ihren lieblichen Köpfen doch eher ein Einfluß des Verrocchio, in ihren manierirt geschweiften und gewellten Falten ein solcher des Sandro Botticelli oder Pollajuolo wiedererkennen. Die Behandlung des Reliefffrieses über den Thüren dagegen, das in fünf Abtheilungen figurenreiche Scenen aus dem Leben des Heiligen vorführt, weist mit Bestimmtheit auf den Stil des Benedetto da Majano, so wie theilweise wieder des Pollajuolo hin. Benedetto's Einfluß läßt sich in dem Streben nach lebendiger und zugleich möglichst architektonischer Composition, in der scharfen Betonung der charakteristischen Umrisse und Schattenpartien, sowie in der liebevoll zierlichen Zeichnung erkennen. Pollojuolo's Einfluß tritt dagegen wieder in den Gewändern, sowie in den ebenso manierirt geschwungenen Flammen und Schellen hervor. Auch Donatello's leidenschaftliche Energie des Ausdrucks scheint dem Künstler vorgeschwebt zu haben, wenn er sie auch nur äußerlich erreichte. — Auch diese Reliefs, ebenso wie die Ranken und Fruchtschnüre, die um die Thüren herumlaufen, waren früher ohne Zweifel bemalt, wie ja denn auch die Lünette, die aus glasirter Terracotta besteht, noch ihren Farbenschmuck trägt. Auch hier ist der Grund blau, während die Figuren, deren Glasur verdorben, roth gewesen zu sein scheinen. — Die Nischen außen sind schließlich von rothen Säulchen flankirt, ganz ähnlich wie die am Sarg des Andrea Baglioni im Dom; ebenso stimmen die Gewänder der Figuren hier mit dem Gewand der Todtenfigur auf jenem Grab überein.

Ein weiteres Werk des Agostino d'Antonio di Guccio befindet sich in S. Domenico zu Perugia, nämlich ein Altar in der vierten Capelle rechts, der urkundlich im Jahre 1459 von ihm hergestellt wurde. Das ganze Motiv ist ähnlich wie das der Fassade von S. Benardino. Derselbe ist durchaus polychrom behandelt, und zwar sind daran Frescomalerei, Stuck, Terracotta- und Marmorsculptur zu einem Ganzen zusammen componirt. Eine rundbogige Flachnische, mit späteren Fresken und Inschriften ausgefüllt, wird von je zwei Rundnischen über einander, mit ornamentirten Marmorpilastern und Muschelwölbung, flankirt. In diesen Nischen befinden sich bemalte oder bemalt gewesene Figuren, die untern von Terracotta, die obern von Marmor, mit anmuthigen Köpfen, aber manierirten Gewändern. Die Zwickel zwischen den obern Nischen und dem Bogen sind von Medaillons mit Prophetenköpfen ausgefüllt. Darüber zieht sich ein blaues Fries mit

Digitized by Google

goldner Inschrift hin, über welchem, in leichtem Relief, eine Lünette aus bemaltem Stuck angebracht ist, mit musicirenden und festonhaltenden Putten, mit einer Madonna und zwei anbetenden Engeln aus Terracotta, sowie mit zwei fliegenden Engeln, welche sie krönen. Zu beiden Seiten und auf der Lünette stehen 3 weitere Putten aus Terracotta, welche ein an die Wand gemaltes, und zu beiden Seiten des Altars herabhangendes schweres Fruchtgewinde halten. Alles war ursprünglich bemalt, roth, blau, fleischfarbig, grün, und golden. — Agostino d'Antonio gründete in der Nähe von Perugia eine Werkstätte für die Bereitung glasirter Terracotten, gelangte darin aber bei weitem nicht zu solcher Vollendung wie die Robbia's und wie besonders Luca della Robbia, da heut zu Tage an seinen Terracottafiguren die Glasur wie die Farben größtentheils abgeblättert oder oxidirt sind. In S. Domenico befindet sich außerdem eine der schönsten Sculpturen aus der italisch-gothischen Zeit, das Grab des im Jahre 1304 zu Perugia verstorbenen Papstes Benedicts XI. von Giovanni Pisano. Das Hauptmotiv, das wohl allen italisch-gothischen Gräbern vom Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts gemeinsam ist, findet sich auch hier vor: der auf Säulen ruhende spitzgieblige Baldachin mit Kleeblattausschnitt und mit seitlichen Pinnakeln oder Thürmchen, ein Motiv, das außerdem auch bei den gleichzeitigen Altären, Bischofstühlen u. s. w. natürlich mit den nöthigen Modificationen, vorkommt. Dieser Baldachin ruht gewöhnlich, und so auch hier, auf mehrgliedrigen, mit Mosaik und ornamentaler Sculptur geschmückten Postamenten. Innerhalb des Schutzdaches steht dann der einfache, viereckig-oblong geformte, aber ebenfalls mit Mosaik und Ornamentik geschmückte Sarg, auf dem der Todte ruht, während zwei Engel zu beiden Seiten einen Vorhang zurückziehen. In diesem Grab des Giovanni Pisano erhebt sich über dem Todtenbett aber noch, ziemlich seltsamer und unmotivirter Weise, eine zweite, sargähnliche Kiste, von der man nicht sieht, wie sie getragen wird. Darauf steht ein gothisches Triptychon mit Madonna und Heiligen. — Was vor diesem Grab die Seele vor Allem lange mit Wohlbehagen erfüllt, das ist die äußerst feine und liebevolle Weise, womit die Details dieses Monuments vom Boden bis zur Spitze ausgeführt sind, ferner die wirklich eleganten, allerdings alles eher als gothischen Ornamente, womit Postament und Sarg geschmückt sind, sowie endlich der herrliche Ausdruck in den Gesichtern der Engel und der oberen Figuren. Es hat dieses Grab viel Aehnlichkeit mit demjenigen des Guillaume de Braye, das Arnolfo im Jahre 1290 in S. Domenico zu Orvieto errichtete.

Im Chor derselben Kirche sind endlich noch sehr schöne farbige Glasfenster vom Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts zu sehen, mit acht Heiligenfiguren in gothischen Tabernakeln. Die vorherrschenden Farben sind Blau, zwei Hellgrüne, zwei Blutrothe, während Gold die Ver-

Digitized by Google

bindung derselben herstellt. Die Wirkung im Ganzen ist leuchtend, wenn auch etwas hell. Die Kirche selbst, in gothischem Stil, soll gleichfalls von Giovanni Pisano im Jahre 1304 errichtet worden sein; die Kuppel, welche im Jahre 1614 einstürzte, wurde von Carlo Maderna, dem unseligen Erfinder der Fassade von S. Peter in Rom, wieder hergestellt.

Der schöne Polygonalbau St. Angelo mit antiken Säulen aus Cipollin, Granit und carrarischem Marmor, soll der Sage nach von 8 Gefährten des Roland, die dort bestattet wären, dem Erzengel Michael errichtet worden sein. Das Nähere über die Architektur läßt sich bei Burkhardt finden.

Am Ende unsres Aufenthaltes in Perugia begaben wir uns auf malerischen steilen Wegen durch die Stadt hinab und zum schönen Renaissancethor von S. Pietro hinaus, nach der Kirche gleichen Namens, welche, auf freiem Platze liegend, die prächtige darunterliegende Landschaft beherrscht. Die Fassade der Kirche ist in glückliche Correspondenz mit dem gegenüberliegenden Thore gebracht. Im Klosterhof befindet sich eine schöne Renaissancecisterne, wie sie häufig, so z. B. in der Certosa bei Florenz zu sehen sind. Zu der achteckigen Brunnenbrüstung führen zwei Stufen hinan. Ein Dach mit Gebälk ruht auf 4 Säulen, die nur zu weit auseinanderstehen. Im Innern ist die Kirche eine dreischiffige Basilika, mit zwei Reihen von neun ionischen bogentragenden Granitsäulen, und einer schönen cassettirten Decke in der Mitte. Die erhöhten Wände des Mittelschiffs sind mit elf großen Gemälden aus dem Leben Jesu von Aliense, einem Schüler des Paolo Veronese in den Jahren 1592 — 94 geschmückt worden.

Im rechten Seitenschiff soll sich eine Pieta des Sebastiano del Piombo befinden, die uns leider entgangen ist, da wir unsere Schritte gleich nach dem Chor lenkten, um die berühmten Chorstühle zu sehen, die in der That prachtvoll und vielleicht das schönste Werk dieser Art sind. Wie gewöhnlich wechselt auch hier die Schnitzerei mit der eingelegten Arbeit ab; alle in Relief geschnitzten Ornamente waren ursprünglich vergoldet, während die eingelegten Theile aus hellgelbem Holze bestehen und sich dadurch von dem dunkelbraunen Grunde abheben. Zwei Sitzreihen, eine vordere niedrigere, und eine hintere höhere, laufen rings um den Chor herum. Die Armlehnen der Sitze sind mit elegant geschnitzten Bestien, die Rücklehnen unten mit Intarsien, oben mit einem geschnitzten Rankenfries geschmückt. Hinter den Wandsitzen erheben sich außerdem auf Consolen korinthische Säulchen, zwischen denen sich je zwei Felder geschnitzter Ornamente befinden. Auf den Säulchen ruht ein reich verziertes Gesims mit freigeschnitzten Adlern und Fackeln als Bekrönung. Die Eleganz der Compositionen und der Linien ist unbeschreiblich. Genug, daß Raphael die Zeichnungen dazu gegeben haben soll, während, nach den Inschriften, die Chorstühle durch Stefano Lambelli von Bergamo und die intarsirte Thüre

Digitized by Google

im Mittelgrunde des Chores von dessen Bruder Fra Damiano ausgeführt wurden. Im Jahre 1854 wurden die Schnitzereien von Federigo Benvenuti, die Intarsienarbeiten von Federigo Lancetti von Perugia restaurirt, und zwar nicht schlecht, wie denn in verschiedenen Städten Italiens diese Zweige des Kunstbaugewerkes noch heute mit vielem Geschick ausgeübt werden. — Auch das im Chor befindliche Lesepult ist ein werthvolles, wenn auch späteres Werk derselben Gattung. Ebenso sind zwei vergoldete Sandsteinkanzeln von Francesco di Guido aus den Jahren 1517 und 1521 geschmackvolle decorative Arbeiten. —

Links vom Chor im Vorderschiff ist sodann ein Marmoraltar zu sehen, der, wie die Inschrift besagt, von D. Baglione, Doctor der Rechte von Monte Bibiano, im Jahre 1473 errichtet wurde. Dieses Datum stimmt vortrefflich zu der Epoche, da Mino da Fisole von Florenz nach Rom übersiedelte und da außerdem die Haupttheile dieses Ciboriums unzweifelhaft seinen Stil an sich tragen, so darf man es ohne Bedenken ihm zuschreiben. Hier findet sich auch das gewöhnliche Motiv wieder, das er in solchen Arbeiten, so z. B. in der Capelle Medici in S. Croce zu Florenz anzuwenden pflegte: Perspectivische Ansicht eines Kirchenschiffes mit Pilastern, Tonnengewölben, Bogen, an beiden Seiten Heilige, in der Mitte das Christkind mit Engeln. Die Einrahmung mit derberen Rankenornamenten, als sie ihm eigen waren, sowie der Giebel müssen jedoch aus späterer Zeit stammen. — Daneben befindet sich eine hübsche Renaissancekapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, deren Eingangspilaster nur etwas plump sind.

Endlich ist die Sacristei noch in hohem Grade sehenswerth durch die harmonische Ausmalung des Kreuzgewölbes und der Wände; durch die trefflichen Intarsien der Wandschränke vom Jahre 1472; durch ein Jugendbild Raphaels; eine in den Farben prächtige Verhöhnung Christi von Bassano; eine schöne Madonna des Parmigianino, sowie fünf Bildchen des Perugino, welche Halbfiguren von Heiligen darstellen und sich durch eine frischere Charakteristik auszeichnen, als meist seine großen Andachtsbilder. Auch eine gut componirte achteckige, reich ornamentirte, wenn auch schon etwas rohe Kanzel des 16ten Jahrhunderts verdient Erwähnung.

Des Abends hatten wir unsere Freude an der wogenden Menge von Spaziergängern im Corso, sowie an dem prächtigen malerischen Anblick des Domplatzes bei klarem Nachthimmel und silbernem Monde, der gerade über dem mächtigen Palazzo publico schwebte.

Digitized by Google

Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808.

Von Franz Schnorr v. Carolsfeld.

Obgleich die Geschichtschreibung längst der Periode der deutschen Freiheitskriege sich bemächtigt und eine Reihe von ihrer Aufgabe würdigen Leistungen hervorgebracht hat, so fehlt es doch noch an einer häuslichen Geschichte der Zeit der Aufrichtung und des Sturzes der französischen Herrschaft, an einer Darstellung, in welcher weniger die Ereignisse der großen Politik und die kriegerischen Schicksale der Nation an sich, als die Art, wie sich dieselben in den Gemüthern abspiegeln, ins Auge gefaßt sind. Eine solche Darstellung ist aber unentbehrlich, um die ganze Tiefe des Verfalls unsers Volkes zu ermessen, die Gefahren seiner Lage mit Lebhaftigkeit zur Anschauung zu bringen und die Anstrengungen der Erhebung richtig zu würdigen.

In einer Zeit, wo unsere Nation ihren letzten Schutz in der Bewahrung und Hochhaltung der allgemein menschlichen Tugenden besaß, wo jeder Einzelne in seinem Kreise durch Erhaltung der Achtung vor sich selbst und seinen eigenen Bestrebungen dem Vaterlande einen Dienst erwies, hatte das Wort des Schriftstellers einen höheren Beruf als je zuvor. Aber politische Verblendung und tyrannische Gewalt vereinigten sich, um die Zahl derer, welche diesen Beruf erfaßten, zu einer kleinen zu machen.

Männer, die mit der Festigkeit einer geschlossenen Partei der Herrschaft der Franzosen entgegenstanden, durfte man nur innerhalb des preußischen Staates suchen. Helfer gab es genug. In der Zahl der Gleichgültigen befanden sich Solche, deren Resignation einer Niederlage der deutschen Sache gleichkam. Der große Vertreter der für die Förderung des Gefühls von deutscher Einheit bereits so wichtig gewordenen classischen Literatur, Goethe, dieser echteste Sohn des Vaterlandes, der durch seine Werke die Stellung der deutschen Nation im Leben und dereinst bei der Nachwelt neu begründen und befestigen half, verdammte sich selbst zu gelassenem Dulden. Ihn dünkte die Zeit der Art, daß er (wie er an Fr. Perthes schrieb, als dieser ihn zu Beiträgen für sein „Vaterländisches Museum" aufforderte) „sie immer gern eine Weile vorüberließ, um zu ihr oder von ihr zu sprechen." Johannes von Müller, der noch zu Anfang des Jahres 1806 öffentlich geäußert hatte (in seiner Selbstbiographie in S. M. Lowes Bildnissen jetztlebender Berliner Gelehrten), seine Kraft werde dem Ruhm und Glück des preußischen Staates und seiner großen Zwecke in dem ihm noch übrigen Leben gewidmet sein, schrieb am 18. December an C. A. Böttiger: „Man muß sich gleichsam umdenken, es mag wie jede Umwandlung schwer sein, doch geht's, wenn man es

Digitized by Google

muthig will." Am 29. Januar 1807 hielt er in der Berliner Akademie der Wissenschaften die von Goethe übersetzte französische Gedächtnißrede auf Friedrich den Großen, in welcher zwar „jedes Wörtchen abgewogen" war, um „die Scylla und Charybdis" des Beleidigens der siegreichen oder der unterlegenen Partei zu vermeiden, die aber doch von deutscher Seite einen wahren Sturm gegen ihn hervorrief. Er ließ sich sogar durch den „Willen deß, der nie unkräftig will," (Müller an Böttiger, Cassel, 16. Febr. 1808) nöthigen, im Dienste des Königreichs Westphalen Ehren anzunehmen, die er „mit Scheu und Gram" antrat und mit bitteren Leiden und einem beschleunigten Tod bezahlte.

Während das Verhalten der beiden Genannten wegen ihrer Stellung innerhalb des deutschen Volks Erwähnung verdiente, sind Andere nur wegen ihres Verhaltens unter dem Einflusse der „neuen Ordnung der Dinge" merkwürdig.

Der Graf Benzel-Sternau, eine Zeit lang Minister des Großherzogs von Frankfurt, der am 13. April 1806 (an Böttiger) geschrieben hatte: „Fest bei der guten Sache auszuhalten, mit der That des Geistes fortzuwirken, wo die That des gewöhnlichen Lebens nicht zugelassen wird, die wahre innere Freiheit in sich, somit auch für andere zu erhalten, das ist etwas, was keiner Politik unterliegt und von dem, der Achtung für sich selbst behalten will, auch keiner Politik unterworfen werden darf," verfaßte nachstehende Dithyramben (in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Jason", 1808. Bd. 1, S. 363), die wir als Gesinnungs- und zugleich als Stilprobe mittheilen: „Hätte das in seinen ergrauten Formen so tief gesunkne, in dem Endverfall dieser Formreste so öd verwaiste Teutschland dem Genius Napoleons auch nur die neue Sanction der Stände-Verfassung, die Rettung und Verjüngung der heiligen Eiche, an die so manche einheimische, juristisch-unpublicistische, beschränkt-theoretische, menschen-unkundige und willkür-lüsterne Aertler ihre Beilschärfen setzten, hätte ihm Teutschland nur die neu ausgestattete Erhaltung dieses Kleinods in diesem Augenblicke, die Gabe eines rein königlichen und menschenkennend- und liebend bestimmten Monarchen-Systems auf dem gesetzlich gegründeten Throne, das kräftige Wirken desselben in der selbstbegrenzten, auf feierlicher Genehmigung des bürgerlichen Gesellschafts-Vertrags gegründeten Bahn zur Wiederbelebung des frei sich entwickelnden, constitutionel beseelten, dem höhern Staatszwecke zustrebenden Geistes zu danken, wahrlich! schon diese Gaben wären unsterblich, wie der Dank für solche es sein muß, und die Thräne über vorübergehendes Leiden entweiche dem Auge des Bessern, Weisern, Stärkern bei dem Blick auf den Segen der Zukunft." Ueber Fichte's „Reden an die deutsche Nation" urtheilte derselbe folgendermaßen (1809. Bd. 1, S. 420): „Wenn der Mensch seiner Wiege entwächst, so

Digitized by Google

blickt er sie mit freundlichem Blicke der Dankbarkeit an, weint nicht um die verengte Wohnstätte und wünscht sich die Kindlichkeit nicht zurück, um sie nicht verlassen zu dürfen. Ebenso Nationen. Auch im philosophischen Gewande sollte ihnen kein zusammenziehender Gesichtspunkt einer ausschließlichen, engbrüstigen Kleinlichkeit aufgedrungen werden, der, Patriotismus fehlgetauft, schon lange Deutschlands Gauen im politischen Kindesalter zurückhielt und seiner eigentlichen Gestalt und Wesenheit nach in den geistlichen Staaten und Reichsstädten am genauesten zu ersehen war. Auch philosophisch geschmückt sollte keine Hand die Anzeichen und Mittel des Aufschwungs zum Höheren, Vollendetern mit Bedenklichkeiten umgarnen und durch Schrecken entwürdigen: beide verschwinden vor der ernstern, verdeutlichenden Prüfung. Der hieraus entstehende, der in diesen Reden gepredigte philosophische Quietismus würde nicht nur jede Anlage zur Nationalität, sondern zur wahren menschlichen Veredlung entnerven, und die Philosophie, die etwas ähnliches unternehmen wollte, träte gegen das von ihr mißhandelte Volk auf, wie einst Cybele gegen Atys oder der Mönchsgeist gegen den Bürgersinn."

Hegel sagte nach der Schlacht bei Jena: „Wie ich schon früher that, so wünschen nun Alle der französischen Armee Glück" und in der Bambergischen Zeitung, die er eine Zeitlang herausgab, spottete er über „nordgermanischen Patriotismus." Heinrich Dietrich von Bülow, der Bruder Bülows von Dennewitz, verfaßte eine Schrift: „Der Feldzug von 1805", die man wenigstens so auffaßte, als schildere sie die Nothwendigkeit und Liebenswürdigkeit der Universalmonarchie. Karl Grattenauer äußerte in seiner Vorlesung „über die Sagacität als herrschendes Princip der Zeit" (Glogau, 1808): „Im feurigen Busch seiner Thaten sehen wir in Napoleon die unmittelbare Erscheinung Gottes; wer nicht den Unsichtbaren erkennt in ihm, der erkennt ihn nie." „Gott ist, denn er ist, und Gott ist in ihm." Die Universität Leipzig endlich versetzte auf Betrieb des Oberhofgerichts-Assessor Erhard, allerdings, wie es scheint, ohne legalen Corporationsbeschluß, den Namen Napoleons in die Sterne und erfand ein Napoleons-Gestirn.

Der Particularismus trieb in dieser Zeit, die ja, wie sie der Anfang der Erhebung ist, so auch die Grenze des tiefsten politischen Verfalls der deutschen Nation bezeichnet, seine giftigsten Blüthen. Unter den Fürsten der kleinen Staaten gab es wenige, die auch nur durch ihren Privatcharakter hervorragten. Dalberg ernannte als Kurfürst Erzkanzler noch vor Errichtung des Rheinbundes unter grober Rechtsverletzung den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor und Nachfolger. Der König Friedrich von Württemberg erließ trotz Artikel 31 der Rheinbundsacte an alle mediatisirten Fürsten und Grafen seines

Digitized by Google

Reichs unter Strafandrohung den Befehl, da es vor allen Unterthanen diesen zieme, Sr. Königl. Majestät ihre Devotion selbst persönlich zu bezeigen, alljährlich wenigstens drei Monate in der Residenzstadt ihren Aufenthalt zu nehmen. Und noch im October 1813 erhielt der Landvogt von Jasmund, als er in einem Schreiben an den König seine Freude über den ihm gewordenen Auftrag, mit dem General Fresnel wegen Zutrittes zu den Alliirten zu verhandeln, geäußert hatte, zur Antwort: Se. K. Maj. fordere von Ihren Dienern nur Interesse für ihren König und sein Reich und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements (s. Hagen in Raumers histor. Taschenb. N. F. Bd. 7. S. 616 flg. Anmerk.). Der Herzog August von Gotha, der sich bemühte den großherzoglichen Titel zu erlangen (s. Friedrich von Müller, Erinnerungen. Braunschw. 1851. S. 177), „führte einen höchst lebhaften Briefwechsel nach Paris, bisweilen mit höchst unbedeutenden Leuten und über höchst unbedeutende Gegenstände, an Mr. Michalon über Perücken, an Mr. Kreusler über Kleider; Alles mit einem Aufwande von Witz und Wendungen, der der Würde eines deutschen Fürsten wenig angemessen war" (Fr. Jacobs, Personalien S. 76). Solchen Fürsten stand gegenüber nur Karl August von Weimar, der gegen den klaren Willen Napoleons eine persönliche Begegnung mit ihm fortdauernd vermied und den Muth hatte, seine preußischen Waffengefährten, die nachmaligen Generale von Müffling und von Ende in seine Dienste zu nehmen, und der damalige Kronprinz von Baiern, der zur Zeit der deutschen Schande ein Denkmal deutschen Ruhmes in der Walhalla begründete.

Schon vor der Schlacht bei Jena hatten sich nord- und süddeutsche Journalisten darüber gestritten, wo „Kopf und Herz Deutschlands" zu suchen sei, ob im Norden oder im Süden. Im Tübinger Morgenblatt (1807, Nr. 231) erschien ein Bericht über Berlin, der mit den Worten anfängt: „Was muß Berlin für eine herrliche Stadt sein! dachte ich, als ich durch das Caudinische Joch fuhr, das die Grenze zwischen Sachsen und Preußen bezeichnet." In München gab es eine Partei, in deren Geschichte auch das Verbrechen eine Stelle hat. Ich erinnere an den Mordanfall auf Friedrich Thiersch (28. Febr. 1811). Ch. von Aretin, der Verfasser der berüchtigten Schrift: „die Plane Napoleons und seiner Gegner in Teutschland und Oestreich," das Haupt jener bajuwarischen Partei, die den celtischen Ursprung des bairischen Volkes zu beweisen sich bemühte, äußerte (Litteratur der Staatsgesch. von Baiern. Heft 1. München, 1810, S. 12, Anm.): „Die Norddeutschen (mit wenigen Ausnahmen) verachten und hassen die Süddeutschen, glauben sich weit vor ihnen voraus und werden nie den herzlichen, unbefangenen Sinn derselben zu fassen oder zu schätzen wissen. Wenn es ihnen gelingt (wovor Gott sei), unsre üppige Lebensfülle mit ihrer nördlichen Kälte und Steifheit

Digitized by Google

zu ersticken, so ist unser Vaterland unwiederbringlich zu Grunde gerichtet." Schlimmere Aeußerungen desselben Fanatismus können in den „Personalien" von Friedrich Jacobs (S. 378 ffl. 404) nachgelesen werden. Auch Oestreich fand in den Augen solcher Männer begreiflicher Weise keine Gnade, wie es denn in den „Materialien zur Geschichte des östreichischen Revolutionirungs-Systems" (Heft 1. 1809. S. 25) heißt: „Mag es auch unter uns einige gegeben haben, welche von Oestreichs Siegen die Rückkehr eines ihrem Stolze und Eigennutze schmeichelnden Systems hofften oder andere, die durch einseitige Stuben-Ideen erwärmt in den Slaven der östreichischen Armee die Vertheidiger einer erträumten Deutschheit mit Freuden erblickten, ihre Anzahl war unbedeutend und ihr Streben, auf die allgemeine Stimmung zu wirken, ohne Folge."

Auch der Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen ruhte nicht. Als Oestreich im Jahre 1807 Miene machte, sich an die Spitze der deutschen Idee zu stellen, fanden sich im nördlichen Deutschland nur wenige, die dieser Hülfe ihre Hoffnung zuwandten. Henrik Steffens (Was ich erlebte, Bd. 6. S. 174) war überzeugt, daß „die ganze Zukunft Deutschlands eine schiefe Richtung erhielt, wenn sie vorbereitet wurde durch einen Staat, dessen italienische, magyarische und slavische Elemente eine in diese seltsame Verbindung hereingezogene deutsche Nationalität enthielten." Vereinzelt waren Männer, wie Leo Seckendorf und Jakob Salomo Bartholdy, die an dem Kampfe Oestreichs thätigen Antheil nahmen. Die Schlacht bei Jena trug aber auch wenig dazu bei, den Gegensatz zwischen Preußen und dem übrigen nördlichen Deutschland zu vermindern. Die Bewohner von Münster, vorzüglich der Adel, jubelten den Franzosen als den Befreiern von preußischer Herrschaft zu. Hannover war das Object der unglücklichsten Mißgriffe der preußischen Politik gewesen.

Wenn wir alle Erscheinungen der deutschen Erniedrigung in's Auge fassen, wenn wir die thatsächlichen Schwierigkeiten der Befreiung erkennen, wie hoch erhebt sich dann das Verdienst der Wenigen, die hoffnungsvoll in Mitten der Verzweiflung, voll edler Liebe und edlen Hasses in Mitte eines Geistes liebloser Gemeinheit und knechtischer Unterwerfung die Flamme der Begeisterung nährten. Der stolzeste Titel, den die Geschichte zu vergeben hat, ist der Name Reformator. Die Napoleonische Zeit hat keinen unter den Genossen so hervorragenden Mann hervorgebracht, der sich im Volksbewußtsein den Namen eines politischen Reformators erworben hätte. Aber in der Vielheit von Männern, welche sich in den Ruhm reformatorischer Wirksamkeit theilen, nehmen Fichte und Arndt eine hohe Stelle ein.

Digitized by Google

„Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung 1806."

Diese Schrift, deren Name mit der Erinnerung an eine blutige Frevelthat der französischen Gewaltherrschaft, die Erschießung des Buchhändlers Palm (26. Aug. 1806) unvergessen geblieben ist und deren im Titel angegebener Hauptinhalt durch eben diese Gewaltthat eine so entsetzliche Bestätigung erhielt, zeichnet sich durch patriotische Gesinnung und ein klares politisches Urtheil aus. In seiner Anrede an den Leser spricht der Verfasser gegen die Ansicht, daß die damalige Zeit, in der der baiersche und württembergische Fürst ihre Länder zu Königreichen erhoben hätten, eine besonders beglückte und hoffnungsvolle, die vorhandenen Leiden nur eine Entschädigung verheißende Thränensaat seien. Er gedenkt diejenigen, für welche er seine Schrift bestimmt hat, den friedlichen Bürger und Landmann, richtiger zu belehren, da man diesen „so gerne das Ziel verrücken und in genauer Ansicht ihres eigenen Zustandes sowohl als ihres Vaterlandes eine falsche Brille aufstecken möchte." Die Wahrheit verspricht er achten und auch seine Leidenschaften zügeln zu wollen, „obwohl ohne Rührung ein Deutscher die Erniedrigung seines Vaterlandes nicht einmal ansehen könne, viel weniger persönlich empfinden und öffentlich davon reden."

Die Schrift selbst handelt in fünf Abschnitten über Frankreich, Oestreich, England, Preußen und Sachsen.

Im ersten Abschnitt entwirft der Verfasser das Bild Napoleons und seiner gegen Freund und Feind, gegen das Ausland und gegen Frankreich selbst bewiesenen Ehrsucht. Napoleon, der den einen Theil des Wortes wahr gemacht habe, mit dem er seinem Heere den Zug nach Deutschland ankündigte, seines Wortes: „mit meiner Rechten will ich den deutschen Kaiser demüthigen und mit der Linken England bändigen," habe mit dem deutschen Kaiser zugleich Deutschland tief erniedrigt und geschädigt, offen und thatsächlich, auch wenn man die Geschicke Oestreichs für getrennt hielte von denen Deutschlands, durch die von mehreren Reichsfürsten erlangte Anerkennung französischer Ueberlegenheit und durch die Mißhandlung, welche Baden, Würtemberg und Baiern während und nach dem Kriege mit Oestreich von Heerführern und Soldaten widerfahren sei. Der Abschnitt über Oestreich schildert die Eifersucht, welche es gegen die Erfolge seiner Bundesgenossen an den Tag gelegt habe, seine auf Unkenntniß fremder Machtverhältnisse beruhende Ueberhebung und die den Staat lähmenden Folgen freiheits- und bildungs-feindlicher Handhabung der Censur. „Ein Staat, sagt der Verfasser (S. 68), dessen physische Kräfte nicht von moralischen aufgewogen und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hilfsmittel, die er zu seiner

Digitized by Google

Erhaltung und fortschreitenden Wohlfahrt bedarf." Die verhängnißvollen Fehler der östreichischen Politik der Jahre 1803—1805 werden darin zusammengefaßt, daß sie versäumte unter Beiseitesetzung alles kleinlichen Eigennutzes nach der Besetzung Hannovers Verbindungen mit den deutschen Höfen und Rußland anzuknüpfen und statt dessen gegen Baiern ihre alten Eroberungsgedanken aufs Neue hervorkehrte. Für England äußert der Verfasser volle Sympathie. Die Schwäche der Erben Friedrichs des Großen, welche die Zerstückelung des deutschen Reiches geduldet hätten, verurtheilt er dagegen auf das strengste. Indem sich Preußen seit dem Basler Frieden unthätig verhalten habe, habe es zugelassen, daß Frankreich die Uebermacht über das deutsche Reich erhielt, welche Oestreich von Friedrich genommen worden sei. Sachsens Lage wird zum Schluß besprochen, um zu zeigen, wie auch dasjenige Land, dessen Fürst mit den Grenzen seiner Herrschaft zufrieden allen Verwicklungen aus dem Wege gegangen sei, unter der allgemeinen Noth durch das Darniederliegen von Handel und Gewerbe leide.

Der Verfasser der Flugschrift ist weder zur Zeit der Fremdherrschaft von den französischen Behörden ermittelt worden, noch hat er sich selbst je öffentlich genannt. Der Verdacht der französischen Behörden war auf Grund einer falschen Denunciation eine Zeitlang gegen Johann Gottfried Pahl gerichtet (s. dessen Denkwürdigkeiten S. 301 ffl.). Von deutscher Seite hat man sie Friedrich Gentz, obwohl ihr einfacher Stil mit seiner Schreibweise wenig Aehnlichkeit hat, oder auch entschieden irrthümlicher Weise dem Grafen Julius von Soden zugeschrieben. Neuerdings hat man aber aus einer Notiz der „Allgemeinen Zeitung" (1841. S. 21) und aus der Schrift von Friedrich Schultheis: J. Ph. Palm, Buchhändler in Nürnberg (Verlag des Nürnberger Kurier, 1860) erfahren, daß nach Mittheilungen von dem Sohne Palms und nach einem Zeugniß, das sich angeblich auf die eigene Aussage des Mannes gründete, Julius Konrad von Yelin der Verfasser war. Er war nach Schultheis 1771 zu Wassertrüdingen geboren, wurde 1797 Kammeraassessor zu Ansbach, später Professor am dortigen Gymnasium, 1808 Finanzrath, 1813 Oberfinanzrath zu München und starb 1826 in Edinburgh. (Forts. f.)

Exclusivität des bibliothekarischen Berufs.

Replik.

Meine Abhandlung über Mittel und Aufgaben der deutschen Universitätsbibliotheken, Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft, 1870, Heft II,

Digitized by Google

ist mehrfach angegriffen worden. Widerspruch erfahren haben nicht die statistischen Zusammenstellungen und die aus denselben gezogene Nutzanwendung, daß die Bücherfonds unserer Universitätsbibliotheken einer sehr erheblichen Aufbesserung bedürfen, wenn nicht die Universitäten selbst allmälig aufhören sollen, wissenschaftliche Anstalten ersten Ranges zu sein, sondern ein Nebenpunct. Ich hatte eine Organisation des Büchereinkaufs vorgeschlagen, bei welcher das unmittelbar entgegentretende Bedürfniß nicht bloß im Innern als einziger Regulator für Vermehrung und Ergänzung der Bibliothek dienen, sondern zugleich nach außen mit einem fast zwingenden Charakter ausgestattet werden sollte. Der Grundgedanke war, den ganzen Docentenkörper der Universität in den Dienst der Bibliothek zu nehmen und unter der Autorität und Verantwortlichkeit einer solchen Körperschaft die drückenden finanziellen Fesseln zu sprengen, in welche alle oder fast alle deutschen Universitätsbibliotheken geschmiedet sind. Dabei mußte u. a. die Frage aufgeworfen werden, ob es gerathener sei, an die Spitze der Universitätsbibliotheken einen Gelehrten zu stellen, der zugleich Docent, oder einen solchen, der nur Bibliothekar ist. Ich gab der erstgenannten Einrichtung den Vorzug. Gegen diese Entscheidung nun sind gerichtet ein Aufsatz „Mittel und Aufgaben unserer Universitätsbibliotheken" in der Augsb. Allg. Zeit. 1871, Nr. 21, Beilage S. 342 ff., eine selbständige Streitschrift*) und ein Artikel „Zur Reform der Verwaltung unserer Universitätsbibliotheken" in Nr. 22 der „Grenzboten" von 1871. Alle drei Entgegnungen, deren letzte mich nur bekämpft, nicht nennt, sind anonym erschienen und stimmen in Standpunct, Ziel und Mitteln so genau überein, daß ich berechtigt bin, meine Gegner, wenn sie wirklich in der Mehrzahl vorhanden sind, als solidarisch mit einander verbunden zu behandeln. Die Brochüre macht den Hauptangriff; der Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung war ein vorläufiger Protest. Der Grenzbotenaufsatz ist ein Referat aus der Brochüre mit einzelnen wenigen Ausführungen in völlig gleicher Manier.

Die Brochüre beginnt mit der unmittelbar praktischen Frage, in welcher Weise bei Schöpfung einer deutschen Universität in Straßburg für Einrichtung und Leitung der Universitätsbibliothek zu sorgen sei. Hätte sie sich darauf beschränkt, für die Bibliothek dieser neuen Guilielmina die Anstellung von Gelehrten zu verlangen, die nichts als Bibliothekmänner sein sollen, so würde ich mich ohne Weiteres einverstanden erklären. Herstellung, Katalogisirung, Nutzbarmachung einer Bibliothek von der dort erläßlichen Reichhaltigkeit ist eine Aufgabe, welche ihre Werkzeuge vollauf in Anspruch nehmen wird. Ich kann einen Schritt weitergehen. Ist eine bereits bestehende Bi-

*) Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes mit Rücksicht auf die deutschen Universitätsbibliotheken. Geschrieben am 24. Februar 1871. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

bliothek längere Zeit verkehrt geleitet oder nachlässig verwaltet worden, oder handelt es sich um Ausführung besonders zeitraubender Arbeiten, z. B. um Anfertigung umfassender Kataloge, so wird man gleichfalls wohl daran thun, die ganze Arbeitskraft des Personals für die bibliothekarischen Aufgaben zu verwenden. Ich will absichtlich an dieser Stelle ununtersucht lassen, ob nicht wenigstens bei der einen oder der andern der drei Universitätsbibliotheken, welche mit der bisherigen Aemtercumulirung neuerdings gebrochen haben, und auf welche meine Gegner sich beziehen, eine ähnliche Veranlassung vorgelegen hat.

Aber die Maßregeln, welche für außerordentliche und vorübergehende Fälle am Platz sind, können darum noch keineswegs Gemeingiltigkeit für normale Verhältnisse und dauernde Aufgaben beanspruchen. Auf diesem Gebiet, wo der Streit in der That erst beginnt, machen es sich meine Widersacher ungemein leicht; ohne Weiteres nämlich unterstellen sie, der akademische Docent, der zugleich als Bibliothek-Beamter fungire, entbehre aller Befähigung und Neigung für den bibliothekarischen Beruf. Der professorliche Bibliothekar, den die Herren mit Recht aus dem Amte treiben wollen, „braucht nichts zu verstehen von der von ihm zu überwachenden Beamtenthätigkeit," vielmehr vermeint er ganz „ohne eine speciell bibliothekarische Vorbildung genossen zu haben, die Aufgabe des Bibliothekdirectors nebenbei vollständig ausfüllen zu können;" „er beschränkt sich im Allgemeinen darauf einige Stunden des Tages, die von Vorlesungen nicht gerade in Beschlag genommen waren, auf der Bibliothek zuzubringen, innerhalb derselben in erster Linie privatim für sich zu arbeiten, daneben auch einige laufende Bibliotheksgeschäfte zu absolviren, dieses Treiben aber so lange fortzusetzen, bis das günstige Geschick ihn in den Hafen einer gutdotirten akademischen Fachprofessur einlaufen läßt." Die Brochüre ergeht sich augenscheinlich mit Vorliebe in solchen Schilderungen. Begreiflich hält sich der als abschreckendes Beispiel hingestellte Bibliothekmann auch nicht für verpflichtet, „die vorgeschriebenen Dienststunden ausschließlich im Interesse der Bibliothek zu verwenden," vielmehr „bereitet er sich während der gedachten Stunden ganz gemüthlich auf seine Vorlesungen vor; ängstlich zählt er die Minuten bis zum Schluß der lästigen Dienststunden" und sorgfältig vermeidet er „auch wohl einmal aus freiem Antrieb eine Viertelstunde länger in seinem Berufe zu arbeiten." Doch genug an dieser Blumenlese. Es ist, soviel mir bekannt, noch von Niemandem bezweifelt worden, daß der Bock sich nicht sonderlich zum Gärtner eignet. Etwas schwieriger aber soll der Beweis sein, daß alle Vierfüßler Böcke sind oder, auf unsern Gegenstand übertragen, daß alle Professoren jene Sammlung mit dem bibliothekarischen Beruf unvereinbarer Eigenschaften und Neigungen in sich vereinigen. Wer in aller Welt will denn einen Docenten, dem es so an jeder Brauch-

Digitized by Google

barkeit für die Aufgaben der Bibliothek gebricht, zum Bibliothekbeamten machen oder in dieser Stellung lassen? Ich gewiß am letzten.

Ich stimme der Ansicht vollkommen bei, daß eine Bestimmung verwerflich ist, wie sie sich noch in dem Reglement für die Universitätsbibliothek in Bonn aus dem Jahre 1819 findet. „Der Oberbibliothekar muß jedesmal ein Professor der Universität sein"; denn die Möglichkeit, daß Niemand aus dem Lehrercollegium einer Universität dazu geschickt oder gewillt ist, den Posten gehörig auszufüllen, ist begreiflich nicht ausgeschlossen. Freilich stellt die Brochüre an den Vorstand der Bibliothek Anforderungen, denen, ich kann es wohl sagen, ohne meinen Collegen zu nahe zu treten, nie ein Professor genügen wird. Für den Leiter einer Universitätsbibliothek ist unerläßliche Vorbedingung, daß derselbe mit der geschichtlichen Entwickelung sämmtlicher Zweige der wissenschaftlichen Forschung, den verschiedenen, in jeder Disciplin früher und jetzt (warum nicht auch zukünftig?) vorhandenen Hauptrichtungen, den Vertretern und Organen derselben derartig vertraut ist, daß er bei gleichzeitiger Beachtung der erwähnten speciellen Gesichtspunkte stets das Richtige trifft. Ein so gewiegter Bibliograph und Bibliothekenkenner wie Robert von Mohl hatte in seiner Bescheidenheit sich zu der Aeußerung verleiten lassen: „es kann bei Auswahl unter den Büchern an Mißgriffen positiver und negativer Art nicht fehlen." Nein, ruft mein Gegner aus. „Allerdings kann und soll es durchaus an solchen Mißgriffen fehlen." Aber will denn Jemand im Ernst behaupten, daß es unter den Nichtprofessoren Exemplare giebt, welche so über alles Maß gespannten Anforderungen Genüge leisten können? Ich wüßte dazu nur das eine Mittel, daß der Oberbibliothekar Instructionen und Inspirationen von dem unfehlbaren Papst in Rom bezöge.

Doch ich verzichte darauf, weitere Blößen zu benutzen, welche nicht im bleibenden Wesen der Sache gegeben sind, sondern durch die Art der Sachführung geschaffen werden. Vielleicht ist sogar, nachdem ich einmal zugestanden habe, daß nur ein Docent die Leitung der Bibliothek übernehmen und behalten soll, welcher mit Pflichttreue auch Sachkenntniß und Neigung verbindet, eine Verständigung leichter, als es den Anschein hat. Meine Gegner setzen voraus, der Professor, der zugleich als Bibliothekar fungire, betrachte diese Thätigkeit nur als „Ehrenamt, Nebenamt, Sinecure." Ich aber bin weit davon entfernt, einem Docenten das Wort zu reden, der seine bibliothekarischen Aufgaben nur so beiläufig erledigen und über die Achsel ansehen würde. Vielmehr verlange ich, daß der Professor auf der Bibliothek seinen Mann ebenso voll stellt wie auf dem Katheder, und daß er sich der einen Seite seines Berufs mit gleichem Eifer hingiebt wie der andern. Freilich werden diese Bedingungen nicht von allen Docenten erfüllt werden; dem einen wird die Lust, dem andern die Zeit, einem Dritten die

Digitized by Google

Fähigkeit fehlen. Namentlich an Universitäten mit weniger zahlreichen Lehrkörpern werden manche Fachprofessuren so umfangreich sein und dadurch so umfassende Anforderungen an die Lehrthätigkeit ihrer Vertreter stellen, daß sie die Verbindung mit der Leitung der Bibliothek nicht gestatten. Gewiß eignen sich zu Bibliothekvorständen nicht jene einseitigen, auf alle Studien und Arbeiten, die nicht in ihr Fach einschlagen oder wenigstens daran grenzen, mit souveräner Verachtung herab blickenden Gelehrten. Auch wird man keinen Docenten zum Haupt der Bibliothek machen dürfen, dem nicht ein gewisses Geschick für die praktische Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten gegeben ist. Gleichwohl halte ich für wahrscheinlich, daß man an den meisten Hochschulen Lehrer finden wird, die billigen Anforderungen völlig genügen. Wenigstens hat man sie bisher, wie die Brochüre selbst zugibt, hin und wieder fast ungesucht gefunden. „Uebrigens gibt es ja Männer, die früher oder noch jetzt in der von uns verworfenen Doppelstellung befindlich .... neben ihrer Professur auch auf bibliothekarischem Gebiete hervorragende Leistungen aufzuweisen haben." Ich sollte meinen, diese vereinzelten Erscheinungen müßten sich mehren lassen, wenn man eine sorgfältige Auslese stattfinden ließe. Darüber sollte kein Wort verloren werden, daß es für unstatthaft gelten muß, die Direction der Bibliothek an eine bestimmte Fachprofessur für immer zu knüpfen, oder das Gehalt des Oberbibliothekars als Mittel zu Aufbesserung des jeweilig am schlechtesten besoldeten Professors zu verwenden, oder die Besoldung des Bibliothekvorstandes so niedrig zu greifen, daß das Amt nur als Anhängsel eines anderen, lohnenderen Berufs aufgefaßt werden kann. Wenn es nun aber allen Voraussetzungen entgegen in dem Docentencollegium denn doch an geeigneten oder willigen Persönlichkeiten fehlen sollte? Dann würde man sehr thöricht handeln, wenn man eine ungeeignete wählen wollte, sondern man wird den Bibliothekvorstand außerhalb des Docentengremiums suchen müssen.

Ich lasse die in meiner Abhandlung im Vordergrund stehende Frage bei Seite, welche Einrichtung dem Bedarf unserer Bibliotheken nach Mehrung ihrer Mittel am förderlichsten sein wird. Vielmehr stelle ich mich bereitwillig auf den allgemeinen Standpunkt meiner Gegner. Hier ist die entscheidende Frage: wird den Interessen und Aufgaben der Universitätsbibliothek besser gedient durch einen seinem Amt gewachsenen und pflichttreuen Bibliothekvorstand, der nur Bibliothekar ist, oder durch einen Mann von gleicher Qualification, der zugleich Docent? Die gegnerischen Aufstellungen machen den Eindruck, als ob in der Vereinigung der akademischen Lehrthätigkeit mit dem bibliothekarischen Beruf eine wahrhaft magische Macht läge, deren berückendem Einfluß selbst meine Widersacher trotz eifrigstem Widerstreben endlich erliegen. Der Bibliothekbeamte soll vor Allem „in seinem speciellen Studien-

Digitized by Google

fach eine vollkommene wissenschaftliche Durchbildung erworben und bewiesen haben, etwa in dem Umfange, wie dieselbe von dem angehenden Privatdocenten verlangt wird;" während seiner Mußestunden mag er in diesem Specialfach fortarbeiten. Freilich „thut er am besten, wenn er sich als Docent nicht habilitirt," denn „die Habilitation involvirt stets den Wunsch eine akademische Fachprofessur zu erhalten." Dieses Ziel selbst ist zwar nicht geradezu verpönt, nur der übliche Weg wird gemißbilligt; „hervorragende fachwissenschaftliche Leistungen ermöglichen den Uebergang in eine Professur auch demjenigen, der akademische Vorlesungen nicht gehalten hat." Mag der Bibliothekmann also dieses Mittel anwenden. „Jedenfalls muß eine akademische Docententhätigkeit durchaus Nebensache bleiben." In erhöhtem Grade gilt dies von dem „Bibliotheksdirector." Will aber ein solcher „die Nebenthätigkeit des Privatdocenten oder auch des Extraordinarius beibehalten und kann er dabei der Aufgabe seines Haupt-Amtes vollständig Genüge leisten, so mag er es immerhin damit versuchen." Von eigenthümlicher Feinheit ist die Unterscheidung, daß „der Inhaber einer Bibliotheksdirection ein Fachordinariat unter keinen Umständen annehmen darf, ohne gleichzeitig die erstere niederzulegen," während ein Ordinarius nur „in der Regel auf seine Fachprofessur zu verzichten haben wird, falls er Director einer Bibliothek werden will." Besonders interessant ist nach diesen Balancirübungen auf dem Seil das Endergebniß: „Die Direction der Bibliothek verlangt durchaus einen Mann, der einem zum Professor sich qualificirenden Universitätslehrer an wissenschaftlicher Durchbildung nicht nachsteht. Es ergiebt sich daher aus der Natur der Sache die Forderung, daß der Mann, welchem die Bibliotheksdirection übertragen wird, mit Rücksicht sowohl auf sein Amt, als auf die innerhalb wie außerhalb desselben nach Maßgabe seiner Antecedentien von ihm zu erwartenden Leistungen, zum Honorarprofessor ernannt werde." Ordentlicher Honorar-Professor ist bekanntlich ein ordentlicher Professor, der nur nicht Sitz und Stimme in der engern Facultät hat. Die Ernennung von ordentlichen Honorarprofessoren ad honores, ohne Recht und Pflicht zur Lehrthätigkeit, wäre eine sonderbare Zumuthung für unsere Universitäten. Auch die „gutdotirten" Fachprofessuren machen es zweifelhaft, ob mein Gegner in die Verhältnisse unserer Universitäten tief eingeweiht sei.

Die Gegenüberstellung von „Fachwissenschaft" und Bibliothekswissenschaft ist geeignet Irrungen in den Grundlagen und Ansätzen herbeizuführen, mit der Folge, daß das Ergebniß der Rechnung falsch wird. Die Bibliothekswissenschaft ist gleichfalls Fachwissenschaft, nur in anderem Sinn als die Fachwissenschaften, von denen die Brochüre spricht. Die Stellung der Bibliothekswissenschaft zu anderen Wissensgebieten charakterisirt sich dadurch, daß die erstere nichts als Hilfswissenschaft ist; sie verfolgt nicht selbstständige Ziele

Digitized by Google

und Aufgaben, sondern sie erhält Bedeutung und Werth erst durch ihr Wirken für andere selbstständige Wissenszweige. Damit soll ihr Werth durchaus nicht herabgesetzt werden. Aber diese dienende Stellung zeigt die innere Nothwendigkeit einer Erfahrung, welche man mit den Bibliothekaren von jeher gemacht hat und immer von Neuem machen wird. Augenscheinlich kann man nur Männer von lebhaftem wissenschaftlichen Interesse und von gründlicher wissenschaftlicher Bildung im Bibliothekdienst mit Nutzen verwenden. Abgesehen von seltenen Ausnahmen vermag es nun aber die bibliothekarische Thätigkeit nicht, das wissenschaftliche Interesse solcher Männer auf die Dauer auszufüllen und zu befriedigen. Nichts natürlicher, als daß wissenschaftliche Capacitäten es frühzeitig satt bekommen, immer nur Hilfsmittel beizuschaffen für fremde Arbeiten, die ihren Schwerpunkt in sich selbst tragen, und daß sie das unwiderstehliche Bedürfniß empfinden, selbstthätig sich in der Sphäre des Schaffens zu bewegen, zu welcher der bibliothekarische Beruf in einem dienstleistenden Verhältniß steht. In den Geschäften und Aufgaben des höheren Bibliothekpersonals ist ein Mißverhältniß gegeben, sofern die Berufspflichten des Bibliothekbeamten einen sehr bedeutenden Aufwand von geistiger Springkraft erfordern, ohne ihrerseits diesen Verbrauch irgendwie zu ersetzen. Die bibliothekarische Thätigkeit stumpft unausbleiblich und unverhältnißmäßig stark ab, einerseits durch die Monotonie der mechanischen Arbeiten, andererseits durch die unübersehbare Zersplitterung ihrer nicht unter einer innern Einheit zusammenfaßbaren Objecte. Der eigene Beruf des Bibliothekars hat kein Mittel diesen Abstand zwischen Ausgabe und Einnahme auszugleichen. Darum sehen wir auch fast alle Bibliothekvorstände, nicht blos die der Universitätsbibliotheken, nach einer wissenschaftlichen Disciplin greifen, die sie frisch erhält, frisch auch und vor allen Dingen für die Verwaltung der Bibliothek. Wenn aber keine zweite Form der wissenschaftlichen Thätigkeit so geschickt dazu ist, die geistige Elasticität zu erhalten und zu nähren als die akademische Lehrthätigkeit, so zeigt sich, daß die Verbindung einer Professur mit der Leitung der Universitätsbibliothek eine eminent passende Veranstaltung ist, um dem bibliothekarischen Beruf gerade an der hilfsbedürftigsten Stelle unter die Arme zu greifen. Diese Verbindung erleichtert zugleich mehr als jede andere Einrichtung den Ersatz alternder Bibliothekare durch jüngere, rüstige Kräfte — eine Maßregel, deren Unterlassung oder Verspätung sich stets empfindlich rächen wird. Man übertrage dem Oberbibliothekar dieses sein Amt zunächst nur auf 10 Jahre und lasse Prolongationen der Amtsdauer immer nur auf 5 Jahre eintreten.

Für die Beschränkung des Bibliothekvorstandes auf den bibliothekarischen Beruf wird insbesondere geltend gemacht, daß die unter dem Director stehenden Beamten ihrem Beruf mit aller Hingebung sich nur dann widmen würden,

Digitized by Google

wenn man denselben die Anwartschaft auf dereinstige Selbstständigkeit, d. h. auf die Direction einer Bibliothek zugestehe. Auch werde der Untergebene jedenfalls mit größerer Befriedigung und besserem Erfolg in seinem Beruf thätig sein können, wenn der Chef einen gleichartigen Bildungsgang durchgemacht habe und von gleichartigen Anschauungen über das gemeinsame Arbeitsfeld beseelt sei. Ich lasse dahingestellt, ob nicht diese Förderungsmittel durch ausgesprochene Neigung und äußere, namentlich pecuniäre Anerkennung, z. B. Gratificationen neben dem festen Gehalt ersetzt oder vielleicht überboten werden können. Aber ich bekenne mich überhaupt und ganz abgesehen von den hier vorausgesetzten Einflüssen zu der Ansicht, daß äußerst empfehlenswerth ist, die Gehilfenstellen bei den Universitätsbibliotheken vorzugsweise mit jüngeren Docenten zu besetzen. Zu den günstigen Rückwirkungen auf den bibliothekarischen Beruf gesellt sich hier nämlich noch ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil für die allgemeine wissenschaftliche und bibliographische Ausbildung der jungen Gelehrten. Am liebsten würde ich sehen, daß die jungen Docenten womöglich insgesammt einen mehrjährigen Cursus auf der Bibliothek durchmachten. Der Nutzen für Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises, Ergänzung der Fachkenntnisse und gründlichere Kenntniß des gelehrten Apparates würde sicher nicht ausbleiben. Daher kann ich auch in der Verringerung des Bibliothekpersonals, die allerdings durch die Exclusivität des bibliothekarischen Berufs erleichtert werden würde, einen Vortheil nicht erblicken. Im Gegentheil scheint es uns für eine glückliche Bücherauswahl sehr wünschenswerth zu sein, daß der Beamtenkörper der Universitätsbibliothek Vertreter sämmtlicher Facultäten in seiner Mitte zählt.

So unmäßig hoch meine Gegner die Saiten spannen in Beziehung auf die Leistungsfähigkeit eines Bibliothekvorstandes und auf die Ansprüche, welche an seine Büchereinkäufe zu machen sind, so äußerst genügsam sind sie, wenn es sich um den Nachweis greifbarer geschäftlicher Verdienste der „reinen Bibliotheksmänner" handelt. Meinen allgemeinen Zweifeln wird eigentlich nur das Zeugniß eines Jenenser Collegen entgegenhalten. Danach hat der dortige neu angestellte Bibliothekvorstand den Universitätslehrern als ein statutarisches Recht den Eintritt in die Büchersäle gewährt, welches bis dahin „als gleichsam von der Gnade der Bibliotheksverwaltung abhängig betrachtet worden war," sodann eine abgekürzte Benützung der Bibliothek auch in der geschlossenen Zeit ermöglicht, endlich „noch viele andere wohlthätige Einrichtungen" getroffen, die nicht genannt werden. Ich will mich nicht unterfangen, über diese mir unbekannten Einrichtungen abzuurtheilen, aber das wage ich kühn zu behaupten, daß die genannten Einrichtungen allenfalls auch von einem Professor, der sich sonst zum Oberbibliothekar eignete, hätten getroffen werden können, oder von dem jetzigen Oberbibliothekar, wenn derselbe nicht bloß, wie die Brochüre es darstellt, charakterisirter, sondern wirklicher Professor wäre. Was beweist es überhaupt für den Lehrsatz meiner Gegner, daß eine neu eintretende frische Kraft hin und wieder mit dem alten Schlendrian aufräumt? Vielmehr hätte gezeigt oder wahrscheinlich gemacht werden müssen, daß die Exclusivität des Bibliothekdienstes auf die Dauer den Interessen der Bibliothekvermehrung und Bibliothekbenutzung besser entspreche als die Verbindung des bibliothekarischen mit dem akademischen Beruf. Hier läge der Nerv des Beweises, wenn ein Beweis zu führen wäre, und hier beobachten meine Gegner tiefes Schweigen. Es ist meines Bedünkens nicht zu bestreiten, daß die Thätigkeit des Bibliothekars, sobald der Reiz der Neuheit erst verflogen ist, dem Ansetzen von Rost unverhältnißmäßig förderlich ist, während der akademische Lehrberuf darin besonders bevorzugt ist, daß er den Stahl

Digitized by Google

lange blank erhält. Es wird schwer halten, unter den nicht professorlichen Bibliothekaren eine Anzahl ausgezeichneter Männer namhaft zu machen, die nicht zugleich einen selbstständigen Wissenszweig zur besonderen Pflege sich erkoren hatten. Wenn dem aber so ist, so würde die ausgesprochene Incompatibilität des bibliothekarischen Berufs mit dem akademischen Lehramt in der That bloß dazu führen, an Stelle einer bekannten, fest begrenzten und allseitiger Controle unterliegenden Wirksamkeit ein unbekanntes Etwas zu setzen, das vielleicht alle Gefahren des akademischen Berufs für die gedeihliche Verwaltung der Bibliothek im Gefolge hat, gewiß nicht die Vortheile. Bekanntlich hat es z. B. auch unter den Nichtprofessoren Oberbibliothekare gegeben, welche die Gewohnheit hatten, sich in ihren Geschäftsstunden und im Bibliotheklocal mit ganz anderen Dingen zu beschäftigen als mit der Bibliothek. Auch dürfte meinen Gegnern recht gut bekannt sein, daß mancher unter diesen exclusiven Bibliothekaren die einseitige Bevorzugung seines Lieblingsfaches beim Bücherankauf so in's Weite getrieben hat, wie es der beschränkteste Fachmann unter den Professoren nicht schlimmer hätte machen können. Daß die Eigenschaft des Bibliothekvorstandes als reiner Beamter einem collegialen Zusammenwirken mit dem Docentenkörper bei Auswahl der Neuanschaffungen schädlich ist, sollte doch wohl auch im Ernst nicht bestritten werden können. Und daß die Reglements eines berühmten Oberbibliothekars, der nicht Professor ist, schon manchen auswärtigen Gelehrten in Verzweiflung gesetzt, manchen einheimischen aber schamroth gemacht haben, ist ebenfalls nicht neu. Es besteht ein Mißverhältniß zwischen den schmalen Mitteln unserer Universitätsbibliotheken und den umfassenden Ansprüchen, denen diese Anstalten fortlaufend gerecht werden sollen. Daher muß man sie besonders schützen vor der Gefahr, von Männern geleitet zu werden, denen das Sammeln Selbstzweck ist. Dieser Verirrung widersteht nun der Bibliothekvorstand, der nicht Docent ist, augenscheinlich und erfahrungsmäßig viel schwerer, als der Professor, der in der eigenen Lehrthätigkeit fortdauernd einen Maßstab für das unmittelbar praktische Bedürfniß in der Hand hat.

Ich folgere aus Alledem nicht etwa nach der raschen Art meiner Gegner, daß nur Professoren die Leitung von Bibliotheken übernehmen sollen. Aber ich bleibe dabei, daß bei sonst gleicher Befähigung der Gelehrte, der zugleich Professor ist, den Vorzug verdient vor dem exclusiven Bibliothekar. Gewiß dient wenig zur Unterstützung der gegnerischen Ansicht, daß die S. 24 der Brochüre erwähnte Musteranstalt, obschon sie nicht Universitätsbibliothek ist, einen wirklichen, sehr activen ordentlichen Professor zum Director hat, und daß zwei andere Bibliotheken, auf welche sich die Brochüre bezieht (Jena und Freiburg), neuerdings unter die Leitung von Männern gestellt worden sind, welche ihre bibliothekarische Ausbildung bei einem „Professor und Oberbibliothekar" empfangen hatten.

Ich verzichte auf die persönlichen Argumente, die sich voraussetzlich ergeben haben würden, wenn es meinem dreigestaltigen Gegner gefallen hätte, das Visir zu öffnen — obschon zwischen den Zeilen der Streitschriften Material zu entdecken ist, welches ich bereits gegenwärtig hätte verwerthen können.

Heinze.

Digitized by Google

Ein Ministerwechsel in Sachsen.

Auch Sachsen hat seinen Ministerwechsel, wenn auch nur einen partiellen. Es ist darin immerhin vor Preußen im Vortheil, wo es selbst zu einem solchen partiellen nicht kommen will.

Drei Dinge sind bei diesem sächsischen Ministerwechsel bemerkenswerth. Für's Erste: Herr v. Falkenstein geht, wird entlassen, aber ohne daß man einen Nachfolger für ihn in petto hat, so daß er sich herbeilassen muß die „Leitung des Ministeriums" (nicht etwa blos die Abwickelung der laufenden Geschäfte) noch auf so lange (auf unbestimmte Zeit) zu führen, bis ein solcher Nachfolger gefunden sein wird. Für's Zweite: Herr v. Falkenstein war als Cultusminister die längste Zeit hindurch den Liberalen theils wirklich verhaßt, theils wenigstens verdächtig als Begünstiger einer orthodoxen Richtung. Noch beim letzten Landtage rief ein Mitglied der äußersten Linken in der II. Kammer mit einer Offenheit, die Nichts zu wünschen übrig ließ, aus: „Weg mit dem Minister v. Falkenstein und dem Geh. Kirchenrath Hübel!" Jetzt geht Falkenstein, geht freiwillig, ohne irgend welche parlamentarische oder sonstige Nöthigung, und siehe da: — die liberale Presse, oder doch ein Theil von ihr — Deutsche Allg. Zeitung, Chemnitzer Nachrichten — spricht sein Bedauern aus, daß er gegangen, gerade jetzt gegangen, wo er seine Opposition gegen die ultrakirchlichen Tendenzen unsrer Orthodoxen (mit und ohne Priesterrock), die er auf der Synode begonnen, im Landtage wirkungsreich hätte fortsetzen, die Gesetze, die sie ihm dort zum Theil im reactionären Sinne verhunzt haben, im liberalen wiederhergestellt vor den Kammern hätte vertreten sollen. Und endlich für's Dritte: während der Abgang Falkensteins, nachdem er schließlich sich doch der liberalen Zuströmung zugeneigt, von liberaler Seite zum mindesten mehr als von conservativ-kirchlicher bedauert wird, nennt man als Hauptcandidaten für seine Nachfolgerschaft einen Mann, der sich gerade gegen die liberalen (oder doch liberalisirenden) Tendenzen, welche Falkenstein im allerletzten Stadium seines Ministeriums, bei der ersten sächsischen Generalsynode im Frühjahr d. J. entwickelte, mit den Orthodoxen verband und so die Falkensteinschen Vorlagen zu Falle bringen half. Also nachdem selbst Falkenstein durch sein thatsächliches Hinübertreten auf einen mehr fortschrittlichen Standpunkt die Unabweisbarkeit gewisser liberaler Zeitforderungen anerkannt hatte (gleichwie dies auch sein College des Innern, Herr v. Nostiz, in seinem Departement schon beim letzten Landtage gethan hat) — soll nicht etwa in dieser Richtung weiter und rückhaltloser, als Herr v. Falkenstein dies seiner Vergangenheit noch wohl konnte, vorwärtsgegangen, vielmehr von Neuem Kehrt gemacht und die berechtigte Hoffnung der Liberalen auf zeitgemäße Reformen in Kirche und Schule abermals getäuscht werden?

Daß daran überhaupt nur gedacht, daß in dieser Combination der Name eines solchen Mannes (Geh. Justizrath v. Gerber) nur genannt werden kann, beweist, wie unfertig unsere constitutionellen Zustände in Sachsen noch sind.

Nur zweimal sind in Sachsen Ministerposten durch die öffentliche Stimme des Volkes vergeben worden. Beide Male geschah dies in unruhigen Zeiten, wo die Wogen des öffentlichen Lebens hoch gingen. Bei der Revolte 1830 opferte man den Graf Einsiedel und berief an die Spitze Bernhard v. Lindenau, der durch sein Regiment im benachbarten Altenburg als Bürger- und Bauernfreund populär geworden war. Indeß war Lindenau damals doch schon im höhern sächsischen Staatsdienste. Später erfolgten die Ministerernennungen wie-

Digitized by Google

der streng in bureaukratisch-hierarchischem Wege, nach gutem alten sächsischen Herkommen. Die Berufung Falkensteins vom Kreisdirector in Leipzig zum Minister des Innern 1844 galt damals als eine Art von Concession an Leipzig, wo Falkenstein beliebt war; die Erwartungen, die man daraufhin von seinem Ministerium als einem Freiergesinnten hegte, wurden freilich getäuscht, da Falkenstein sich von dem System Könneritz-Zeschau ganz umstricken ließ. Die Beförderung des Präsidenten der ersten Kammer, von Carlowitz, zum Justizminister i. J. 1846 war zwar der Form nach ein Schritt von der rein bureaukratischen zur parlamentarischen Ministercombination, aber nur der Form nach, denn wenn Carlowitz damals die feudalaristokratische Majorität der ersten Kammer vertrat, so war die Mehrheit der Wahlkammer vorwiegend liberal, und Hr. v. Carlowitz stand dieser damals eben so schroff gegenüber wie Hr. v. Könneritz.

Im März 1848 kam das System der parlamentarischen Regierung zum Durchbruch; an die Stelle ergrauter Bureaukraten traten durchweg Männer, die noch nie einen Fuß auf die Leiter der wohlgeordneten Beamten-Hierarchie gesetzt, die aber ihre Sporen auf den Sitzen der Volksvertreter verdient, sich dem Volke bekannt und werth gemacht hatten durch hervorragende parlamentarische Thätigkeit im freiheitlichen Sinne — ein einfacher Advocat, ein Professor, ein Stadtrath aus einer Mittelstadt, endlich gar — horribile dictu! — ein Nichtjurist, ein bloßer Fabrikant und Banquier.

Schon im Februar 1849 ward dieses System wieder verlassen. An die Stelle des „Märzministeriums," als dieses vor der ihm ungünstigen radicalen Kammermajorität wich, trat wieder ein Beamtenministerium. Doch wirkte die Tradition des parlamentarischen Systems wenigstens so weit noch fort, daß die Mehrheit der neuen Minister mit dem Princip, auf das hin sie eingetreten, standen und fielen, während die Minderheit sich kurzweg dieses Princips entschlug. Seitdem behauptete wieder die rein bureaukratische Schablone die Oberhand bei allen Ministercombinationen in Sachsen, Hr. v. Falkenstein trat wieder ein — als Cultusminister; an Behrs Stelle kam Schneider als Justizminister; an Beust (als dieser 1867 zurücktreten mußte) Hr. v. Nostitz-Wallwitz, sämmtlich kraft ihrer Befähigung dazu durch die rite durchlaufenen Stufen des Staatsdienstes. Auch des Herrn v. Beust Rücktritt war keineswegs etwa die Folge einer Niederlage seines Princips und seiner Politik in den Kammern (Gott bewahre! dort war die Majorität noch immer für ihn), sondern er war erzwungen durch die Macht der auswärtigen Verhältnisse.

Bei den Ministerkrisen in Baiern, in Würtemberg, in Baden, die wir im Laufe der letzten Jahrzehnte erlebt haben, hat es sich doch immer mehr oder weniger um Rücksichten auf Stimmungen im Volke und in den Kammern gehandelt. In Baden ist sogar der merkwürdige Fall vorgekommen, daß man — nicht unter dem Drucke einer allgemeinen Aufregung, sondern in ruhiger Zeit — an die Spitze des Ministeriums einen Mann berief, der eben an der Spitze eines großen Actienbankgeschäftes stand, der vorher einfacher Buchhändler, Schriftsteller und dgl. — Staatsdiener nur vor langer langer Zeit einmal gewesen war. So weit sind wir in Sachsen noch lange nicht. Zeuge dessen, daß bei der jetzigen Vacanz des Cultusministeriums nicht allein von parlamentarischen Namen keiner (außer etwa der des Hr. v. Zehmen, des Führers unserer Hochtories, was man doch wohl für bloße Ironie zu halten hat) genannt wird, sondern statt dessen der Name eines Mannes, von dessen eben jetzt neuerdings kundgegebener Richtung in Bezug gerade auf Kirche und Schule man mit apodiktischer Gewißheit sagen kann, daß sie in der Volks-

Digitized by Google

vertretung (der Wahlkammer) sich in der entschiedensten Minorität befinden würde.

Und das geschieht in einem Augenblicke, wo die Ergänzungswahlen für die Volkskammer vor der Thür stehen, und wo aller Wahrscheinlichkeit nach der Ausfall dieser Ergänzungswahlen den beiden liberalen Parteien in der Kammer, den National-Liberalen und dem Fortschritt, zusammen eine zweifellose und feste Majorität geben wird!

Berliner Briefe.

Berlin, den 19. August. Wie Vögel, welche das Schiff umflatternd, dem Seefahrer die Nähe des Landes anzeigen, so taucht jetzt hier ein und das andere bekannte, lange nicht gesehene Gesicht auf und verkündet: Land! Die erste Hälfte der Reisesaison ist vorüber, es gibt Leute, welche zurückkommen und die todte Jahreszeit geht ihrem Ende entgegen. Selbst der Reichskanzler, so mächtig er ist, konnte sich dem Einfluß dieser verhängnißvollen Zeit nicht entziehen. Sein Entrée hier war brillant und dennoch hat es lange nicht den Effect gemacht, welchen er voraussetzen durfte. Er donnerte und blitzte, wie Jupiter, aber das Unwetter war local, auf einen gewissen kleinen Familienkreis beschränkt. Es fehlt am Publicum, welches niemals durch das Bischen Geräusch, das die Zeitungen machen, ersetzt werden kann. Die Genesis des kurzen Drama's soll komisch gewesen sein. Während nämlich in Berlin alle Welt über die Artikel der Nordd. Allg. Zeit. den Kopf schüttelte, während die Germania triumphirte, war durch irgend ein Versehen die gefährliche Nummer nicht nach Varzin gekommen. Die Berliner Presse, ärgerlich auf die Eisenbahndirectionen, die sie nicht zu den Festlichkeiten ihrer Generalversammlung geladen, wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den Eisenbahnverwaltungen einen Hieb zu versetzen, denn sie allein könnten an einem solchen Mißgeschick Schuld sein. Aber das ist ungerecht. In früheren Jahren soll es zwar einmal vorgekommen sein, daß der Herr von Varzin den Karlsbader, den er dort trinken sollte und den man vertrauensvoll als Fracht auf die Eisenbahn gegeben hatte, erst erhielt, als er wieder abreisen mußte, aber ein Zeitungsblatt kann auf hunderterlei Weise verloren gehen, ohne daß eine Eisenbahnverwaltung daran Schuld haben muß und die Norddeutsche war unfindbar. Die Berliner Zeitungen sind voll Bemerkungen und Anspielungen auf einen Artikel, den man nicht kennt. So etwas steigert die Spannung und vermehrt die üble Laune und diesen Zufälligkeiten mag es zum Theil zu verdanken sein, daß das Desaveu, welches schließlich vom Reichsanzeiger der Norddeutschen zu Theil wurde, so massiv ausfiel. Dazu kamen noch die schlechten Nachrichten aus Frankreich und aus Frankfurt. In Frankfurt rückten die Verhandlungen schon lange nicht vom Fleck, in Frankreich mehrten sich die Attentate gegen unsere Truppen und der Vorfall in Poligny, der übrigens amtlich noch nicht einmal bestätigt ist, schien so flagrant, daß es angemessen gehalten wurde, energisch vorzugehen — vorläufig nur auf dem Papier — und es wurde so energisch vorgegangen,

Digitized by Google

daß sogar die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Aussicht gestellt worden ist. Die Lage ist aber nicht so ernst und die Spannung nicht so groß. Wie leichtfertig die Franzosen auch sein mögen, so können sie doch *jetzt* an keinen Krieg denken. Sie sehen zu, wie weit sie mit einiger Hartnäckigkeit und Unverschämtheit kommen und wenn es nicht geht, so thun sie ganz dasselbe, was andere Besiegte gethan haben, sie fügen sich dem Willen des Siegers. Die Forts von Paris werden nicht geräumt, ehe die dritte halbe Milliarde gezahlt ist — und Herr Pouyer-Quertier bezahlt die dritte halbe Milliarde. So wird auch eine ernste Mahnung an die französische Regierung genügen, strenge Untersuchung und strenge Strafe herbeizuführen, wenn Attentate gegen deutsche Soldaten verübt werden, und endlich gibt das Kriegsrecht, welches den Besatzungstruppen durch den Friedensvertrag vorbehalten ist, ihnen Macht genug, um sich Ruhe zu verschaffen. Wenn es nicht so weit kommt, wenn die Zeitungsartikel ihre Wirkung thun — nun, dann ist es um so besser, und der Reichskanzler hat ja auch, unmittelbar nach dem Berliner Spektakelstück mit Schlachtmusik, in Leipzig die Hoffnung auf einen langen Frieden, wie er schon öfters gethan, wieder ausgesprochen. Wird diese Hoffnung durch die Reise des Kanzlers nach Gastein verstärkt? Das ist die große Frage, welche hundert feinnasige Politiker zu beantworten sich bemühen und welche Keiner bisher beantworten kann. Allmälig hat man sich darüber geeinigt, den beiden Kanzlern, wenn sie sich treffen, Rumänien als Gegenstand der Unterhaltung anzuweisen, obgleich es sicherlich nicht an näherliegenden und beiden viel mehr interessanten Gegenständen fehlt; denn Rumänien ist eigentlich gar keine *politische* Frage. Man thut sogar Alles, um ihm diesen Charakter zu wahren, weil sonst aus der rumänischen die orientalische Frage hervorspränge. Die Rumänier werden, wie ein Bankerotteur, funfzig oder fünfundzwanzig Procent zahlen und die Gläubiger werden sich trösten müssen, wie sie es immer bei solchen Gelegenheiten gethan haben: D'un mauvais payeur on tire ce qu'on peut. Bisher ist es noch nicht einmal sicher, ob sich die beiden Kanzler sehen und Herr v. Beust hat so viel Sorgen im Innern des Reiches, daß er weit aussehende Politik nicht treiben kann, selbst wenn er wollte. Es ist selbstverständlich, daß sich Deutschland nicht in die inneren Angelegenheiten Oestreichs mischt, aber es läuft wider die Natur, daß wir den Kampf, welchen die Stammesgenossen in Oestreich führen, nicht mit Sympathie verfolgen sollten.

Naturam furca expellas, tamen usque recurret.

Und ehe nicht die Dinge in Oestreich so gestaltet sind, daß auch die Deutschen des Landes sich wieder befriedigt fühlen, wird die Trennung Oestreichs von dem deutschen Reich nicht den vollen Segen bringen, den sie bringen sollte — den einer Freundschaft, welche ohne jeden Vertrag darauf sicher begründet ist, daß beide Länder keine verschiedenen Interessen haben, welche sie einmal zu Feinden machen könnten. — o. W. —

Meine Entgegnung auf die, in den Nrn. 21, 22 u. 23 der Grenzboten von Herrn G. D. Augspurg gegen mich gerichteten Artikel findet sich in der im Verlage von J. J. Weber, Leipzig, von mir erschienenen Schrift: „Thaler, Kronzehntel oder Goldgulden."

Dr. Hermann Weibezahn.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 36.

Ausgegeben am 1. September 1871.

Inhalt:

Deutsche Geschichtschreibung im Mittelalter. (Heinrich Rückert.) Seite 361
Die Befestigung großer Städte 378
Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808. (F. Schnorr v. Carolsfeld.) II. 386
Der Ausgleich mit den Czechen 396
Berliner Briefe 399

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

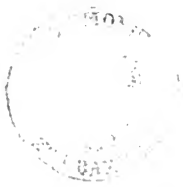
Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google



Deutsche Geschichtschreibung im Mittelalter.

Von Heinrich Rückert.

(Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhundert. Berlin 1870.)

Die Geschichtschreibung unserer Nation während des früheren Mittelalters ist durch Stein's wahrhaft monumentale Schöpfung, die Monumenta Germaniae historica, der heutigen Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Die zahllosen ganz unbekannten, halb bekannten und verstümmelten Denkmäler, welche unter der Hand einer ganzen Schule von kritischen Herausgebern und Erklärern, hier zum ersten Male oder was dasselbe ist, zum ersten Male brauchbar an's Licht getreten sind, geben diesem großen Nationalwerk zugleich auch eine universelle Bedeutung. Alles, was früher oder anderwärts für ähnliche Zwecke geleistet wurde, erscheint der deutschen Arbeit gegenüber als Dilettantenwerk. Gelehrt mag ja immerhin ein Dilettant sein, was ihn aber von dem Meister unterscheidet, ist die Principlosigkeit seines Standpunkts, der Mangel einer sichern Methode in seinem Vorgehen und deshalb wird auch ein Muratori oder ein Bouquet gegenüber dem, was die jetzige Wissenschaft fordert und thatsächlich leistet, unbeschadet aller historischen Anerkennung sich in unsern Augen nur durch ein Mehr des Wissens und des Fleißes von dem Trosse der gewöhnlichen Dilettanten herausheben. Je dankbarer sich die heutige Wissenschaft bewußt ist, auf den Schultern solcher Vorgänger zu stehen, um so schärfer erkennt sie auch, daß sie heute nur noch insoweit von ihnen abhängig sein darf, als die Kraft ihres Athems und ihrer Muskeln noch nicht ausreichen wollte, ihre eigene Arbeit an die Stelle jener zu setzen. Heute noch müssen wir des Paulus Diaconus Geschichte des longobardischen Volkes bei Muratori lesen, aber nur weil die schon so lange in Aussicht genommene Bearbeitung dieses fundamentalen Geschichtswerkes in unseren deutschen Monumenten immer noch nicht zur Vollendung gediehen ist. Freilich mag es für den, der sich gerade in dem Fall sieht, seine Studien auf eine solche Geschichtsquelle zu richten oder sie wesentlich darauf zu begründen, ein schlechter

Digitized by Google

Trost sein, wenn er weiß, daß der Boden, auf dem er sich bewegt, Sumpfboden ist. Die naive Unbefangenheit einer früheren Periode, wo man schlechtweg mit einem Texte des großen Muratori sich begnügte und gewiß kein Arg darin fand, wenn der Ausdruck oder der Inhalt desselben schon dem gesunden Menschenverstand, nicht blos den Zähnen der geschulten Kritik allerlei herbe Nüsse darbot, mochte ohne Zweifel bequemer gewesen sein, aber sie läßt sich nicht mehr zurückführen, auch nicht einmal zurückwünschen. Dabei aber sei doch nicht vergessen, was häufig vergessen wird, daß solche unbehagliche Mittelzustände zwischen einem unbrauchbaren Alten und einem noch unerreichten Neuen eben auch in der Wissenschaft natürlich sind und am allerwenigsten durch bloßes Schmälen und Achselzucken über die unbegreifliche Verzögerung der wichtigsten Aufgaben gehoben werden könnte. Denn eins ist im Grunde der Wissenschaft so wichtig wie das andere und das wichtigste immer nur das, was gerade dem einzelnen, wenn er es braucht, so erscheint. Wer auch nur einen Blick auf die stattliche Reihe der bisher erschienenen Bände unserer Monumenta wirft, begreift, daß wenn sie heute noch nicht alles enthalten, was dereinst darin stehen soll und was wir lieber heute als morgen darin stehen sähen, daran doch nicht Trägheit oder saumselige Pedanterie die Schuld hat.

Auf der Basis der Monumenta lassen sich begreiflich ganz andere Gebäude der Forschung und Darstellung im Bereich unserer älteren Geschichte aufführen, als noch vor einem Menschenalter möglich war. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man alles frühere, gleichviel von welchen Kräften es geleistet ist, jetzt antiquirt nennt. Man thut damit der Tüchtigkeit unserer Vorgänger kein Unrecht, wenn man sie als eine relative anerkennt und wenn man, wie in diesem Falle, die Ursache davon in einem Mangel an grundlegenden Hülfsmitteln, den sie selbst nicht verschuldet hatten und nicht beseitigen konnten, findet.

Doch hier handelt es sich nicht um die große Umwälzung in der Erkenntniß und Darstellung unserer mittelalterlichen Geschichte, sondern nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Gesammtbilde, um die literarhistorische Darstellung dieser Geschichtsquellen, aus denen unsere moderne Geschichtschreibung schöpft. Auch hier fehlen nicht ältere Versuche, aber erst Wattenbach war vorbehalten, die Resultate seiner Vorgänger zusammenfassend und durch eigene Forschungen ergänzend in seinem epochemachenden Buche „Deutschlands Geschichtsquellen während des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 1858" ein der jetzigen Wissenschaft genügendes Bild davon zu entwerfen. Daß ein solches Buch schon 1866 in zweiter, natürlich sehr verbesserter Auflage erscheinen konnte, darf ebensosehr als Beweis für seine Gediegenheit, wie für die überraschende Ausbreitung der geschichtlichen

Digitized by Google

Studien im Gebiete unserer eigenen Vergangenheit gelten. Derartige streng wissenschaftliche Werke pflegen ja sonst auf dem deutschen Büchermarkt kaum eine Auflage kümmerlich abzusetzen, weil die Zahl der eigentlichen Zunftgenossen in den meisten Fächern doch nur immer eine geringe ist und außerdem sich Niemand damit zu befassen und noch weniger Geld dafür auszugeben gewöhnt ist. In unserm Falle aber muß sich beides in günstiger Weise verändert haben, weil eines allein nicht zur Erklärung des Erfolges hinreicht. Denn so zahlreich auch die Jünger der jetzigen historischen Schule an den Universitäten und anderen gelehrten Anstalten gedacht werden mögen, sie allein erschöpfen noch keine Auflage, auch wenn jeder sich in den Besitz des Buches gesetzt hätte. Es müssen also auch nichtzünftige Leute als Käufer und dann nach unserer ebenso ehrenwerthen, wie für den buchhändlerischen Verkehr nicht ganz praktischen Gewohnheit als Leser angenommen werden und dies wird jeder etwas Weiterblickende als ein Symptom einer sehr erfreulichen Stimmung der Geister in der deutschen Nation würdigen. Wer die deutsche Geschichtschreibung des Mittelalters über die Zeitgrenze des Wattenbachischen Buches hinaus, also über die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinaus ähnlich behandeln will, würde begreiflich eine schwerere, aber keineswegs eine undankbarere Aufgabe vor sich sehen. Schwerer schon darum, weil ihm dabei jene unübertreffliche Grundlage der Monumenta größtentheils fehlte, denn wenn sich auch nach ihrem Plane keine ganz feste chronologische Grenze für die einzelnen Bände, wie sie nacheinander folgen, ziehen läßt, namentlich wo sie aus triftigen innern Gründen hauptsächlich das dem Orte nach zusammengehörige, das landsmannschaftlich verwandte Material zusammenstellen, so reicht doch im allgemeinen das, was sie bisher gebracht haben, nicht über das Ende des 13. Jahrhunderts hinüber und nur sehr vereinzelt ins 14. hinein. Wattenbach genoß den doppelten Vortheil, einmal den bei weitem größten Theil seines Materials so bequem vor sich liegen zu haben, wie man es eben nur innerhalb des bisher von den Monumenten umspannten, wenn auch noch nicht vollständig ausgefüllten Zeitbereiches finden kann, und dann auch, gerade an der Stelle, wo diese Vorarbeit abbrach, selbst abbrechen zu dürfen. Denn daß in der Mitte des 13. Jahrhunderts der bis dahin so weit verzweigte Hauptast der deutschen Geschichtschreibung, dessen erste Sprößlinge mit der ersten Anpflanzung gelehrter Thätigkeit auf deutschem Boden gleichalterig sind, verdorrte, ist leicht zu sehen und war auch schon lange, ehe die moderne Wissenschaft sich mit der systematischen Erforschung unserer deutschen Geschichtsquellen beschäftigte, allgemein bekannt. Freilich hat es auch hier, wie meist auch in der Natur, mit dem Verdorren seine eigne Bewandniß: das Leben hört nicht auf einmal und auch nicht in allen Markzellen zugleich auf. Die süße Gewohnheit des Daseins gilt nicht blos

Digitized by Google

für natürliche Dinge, sondern auch für die Erzeugnisse des menschlichen Geistes und für alle Gebilde, die er aus sich herausgetrieben hat und in denen er seine Eigenart abspiegelt. Es bleibt immer noch eine gewisse Thätigkeit in alter Weise bestehen und sähen wir allein ihre Ergebnisse vor uns, so würden wir keine Ursache haben, sie bloß als die letzten Wasserschößlinge in dem absterbenden Holze zu betrachten. Nur im Vergleich mit der Fülle des neuen Lebens, das sich aus dem Stamme selbst, aber in einem nach ganz anderer Himmelsgegend herauswachsenden neuen Aste entwickelt, läßt sich erkennen, daß der Strom der geistigen Säfte jetzt nach anderen Gesetzen und in anderen Bahnen circulirt.

Auf diese Art ist die Mitte des 13. Jahrhunderts wirklich eine Epoche von tief einschneidender Bedeutung für die deutsche Historiographie. Ist sie es doch auch auf so viel anderen Gebieten des geistigen Lebens, des Staates, der Gesellschaft, kurz des ganzen Volksdaseins. Auch für das Bewußtsein unserer heutigen Auffassung der deutschen Vergangenheit knüpft sich an die Vorstellung des großen Interregnum das Bild einer allgemeinen Umwälzung des deutschen Lebens, wenn auch selbstverständlich dies Bild der Mehrzahl derer, die es in der Seele tragen, nur in sehr unbestimmten Umrissen und bedeckt mit tiefen Schattenpartien vorschwebt, welche keineswegs durch die optischen Gesetze der geschichtlichen Ueberlieferung und des geschichtlichen Wissens gerechtfertigt sein dürften.

Für die spätere Periode des Mittelalters, das „Nachmittelalter," wie man es wohl genannt hat, oder den „Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit" ist es, wie schon solche unbehülfliche Terminologien erweisen, schwer, eine ähnlich scharf einschneidende Grenzmarke aufzufinden. Allgemein gilt die Reformation als solche, aber wann und wo beginnt diese selbst? oder soll man die Entdeckung einer amerikanischen Insel, wovon man in Deutschland zuerst gar keine Notiz nahm, dafür gelten lassen? oder vielleicht als gute Reichspatrioten den ewigen Landfrieden und die Einsetzung des Reichskammergerichts, wovon der eine nicht gehalten wurde, das andere wegen Mangel an Geld sofort wieder aus einander stob? Beschränken wir uns nur auf das Gebiet der Historiographie, so läßt sich wohl erkennen, daß ungefähr mit der Wende des 15. Jahrhunderts auch auf ihm eine Wende eintrat, etwas neues wenn auch nicht originelles sich durchzuarbeiten begann, die gelehrte Geschichtschreibung im Hinblick auf die classischen Muster eines Livius, Sallust, Justinus, hie und da auch des Sueton und Tacitus. Aber daneben grünt und blüht die alte Weise ungestört fort, ja sie steigert sich erst zu wahrer Massenproduction, wie sich damals alle Art von Literatur seit und durch Erfindung des Bücherdruckes so unendlich verbreiterte. Das lesende Publicum, das seit dem 14. Jahrhundert eine ganz besondere Vorliebe für

Digitized by Google

Geschichte bekundet, blieb jenen Werken des älteren Typus, den Reimchroniken, den Stadt- und Landesgeschichten, erbaulichen Biographien u. dergl. noch auf lange hinaus allein zugethan, ja man darf wohl behaupten, so lange es in unserm Vaterlande überhaupt ein wirkliches Publicum für die Geschichtschreibung und nicht bloß einzelne gebildete Leser gegeben hat, ist es dieser Richtung treu und sonach wenigstens mit einem Fuße noch im Mittelalter stehen geblieben. Denn Bücher wie des Beatus Rhenanus deutsche Geschichte von 1530, oder des Johann Sleidanus Commentarien über den Zustand des Staates und der Kirche unter Carl V. wurden zwar von den Gelehrten höchlichst gepriesen, wie sie das auch in mehr als einer Hinsicht verdienten, aber sie drangen nicht über den Kreis der Zunftverwandten hinüber in das eigentliche Volk oder in die damals so unendlich zahlreiche Masse derjenigen, die in allen Stücken noch ihre engste Zugehörigkeit zu der elementaren Schicht des Volkslebens fühlten, aber dabei doch Belehrung aus Büchern aller Art zu ihren nothwendigen Lebensbedürfnissen rechneten. Für solche Leser gab es wohl auch allmählig eine Brücke, die von der populären Naivetät der ältern Zeit vor dem Eindringen der classischen Erudition in die Historiographie zu dieser hinüber führte: ein Aventin, ein Cyriak Spangenberg verstanden sie mit großem Geschicke und Erfolge zu schlagen. Aber prüft man ihre Construction etwas genauer, so war es doch nur ein aus tumultuarisch zusammengerafften Materialien hergestellter Nothbau, der darum auch keine Dauer haben und weder dem volksthümlichen Geschmack noch den Ansprüchen der mehr und mehr sich ihrer Aufgabe bewußt werdenden wissenschaftlichen Geschichtsdarstellung genügen konnte.

Wer die Historiographie seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu ihrem natürlichen Abschluß darstellen wollte, müßte also nach dem Ebengesagten weit über die gewöhnlich angenommene Grenze des Mittelalters sich ausdehnen. Daß mit der in rapider Progression wachsenden Masse des Stoffes auch alle andern innern und äußeren Schwierigkeiten in gleichem Verhältniß wachsen und einem solchen Unternehmen wenigstens für die Kraft eines Einzelnen unübersteigliche Schranken entgegensetzen würden, läßt sich denken. Auch steht der Gewinn, der für die Wissenschaft innerhalb ihres engeren Kreises daraus hervorgehen könnte, in keinem irgend erträglichen Verhältniß zu den erforderlichen Anstrengungen. Denn je näher an die Gegenwart heran, desto geringer ist die eigentliche Ausbeute an Wissen in dieser breitspurigen Literatur. Es verhielte sich sehr übel mit unserer heutigen Kenntniß des 15. und 16. Jahrhunderts, wenn wir allein oder hauptsächlich auf die Leute angewiesen wären, denen es einfiel, uns die Begebenheiten dieser Zeit zu überliefern. Auch hierfür bildet die Mitte des 13. Jahrh. einen gewaltigen Einschnitt. Vorher müssen wir uns zum überwiegenden

Digitized by Google

Theil auf die Chroniken, Annalen, Biographien und in welcher Form sonst noch der Darstellungstrieb der Zeit sich äußern mochte, stützen. Nur zur Ergänzung kann in einzelnen Fällen urkundliches Material im eigentlichen Wortsinn herangezogen werden, Privat- und Geschäftsbriefe einflußreicher Persönlichkeiten, vertrauliche Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauche, Staatsschriften und Deductionen, geschäftliche Verhandlungen und Acten nebst den eigentlichen Urkunden von öffentlichem Charakter. Aber von der bezeichneten Epoche an dreht sich das Verhältniß um. Der eigentliche historische Forscher pflegt zu sagen: Die Urkunden werden von dieser Zeit an um so ergiebiger und brauchbarer, als die eigentliche Geschichtschreibung sich immer gehaltloser und unbrauchbarer erweist, und von seinem Standpunkte aus ist er zu solchem Urtheile vollkommen berechtigt, obgleich es, wie sich noch zeigen wird, einen andern Standpunkt giebt, aus welchem sich das Bild dieser spätmittelalterlichen Geschichtschreibung doch ganz anders ausnimmt. Aber es läßt sich begreifen, daß ein Mann der strengen Schule nicht sehr geneigt sein wird, seine volle Arbeitskraft für einen Stoff einzusetzen, dem er nur geringe Ergiebigkeit zuzutrauen geneigt ist, dem er von vornherein nicht Vorurtheile, sondern eine in seinem Kreise wohlberechtigte Mißachtung entgegen bringen wird. Wer anders aber als ein solcher dürfte sich zutrauen, den Ariadnefaden zu finden und mit fester Hand und scharfem Auge zu handhaben, der ihn aus diesem Labyrinthe voll der größten Confusion glücklich an das Tageslicht führen könnte? Ein Literar- oder Culturhistoriker gewöhnlicher Art, der sich mehr oder minder schon auf die Vorarbeiten der eigentlichen historischen Kritik stützen muß und sein Material als unmittelbar zu seinen Bauzwecken brauchbar verwenden will, könnte sich hier noch weniger herausfinden.

Wenn nun doch ein Historiker von anerkannter Tüchtigkeit sich wenigstens eines Theiles dieser in so vieler Beziehung undankbaren Aufgabe angenommen hat, wie es von O. Lorenz vor Kurzem geschehen ist, so gebührt ihm nicht bloß wegen des leidigen in magnis voluisse sat est ein kahles und conventionelles Lob, sondern eine warme und freudige Anerkennung sowohl für die treffliche Lösung seiner Aufgabe, als auch, weil damit einmal Bahn gebrochen ist in ein Gebiet, das, so dornicht und steril es auch sein mag, doch noch viel übeler berufen ist als es verdient. Lorenz hat bekanntlich als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber die Periode des Interregnum und was ihr vorhergeht und sich an sie anschließt, zu dem Hauptobject seiner bisherigen Thätigkeit gemacht und von hier aus lag ihm allerdings auch die Aufgabe, die er sich in seinem neuesten Buche über die Geschichtsquellen im späteren Mittelalter gesteckt, näher als irgend einem andern. Eben deßhalb begreift sich aber auch, weshalb er sich selbst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein, wie wir hoffen, nur vorläufiges Ziel gesetzt hat. Denn eine

Digitized by Google

wirkliche Grenze, der Schluß einer bisherigen Entwickelungsreihe unserer Historiographie und der Anfang einer neuen ist an dieser Stelle nicht zu finden, das hat sich schon gezeigt.

Ein Historiker wird freilich anders über die Bedeutung dieser Zeitgrenze urtheilen, wenn er auf den Inhalt der Geschichte und nicht bloß auf die Form ihrer Ueberlieferung Rücksicht nimmt. Keine Frage, daß mit den großen Concilien und den Hussitenkriegen eine wesentlich neue Epoche der deutschen Geschichte beginnt, deren Bereich von da an das ganze 15. Jahrh. umfaßt, oder bis zur Reformation, wenn man für die zeitliche Marke eine sachliche setzen wollte. Aber von einem veränderten Typus der Geschichtschreibung während des 15. Jahrhunderts ist nichts wahrzunehmen, oder höchstens nur insoweit, als alle jene wesentlichen Charakterzüge, die dem ganzen Nachmittelalter und bis tief in die Neuzeit eigenthümlich sind, mit dem Fortschritt der Jahre immer deutlicher heraustreten. Die Physiognomie wird begreiflich je älter desto markirter, die Züge selbst bleiben aber die alten. Der Quellenwerth im Sinne der exacten Geschichtsforschung wird natürlich immer geringer, denn von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der eigentlichen Urkunden, aus denen sich eine ganz andere objective Grundlage des Thatsächlichen gewinnen läßt, wie aus den von vornherein subjectiv gefärbten Geschichtschreibern. In dieser Hinsicht müssen also die historiographischen Erzeugnisse des 14. Jahrh. denen des 15. an sich und im Allgemeinen überlegen sein, gleichviel wie sich das Werthverhältniß im einzelnen Falle herausstellt und eben deshalb bieten jene dem eigentlichen Forscher an sich einen größeren Reiz als diese. Nur handelt es sich immer bloß um ein Mehr oder Minder, ein Heller oder Dunkler innerhalb derselben Hauptfarbe, nicht um einen wirklichen Farbenunterschied.

Das Buch von Lorenz behandelt Deutschlands Geschichtsquellen, treibt also schon auf dem Titel den Standpunkt der praktischen Benutzbarkeit für die moderne Wissenschaft entschieden und mit Bewußtsein heraus. Auch Wattenbachs Buch führt diese Bezeichnung, wie es denn selbstverständlich und nach dem ausdrücklichen Bekenntniß und Wunsche des Verfassers des jüngeren Buches als dessen unmittelbares Vorbild und Muster anzusehen ist. In erster Linie handelt es sich also überall, die kritischen Principien festzustellen, welche für die Verwendung des in diesem oder jenem Geschichtschreiber oder Geschichtswerke der Zeit enthaltenen historischen Materials nach den Grundsätzen der heutigen Wissenschaft, der neuen deutschen historischen Schule maßgebend sind. Doch handelt es sich nicht ausschließlich darum.

Schon Wattenbach hat die Geschichtschreiber des früheren Mittelalters nicht bloß in Hinsicht auf die Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung, sondern auch in Hinsicht auf die Composition des von ihnen Erzählten und die von ihnen

Digitized by Google

entfaltete Kunst der Darstellung geprüft, wenn gleich beide letztere Gesichtspunkte mit einer gewissen bescheidenen Reserve hinter den ersten als eigentlich leitenden zurücktraten. Auch seinem Fortsetzer ist es, wie schon erwähnt, zuerst und zumeist um die Prüfung seiner Quellen als solcher zu thun, bei ihm aber gewinnen jene andern Gesichtspunkte doch eine größere Ausdehnung als bei seinem Vorgänger. Mit einem Worte, der literarische Werth der mittelalterlichen Historiographie, der zwar oft mit ihrem quellenmäßigen thatsächlich zusammenfallen kann, aber begreiflich sehr wohl davon unterschieden werden muß, drängt sich bei ihm nicht in den Vordergrund, das wäre zu viel gesagt, aber er behauptet eine gewisse Selbständigkeit neben dem bloß auf das Material als solches gerichteten Interesse.

Wenn wir den Ausdruck „literarischer Werth" brauchten, so meinen wir damit keineswegs die stilistische Kunst, die sprachlichen Mittel der Darstellung, das größere oder geringere Geschick der Gruppirung und Aneinanderreihung der Begebenheiten. Wir geben ihm eine weitere Bedeutung, wo man ebensogut culturgeschichtlich dafür setzen könnte, wenn diese Bezeichnung nicht gar zu weitschichtig wäre. Wir fassen aber darunter auch alle jene Momente, die ein literarisches Denkmal der Vergangenheit zum Gegenstand der Forschung und zu einer Quelle der Erkenntniß machen. Und so angesehen wird sich die Werthmessung des einzelnen Erzeugnisses dieser historiographischen Literatur sehr häufig ganz anders gestalten, als wenn man aus ihnen blos den nackten Kern der thatsächlichen Wirklichkeit, die zeitliche und örtliche Feststellung irgend eines Ereignisses oder einer Persönlichkeit herausschälen will. Denn nun kommt es weniger darauf an, was sie überliefern, als wie sie es überliefern. Als Spiegel ihrer Zeit, als Zeugniß für die Auffassung, das Denken und Empfinden ihrer Umgebung mögen dieselben Schriftsteller oft die reichste Belehrung gewähren, denen wir als historische Quellen im strengsten Wortsinn alle und jede Bedeutung und Brauchbarkeit abzusprechen genöthigt sind. Ja, es ist nicht paradox zu behaupten, daß die Bedeutung des einen Momentes im Durchschnitt in dem Verhältniß größer sein wird als die des anderen zurücktritt.

Was für den einzelnen Fall gilt, gilt auch für das Ganze. Kein Zweifel, als Quellen können sich diese Geschichtschreiber des 14. und 15. Jahrh. nicht entfernt mit ihren Vorgängern messen. Wo fände sich einer, der an die exacte Treue eines Hermann v. Reichenau, an die unerschöpfliche Fülle des wichtigsten Details in einem Adam v. Bremen oder Lambert v. Hersfeld reichte? Selbst die besten unter den spätern, ein Mathies v. Neuburg, ein Johan v. Weitring, ein Peter von Zittau sind im Vergleich damit unzuverlässig, dürftig oder ungenau unterrichtet. Ja, wenn es blos auf die Masse ankäme, dann würde man wohl einem Ottokar von Steier den Preis vor allen andern im ganzen Mittelalter zugestehen müssen. Aber diese Masse ist

Digitized by Google

nicht blos selbst von der allerverschiedensten Bedeutsamkeit, nach unserer Auffassung ohne irgend ein Urtheil über geschichtlichen Werth und Unwerth zusammengerafft, wie es gerade der Zufall bot, so daß das Wichtigste, was wenn auch nicht vor den leiblichen Augen doch innerhalb des Gesichtskreises des Schreibers geschah, häufig gar nicht oder nur mit ein paar Worten erwähnt wird, während die allerunbedeutendsten Dinge so oft in unendlicher Breite sich ausspinnen, sondern es fehlt auch überall da, wo man durch andere Zeugnisse im Stande ist genauere Controle zu üben, so völlig an den ersten Elementen dessen, was man Genauigkeit, Zuverlässigkeit nennt, daß die Fülle nur erdrückt und verwirrt, aber nicht belehrt. Aber was solchen Werken als Quellen mangelt, das gerade ist ihr Vorzug als culturgeschichtliche, oder wie wir es oben bezeichneten, als literarische Denkmäler. Als solche sind sie ihren Vorgängern weit überlegen, obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß man nicht auch aus einem Thietmar von Merseburg, Eckehard von Gure, Otto von Freising sehr viel für diejenigen Zweige des geschichtlichen Wissens, die man gewöhnlich Culturgeschichte nennt, entnehmen könnte.

Es ist wohl der Mühe werth, diesen Satz, weil er einstweilen nur eine Behauptung ist, etwas fester zu begründen, zumal da sich damit zugleich der natürlichste Weg öffnet, auf dem wir zu einer wenn auch nur skizzirenden Zeichnung der Hauptcharakterzüge der gesammten mittelalterlichen Historiographie in Deutschland, insbesondere der spätmittelalterlichen zu gelangen vermögen.

Fassen wir zuerst das literarische Moment im eigentlichen Wortsinn ins Auge. Nichts kann verschiedener sein, als die Physiognomie der deutschen Geschichtschreibung vor und nach dem großen Interregnum. Die Sprache allein bekundet den vollsten Gegensatz: vorher herrscht das Lateinische so ausschließlich, daß die zwei, drei Ausnahmefälle, wo es durch das Deutsche verdrängt wird, noch mehr wie sonst den trivialen Satz erhärten: die Ausnahmen bestätigen erst recht die Regel. Nachher ist das Lateinische zwar nicht verdrängt, aber das Deutsche wuchert immer üppiger daneben, bis die fremde Sprache zwar nicht nach dem Umfang der von ihr noch beherrschten Geschichtswerke, aber nach ihrer verhältnißmäßigen Zahl und Größe gegenüber den deutschgeschriebenen ungefähr die Stellung einnimmt, welche dem Deutschen vor jenem großen Wendepunkte zukam.

Wir enthalten uns noch aller weiteren Folgerungen aus dieser einen großen Thatsache. Nur darauf sei schon hier hingewiesen, daß unsere deutschen Geschichtschreiber seit dem 13. Jahrhundert für die Geschichte unserer Sprache eine Bedeutung haben, die sie mit in die erste Reihe aller Literaturerzeugnisse der Zeit stellt. Diejenigen, welche deutsche Geschichte in lateinischer Sprache darzustellen allein für möglich halten, mögen außerdem alle Arten

Digitized by Google

von Tugenden und Vorzügen für sich beanspruchen, aber zur Nationalliteratur gehören sie nicht. Denn wohl mag aus dem verschnörkelten Klosterlatein eines Widukind überall noch der Rhythmus der deutschen Verse seiner sächsischen Volksdichter für ein kundiges Ohr heraustönen, die er auf sein Prokrustesbett der klassischen Diction zu spannen sich innerlich genöthigt sah, gerade so wie aus dem holprigen pseudovirgilischen Hexameter des Ekkehard aus St. Gallen überall die alte germanische Langzeile durchscheint: aber deutsches Fleisch und Blut, den Vollklang des deutschen Wortes, zu dessen Verständniß es keiner subtilen Spürkraft bedarf, darf man hier nicht suchen. Wie sich Ekkehard's Waltharius zu den Nibelungen, oder um ganz nahe zu bleiben, zu den deutschen Trümmern des Walther-Liedes verhält, gerade so und nicht anders ist es mit der Geschichtschreibung deutscher Angelegenheiten und deutscher Menschen. Die lateinische Hülle mag das kundige Auge des eigentlichen Forschers nur wenig stören, um zu dem eigentlichen Kern der Thatsachen vorzudringen, etwas verhüllendes behält sie aber doch. Der beste Beweis dafür läßt sich aus einem gelehrten Versuche der Gegenwart beibringen, aus den deutschen Uebersetzungen einer Anzahl lateinischer Geschichtschreiber unserer Vorzeit im Anschluß an die große Ausgabe des lateinischen Originals in den Monumenten. Die Uebersetzungen sind so gut gemacht, als es die Hülfsmittel der Gegenwart ermöglichen, so gut im Durchschnitt, um es mit einem Worte zu sagen, wie es die deutsche Sprache der Gegenwart nur irgend übersetzen kann. Aber wie kalt und fremdartig, wie steif, blut- und saftlos muthen uns diese unsere Landsleute an, gerade wenn und weil sie deutsch sind! Die lateinische Sprache der Originale verhüllt mit ihrem bauschigen Faltenwurf und ihren barocken Verbrämungen den Grundmangel freilich ganz anders, und man ist im Allgemeinen geneigt zu glauben, daß hinter dieser Verkleidung doch noch ein lebensfrischer Kern stecken möge. Aber die Zurückführung auf das Deutsche der Gegenwart bietet eine unwillkührliche und unwiderstehliche Controle für das wahrhaft Lebendige.

Nun haben wohl auch später noch viele deutsche Federn, welche sich an die Erzählung des ihnen und der Nachwelt Merkwürdigen machten, sich der lateinischen Sprache bedient und auch für sie gilt wenigstens bedingungsweise das, was alle ihre Vorgänger charakterisirt. Aber es ist denn doch ein großer Unterschied zwischen dem Küchenlatein eines Johann v. Winterthur und der geleckten Pseudoclassicität eines Lambert v. Hersfeld. Jenes stümperhafte Latein ist wirklich nur eine Maske, aus der ein deutsches Auge hervorblickt. Es ist auch nicht schwer, die Züge der Physiognomie dahinter zu vermuthen, obgleich mit der exacten Strenge der wissenschaftlichen Kritik nicht ganz zu vereinbaren, wenn man behauptet, man könne jeden einzelnen Zug deutlich erkennen. Innere Wärme und Beseelung sind aber doch zwei sehr schätzbare

Digitized by Google

Eigenschaften jedes literarischen Productes, besonders aber eines solchen, welches die Geschichte oder einen Ausschnitt aus der Geschichte der eigenen Heimath und des eigenen Volkes darstellen will. Aber beide müssen, so scheint uns selbstverständlich, sofort verschwinden, wenn man in einer fremden Sprache das innerste Wesen des heimathlichen Geistes einzupferchen sich genöthigt oder bewogen findet. Und je correcter oder kunstgerechter es geschieht, desto schlimmer wird es diesem ergehen. Wer in einer fremden Sprache stammelt, redet im Grunde seine eigene, nur in lächerlicher und ärgerlicher Travestie, aber er redet sie doch. Es ist wohl ein eigen Ding mit der selbstgefälligen Forderung unserer klassischen Zuchtmeister, die uns in unserer Jugend so viel Kopfbrechens und Zweifel verursacht hat, nicht bloß lateinisch zu schreiben, sondern auch lateinisch zu denken. Genau besehen denkt Niemand, der lateinisch schreibt, lateinisch, aber was er schreibt ist deßwegen, weil es nicht lateinisch ist und es niemals werden kann, doch noch nicht oder nicht mehr deutsch, es müßte denn wirkliches, echtes lächerliches Küchenlatein sein. Dies mag noch am ersten hingehen, wenn es darauf ankommt, daß wirklich Sinn und Empfindung in dem Geschreibsel sein soll. Die angebliche Classicität bringt es nicht weiter als zur leeren Phrase und hohlen Grimasse.

Doch um von dieser kleinen Abschweifung wieder auf unser Thema zurückzukehren, so versichern wir, und es wird leicht geglaubt werden, daß uns das wahre, echte Deutsch in unseren Städtechroniken, Reimchroniken, Landesgeschichten des 14. Jahrhunderts sehr viel besser gefällt, als das Küchenlatein ihrer gelehrten oder gelehrt sein wollenden Concurrenten. Aber wenn uns das Küchenlatein schon besser gefiel als der klassische Kothurn des Hochmittelalters, so gefällt uns das Deutsche noch unendlich besser. Und damit wäre denn doch ein ganz bedeutsamer Vorzug dieser Historiographie, nicht bloß des einzelnen Schriftstellers vor dem Einzelnen allenfalls vergleichbaren, sondern der ganzen Art und Gattung vor der verwandten der Vergangenheit begründet. Die deutsche Gegenwart ist glücklicherweise in ihrer Rückbildung zu natürlicher, oder lateinisch ausgedrückt nationaler Cultur schon so weit gefördert, daß sie mit uns derselben Meinung sein wird.

Mit dem Eindringen der Muttersprache in die Geschichtschreibung hat es bei uns bekanntlich länger gedauert als bei mancher andern Nation desselben mittelalterlichen Culturkreises. Sogar unter den romanischen Völkern hat sich die Landessprache eher Bahn gebrochen, obwohl hier das Lateinische doch eine viel weniger fremdartige Stellung einnimmt als in Deutschland und eben deßhalb auch der Volksgeist viel eher einen leidlich zureichenden Ausdruck seines Wesens in ihr finden konnte. Vollends da, wo sich außerhalb Deutschlands eine deutsche oder germanische Nationalität als solche behauptete, wie in dem Britannien der Angelsachsen oder in Scandinavien, gibt es gleichsam als

Digitized by Google

selbstverständlich für die Thaten des Volkes oder Einzelner aus dem Volke auch sofort eine Geschichtschreibung in der heimischen Sprache. Wir haben der großen Sachsenchronik Englands aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert nichts Aehnliches an die Seite zu setzen, noch weniger den Denkmälern der isländischen und vielleicht auch norwegischen Geschichtsliteratur, die man mit dem allgemeinen Namen der Saga's bezeichnet. Hier ist das wirkliche Volksleben in seiner vollen Unmittelbarkeit schon durch die Sprache selbst gewährleistet, hier ist alles, Inhalt und Form, Tendenz und Conception aus einem und demselben Guß und Schriftsteller und Publicum fließen, wie es bei jeder natürlich gesunden Literatur sein muß, in unmerklichen Uebergängen zusammen. Jeder aus dem Volke, wenn er sich der Kunst die Feder zu führen bemächtigte oder wenn er die noch bessere und damals nicht schwere verstand, nach dem allgemein zugänglichen Modell der überall bekannten Muster etwas Interessantes auf eine interessante Weise zu erzählen, trat in die Reihe der nationalen Geschichtschreiber. Sein eigener Name verschwand in den meisten Fällen vor der Gemeinsamkeit des großen Ganzen, das so wie ein gesunder Baum fortwährend neue Sprossen und Blätter an der Stelle derer trieb, welche im vorigen Jahre Blätter und Früchte gebracht hatten. Bauern, Geistliche, Könige, Krieger in bunter Reihe haben hier Geschichte geschrieben und jedem von ihnen war selbstverständlich, daß das, was er schrieb, auch von allen Leuten seiner Nation gelesen werden sollte.

In Deutschland dagegen blieb damals die Feder des Geschichtschreibers nicht bloß in der Hand einer festgeschlossenen, exclusiven Corporation, der geistlichen Leute, ohne daß irgend ein Mann weltlichen Standes je daran gedacht hätte, sich ihnen zuzugesellen, sondern diese Zunftgelehrten arbeiteten mit vollem Bewußtsein nur für ihre Zunft oder für die wenigen Dutzend gebildeter Laien in den höchsten Spitzen der Nation, denen eben durch diese ihre höhere Bildung, d. h. durch ihre Hingabe an die feststehende Schablone der kirchlichen Zunftgelehrsamkeit jede Fühlung mit dem nationalen Geist abhanden gekommen war. Ein Widukind v. Corvey, ein Roswitha v. Gandersheim fühlten sich, wie man weiß, gründlich geschmeichelt durch die Aussicht, daß ihre wohlgedrechselten Tiraden auch vor den Ohren der Fürsten und Fürstinnen des sächsischen Kaiserhauses und ihres Hofstaates Gnade finden dürften. Was waren aber diese Kenner und Freunde der damaligen deutschen Geschichtschreibung? Der corrupte Idealismus eines Otto III. gibt die welthistorische Antwort auf diese Frage. Die deutsche Nation als solche war von dem Genuß solcher exotischen Früchte selbstverständlich ausgeschlossen und so wenig sie selbst darnach verlangte oder auch eine Ahnung von ihrem Geschmack, ja auch nur von ihrer Existenz besaß, ebenso wenig war es den Bewahrern und Hütern dieser seltsamen Kunstproducte darum zu thun, sich

Digitized by Google

ein wirkliches Publicum zu schaffen. Die großen praktischen Gesichtspunkte des eignen Vortheils, nur nicht gerade des unmittelbar vor Augen liegenden, welche sie zu einer Popularisirung ihrer Wissenschaft hätten veranlassen können, blieben, so scheint es, ihnen gänzlich verborgen. Sie begehrten nichts weiter als in ihrer hochmüthigen und bornirten Isolirung zu beharren und es begreift sich leicht, daß ein solcher Standpunkt nicht bloß eine lebendige Wechselwirkung auf die Nation ausschloß, sondern selbst nur so lange haltbar war, als diese eine solche exclusive Gelehrtenkaste als die berechtigte Inhaberin alles Wissens und alles Könnens duldete.

Im zwölften Jahrhundert wurde diese Stellung unhaltbar. Die Kreuzzüge und andere größere Culturbewegungen schufen auch in Deutschland ein selbstbewußtes geistiges Leben im Volke. Das Emporkommen der sogenannten ritterlichen oder höfischen Poesie ist auf dem Felde der Literatur das handgreiflichste Zeugniß für einen völlig veränderten Zustand der Bildung. Natürlich mußte auch die Geschichtschreibung davon berührt werden, aber sie ließ sich doch nur sehr langsam und sehr zögernd aus ihrer hergebrachten Bahn ablenken. Sie erweiterte wohl ihren Gesichtskreis, wie ein Otto v. Leinsinger und seine Nachfolger zeigen, indem sie eine höhere geschichtsphilosophische Auffassung ihrem empirischen Stoffe einzubilden strebte, aber den Bedürfnissen und Ansprüchen der Nation kam sie damit nicht näher. Denn diese Geschichtsphilosophie war ja selbst ein specifisches Product der exclusiven Bildung oder der Wissenschaft im Dienste und in den Händen der Kirche, zu dem gebildeten Laien; dem Ritter des 12. Jahrhunderts stand sie wo möglich noch fremdartiger als die Phrasen aus Livius und Sueton, mit denen man früher für den Schmuck der historischen Diction alles gethan zu haben glaubte. Nach wie vor versuchte ohnehin die Masse der geistlichen Geschichtschreiber es noch in alter gedankenloser Weise fortzutreiben, und die Mehrzahl der Chroniken und Annalen bis in's 13. Jahrhundert hinein verräth in Plan, Auffassung und Darstellung nur einem sehr scharfen Auge, daß der Boden der geistigen Suprematie der Kirche auch auf diesem Gebiete in's Wanken gerathen ist.

Besonders denkwürdig sind die Vermittelungsversuche, zu denen man sich gelegentlich bequemte. Das nachweislich älteste und folgenreichste von allen ist die sogenannte Kaiserchronik. Unsere heutigen Begriffe von Geschichte und Geschichtschreibung wollen uns kaum verstatten, dieses Werk der Historiographie zuzurechnen, und doch galt es seiner Zeit dafür und sollte nichts weiter sein. Es sollte, wie es ausdrücklich und in Worten sagt, die keiner Doppeldeutung fähig sind, den Laien, die so eigensinnig oder so stupid waren, bloß ihre Muttersprache zu verstehen, die Geschichte in deutscher Sprache vortragen. Es ist immerhin eine starke Concession an den Zeitgeist, aber zugleich ist auch die entschiedene Absicht nicht zu verkennen, damit die Herrschaft über

Digitized by Google

denselben zu behaupten. Denn die uns so sonderbar erscheinenden Zornesergüsse gegen die Lügendichtungen, welche angeblich den Geist der Nation vergifteten, bedeuten nichts anderes, als daß die Kirche oder einige Hellsehende in ihr zu begreifen anfingen, daß die mächtig aufstrebende Literatur in der Volkssprache mit der Zeit die ganze Exclusivität der kirchlichen Wissenschaft und der geistlichen Schriftstellerei überwältigen und bei Seite schieben könnte. Die Kaiserchronik hat diesem Vorgang keinen Einhalt zu thun vermocht und die Lügenmären, gegen die sie so tapfer loszieht, sind sehr bald in der Gestalt der Bretannischen Romane, aber auch in der des volksthümlichen Epos nach dem Muster der Nibelungen die Beherrscher der deutschen Literatur auf lange hinaus geworden. Denn was sie selbst als Ersatz dafür bot, die reine geschichtliche Wahrheit, wie sie glaubte — daß wir ganz anderer Ansicht darüber sind, ist für die culturgeschichtliche Würdigung ihres Standpunktes gleichgültig — konnte den Geist einer Zeit und einer Nation, die in dem lebhaftesten idealistischen Gährungsproceß begriffen war, nicht befriedigen. Er verlangte ganz andere romantische oder poetische Ingredienzen für seine Speise als sie der einseitig kirchliche Rigorismus und die exclusive geistliche Weltanschauung ihm gewähren konnte. Für die heutige historische Kritik mag daher immerhin die ganze Kaiserchronik für ein Gewebe sagenhafter Umbildung eigentlicher Geschichte, ja zum großen Theil fast eigentlicher Sagen mit nicht mehr herausschälbarem geschichtlichem Kerne gelten, der Zeit war sie wirkliche Geschichte und weil sie dieß zu stark und exclusiv war, — eben nur so weit die Licenz der Kirche für die Geschichte ging und gehen durfte — konnte sie ihr jene Lügenmären, d. h. die eigentliche Poesie nicht ersetzen. Daß sie es sollte, dafür zeugt nicht bloß die ausdrückliche Erklärung ihres Verfassers, sondern auch die Form selbst. Hätte es sich nur um eine Darstellung der Geschichte gehandelt, so würde sich von selbst die Prosa dafür geboten haben. Aber wenn der weltlichen Poesie damit ein Paroli gebogen werden sollte, mußte auch Vers und Reim dem Inhalt dieselbe Anziehungskraft geben, wie sie jene eben dadurch besaß.

So wenig nun die Kaiserchronik ihren eigentlichen Zweck erfüllen konnte, so folgenreich ist doch der von ihr gegebene Anstoß geworden. Zunächst in so fern, als in ihr das zu einem ungezählten Heer anschwellende Geschlecht der Reimchroniken in deutscher Sprache ihre letzte Stammmutter anzuerkennen hat. Die Sprache und die Kunstgesetze des Versbaues mochten sich noch so sehr verändern, wie es eben der Fortschritt der gesammten deutschen Literatur mit sich brachte und dadurch die alterthümliche Form der Kaiserchronik bald als völlig veraltet erscheinen lassen, ihre Anlage aber im Großen, selbst ihre Behandlungsweise im Einzelnen wurde das von einer Generation auf die andere fortgepflanzte Modell aller, natürlich auch solcher, die von der Exi-

Digitized by Google

stenz desselben längst keine Ahnung hatten, sondern nur aus dem Copiren der selbst schon hundertfach copirten Copien die Bedingungen ihres Daseins zogen.

Daß sich dabei unwillkürlich die Gesammtanschauung, oder der Geist des Originals in die entsprechenden Wandelungen des jedesmaligen Zeitgeschmackes oder Zeitbedürfnisses umsetzte, versteht sich von selbst, aber es blieb doch nach wie vor jener fundamentale Charakterzug dieser ganzen Historiographie bestehen, der die Form der Poesie ohne alles Bedenken auf die Darstellung der Wirklichkeit übertrug. Je mehr das spätere Mittelalter seine Augen für die Wirklichkeit schärfte, desto greller mußte freilich auch der Contrast zwischen einer solchen Form und dem Inhalt heraustreten oder richtiger gesagt, er tritt für unsere kritischgeschulten Augen heraus, die Zeitgenossen und Leser empfanden ihn, wie es scheint, lange gar nicht und wo sie es thaten, nur instinctiv. So konnte die Reimchronik, das stets zeitgemäß verjüngte Abbild der Kaiserchronik, in ganz lebendiger Tradition neben den andern Formen der geschichtlichen Darstellung, denen sie als gleichberechtigt galt, bis dahin fortdauern, wo überhaupt die mittelalterliche Tradition auf allen Gebieten der Geschichtschreibung nicht bloß, sondern überall in der ganzen schönen und wissenschaftlichen Literatur durch die neue Richtung der gelehrten Bildung auf der Grundlage der klassischen Studien beseitigt wurde. Die Reimchroniken des 15., 16., ja noch aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts sind in ihrer Art noch eben so allgemein anerkannte, gerne gelesene und mit Achtung behandelte Repräsentanten der Geschichtschreibung ihrer Zeit, wie es die Braunschweiger des 13., oder die Ottokars v. Steier aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts waren. Daß für einen heutigen Geschmack ihre Lectüre in dem Grade unerquicklicher wird, als sie der Zeit nach uns näher kommen, entscheidet über ihre culturgeschichtliche Stellung und Bedeutung in ihrem Kreise und in ihrer Zeit nichts. Begreiflich fühlen wir die immer weiter gähnende Kluft zwischen dem immer realer, oder richtiger gesagt, prosaischer werdenden Inhalt und der conventionell festgehaltenen poetischen Form als eine arge Beleidigung unserer Geschmacksnerven. Die Zeitgenossen aber standen so völlig unter dem Banne dieser conventionellen durch Jahrhunderte bestätigten und geheiligten Form, daß sie daran keinen Anstoß zu nehmen wagten, so wenig wie wir kritischen Geister von heute an irgend einer sinnlos gewordenen Form der Etiquette oder der geselligen Höflichkeit.

Mit der Kaiserchronik war eine Geschichtschreibung in deutscher Sprache gleichsam von der Kirche selbst sanctionirt. Diese dachte nicht daran, sie überhaupt aus der Hand zu geben, und die Richtung des Volksgeistes ging zunächst so entschieden nach einer andern Seite hin, nach der, welche auch uns als eigentliche Poesie erscheint, daß ihr die immer schreibfertiger und

Digitized by Google

schreiblustiger werdenden Laien anfänglich noch jenes Gebiet gleichsam als ihre althergebrachte Domäne überließen. Aber der neue Geist zwang auch hier zu weiteren Concessionen. Aus der Mitte der Geistlichkeit wurde auch der Versuch gemacht, die Geschichte nicht bloß in deutschen Versen, sondern auch in deutscher Prosa zu behandeln, also diejenige Form, die dem bisher allein berechtigten exclusiven Leserkreis doch immer als die eigentlich natürliche oder berechtigte für geschichtliche Stoffe galt, durch die Herüberleitung in die deutsche Sprache dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Es war eine große und folgenschwere That, obgleich sich ihr Urheber wie gewöhnlich dessen nicht bewußt wurde, als ein geistlicher Mann in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts unternahm, was er von der Weltgeschichte wußte, in deutscher Prosa zu erzählen. Die sogenannte Repkow'sche Kaiserchronik, sogenannt, sagen wir, weil ihr Verfasser jedenfalls nicht der als Verfasser des Sachsenspiegels bekannte Eike von Repkow, ein Mann aus dem Ritterstande sein kann, berührt sich in ihrem Aeußern, der Besonderheit der Sprache, der Zeit und dem Ort der Entstehung mit dem Sachsenspiegel so nahe, daß sich begreifen läßt, wie man ihr denselben Urheber zuschreiben konnte, besonders da eine etwas zweideutige Stelle in der gereimten Vorrede der Chronik darauf hinzuweisen schien. Aber die Kritik ist berechtigt, diese Annahme zurückzuweisen. Nur in einem höhern Sinn als dem der buchstäblichen Wirklichkeit bleibt sie doch wahr: es ist derselbe Geist, der den Sachsenspiegel zu einem so merkwürdigen, ja geradezu einzigen Denkmal unserer Volksentwickelung stempelt, auch in der sächsischen Kaiserchronik deutlich wahrzunehmen. Bis dahin hat die deutsche Welt da, wo sie deutsch fühlte und dachte, sich in einer erträumten Sphäre, in einem phantastischen Raume, unter und mit Gestalten aus Luft und Dunst gewoben, bewegt. Im Sachsenspiegel greift sie zum ersten Male in die derbste Gegenständlichkeit des Lebens, und dasselbe thut sie in der sächsischen Kaiserchronik. Bis dahin galt als herkömmlich und deßhalb für geheiligte Norm, daß Gesetz und Recht nur in lateinischer Sprache geschrieben werden könnten. Jede Privat-Urkunde scheint mehr dadurch, daß sie lateinisch verfaßt wurde, den Charakter der Sicherheit und Zuverlässigkeit zu empfangen, als durch ihren Inhalt oder die sonstigen Formalitäten bei ihrer Ausstellung. Vollends das öffentliche Recht, wie es von Kaiser und Reich, von Fürsten und Herren, von Städten und Gemeinden ausging, konnte man sich gar nicht anders als in der geweihten Sprache der Capitularien und der kaiserlichen Kanzlei denken. Es war ein großer Mann, der es zuerst wagte, ein ganzes Rechtsbuch in deutscher Sprache zu verfassen, und groß blieb er auch dann, wenn sein Versuch bloß ein Versuch geworden wäre und nicht das, was der Sachsenspiegel ist, ein in seiner Art vollendetes Meisterstück volksthümlicher Darstellung. Denn was an Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten für den modernen Erklärer darin enthalten sein mag, und dessen ist nicht wenig, das war für den gleichzeitigen Leser nicht vorhanden. Er verstand und empfand jedes Wort: wir, denen so viel thatsächliche Voraussetzungen abgehen, die den Zeitgenossen angeboren waren, müssen freilich oft genug straucheln, aber nicht öfter wie in jedem Geisteserzeugnisse solcher Art, das durch einen sechshundertjährigen Raum von uns getrennt ist.

Alle Vorzüge des Sachsenspiegels gebühren aber auch der Sächsischen Kaiserchronik, sobald man nur die Subjectivität des modernen wissenschaftlichen Bewußtseins nicht als Maßstab anlegt. Denn dieses wird leicht herausfinden, daß ihr Verfasser ebenso unkritisch compilirte wie jeder andere in seiner Zeit, der Geschichte schrieb und, setzen wir hinzu, wie es alle anderen Historiker, auch die mit den gelehrtesten Amtsmienen bis zu der neuesten Phase der methodischen Quellenforschung und Kritik gethan haben. Der Historiker findet darum auch hier so wenig wie in der gereimten Kaiserchronik „brauchbares Material", so weit der Verfasser eben bloß andere bekannte und unbekannte ältere Bücher abschreibt und auszieht. Aber da, wo er erzählt, was er selbst als Zeitgenosse weniger gethan als gehört hat, da pflegt auch die moderne Forschung ihm eine gewisse Anerkennung nicht zu versagen. Da ist das Buch „eine ziemlich zuverlässige und oft sehr ergiebige Quelle" von Nachrichten, die aus keiner andern zufließen, was freilich oft nur ein Zufall sein kann, setzen wir beschränkend hinzu.

Für den Standpunkt, den wir hier vertreten, ist es aber noch viel mehr und zwar auch wieder vorzugsweise da, wo der Verfasser frei, aus lebendiger Erinnerung, ohne das Gängelband seiner geschriebenen Meister und Vorgänger erzählt. Hier hört man zum ersten Male einen wirklichen Naturlaut, Worte, die nichts anderes bedeuten sollen, als was sie in der Sprache der Zeit bedeuten, kurz, man hört zum ersten Male die Muse der Geschichte deutsch reden und man begreift, daß nachdem dieser unermeßliche Wurf einmal gelungen war und zwar wieder um vieles besser als man nach der Schwierigkeit des ersten Versuches hätte billig erwarten dürfen, er von manchem andern mit demselben Erfolge wiederholt worden, daß sich ein ganzes Geschlecht von Geschichtschreibern in deutscher Sprache danach, wenn auch keineswegs unmittelbar daraus bilden mußte.

Wohl erhielt sich auch dann noch und für die ganze folgende Periode das altherkömmliche Latein, aber auf der einen Seite von den deutschen Reimchroniken, auf der andern von der deutschen historischen Prosa unwillkürlich mehr und mehr eingeengt, mußte es sich nun selbst da, wo es sich noch behauptete, ganz anders nach den Forderungen des Volksgeistes modeln, als vorher. Die selbstgenügsame Exclusivität der Geschichtschreibung des früheren Mittelalters war gebrochen. Geschichte wurde jetzt nicht mehr ge-

Digitized by Google

schrieben von Geistlichen für Geistliche oder geistlich Gebildete, sondern, wenn auch immerhin noch sehr oft von Geistlichen, doch für Jedermann aus dem Volke, der lesen wollte, und solcher Leute gab es in Deutschland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr. Und je mehr die frühere Allmacht der poetischen Literatur zurücktrat, desto größer wurde das Bedürfniß nach anderer Lectüre. Andachtsbücher und Geschichtsbücher nahmen darunter seit dem 14. Jahrhundert die erste Stelle ein und während die ersten doch mehr der Frauenwelt oder besondersten Situationen des Lebens dienten, gewannen die zweiten aus dem Kerne der deutschen Männerwelt, aus den behäbigen Bürgern der großen und kleinen Städte, auch wohl aus dem niedern Adel, der auf seiner Väter Stammschloß saß, ihr Publicum. Niemals hat die deutsche Geschichtschreibung ein so stattliches Publicum, eine solche wahrhaft gesunde und tüchtige Basis gehabt, denn die eigentliche Basis jeder Literatur bilden eben doch ihre Leser und nicht das Talent oder die Tüchtigkeit ihrer Schreiber. Erwägt man dies, so wird sich der Culturhistoriker den Denkmälern einer solchen Literatur mit gespanntem Interesse und achtungsvoller Pietät nahen: er begreift, daß ihm hier das eigentliche Wesen und Weben der Volksseele ganz anders entgegentritt, als in den kalten und leeren Phrasen der schriftgelehrten Mönche und Priester des früheren Mittelalters!

Die Befestigung großer Städte.*)

Die im Laufe dieses Jahres über die Befestigung großer Städte erschienene Schrift, deren Verfasser der im letzten Kriege gefallene preußische Ingenieur-Hauptmann Hertzberg ist, berührt nicht nur eine militärische Branche, und zwar die des Befestigungswesens im Allgemeinen, sondern auch eine Frage der Zeit, die bereits vielfach und tiefer eingehend besprochen worden ist. Wie allenthalben bei dergleichen Erörterungen sind die Ansichten meist schroff getheilt, wobei nicht selten das Kind mit dem Bade verschüttet wird, indem sich mitunter Ansichten geltend machen, die entweder einer gediegenen Basis entbehren, oder geradezu an das Extreme streifen. Der Verfasser des genannten Buches dagegen, ein in seiner Stellung hochgeschätzter Fachmann, hat den

*) „Betrachtungen über die Befestigung großer Städte. Ein Wort für die Stadtbefestigungen. Von Carl Adolf Hertzberg, königl. preuß. Ingenieur-Hauptmann. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Gustav Hertzberg, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1871.

Mittelweg betreten und dabei in klarer und überzeugender Weise den streitigen Gegenstand behandelt. Der Tod ereilte ihn in seinem Berufe, als das Buch im Drucke der Vollendung nahe war, vor Straßburg, dessen Belagerungscorps er mit zugetheilt war. Sein Bruder, der a. o. Professor der Geschichte an der Universität zu Halle, Gustav Hertzberg, hat es zum Abschluß gebracht. Auch er ist bereits als Schriftsteller bekannt.*)

Unter den schon vorausgegangenen Schriften, die in entgegengesetzter Ansicht den Gegenstand besprechen, nennen wir hier zwei, die besonders der Beachtung werth sind, nämlich:

1) „Stadtbefestigung oder reine Militairfestung, sowie über die nothwendigen Veränderungen in der permanenten Befestigung." Berlin, Expedition der Militairischen Blätter, 1869. Und

2) „Entwurf eines neuen Landesvertheidigungs-Systems, basirt auf der gänzlichen Entfestigung sämmtlicher Stadtfestungen. Von v. Wedelstädt, Major a. D., Verfasser von: „Stadtbefestigung oder reine Militairfestung" ꝛc. Leipzig, O. Wigand, 1870**). Beide Schriften sind somit von ein und demselben Verfasser und zwar von einem Militair; sie bilden daher ein Ganzes und Zusammenhängendes, wobei natürlich häufige Wiederholungen nicht ausbleiben. Sie verfolgen die eine Idee der Entfestigung aller Festungsstädte. Diesen größeren Arbeiten gesellten sich noch Broschüren und längere Artikel in verschiedenen Zeitungen von Berufenen und Unberufenen zu. Da Köln eben als Festung verstärkt werden sollte, so regte sich besonders dort eine starke Opposition, aus der mehrere Schriften hervorgingen, namentlich die des Dr. Weinhagen, welche die „Kölner Festungsfrage" eingehender behandelte. Die „Kölner Zeitung" brachte von diesem Standpunkt aus Weiteres.

Ehe wir indessen näher auf den Gegenstand eingehen, halten wir für geboten, ihn im Allgemeinen, wenn auch kurz, näher abzugränzen, um eine etwas festere Basis beim Aufbau dieser Zeitfrage zu gewinnen.

Man vertrat nämlich längst vor dem letztem Kriege, und zwar auch von militairischer Seite, die Ansicht: daß bei der neueren Art der Kriegführung die festen Plätze, besonders aber die 2. Ranges, nicht die Bedeutung mehr hätten, als früher, daß man sie daher bei größeren Operationen weniger beachte, an ihnen vorüberziehe, um die Kräfte nicht unnützer Weise zu zersplittern und sie höchsten Falles nur beobachten lasse. Wären dergleichen Plätze somit so gut als überflüssig, so ergebe sich dabei auch, daß beim Weg-

*) Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Von Hertzberg. 2 Bände. Halle, 1866.

**) Eine tiefer eingehende Besprechung der beiden genannten Schriften mit mannichfachem Anzweifeln und Widerlegen findet man in der Preußischen Militär-Literatur-Zeitung, Jahrgang 1870, Heft 8, Seite 366 bis 372.

Digitized by Google

fall derselben eine Menge Arbeit und Kosten, die den betreffenden Staaten aufgebürdet wären, beseitigt würden. Der Krieg von 1866 schien diese Ansichten zu bestätigen und deren Anhänger verstiegen sich nun so hoch, daß sie erklärten: überhaupt alle festen Plätze müßten überflüssig werden, indem in neuerer Zeit die Entscheidungen ernster Völker-Conflicte nur noch im offenen Felde durch Schlachten herbeigeführt würden. Das Letztere ist allerdings unleugbar; daß aber auch die festen Plätze noch eine Rolle, und zwar eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, hat der letzte Krieg zur Evidenz bewiesen. Wir kamen dabei wieder, man möchte sagen unverhofft, zu einem Festungs- und Belagerungskrieg, wie ihn in seiner Großartigkeit die Vorzeit nicht aufzuweisen vermag. Dabei ist nun wohl zu beachten, daß die genannten Schriften vor diesem Kriege erschienen, deren Verfasser mithin die Resultate in dieser Beziehung und Tragweite nicht ahnen konnte. — Trotzdem nun der Verfasser der beiden Schriften gegen die Stadtbefestigungen, Militair war, so schien er diese doch weniger für seine Berufsgenossen, als für ein anderes Publicum geschrieben zu haben. Zunächst bekämpfte er die Ansicht des berühmten General v. Clausewitz: „Die Vertheidigung ist die stärkere Form des Kampfes" und meint, daß dieses Wort zur „Phrase" resp. „Unwahrheit" geworden sei. Dagegen stellt er bei der Frage, Stadtbefestigung oder reine Militairfestung? die Behauptung auf: daß das Gleichgewicht zwischen Angriff und Vertheidigung zum Nachtheil der letzteren gestört sei. Dabei faßt er zunächst zwei Punkte in's Auge: „die Rayongesetze," diese nie versiegende Quelle des Haders, und dann den „Trümmerhaufen" in den der Feind die befestigte Stadt, in die er einziehen will, erst umzuwandeln hat. — Weiter wird gesagt: daß die Stadtbefestigungen nur so lange gerechtfertigt, ja geboten gewesen seien, als die Bewohner eines möglichst starken Schutzes bedurften, um gegen Raub, Mord, Brand, Plünderung und Sklavenverkauf gesichert zu sein; da aber neuerer Zeit die Kriege humaner als sonst geführt würden, so müßten befestigte Stadtplätze jetzt nur noch als „geschichtliche Reminiscenzen" gelten.

Der Raum gestattet nicht, näher auf die hier angeführten Behauptungen einzugehen; diese sollen überhaupt nur maßgebend für die Ansichten sein, die jetzt nach dieser Richtung hin im Allgemeinen vertreten werden, und denen das unter dem obigen Titel vorliegende Buch zum Theil entgegentritt.

Zunächst ging die Agitation natürlich von Städten aus, die in den Festungsgürtel während des Friedens eingezwängt und im Kriege der Misère einer Belagerung zunächst ausgesetzt waren. Den offenen Städten gegenüber stehen sie somit immerhin im Nachtheil. Dabei tritt an uns zunächst die Frage heran: ob im Interesse des Ganzen und Allgemeinen liegt, die

Digitized by Google

Wünsche des Einzelnen auch dann zu berücksichtigen, wenn jenes voraussichtlich darunter leidet.

Schon in der „Einleitung" finden wir den Kern der vorliegenden 144 Seiten umfassenden Schrift Hertzbergs. Es ist darin unter Anderem gesagt, daß die von den befestigten Städten aus begonnene Agitation so lange rein localer Bedeutung gewesen sei, als sie sich darauf beschränkt habe, nur einzelne Modificationen des vom Staate adoptirten Landesvertheidigungssystems auf Grund unabweislicher Bedürfnisse einzelner Orte zu erstreben; ob es aber nach Balancirung der strategischen und staatsökonomischen Rücksichten für angemessener und dem allgemeinen Staatsinteresse entsprechender zu erachten sei, dieses oder jenes einzelne Glied des bestehenden Systems beizubehalten oder durch Neuanlagen zu ersetzen, oder endlich einfach wegfallen zu lassen, darüber möchten die Meinungen immerhin aus einander gehen, die Grundprincipien des Systems seien dadurch noch nicht berührt, das Vertrauen in ihre Richtigkeit noch nicht erschüttert worden. Es wäre ja möglich, daß nach reiflicher Erwägung an maßgebender Stelle Stettin oder Magdeburg, Erfurt oder Minden für eben so entbehrlich erachtet würden, wie früher Jülich, Silberberg und Schweidnitz; man könnte sich vielleicht auch dafür entscheiden, statt Köln-Deutz künftig Neuß-Düsseldorf als Mittelglied zwischen Coblenz zu behandeln, einen dort geschaffenen Centralplatz auch zum Centrum der rheinischen Bahnen zu etabliren und Köln künftig als offenen Ort unter den Kanonen eines möglichst stark befestigten Sperrforts Deutz, den Consequenzen dieses Verhältnisses und seinem Schicksal bei einem dereinstigen Kriege zu überlassen. Das alles seien aber interessante Zweckmäßigkeitsfragen zweiten Ranges gewesen, deren Ventilirung man ruhig den Interessenten anheim stellen konnte; nun aber sei die Agitation in ein neues Stadium getreten, ihr Charakter ein anderer geworden. Statt isolirte Aenderungen zu erstreben, scheine einfacher und leichter zum Ziele führend, gleich am Ganzen zu rütteln und namentlich die Idee der Befestigung und Vertheidigung großer Städte ein für alle Mal über Bord zu werfen.

In einseitiger Uebertreibung der Mißstände, welche der jetzige Zustand der Befestigungen mit sich führe und bei fast völligem Ignoriren der Maßregeln, welche jenen Mißständen abzuhelfen geeignet wären, proclamire man die Werthlosigkeit und Unfähigkeit zur Vertheidigung der Stadtfestungen als ein Axiom, dessen Wahrheit von „Capacitäten ersten Ranges in strategischen und fortificatorischen Fragen," wie auch „von dem einsichtsvolleren und strebsameren Theile der Offiziere" allgemein anerkannt würden, ja, dem auch der Generalstab sich zuneige; es wäre beinahe schon compromittirend, den alten Unsinn noch zu verfechten, überhaupt noch das Wort zu Gunsten der vielgeschmähten Städtebefestigung zu erheben.

Digitized by Google

So weit der Verfasser, der nun den hingeworfenen Fehdehandschuh ruhig, aber entschieden aufnimmt. Er will den Werth des Vertrauens in ein vaterländisches Vertheidigungsmittel durch derartige Ansichten und Behauptungen nicht weiter untergraben lassen. Zunächst führt er die beiden bereits oben erwähnten Schriften gegen die Städtebefestigungen an, die nach seiner Meinung zur Zeit das Arsenal gebildet, aus dem die Wortführer der erwähnten Agitation ihre Waffen entnommen hätten. Er erkennt sie als nicht ohne Geist und in vieler Beziehung mit Sachkenntniß geschrieben, als geeignet das Urtheil aller Derjenigen zu bestechen, denen eine nähere Kenntniß des Gegenstandes abgehe, von den zahlreichen Persönlichkeiten nicht zu sprechen, deren Privatinteressen sie das Wort redeten; aber eben deshalb wäre eine speciellere Beleuchtung des Inhalts derselben geboten.

Die Gegner der Befestigung größerer Städte scheidet er in zwei Kategorien, nämlich solche, die, ganz radical auftretend, überhaupt die systematische Verwendung permanenter Befestigung im großen Ganzen total verwerfen und in die andere Classe, die zwar den Werth der Festungen im Allgemeinen nicht geradezu bestreiten, aber doch gegen die Befestigungen der Städte im Speciellen Bedenken hegen. Den Männern dieser Ansichten setzt der Verfasser zunächst entgegen: daß sie bei ihren Argumentationen Wahres und Falsches, Richtiges und Schiefes mit einander vermengen, weil sie Princip und praktische Durchführung nicht gehörig getrennt halten, denn mit der größten Geläufigkeit werde überall von einzelnen schlecht gelegenen, mangelhaft construirten, ungenügend benutzten Plätzen auf das ganze System exemplificirt, und zwar nicht auf das System, nach welchem gerade jene Pläne angelegt gewesen, sondern gleich auf Festungen jeglicher Art. Eben so wenig würden auch die Umstände näher berücksichtigt, unter denen einzelne Festungen noch nichts geleistet haben, oder geleistet haben konnten. Man vergesse dabei auch, daß Festungen und Festungsbesatzungen eben auch nur einzelne Kriegsmittel unter mehreren seien, über deren Werth für das Ganze im concreten Falle die Umstände und vor Allem die richtige Verwendung entscheiden.

Der Verfasser der beiden Schriften gegen die Städtebefestigung hatte unter Anderem auch angeführt: daß den Russen Sebastopol mehr geschadet als genützt, daß im letzten großen amerikanischen Kriege die Union ohne Festungen gesiegt habe, während der Süden mit diesen unterlegen sei, und hieraus argumentirt: „Die Festungen sind verwerflich, weil sie die Entscheidung des Krieges nutzlos verzögern und die von beiden Seiten für den Krieg zu bringenden Opfer an Blut und Geld vermehren.“ Diesen Trugschluß widerlegt nun der Verfasser (§. 3) schlagend in Folgendem: Wenn zwei Staaten gegen einander Krieg führen, so handelt es sich für sie um Interessen, welche jeder so hoch schätzt, daß er auch die von einem Kriege unzertrennlichen

Digitized by Google

Opfer für sie darbringt und zwar in der Hoffnung eines glücklichen Ausganges. Beide Theile hoffen auf den Sieg, der die ihrerseits gebrachten Opfer lohnt; beide Theile wagen somit auf das ungewisse Kriegsglück hin mit mehr oder weniger begründeten Aussichten auf Erfolg, und diese wachsen für jeden Kriegführenden mit dem Grade von Energie, den er dabei kund giebt, d. h. mit dem festen Entschluß, seinerseits das Aeußerste auf den Erfolg zu setzen. Eine unbedingte Sicherheit des Erfolges ist beim Kriege mehr noch wie bei vielen anderen menschlichen Unternehmungen überhaupt kaum jemals vorhanden und das giebt dem Entschluß zum Kriege jene unermeßliche Tragweite und dem Kriege selbst das Element des Unberechenbaren, welche von einem gewissen Standpunkt aus wohl gegen den Krieg überhaupt oder gegen einen speciellen sprechen, aber niemals gegen ein einzelnes Kriegsmaterial, wie z. B. die Festungen. — Der Theil der Kriegführenden, der momentan der schwächere ist oder im Verlauf des Kampfes wurde, sucht durch eine Verzögerung oder Verlängerung günstigere Chancen zur Entscheidung abzuwarten und dazu müssen ihm besonders Festungen und Verschanzungen die Mittel bieten, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Muß man alle Kräfte und Mittel aufbieten, um einen Krieg durchzuführen, dürfen daher keine Opfer dafür gescheut werden, so sind beim Unterliegen auch die Summen zu verschmerzen, die man bei Anlegung fester Plätze, vorausgesetzt vernünftiger, aufgebracht hat; fällt er günstig aus, behalten diese ihren Werth als Stütz- und Vertheidigungspunkte immerhin. Es bleibt somit Sache des Feldherrn wie des Staatsmannes, rechtzeitig zu beurtheilen, ob die Mitwirkung der Festungen im Einzelnen hinreichen wird, das Kriegsglück zu wenden.

Sehr richtig sagt der Verfasser weiterhin: „Es ist mit den Festungen ähnlich, wie mit dem Vorhandensein einer starken Reserve in der Schlacht, z. B. der alten napoleonischen Garde; beide geben vielleicht keinen Schuß ab, und doch kann ihr Dasein ganz entscheidend einwirken, resp. umgekehrt ihre Abwesenheit an gewissen Punkten gewaltiges Unheil anstiften." Der Verfasser stellt dabei nicht nur seine Ansichten auf, er sucht sie auch durch Beispiele zu begründen, besonders im IV. Capitel mit der Ueberschrift: „Blick auf die Leistungen der Festungen in den neueren Kriegen." Er beginnt mit dem siebenjährigen Krieg und fährt damit bis auf die Neuzeit fort.

Der II. Abschnitt handelt specieller von der Befestigung größerer Städte. Die Gegner, welche außer der Stadtbefestigung noch anderweitige Befestigungen wünschen, wollen jene im allgemeinen durch große permanent befestigte Lager oder „Soldatenfestungen" ersetzen, die womöglich noch an wüsten Plätzen, um auch die Bodencultur so wenig wie möglich zu beeinträchtigen, angelegt werden müßten. Dabei scheinen sie noch zu glauben, daß es sich bei der Befestigung von Städten vorwiegend um deren Schutz mit handle,

Digitized by Google

wobei der Platz vom Erbauer weniger in Betracht gezogen worden sei. Dem ist aber in Wirklichkeit nicht so, denn wenn auch die Sicherung größerer Städte durch deren Befestigung sehr wünschenswerth ist, damit deren größere Hülfsquellen erhalten und die Ausbeutung derselben vermieden werden, so tritt doch dabei deren strategischer Werth zunächst in den Vordergrund. Die größeren Städte sind fast durchweg an den größeren Communicationsplätzen erwachsen, sie sind daher gleichzeitig die Beherrscher der Stromübergänge, die Centralpunkte der großen Verkehrswege. Daraus entsteht ihre Wichtigkeit als Pivot für die mit ihnen in Verbindung stehende Feldarmee. Viele unserer heutigen größeren befestigten Städte gingen aus den Römercolonien hervor, die damals wesentlich strategische Punkte waren und bis auf die Neuzeit geblieben sind, so namentlich viele Städte am Rhein. — Ferner ist nicht verbürgt, daß der Feind größere unbefestigte Städte mehr verschonen würde, selbst wenn sie in strategischer Beziehung indifferent gelegen sind, im Gegentheil, er wird sie eben so aufsuchen, um sie auszubeuten und je nach Belieben darüber schalten und walten. Dagegen könnte wohl eingewendet werden, daß offene Städte einer Schädigung, besonders durch ein Bombardement, weniger exponirt seien als befestigte, und im Allgemeinen ist das auch zuzugestehen; allein dadurch ist einer offenen Stadt noch keineswegs ein Freibrief gegen die Heimsuchung des Krieges ausgestellt; sie kann je nach Bedürfniß von Freund oder Feind besetzt, verbarrikadirt oder sonst passager befestigt, dabei bombardirt und gestürmt werden, wie ein fester Platz. Mithin ist sehr zu bezweifeln, daß die offene Stadt bei einer feindlichen Invasion immer sicher sei, von Barbarei und übermüthiger Zerstörung verschont zu bleiben, besonders nach den Erfahrungen des letzten Krieges im Benehmen unserer Gegner. Wären die Franzosen so tief in unser Land eingedrungen, wie die Deutschen in das ihre, unsre offnen Städte hätten da wohl in Bezug auf Zerstörung und Greuel Wunderdinge erleben können.

Die Gegner der Stadtbefestigungen weisen besonders auch auf die Belästigungen im Frieden hin, welche für befestigte Städte erwachsen. Diese Belästigungen sind zweifellos vorhanden. Häufig treten beschwerliche Verkehrshemmungen ein; durch die Umziehung des Festungsgürtels ist der Ausdehnung der Stadt meist ein Damm gesetzt. Ja, das Wohl der Industrie und des Handels — sagen Jene — und von Hunderttausenden strebsamer Bürger sei in fortwährender Gefahr, so daß im Frieden mehr sociale Schäden hervorgerufen würden, als im Kriege Nutzen daraus entstehe. Die Lebensadern und Nerven des Staates würden dadurch geradezu unterbunden. — Der Verfasser widerlegt diese Einwendungen im II. Capitel § 19 und 20; er nennt sie zum Theil so übertrieben, daß sie in lautes Reclamgeschrei der Interessenten ausarten. Wohl habe das Errichten von industriellen Etablisse-

Digitized by Google

ments manches Unbequeme, Unsichere, aber dergleichen seien doch meist im dritten, selbst im zweiten Rayon gestattet und wenn dabei nicht gleich von vorne herein aus Unbedachtsamkeit oder bösem Willen in gesetzwidriger Weise verfahren werde, so könne eine solche Unternehmung vielfach recht gut ohne nennenswerthe Steigerung der Anlagekosten in streng rayonmäßiger Weise durchgeführt werden. Man mag dabei nicht vergessen, daß erst in neuerer Zeit nicht wenig Plätze größere Industriestädte wurden, die längst schon befestigte waren. — Um einer allzusehr anwachsenden Bevölkerung im Festungskern vorzubeugen, bleibt die Erweiterung der Werke nicht ausgeschlossen. Am Schlusse dieses Capitels sagt der Verfasser: „Nach dem vorstehend Angeführten dürfte die Behauptung gerechtfertigt sein, daß die Befestigung großer Städte keineswegs für dieselben im Frieden unvermeidlicherweise eine Belastung bilde, welche über das Maaß dessen hinausgehe, was der Staat nach den Regeln der Billigkeit und des wohlverstandenen Staatsinteresses von den Einzelnen zum Besten des Ganzen verlangen darf. Es darf hierbei auch nicht übersehen werden, daß die Eigenschaft einer großen Festungs- und Garnisonsstadt auch manche Vortheile für viele Insassen derselben mit sich bringt, und daß die Lage an den großen Pulsadern des Verkehrs, wie sie den Betreffenden zahlreiche Annehmlichkeiten verschafft, dieselben auch ganz consequent nach einzelnen Richtungen hin belasten muß; andere an stilleren Punkten Lebende participiren eben an beiden nicht. Aber freilich ist jene Denkart nicht selten, welche nur die Vortheile, nicht auch die Lasten eines Verhältnisses ertragen will." —

Das Weitere, besonders über Ausnutzung solcher festen Plätze im Kriege, geht über das Allgemeine hinaus, gehört somit mehr dem Bereich des Militärwissenschaftlichen und Fachlichen an, wohin namentlich gehört: Werth der Stadtbefestigungen als Debouchés einer Armee, allgemeine Bemerkungen im Betreff der Dauer des Widerstandes, Gründe für die Behauptung großer Stadtfestungen, auch im Falle eines wirklichen Bombardements ꝛc.

Aber nicht nur den Militär, auch den Laien muß das darüber Gesagte in hohem Grade interessiren, da Alles, trotz der wissenschaftlichen Haltung, klar, verständlich und ruhig gegeben ist.

Wir haben dabei noch hinzuzufügen, daß es nicht so leicht und billig — abgesehen von der Wichtigkeit der Lage eines Platzes — es nicht so leicht und billig ist, denselben zu entfestigen und dafür neue dem entsprechende Werke zu schaffen. Tausende von Millionen, die im Laufe von Jahrhunderten und meist unter den schwierigsten Verhältnissen aufgebracht wurden, würden nutzlos werden, andere Tausende hätte man dagegen zu beschaffen.

Am Schlusse des in jeder Beziehung interessanten Buches ist in einem „Resumé" unter Anderem noch gesagt: daß die bisherigen Einwürfe gegen

Digitized by Google

die Befestigung größerer Städte nun wohl als hinfällig erscheinen und dabei auch die erröthen müßten, deren Patriotismus unter der Sorge für ihr Eigenthum mehr oder weniger leide, und daß bisher fast allein Deutschland der Welt das Schauspiel einer egoistischen Agitation gegen eine Institution geboten habe, deren das Vaterland bedarf. Auch in Frankreich fänden sich die großen Städte zum Theil durch ihre zu eng gewordenen Enceinten genirt, aber bei dem energischen Patriotismus der Franzosen declamirten diese nicht von ihrem Privatstandpunkte aus gegen das ihnen unbequeme, großentheils viel schwerer auf ihnen lastende System, sondern richteten ihre Bitten im Einzelnen auf sachgemäße Abhülfe, d. h. auf Erweiterung. Wer daher die Schrecken einer Belagerung fürchte, der möge anderswo sein Heil versuchen, der Staat aber müsse zu allen Zeiten auch solche Opfer fordern. Wer aber bleiben zu müssen glaube, der vergeude seine Zeit nicht mit thörichten oder ungeeigneten Declamationen und Agitationen im Sinne irgend einer chimärischen Idee, sondern wirke von seinem Standpunkte aus mit, daß sein Wohnort zu einer in jeder Weise starken und gewaltigen, ja zu einer unangreifbaren Festung werde, was beinahe eine Bürgschaft dauernden Friedens darstelle. Das bleibe in dieser Frage für den Staat wie für den Einzelnen die einzig richtige Aufgabe.

Wir bedauern, daß der brave und intelligente Officier, der dieses zeitgemäße Buch geschrieben, den letzten Krieg nicht überlebte, der ihm eine Menge weiteres Material zu seiner verdienstvollen Arbeit geboten hätte.

M. v. Eelking.

Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808.

Von Franz Schnorr v. Carolsfeld.

II.

„Arndt, Geist der Zeit. Th. 1. u. 2. 1806—1808."

Ruhmreich eröffnete Ernst Moritz Arndt, der Mann, der von sich sagte, er sei gleich hinter dem Corsen her geboren, seinen bis zum endlichen Siege unermüdlich fortgesetzten Kampf gegen das Gewaltsystem des französischen Kaiserreichs mit dem ersten Theil seiner Schrift: „Geist der Zeit," der im Jahre 1806 noch vor Ausbruch des preußisch-französischen Krieges (Ostern 1806 war er bereits gedruckt) erschien. Er selbst sagt sechzehn Jahre nach seinem Erscheinen (s. nothgedrungener Bericht a. seinem Leben. Th. 1. S. 202),

Digitized by Google

das Buch habe in mehr als einer Beziehung den bedeutendsten Einfluß auf ihn selbst gehabt und habe seine schriftstellerische Bahn und sein Leben zum Theil mit bestimmt, es seien noch, die es für das Buch erklärten, welches er am besten geschrieben habe. Entstanden ist es im November und December 1805.

Arndt beginnt mit einer Charakteristik des Gesammtzustandes seines „geistigen" und „klugen" Zeitalters und des Jahrhunderts der Aufklärung, in dem man „gelehrt, fein, schlau" genug war, aber „Weisheit, Zucht, Begeisterung und das heilige os magna sonaturum für Freiheit und Kraft" fehlten, und geht dann zu einer Schilderung der Hauptepochen in der Geschichte des Alterthums über, um zu zeigen, durch welche „Begebenheiten und Künste Völker, deren Bildung mit der unsrigen Aehnlichkeit hatte, stiegen oder sanken, durch welche List und Tapferkeit auf der einen, durch welche Trägheit und Zwietracht auf der andern Seite Herrschaft und Knechtschaft verdient ward." Nach dieser Darstellung kommt er auf die neuen Völker, in deren Schilderung er mit den Deutschen anfängt. Die deutsche Geschichte verfolgt er bis auf „die letzte große Scission deutscher Nation, die unheilbare, die vielleicht mit dem Volke endigen wird" unter Friedrich dem Großen. Hier hält er der kosmopolitischen, nationalitätslosen Weltanschauung entgegen, daß „ohne das Volk keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch" sei. „Ein Mensch sei selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden könne, ohne schlechter zu werden, ein ganzes Volk sei es nie. Die edelsten Geister würden nur aus dem ganzen Volke geboren."

Im Folgenden, wo von den übrigen Völkern der Neuzeit die Rede ist, findet Arndt bei einem jeden, Italienern, Spaniern, selbst die Türken nicht ausgenommen, Anlaß zu einem Wort der Liebe oder der Bewunderung. Nur wo er auf die Franzosen zu sprechen kommt, fängt er mit den Worten an: „müssen einem die Thoren doch immer begegnen, auf den Jahrmärkten und auf den Landstraßen. Von jeher habe ich nicht gern viel mit ihnen zu thun gehabt, und nun besetzen sie alle Zugänge und Wege der Geschichte so breit und übermüthig, daß man nicht einen Schritt thun kann, ohne auf sie zu stoßen." Dieselben Franzosen, fährt er fort, welche die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seien, der sie nur durch gemeine List und prunkende Aefferei beherrsche, könnten unmöglich einen Anspruch darauf haben, die Beglücker und Herren Anderer zu werden. Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mäßigkeit seien die Eigenschaften, welche ein großes Volk machten. Die Bildung der Franzosen habe vor den andern Europäern, die nicht tiefer dringen, nur den äußeren Firniß und die Abglättung voraus. Von jeher habe ihnen die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüths gefehlt, sodaß sie in einer kümmerlichen Mitte

Digitized by Google

zwischen beiden befangen gewesen seien. Ein so bethörtes und so bethörendes Volk, wie sie, könne keinen frischen, freudigen Stock auf die Menschheit setzen.

Ein besonderer Abschnitt ist dem „Emporgekommenen" gewidmet, den er nicht als den verruchten Bösewicht angesehen wissen will, zu dem ihn Manche im Hasse machen. Er habe geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, seine gewaltige Kraft oft planvoll, öfter unbewußt fortgetrieben, wo kein Widerstand war. Aber man dürfe ihn, der selber einer blinden Macht in seinem Inneren folge, nicht den weisen und sicheren Führer nennen, man dürfe nicht groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig sei. Das Hohe der Menschheit habe er nie gedacht, die Bildung und das heiligste Verhältniß Europas fänden in seinem System keine Stelle. Ehe man indeß über ihn aburtheilen könne, müsse man abwarten, ob er bestehen werde, wenn er einmal ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden haben werde. Er erscheine als das Abbild der großen römischen Helden: kalt und doch begeistert, in sich das tiefversteckte Feuer des Südens, das strenge, erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners. Zum Krieger sei er geboren, nicht zum Regenten: er übe sein Talent und werde es üben.

Bei dem Verhältniß zwischen den Kräften Napoleons und der noch ununterworfenen Völker hält Arndt es nicht für unmöglich, daß eine „allgemeine Umstürzung der Dinge und Nationen, wie im Mittelalter" eintrete und eine „Universalmonarchie" sich bilde. In den deutschen Fürsten sei die Kraft so ausgestorben, daß keiner „die Majestät des Unglücks kenne, die allmächtige, die das Schwert des Wütherichs aufhält und aus dem Todten und Hülflosen Begeisterung und Rettung weckt". Sie hätten das Undeutsche nie thun, sondern hassen und strafen müssen an Andern, damit sich tausend und hunderttausend Arme bewaffneten und die Nation, die ihre Fürsten erkannte, sich selbst erkennen lernte. Die Stärke des Feindes wachse nicht sowohl mit der Schwäche, sondern vor Allem mit der Schlechtigkeit seines Gegners. Denn ein Feind, der den unwürdigen und verächtlichen in den Staub hinabstoße, erscheine als ein Rächer Gottes, und die Völker sehen ihm gleichgültig zu. Bonaparte wisse, was das bedeute, und gebrauche es.

Hatte Arndt durch seinen „Geist der Zeit" den Franzosen seine Verachtung gezeigt und sich als ihr Feind hervorgethan, so erweckte er sich mit dem Buche doch auch Gegner auf deutscher Seite, indem er die Staatsmaximen Friedrichs des Großen angriff und von ihnen sagte, sie hätten auf dem Irrthum seines Zeitalters beruht, daß List und Klugheit die Welt beherrsche und daß der künstlichste Staatsorganismus der beste sei, indem er ferner den Basler Frieden ungünstig beurtheilte und ausführte, daß von Süden und aus der Mitte Germaniens deutsche Kunst und jede edlere Bildung gekommen sei und da von jeher ihre Sitze gehabt hätten. Es ist von Interesse, die Aeußerungen

Digitized by Google

Arndt's über die Stellung Friedrichs des Großen zur deutschen Nation und über das Verhältniß der Geistescultur in Preußen zu der im übrigen Deutschland genauer kennen zu lernen, da sie zu Vergleichungen mit seinen späteren Anschauungen Anlaß geben. Er sagt (S. 315 ff.): „Fremd war der Sinn der preußischen Monarchie (unter Friedrich dem Großen) allem, was deutsch heißt, und ist es noch; daher die Abneigung, ja fast der Abscheu der kleinen Staaten Deutschlands, wann es heißt, der preußische Adler soll über ihren Thoren seine mächtigen Fittiche ausspreiten. Der deutsche Sinn liebt das Gerechte und Gleiche, dazu das Formale. In den untern Regionen des Lebens ist er gern üppig und gutmüthig fröhlich, ohne mit Polizei und Aufsicht so viel zu thun zu haben, als im preußischen Staat, wo alles aristokratisch, streng und despotisch herrscht, ohne die kleinen Freuden und Freiheiten des Lebens zu achten, ohne welche die großen in der Regel nichts werth sind, weil sie ohne sie kaum sind. Der norddeutsche Sinn an sich ist schon streng und spröd, despotisch angestrengt ist er dem waidlichen süddeutschen noch viel fremder geworden, und wenn ja noch etwas Gemeinsames zwischen dem Norden und Süden Deutschlands stand, so hat die preußische Monarchie es völlig aufgehoben. An deutsche Begeisterung und Theilnahme für diesen Staat war also nie zu denken." „Es ist nichts lächerlicher als Friedrich dem Großen patriotisch-deutsche Ideen beilegen zu wollen. So patriotisch hat Richelieu und Louvois an Deutschland gedacht und darüber gesprochen, so patriotisch führt jetzt Bonaparte und Talleyrand, sein Knecht, und die deutschen Kurfürsten, seine Knechte, den Namen Deutschland und Deutschlands Freiheit im Munde." Ueber die Bildung im preußischen Staat äußert sich Arndt folgendermaßen (S. 322 ff.): „Friedrich der Große hat Akademien und Philosophen und Poeten besoldet, aber die meisten waren Fremde, und die Besseren und Edleren meines Volks konnten von solchen nichts lernen, die sie hassen mußten." „Norddeutschland und die Mark haben von jeher viel Wind, vielen Lärm und Sand gehabt, und die Berliner, wie die Gascogner, haben häufig die Ausrufer dessen gemacht, was anderwo gethan und gemacht war. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen; manche kleine Reichsstadt hat Deutschlands edlerer Bildung eben soviel gegeben als der ganze märkische Sand. Es ist auch unmöglich, daß in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit bei den Menschen will. Die sind in diesen Klimaten selten, in diesen Regierungen nie."

Die Entgegnungen, welche durch diese Aeußerungen Arndt's hervorgerufen wurden, waren der heftigsten Art. C. A. von Kamptz, der bekannte Verfolger der demokratischen Partei, und Fr. von Cölln, dessen Ansichten in

Digitized by Google

der Zeit nach der Schlacht bei Jena wir weiter unten kennen lernen werden, ertheilten den Aeußerungen übereinstimmend das Prädicat unverschämt. Der Letztere rief aus (Preußischer Staatsanzeiger, Octobr. 1806, S. 435), indem er Friedrich den Großen in Schutz nahm: „Nie ist eine unverschämtere Lüge ausgesprochen, nie ein Gott mehr gelästert worden, wie dieser unwissende, mit erhaben klingenden Worten um sich werfende Verläumder, Herr Arndt, lästert." Und Kamptz sagte in einem Artikel gegen Arndt, der betitelt ist: über die Geistescultur im deutschen Norden, besonders in den Königl. Preuß. Staaten (Minerva von Archenholz, 1806, Bd. 4, S. 87 ff.):. „Mit Erstaunen habe ich die Kette unrichtiger, absprechender, ich darf wohl sagen, unverschämter Behauptungen aus der Feder eines Mannes, wie Arndt, dem gewiß auch ich die vollste Achtung widme, sich entwickeln sehen; lange war ich zweifelhaft, ob ich mehr über die Arroganz der Diction oder den tiefen Ungrund des Gesagten erstaunen solle; Materie und Form sind sich aber gegenseitig einander würdig." Obwohl Kamptz ausdrücklich sagte, daß trotz der durchaus unrichtigen Ansicht Arndt's von der Geistesbildung im deutschen und preußischen Norden ihm seine volle Achtung gewidmet bleibe, ist es doch Arndt hoch anzurechnen, in wie edler und versöhnender Weise er ihm in der Erklärung, welche datirt ist Stockholm 27. Jan. 1807 (Minerva, 1807, Bd. 1, S. 313 ff.), antwortete. Sein Buch, sagt er darin, sei als die Stimme seines Volkes empfangen worden, wie es aus Liebe seines Volkes geboren worden sei. Er habe nicht wehe thun wollen, aber die Zeit stehe im Kampf und jeder Einzelne auch, der nicht bloß Gemeines thun und leiden wolle. Man müsse billig sein gegen einen Menschen, der nicht Worte wägen möge. Was er über die Norddeutschen gesagt habe, treffe auch ihn selbst. Der höchste Gipfel der Menschheit und die heiligste Offenbarung der Kraft eines Volkes, wiederholt er, sei die Kunst und die Erfindung. In Bezug aber auf die Zukunft Deutschlands sagt er, seine Hoffnungen seien noch nicht zu Ende, sie würden vielmehr grüner, je mehr Schmach und Blut das Vaterland bedecke. Die wahrhaft rühmlichen Schlußworte seiner Entgegnung lauten: „Schließlich reiche ich Herrn von Kamptz brüderlich die Hand uud schließe mit dem heißen Wunsch, daß unsren patriotischen Herzen noch die Freude werde, Hohes und Gewaltiges deutscher Nation zu erleben."

Der Zeit seiner Entstehung nach schließt sich der zweite Theil des „Geistes der Zeit" eng an den ersten an. Er besteht aus vier verschiedenen in den Jahren 1806—1808 verfaßten Aufsätzen. Den Anfang macht „Blick vor- und rückwärts", ein Aufsatz aus dem September 1806, der das (später im „demagogischen" Sinn mißdeutete) Motto trägt:

Digitized by Google

Im Herzen Muth,
Trotz unterm Hut,
Am Schwerte Blut
Macht Alles gut.

Arndt klagt darin, daß hohe glorreiche Genien, die das Vaterland mit Stolz, das Ausland mit Ehren nenne und erkenne, in Mitte der fürchterlichsten Revolutionen von der geistigen Bildung, von dem erleuchteten Geist der Zeit, wie sie ihn genannt hätten, Mäßigung und Vereinigung der edelsten Kräfte der Europäer, Stillung alten Verderbens und langer Kämpfe gehofft, daß in denselben Tagen, wo das heilige Herz des alten Europa, Germanien, nicht mehr mit dem fröhlichen Puls des eigenen Lebens schlagen solle, unsre Barden und Philosophen Erlösung und Freiheit der Enkel grade durch einen Geist der Geduld und Erschlaffung erwartet hätten. Den Blinden und Sicheren möchte er „jenen glühenden Zorn einhauchen, der als verderbende Flamme für die Fremden aufgehen und sie mit Verzweiflung über den Rhein jagen müßte, jenen schönen Zorn, dem das Schlimmste, dem selbst der bitterste Tod wünschenswerther scheint, als Geduld der Knechtschaft, jene Begeisterung, wodurch der jetzige Mann für des künftigen Mannes freies Geschlecht mit Freuden stirbt". Was Haugwitz, Deutschlands zweiter Mack, im Jahre 1805 an seinem und an dem großen Vaterlande verbrochen habe, das, prophezeit er, würden tausend edle Herzen mit ihrem Blute bezahlen. Nur heillose Narren oder bestochene, lügnerische Verräther könnten Napoleon „dem neuen Mongolen und Saracenen von Korsika", noch immer erhabene und edle Pläne der Wiedergeburt der Menschheit beimessen. Statt sich von seinen Knechten mit einem Friedrich, Trajan, Marc Aurel vergleichen zu lassen, thäte dieser besser „an den Denkmälern jener von der Geschichte kanonisirten Heiligen für den Frevel abzubitten und nach dem auch von ihm geschändeten und geplünderten Rom zu eilen, um an Trajans Säule für so viele Sünden sein Gehirn zu zerschellen."

Angehängt sind diesem ersten Aufsatze Uebersetzungen von Liedern des Kallinos und Tyrtaios und einige Gedichte von Arndt selbst, u. a. das „Lob des Eisens" (Gold schreit die feige Welt) und ein „teutsches Kriegslied", (welches in der Sammlung seiner Gedichte fehlt, dagegen in seinen „Liedern für Deutsche. 1813" aufgenommen ist) dessen vierte Strophe lautet:

Heran, du hüpfender Franzos!
Du Männlein voller Tand!
Du Länderdieb! Du Ohnehos!
Heut gilt's das Vaterland!

Der zweite Aufsatz: „Blick vorwärts" stammt aus dem Januar des Jahres 1807 und enthält eine ziemlich eingehende Beurtheilung des Krieges

Digitized by Google

von 1806, trotz seines Titels. Dieser erklärt sich aber dadurch, daß sie so gehalten ist, daß sie sich mit einer zuversichtlichen Hoffnung auf eine bessere Zukunft vertrug. Es heißt darin, was die Unentschlossenheit der preußischen Feldherren in den ersten drei Wochen, was des Herzogs von Braunschweig Verwundung und der kleinliche Neid einiger Generale verschuldet hätten, dafür hätten die Sieger der Schlacht bei Jena in der Beurtheilung ihrer Gegner alle büßen lassen, und in diesen Ton hätten die Erklärer der Zeit, die Ausrufer und Schriftsteller mehr als recht eingestimmt, indem sie den Franzosen getreulich nachgeprahlt und nachgekrächzt hätten. Arndt sah das Kriegsgetümmel in der Nähe und muß bestätigen, daß einzelne Schaaren von Flüchtigen, von einen Fähndrich oder einem alten Unterofficier befehligt, umhergeirrt seien, während Officiere mit Wagen und Gepäck, mit Pferden und Gold, auch wohl mit Weibern und Kindern ihnen voranreisten und sich zu Verwandten retteten. Auch hat er den Schrecken und die magische Beherzung erlebt, welche der Tag bei Jena bis hinter die stärksten Festungsmauern verbreitete. Aber wer Wahrheit suche, sagt er, müsse Ehre von Schande sondern, auf daß Ehre wieder auferstehe.

Das Bitterste sind ihm in der Zeit des „allgemeinen Unheils, das noch nicht allgemeiner Aufstand deutscher Nation werden will", die Schmeicheleien und Knechtsstimmen deutscher Herren, deutscher Männer und Schriftsteller, die „von der Großmuth, dem unermeßlichen Genie, den hohen Ansichten des Mannes von europäischer Verfassung die Backen voll haben". Nachdem die alten Einrichtungen Deutschlands unwiderruflich zerstört sind, kann er das Heil nur von einer gänzlichen Neugestaltung erwarten. Deutschlands Grenzen lägen wie ein niedergetretener Zaun da, über den die freche Sau in den schönen Garten gedrungen sei und stets aufs neue ihren Weg finden werde, wenn nicht gründlich abgeholfen werde. Dazu sei nicht nothwendig, daß die kleinen deutschen Fürsten vernichtet würden, aber gehorchen lernen müßten sie den beiden größeren deutschen Herrschern für das Vaterland, wie sie jetzt dem Fremden gehorchten gegen das Vaterland. Die deutschen Männer, die mitziehen zur Unterdrückung, die mithelfen zur Schändung des Vaterlands, werden ermahnt, die Zeit zu erkennen. Es sei ja nichts übrig von der alten Zeit und ihren Verhältnissen, es fechte ja der Sachse nicht gegen den Brandenburger, der Oesterreicher nicht gegen den Preußen und Baiern; es sei ja nicht der kleine Streit um einige Aemter und Städte, es sei der große um ewige Ehre und ewige Schmach.

Das dritte Stück ist betitelt: „Friedensrede eines Deutschen gesprochen den 13. Juli 1807." Auch der Abschluß des Friedens zu Tilsit vermochte nicht die zähe Widerstandskraft Arndts zu schwächen und seine Ueberzeugungstreue zu erschüttern. Dahin, sagt er, sei es mit uns ge-

Digitized by Google

kommen, daß man laut vor ganz Europa ausrufe, es sei zu seinem und unserm Heile nothwendig, daß wir unter Aufsicht und Vormundschaft gestellt werden, und so etwas beteten unsere eigenen langohrigten Thiere nach. Immer und immer wieder kommt er auf den Gedanken zurück, der Jahre lang sein steter Begleiter war, was der deutschen Nation noth thue, sei ein Mann, der zünden und führen, der die Herzen mit Gott und mit deutscher Treue anblasen, der die Flamme dahin werfen könne, wo es lodern werde. Nachdem er zur Hebung des deutschen Nationalgefühls gesprochen, fährt er fort: „habe ich stolz gesprochen? Nein. Man kann nie zu stolz sein, wenn andre uns vergessen oder gar verachten wollen." „Unsterbliche Sehnsucht nach Freiheit, Standhaftigkeit, Würde und Hochsinn ziemt dem Gefallenen mehr als dem Stehenden; auch die Thräne ziemt ihm über das Verlorene, aber nur damit sein Herz heißer schlage und sein Haupt höher rage. Hört, hört! und klagt und weint mit mir, auf daß ihr mit mir entbrennet und euch aufrichtet." Seine Zuversicht ist, daß wie natürlich und leicht das Verderben gewesen sei, so natürlich und leicht einst auch die Rettung sein werde. Das sei ein schlechter Mann, der die Hoffnung verliere. Zwischen der Weichsel, der Adria, den Alpen, dem Rhein, der Nordsee und Ostsee werde dereinst das deutsche Volk frei und einträchtig wohnen, und seine verwandtesten Brüder, die Schweizer und Niederländer, ohne welche es nicht sicher wohnen könne, in sich aufnehmen. Herrschaft der Vernunft, ewiger Friede, Ein Gott, Ein König, Eine Familie seien die Worte, die jetzt von Gelehrten und Ungelehrten, in Proclamationen und vom Katheder herab verkündet würden. Tausende täuschten damit und ließen sich täuschen. Aber in die Wirklichkeit eingeführt würden jene Worte jetzt nur soviel bedeuten als Despotismus, Pfaffenthum, Faulheit, Tod aller Tugend und Kraft. Denn es gebe nur Ein irdisches Paradies, welches heiße: Arbeit und Mühe, und Freude und Genuß nach Arbeit und Mühe. Die Einheit in dem hohen Sinne des Worts, als Form des Vollkommenen, könne nicht in niedrigen zusammenziehenden Banden und groben Fesseln zum Ausdruck kommen, sondern nur in einer dereinstigen Einherrschaft der Vernunft als Erleuchterin und Erlöserin der künftigen Geschlechter.

Das vierte und letzte Stück mit der Ueberschrift: „Letztes Wort an die Teutschen gesprochen im Herbst 1808" ist eingeleitet mit einem „Fragment aus einem ungedruckten Trauerspiel Hermann" (welches in der Sammlung der Gedichte fehlt). Der Titel: „letztes Wort" soll das, was Arndt zu sagen gedenkt, nicht etwa als eine letzte Aeußerung vor ewigem Schweigen bezeichnen — Arndt fürchtet nur, daß dies der Sinn des Titels werden könnte, wenn die Deutschen ihr entehrendes Joch geduldig tragen würden — sondern die Rede, die er seine letzte nennt, soll eine Zusammenfassung des Bedeutendsten

Digitized by Google

was er zu sagen hat, „gleichsam sein letzter Wille“ und der Ausdruck seiner „letzten Hoffnung zu seinem Volke“ sein.

Arndt beginnt mit einer Gegenüberstellung der Begriffe des Realen und des Idealen, die er in der Weise gebraucht, daß er das, was ist oder geschieht, als das Reale, dagegen das Gefühl, womit es ist, und den Sinn, womit es geschieht, als das wahrhaft Wirkliche oder Ideale bezeichnet. Ideal, sagt er, ist alles, wo der Mensch sich in dem Allgemeinen vergißt und zu einem innig mitfühlenden Theil der Welt und der Gottheit wird; real ist alles, wo der Mensch das Ganze auf seine einzelne Nichtigkeit bezieht und Gott und die Welt zu seinen kleinen Zwecken erniedrigt. Wer nicht sterben kann, wenn Pflicht und Ehre ihn rufen, der ist der größte Realist, weil er an die ewige Herrlichkeit des Menschengeschlechts keinen Glauben hat. Bei der Betrachtung der Geschichte, heißt es weiter, erschließe sich sowohl dem auf das Ideale gerichteten als dem in der Weise des Naturforschers ohne Haß und Liebe prüfenden Blicke das Walten einer Nothwendigkeit. Aber ebenso gewiß trage jeder Mensch in sich den Anspruch auf eine von jedem äußeren Zwange unabhängige Selbstmacht, auf ein sittliches Vermögen, dessen bewußt er von Ehre und Schande, Tugend und Laster, Güte und Bosheit spreche. Nur Feigheit sei es, wenn jetzt die abscheuliche Lehre, die alle Menschenwürde und Männerehre ertödte, in Büchern, auf den Gassen, auf Kanzeln, in Palästen schamlos verkündet und auf den Götzen Franzosen und den Götzen Bonaparte angewendet werde, daß in einzelnen Menschen etwas so Unwiderstehliches und Schicksalgleiches walte, daß es eine Thorheit, ja wohl gar ein Verbrechen sei, sich widersetzen zu wollen. Schicksalsrecht stehe im Kampfe mit einem gleichgebornen Wesen jedem Menschen zu.

Die französische Revolution, die auch die europäische Revolution heißen könnte, hat nach Arndt vorwiegend die Bedeutung einer geistigen, viel weniger die einer politischen Umwälzung. Für das endliche Ziel der durch sie eingeleiteten geistigen Bewegung hält er Zurückführung der Verfassungen, Sitten und Wissenschaften auf einfachere Gesetze, Einsetzung der Vernunft in die während des achtzehnten Jahrhunderts von dem Verstande usurpirte oberste Herrschaft, und dieses Ziel, meint er, werde erreicht werden ohne Universalmonarchien und Universalreligionen, deren Abscheulichkeit und Unsinn jeder freie Mann verfluche. Denn nimmer werde Bonaparte der Zukunft gebieten, der in seiner Zerstörungsthätigkeit zwar nach außen hin den schrecklichen Dienst des Zeitalters thue, aber doch nur das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufrischen und für Neues zu verkaufen suche und in nichts die Kraft und den Sinn eines neuen Zeitalters zeige, wenn man ihn auch nicht nach dem beurtheile, was er thue, sondern nur nach dem, was er mache und einrichte.

Digitized by Google

In dem Folgenden wird von den Ursachen des Falls der deutschen Nation gehandelt. Dabei richtet sich Arndt hauptsächlich gegen die Schriftsteller. Sie, sagt er, hätten uns zuerst verdorben. Der dumme und gutmüthige Köhlerglaube selbst derjenigen, die zu den besseren gezählt worden seien, habe die alte Lehre gepredigt, es sei gut, daß Deutschland so ein zerstückeltes Allerlei von verschiedenen Staaten sei. Und solchen deutschen Schriftstellern, die den französischen Waffen vorgearbeitet hätten, seien nun lügnerische und schmeichlerische nachgefolgt, die durch Mißbrauch des Mittels der heiligsten und geistigsten Mittheilung, des gedruckten Wortes zu Hochverräthern an der Menschheit geworden seien. Wenn Schanden und Schimpfe genug begangen und gelitten worden seien, wenn das Beschönigen nicht an der Zeit sei, so mußten doch diejenigen, welche nach dem Einbrechen des nationalen Unglücks Fehler und Verbrechen aufdeckten, offenbaren, daß sie für Tugend und Recht glühen, und mußten für ein Volk schreiben im Sinne der gekränkten Würde und des verletzten Stolzes dieses Volkes, aber nicht für das Hohngelächter und den Spott des Pöbels ohne Vaterland, Tugend und Ehre.

Die Schaar der schädlichen Schriftsteller bestehe aber nicht bloß aus vaterlandslosen Spöttern und verrätherischen Ueberläufern, sondern es kämen noch hinzu die gelehrten Bänkelsänger, von jeher eine deutsche Pest, die „mit Vorder-, Hinter- und Mittelsätzen, ja womöglich mit Hinterhinter- und Vordervordersätzen" aus den schlimmsten Begebenheiten glückliche Fügungen für das deutsche Volk zu machen verständen und als methodische Einschläferer und gutherzige Deutler alle die, welche zum Widerstand aufrufen wollten, mit den Worten: Mäßigung, Hoffnung, Glaube abzuweisen und als Schwärmer, Stürmer, Enthusiasten darzustellen versuchten. So führe die Gemeinheit und Schlechtigkeit oder doch die Mittelmäßigkeit in politischen Dingen das Wort, die Großen und Virtuosen unserer Schriftsteller aber schwiegen furchtbar und verderblich, da Alle ihre Stimme zu hören verlangten und erhöben sich nicht einmal zum Adlerfluge, die Luft von dem widerlichen Gesindel zu reinigen. Darum lägen sie denn auch mit in der allgemeinen Erniedrigung und Verhöhnung ihres Volks.

Die Frage, was Napoleon mit den besiegten Nationen vorhabe, beantwortet Arndt einfach so: er wolle, daß ein Herrscher und ein Herrschervolk werde. Zur Rettung Deutschlands kennt er nur einen Weg. Als Oestreich und Preußen noch mächtig da standen, meint er, hätten sie im großen Sinne nehmen sollen, ohne auf juristische Bedenklichkeiten zu achten, die vor dem Gesetze der Politik d. h. vor den mit dem Charakter der Majestät den Herrschern auferlegten Pflichten gegenüber der Mitwelt und vor Allem der Nachwelt zurückstehen müßten. Preußen hätte die Leitung des nördlichen, Oestreich die des südlichen Deutschlands an sich bringen, die übrigen deut-

Digitized by Google

schen Fürsten aber hätten von ihnen zu Vasallen gemacht werden müssen für die Freiheit des Vaterlands, wie jetzt zu seiner Knechtschaft. Da dies versäumt sei, so sollten nun die Deutschen sich freiwillig der Führung Oestreichs unterwerfen.

Zum Schluß wendet sich Arndt noch einmal gegen das „matte Gesindel", das ihn des Hasses und des Ehrgeizes zeihen werde. Ja er hasse innig und heiß, aber weil er sein Vaterland und seine Ehre und Freiheit und weil er die aus vergangenen Säkeln überlieferten Heiligthümer und die Wissenschaft und das Licht liebe; auch brenne er vor Ehrgeiz und Ruhmbegier, aber nur weil und solange das Vaterland nicht frei und ruhmgekrönt dastehe. —

Der zweite Theil des „Geistes der Zeit" ist wohl das bedeutendste zu nennen, was Arndt hervorgebracht hat: ein schwärmerischer Tiefsinn, der die praktischen Aufgaben des Lebens mit den höchsten Idealen der Menschheit verknüpft, unerschütterliche Treue gegen das mit Füßen getretene Vaterland, männlicher Stolz und Trotz, ungewöhnliche Redegewalt und selbst Redekunst sind die Eigenschaften, durch welche das Buch sich den besten Thaten des deutschen Befreiungskampfes, ja den ruhmvollsten Denkmälern des deutschen Geistes überhaupt anreiht. Der Erfolg gleich nach dem ersten Erscheinen muß dadurch beeinträchtigt worden sein, daß es in Schweden gedruckt wurde und nur als verhehmter Eindringling nach Deutschland gelangen konnte. Aber das glänzendste Lob ward ihm einige Jahre später zu Theil, indem Stein in seiner Denkschrift für den Kaiser Alexander vom 18. Juni 1812 (bei Pertz Bd. 3. S. 68 ff.) vorschlug, um die Deutschen durch dieses „mit einer großen Kraft und einer erschreckenden Wahrheit geschriebene" Buch zum Widerstand gegen die Eroberer aufzuregen, einen neuen Abdruck davon zu veranstalten und insgeheim Exemplare in Deutschland zu verbreiten. (Schluß folgt.)

Der Ausgleich mit den Czechen.

Aus Oestreich, 20. August.

Die Maske ist gefallen, alle Heuchelei beseitigt, die Thaten sprechen. Was jedem Einsichtigen schon längst kein Geheimniß mehr war: daß die Alt-Czechen mit den katholischen Casino's unter einer Decke spielen, die unterdrückte Nationalität, der gefährdete Glaube nur eitle Vorwände waren, all die Tabors und Meetings, Verhetzungen und Aufstände insgeheim von denjenigen angestiftet waren, die nun bei der Action auftreten, das Endziel von

Digitized by Google

allem aber der Absolutismus ist, dies liegt jetzt auf offener Hand. Man wird sich erinnern, wie sehr das Fernbleiben der allergetreuesten Opposition vom Reichsrathe bedauert, wie tief beklagt wurde, daß sie sich nicht schaaren will um den Thron: nun sind die Declaranten versöhnt, sie sind bereit, das Abgeordnetenhaus zu beschicken, freilich nur einmal, und um den Preis der Aufhebung der Verfassung. Noch vor drei Wochen wurde eine geschmeidige Broschüre: „Die Verfassungspartei und Graf Hohenwart" verbreitet, höchst versöhnlichen Inhalts, es sollte den Anschein gewinnen, als wolle man den Deutschen die Hand bieten; nun ist, was schon längst beschlossen und insgeheim vorbereitet war, zu Tage getreten, das Abgeordnetenhaus und die sieben verfassungstreuen Landtage sind aufgelöst, der ihnen erklärte Krieg ist der verheißene „innere Friede." Nichts über die Jesuiten!

Graf Hohenwart besitzt in staatlichen Dingen weder Theorie noch Praxis, sonst würde er nicht im Laufe weniger Monate von einem Projecte zum anderen wanken. Sein erster, die Abänderung der Verfassung bezweckender Antrag im Abgeordnetenhause lautete auf Erweiterung der Autonomie der Landtage nach Maßgabe ihrer diesfälligen Beschlüsse, die Regierung sollte sie dem Reichsrathe übermitteln und dieser sie unverändert annehmen oder ablehnen; zehn Tage nachher brachte er im directen Widerspruche damit die von ihm willkürlich abgeänderte Resolution des galizischen Landtages im Abgeordnetenhause ein, und beantragte deren Annahme. Und in Folge der letzten Ausgleichsverhandlungen einigte er sich mit den Führern der Altczechen über die weiteste Autonomie des böhmischen Landtags in administrativen, rechtlichen und finanziellen Angelegenheiten, die er früher den Polen verweigert. Ja, kurz nachher erfahren wir sogar, daß er sich selbst dem äußersten Begehren der Czechen gefügt, wornach sie auf alle Kronländer der westlichen Reichshälfte ausgedehnt und der Staat überhaupt auf rein föderalistische Grundlage gestellt werden soll. Auch wurde in der vorerwähnten Broschüre die Stelle, worin erklärt wird, er werde zu keinem größeren Zugeständnisse als dem der galizischen Vorlage die Hand bieten, noch während des Druckes gestrichen. Graf Hohenwart hält alle seine Ansichten und Pläne so geheim als möglich, weil sie sich fast täglich ändern. Und wie eigenthümlich, wie genial und groß erweisen sie sich, wenn sie endlich einmal nach reiflichem Nachdenken über die höchsten Probleme an's Licht treten! Was Gelehrte und Theoretiker ängstlich ersonnen und aufgestellt, gilt ihm kaum mehr als Spreu, kaum werth in seinen Papierkorb zu wandern. Dafür gefällt er sich über Föderation und Centralisation in Begriffen, welche die Thatsachen in's Reich der Träume verweisen. Auch das Bank- und Schulwesen erscheinen ihm nach jener Broschüre nur als nichtige Kleinigkeiten, wer die wirthschaftliche Entwicklung und Volksbildung nicht als Nebendinge betrachtet, ist ihm ein „Flachkopf." Es

Digitized by Google

besteht kein Zweifel mehr. Oestreich besitzt an diesem Mann einen Schatz, wie kein zweites Land der Welt. Doch gehen wir von der Person zur Sache über.

Der genaue Inhalt des Ausgleichsprojectes ward bis zur Stunde sorgfältig als Geheimniß weniger Wissenden bewährt. Man erfuhr nur, daß die auswärtigen Angelegenheiten, dann jene des Heeres, der Reichsfinanzen, des Handels und Reichsverkehrs so wie der Reichsvertretung einer Art von Delegation zugewiesen, alles andere, namentlich die Landesverwaltung, Polizei und Justiz, der Cultus, Unterricht und die Landesfinanzen, in den Kreis der Landtagsangelegenheiten fallen wird, auch sollen neue Landtagswahlordnungen mit Beseitigung des Wahlrechts der Handelskammern und Einführung directer Wahlen in den Landgemeinden den Landtagen vorgelegt werden. Daneben wird schon jetzt durch Aufnahme der Steuerzuschläge in den Census eine Erweiterung des Wahlrechts octroyirt. Auch in Frankreich stützte sich Napoleon III. auf das suffrage universel, weil die unwissende Masse am leichtesten durch eitle Vorspiegelungen und jesuitische Künste zu lenken ist. Wenn nun der Staat im Kleinen, die Gemeinde, der Willkür klerikaler und feudaler Despoten überantwortet, Recht und geistige Bildung durch päpstliche Satelliten in den Landtagen geregelt, und die Bewilligung von Rekruten und Steuern in die Hände einer auserlesenen Schaar servilen Volksvertreter gelegt ist, entspricht die Maschine vollkommen jenem Ideale persönlicher Regierung, die nach dem Memoire Langrand-Dumonceau's längst schon ein heißer Wunsch der höchsten Kreise war. Der Schein einer Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und Controle der Verwaltung ist gerettet, wir sagen: der Schein, denn über den Humbug einer solchen Mitwirkung täuscht sich wohl nur blöde Einfalt. Wenn der Reichsrath und die Landtage nach dieser Vorschrift eingerichtet, steht man am Ziele.

Nur die sieben verfassungstreuen Landtage wurden aufgelöst, und angeblich wegen des Ausgleichs mit den Wälschen, in der That aber auf das Drängen der Ultramontanen, die keinen Liberalen in der Landesstube und im Ausschusse dulden wollen, auch der Tiroler. Alle übrigen, die erprobten Stützen der staatsrechtlichen Opposition und die treuen Horden des antiparlamentarischen Ministeriums, wurden beibehalten. Nach der gegenwärtigen Einrichtung der Reichsrathswahlen durch die Landtage entsenden nämlich diese mittelst Stimmenmehrheit die Abgeordneten für die zweite Kammer aus den Gruppen. Jede solche Wahl vertritt daher nur die im Landtage vorherrschende Partei. In den zehn oppositionellen sind also die liberalen Elemente betreffs der Reichsrathswahlen unschädlich. Dieses Sicherheitsventil gegen eine allzu fortschrittliche Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses stand schon im Jahre 1861 auf Schmerlings Programm, und Dank der Bescheidenheit der Ministercandidaten von 1867 wurde auch im Decemberstatut kein Jota daran geändert. Es kömmt daher alles darauf an, ob die sieben Kronländer, die bisher verfassungstreue Vertreter hatten, auch bei den Neuwahlen wahrhafte Träger ihrer Gesinnung durchsetzen werden, denn zur Abänderung, richtiger zum Umsturz der Verfassung bedarf es einer Mehrheit von zweidrittel Stimmen, sie können ihn mit 77 Abgeordneten unter 203 verhindern. „Deutsch" oder „slavisch," Freiheit oder Knechtschaft ist die Losung; die nichtdeutschen Nationchen stehen für die letztere ein.

Es ist nun das dritte Mal, daß man an die Abschaffung der Constitution geht. Nach der Revolution von 1848 lieh diese selbst dazu die Waffen, im Jahre 1867 scheiterte die Sistirung der Verfassung am kräftigen deutschen Widerstand; hoffen wir, daß die Pläne der Jesuiten und Feudalen auch diesmal daran zu Schanden werden.

Digitized by Google

Für die Deutschen in Oestreich giebt es nur ein Mittel, diesem unermüdeten Streben, sie unter das Joch römischer Herrschaft und feudalen Uebermuthes zu beugen, endlich ein Ziel zu setzen. Es ist der Anschluß der ehemals zum deutschen Bunde gehörigen östreichischen Länder an Deutschland. Man vereinige sie in einen Staat, in ein Parlament mit directen Wahlen, und trete damit zum deutschen Reiche in dasselbe Bundesverhältniß wie die deutschen Südstaaten. Die Czechen, Slowenen und wenigen Italiener sind daselbst in entschiedener Minderzahl und stehen weit hinter der entwickelten Cultur und dem geistigen Fortschritt der Deutschen. Bedeutet doch der Kampf der Römlinge und Vollblutczechen gegen den freien deutschen Geist nichts anderes als die versuchte Vernichtung jener höchsten Güter, die er sich im Laufe der Jahrhunderte errungen, die ersehnte Rückkehr zur Finsterniß und Leibeigenschaft des Mittelalters. Was man angeblich von der Verfassung noch übrig lassen will, ist ja wenig mehr als ein Possenspiel, ein Gerippe ohne Geist. Gesetzt aber auch, dieser Unverstand, diese Verhöhnung aller Bildung, diese Verkehrung jeder vernünftigen Weltordnung würde für den Augenblick die Oberhand erhalten, wie lange möchte wohl ein Zustand dauern, der nur durch List und Gewalt errungen, und — sagen wir es nur ganz offen — nicht einmal durch eine hinreichende Macht unterstützt ist, sich zu erhalten. Leider wird der Staat den Schaden fühlen, den diese Mißwirthschaft anrichtet. Wir verstehen darunter nicht bloß den daraus für den Credit des Reiches nothwendig entspringenden Nachtheil, sondern auch andere äußere Verwickelungen, woran es noch nicht fehlte, so oft unsere Jesuiten und Feudalen am Ruder saßen. Wäre für Oestreich wirklich kein anderes Regiment mehr möglich als das dieser Dunkelmänner, so läge darin bloß der Beweis, daß das Ende seiner Tage gekommen. Also nur vorwärts ihr Schüler des Unfehlbaren!

Berliner Briefe.

Berlin, am 26. August. Die deutsche Politik hat in den letzten vierzehn Tagen einen großen Schritt vorwärts gethan. Heute vor zwei Wochen traf der Fürst Reichskanzler aus Varzin hier ein und was er in den 48 Stunden seines hiesigen Aufenthaltes gethan hat, davon bringt jedes Zeitungsblatt neue Kunde. An politischer Wichtigkeit obenan steht das Vorgehen gegen Frankreich. Grade während des Varziner Aufenthaltes waren eine Menge kleiner Vorgänge zu einander gekommen, welche, an sich unbedeutend, in der Summe den bösen Willen der Franzosen zeigten. Durch eine Ironie des Schicksals macht ein Bericht aus Poligny im Jura über ein Attentat auf die Besatzungstruppen, das sich nachher als bedeutend übertrieben herausstellte, das Maaß überfließen. Der Kanzler ging Herrn v. Gabriac selbst zu Leibe und sagte, daß die französische Regierung sich über die Grenzen seiner Geduld keiner Täuschung hingeben konnte. Die Folge war, daß jene andre Saiten aufzog und als Graf Walderfee die Beschwerden des Kanzlers vorbrachte, konnte Herr v. Rémusat ihm sagen, daß die allerdings brennendste derselben, die Duldung des Befreiungsbundes für Elsaß-Lothringen, schon durch das Verbot des Bundes gehoben sei. Praktisch ist damit allerdings nicht viel gewonnen, denn die Agitation wird fortgesetzt werden, aber es ist unumgänglich, von Zeit zu Zeit die Franzosen einmal zu dem Eingeständniß ihrer

Digitized by Google

Schwäche zu zwingen, weil sonst ihr Uebermuth keine Grenzen kennt. Die deutsche Regierung ist Herrn Thiers, obgleich Fürst Bismarck wahrscheinlich nur geringe persönliche Sympathien für ihn hat, mit aufrichtiger Freundlichkeit entgegengekommen, sie hat ihm sogar wesentliche Dienste geleistet und sie hat für jeden seiner möglichen Nachfolger so wenig besondere Vorliebe, daß sie die Fortdauer seiner Macht gern sieht. Herr Thiers auf der andern Seite ist wohl höflich, und weiß äußerlich die guten Beziehungen zu wahren, aber in seiner Politik ist etwas, was kein Vertrauen erweckt. Er ist kein Partisan des Friedens, wie ein solcher in andern Staaten an die Spitze der Geschäfte getreten ist, wenn es galt, die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen. Thiers liebt den Ruhm und den Krieg so leidenschaftlich wie nur irgend ein Franzose. Er hat es übernommen, den Friedensvertrag auszuführen und er hat wenigstens den Vorsatz, die Verpflichtungen Frankreichs einzulösen — aber darüber hinaus zur Versöhnung, zum Verständniß reicht er auch nicht einen Finger. Er wird Deutschland die Kriegsschuld bezahlen (wenn nicht unterdessen ein unvorhergesehenes Ereigniß ihn dieser Sorge enthebt) und dann, wenn unterdessen die Armee organisirt und eine Allianz gefunden ist, losschlagen. In der Wirklichkeit würde sich die Sache freilich in sofern anders gestalten, als Frankreich, einmal vorbereitet und entschlossen, einen zweiten Feldzug um Elsaß-Lothringen zu wagen, dem Gegner sicher nicht erst dreitausend Millionen bezahlen, sondern dieselben lieber für den Krieg verwenden würde. Neben der Organisation der Armee treibt Herr Thiers deßhalb auch Diplomatie, um eine Combination gegen Deutschland zu schaffen. Die heillose Plauderhaftigkeit der Franzosen hat diesen Gedanken recht naiv verrathen, als man dem General Leflô einen unmöglichen Erfolg in St. Petersburg andichtete. Aber was einmal nicht gelingt, kann ein anderes Mal gelingen und die deutsche Diplomatie muß deßhalb unaufhörlich auf der Wacht sein. Alle Welt kann ein Staat nicht zu Freunden haben, Freunde schaffen Gegner und wer gar zu sicher gehen und sich zu viel Bundesgenossen werben will, dem kann es so ergehen, daß er über den neuen den alten verliert. Dies muß man besonders der Gasteiner Zusammenkunft gegenüber festhalten. Was auch einzelne Wiener Blätter sagen mögen, so bleibt doch der Abschluß eines förmlichen Vertrages durchaus unwahrscheinlich. Es ist keine Resultatlosigkeit der Zusammenkunft, wenn dort nichts Schriftliches aufgezeichnet, keine Verpflichtung eingegangen wird. Es ist ein großer Gewinn, wenn der leitende Staatsmann Oestreichs die Ueberzeugung gewinnt, daß Preußen keine heimtückischen Pläne gegen Oestreich im Schilde führt und wenn auf der andern Seite Fürst Bismarck sich versichert hält, daß Graf Beust den Gedanken einer Politik der Wiedervergeltung aufgegeben hat. Dieses Resultat ist nach glaubwürdiger Versicherung wirklich in Gastein erreicht worden und deshalb darf man die Zusammenkunft als eine Garantie für die Dauer des Friedens ansehen. Deutschland steht mit Rußland, mit Oestreich und Italien auf einem durchaus freundschaftlichen Fuße und es braucht nur Acht zu haben, daß sich diese Beziehungen nicht trüben. Dann kann man allen Gelüsten Frankreichs nach einem Rachekrieg ruhig zusehen und wird vielleicht nicht nöthig haben, wie schon im Hinblick auf die französische Heerumgestaltung gedroht wird, die Kräfte Deutschlands für die Kriegsbereitschaft noch mehr anzuspannen, als bisher schon der Fall ist. — o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 37.

Ausgegeben am 8. September 1871.

Inhalt:

	Seite
Die jüngste Parlaments-Session in England. I. Fragen der äußern Politik	401
Hausmusik. III.	410
Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808. (F. Schnorr v. Carolsfeld.) III.	417
Franzosenspiegel	427
Ein Bericht des Generals von Kirchbach	435
Berliner Briefe	436
Besprechung	439

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die jüngste Parlaments-Session in England.

I. Fragen der äußern Politik.

Die gewaltige Umwälzung, welche das vergangene Jahr in den politischen Machtverhältnissen der Nationen erzeugte, tritt zwar nicht sehr deutlich in der überaus langen Thronrede hervor, mit welcher am 9. Februar d. J. das Parlament in London eröffnet wurde, wohl aber in den Verhandlungen des englischen Parlaments. Diese Verhandlungen nahmen bald ein sehr lebhaftes Gepräge an und beanspruchen in weit höherem Grade das allgemeine Interesse, als seit Jahren der Fall war. Allerdings erkennt auch die Thronrede im Eingange die kritische Lage an.

In den Verhandlungen des Parlaments boten sich eine Menge Punkte der Betrachtung dar, welche das englische Volk und dessen Vertreter, wie die Ansichten und Absichten des englischen Ministeriums charakterisiren und manche grelle Schlaglichter auf die Situation werfen. Es sind das vor Allem die Interpellationen und Debatten über die Pontusfrage und deren Abschluß, über den deutsch-französischen Krieg und den Präliminarfrieden, über die Militär-Organisation und die Steuererhöhungen und über das Budget. Die Gesammtheit der Debatten wird charakterisirt durch die eigenthümliche Erscheinung, daß die Redner aus allen Parteien, sowohl aus der liberalen des Cabinets und ihren Schattirungen, wie aus der radicalen und der conservativen (Torys) das Ministerium bei den verschiedensten Punkten heftig angriffen, ihm auch bei einigen Gelegenheiten Niederlagen beibrachten, daß die Majorität trotzdem aber die Absicht aufrecht erhielt und durchführte, den Rücktritt des Ministeriums nicht herbeizuführen.

Bei den Adreßdebatten verlief die Annahme der im Oberhause von Lord Westminster beantragten Adresse, die hier wie im Unterhause oft nur eine Umschreibung der Thronrede ist, sehr glatt. In der Darlegung der

Digitized by Google

auswärtigen Angelegenheiten betonte Earl Granville seine persönlichen freundlichen Beziehungen zu Frankreich (ob zum Volke oder zum Kaiserhause oder zur republikanischen Regierung, blieb unklar) wie zu Deutschland; er bedauerte, daß „seine aufrichtigen Bemühungen für die strenge Neutralität Englands in beiden Ländern übel aufgenommen worden seien." Alle Welt weiß, daß er seine Gunst den Franzosen zuwendete, aber nicht in dem Maße der That, wie sie durch seine diplomatischen Bemühungen davon zu erwarten sich berechtigt glaubten; immerhin wurden sie dadurch zu ihrem unsinnigen Widerstande bewogen. Die von Sir Hamilton im Unterhause beantragte Adresse wurde weit lebhafter debattirt, wobei namentlich Disraeli dem Ministerium entgegentrat und ihm Energielosigkeit vorwarf, insofern es nicht durch die Androhung der bewaffneten Neutralität einen Druck auf Napoleon ausgeübt hätte, um den Krieg zu verhüten. Er wies auf die Folgen desselben hin, auf das Vorgehen Rußlands, auf die Verletzung der September-Convention und auf den beleidigenden Ton, mit dem England von Amerika behandelt werde. Er versprach deshalb wenigstens dem Cabinet seine Unterstützung bei der Organisation der Kriegsmacht. Gladstone, der Premier, erwiderte in Betreff Amerika's, er vertraue auf den gesunden Verstand der Amerikaner und theilte die Namen der Commissionsmitglieder zur Ausgleichung der betreffenden Fragen mit; er erklärte eine bewaffnete Neutralität für unmöglich. Die Adresse wurde schließlich ohne Widerstand angenommen, da die Minister keine Miene machten, auf die verschiedenen Bemerkungen ein Wort zu erwidern.

Als nach den Adreßdebatten ein Blaubuch in bedeutendem Umfange mit den Actenstücken über die Pontusfrage vorgelegt war, entwickelte sich eine förmliche Fluth von Anfragen und Interpellationen. Dieselben betrafen zunächst die Abwesenheit eines französischen Vertreters auf der Conferenz, die Verproviantirung von Paris, die Verhandlungen mit Holland wegen Abtretung eines Küstenstrichs mit Forts in Guinea, Entschädigungsgelder der spanischen Regierung für den Toreado. Der am 14. Februar veröffentlichte Theil des Blaubuchs enthielt Actenstücke über die Pontusfrage von der Ueberreichung der Gortschakoffschen Note bis zu Anfang Februar und über den deutsch-französischen Krieg vom August bis zum Abschluß des Waffenstillstandes. Eigenthümlich war, daß von dieser Zeit ab fast jedesmal, wenn die Conferenz eine Sitzung abgehalten hatte, auch im Unterhause Anfragen gestellt wurden und sich die Angriffe gegen die Politik des Ministeriums mehrten. So geheim auch der Inhalt der Besprechungen gehalten wurde, es mußte doch nicht möglich sein, den Mangel an Einfluß in der Stellung des englischen Cabinets zu verbergen, der sich lediglich auf die Verschiebung endgültiger Beschlüsse beschränkte, bis Frankreichs Vertreter ankäme. Wieder war es Disraeli, welcher, nachdem die Conferenz vom Unterhause bis zum

Digitized by Google

31. Januar verschoben und im Februar die officiellen Sitzungen öfters vertagt worden waren — mit der Behauptung begann, die britische Regierung habe die Conferenz mit einem vorgefaßten Entschluß zusammentreten lassen, welcher der Ehre Englands zuwiderliefe. Er wünsche den Zweck der Conferenz, welche mit soviel Zweideutigkeit und Geheimnißthuerei umgeben werde, kennen zu lernen. Er behauptete wiederholt, daß die Neutralisirung des schwarzen Meeres der wesentliche Theil des Vertrages von 1856, daß das Cabinet Palmerston sammt Clarendon und Russell den Krieg ein ganzes Jahr hindurch zu diesem einzigen Zwecke weiter geführt habe, und daß sich diese Politik der britischen Regierung niemals, wenigstens bis zum vorigen November, änderte. Er klagte die Conferenz an, sie habe nur den Zweck, Großbritanniens Demüthigung zu registriren. Gladstone, der Premier, behauptete dann empfindlich, daß er sowohl seine Rede als die Depeschen verdreht und falsch dargestellt hätte. In Betreff der Neutralität meinte er, wie er immer glaube, daß auch Lord Palmerston überzeugt gewesen sei, daß dieselbe nicht für immer werde durchgesetzt werden können. Man wolle nicht eine neue Controverse zu einer Zeit eröffnen, in welcher die größte Harmonie unter den Neutralen von der höchsten Bedeutung sei. — Nachdem am 10. März die vorletzte (5.) Sitzung der Conferenz abgehalten und die Unterzeichnung des Schlußprotokolls stattgefunden hatte und nur noch die formelle Schlußsitzung bevorstand, richtete Baillie-Cochrane die Anfrage an den Minister, ob die Regierung beabsichtige, sich vor Abschluß der Conferenz ins Klare zu setzen, welches die Fälle seien, unter denen nach Baron Brunnows Ansicht eine Verletzung des Vertrages von 1856 gerechtfertigt sein würde; an diese Frage wurde noch das Ansuchen um Auskunft geknüpft, ob Lord Enfield Mittheilungen über den Verlauf der Conferenz machen könne. Dieser erwiderte, daß die fraglichen Fälle sich auf die möglichen Folgen des Krieges zwischen Oestreich und Italien, auf die Integrität des türkischen Reiches bezögen. Er machte dann die Mittheilung, daß ein Vertrag eben abgeschlossen worden sei, durch den die Bestimmungen des Vertrages von 1856 hinsichtlich der Neutralisirung des schwarzen Meeres abgeschafft, und die Beschränkungen der Pforte bezüglich der Schließung der Dardanellen und des Bosporus in Friedenszeit modificirt werden, sodaß dieselben im Frieden für befreundete und verbündete Mächte geöffnet werden könnten. Er versprach die Protokolle möglichst bald vorzulegen. Dem Oberhause wurde eine identische Mittheilung gemacht. Der neue Vertrag, aus neun Artikeln bestehend, von Preußen, Oestreich, England, Italien, Rußland und der Türkei, sowie von dem inzwischen eingetroffenen und eben eingetretenen Gesandten Frankreichs, Herzog von Broglie, unterschrieben, wurde am 17. März dem Parlament vorgelegt. Jetzt trat die Opposition mit ihren Angriffen ernstlich

Digitized by Google

hervor. Dieselben wurden zunächst eingeleitet durch „Standard," das Organ Disraelis, welcher darauf aufmerksam machte, daß die Neutralität des Pontus die wichtigste Errungenschaft des Krimkrieges gewesen sei, diese einzige Sicherheit und Garantie sei jetzt aufgegeben worden, man werde das kaum mit ungemischter Befriedigung im Lande aufnehmen. Zwar arbeitete Times dagegen vor, indem sie die Erklärungen des Herzogs von Broglie mittheilte, durch welche er seine Unterschrift zu dem neuen Vertrage motivirte, ohne an den Verhandlungen theilgenommen zu haben, worin er erwähnte, daß die französische Regierung vorgezogen haben würde, sich des Anschlusses zu enthalten, sie habe jedoch gefürchtet, es könne scheinen, als bezeuge sie nicht hinreichend, welch hohen Werth sie auf alles lege, was die Harmonie zwischen den großen Staaten erhalten oder wiederherstellen könne. Aber schließlich mußte das Blatt doch zugestehen, daß Frankreich unter andern Umständen eine andere Ansicht gehabt haben würde.

Sir Charles Dilke hatte sogar ein Tadelsvotum gegen die Regierung in folgender Resolution beantragt: „Das Haus bedauert, daß J. M. Regierung den Vorschlag für den Zusammentritt einer Conferenz angenommen habe unter Umständen, wie sie in den dem Parlament vorgelegten Depeschen über die Gortschakoff'sche Circularnote auseinander gesetzt sind." Am 30. März war das Unterhaus voll besetzt, als die Debatte über den Antrag begann. Merkwürdiger aber noch, als der Angriff des Antragstellers und seiner Freunde, war die Vertheidigung des Ministeriums durch Sir Robert Peel, welcher offen erklärte, daß kein Mensch Verlangen nach Krieg getragen habe, um das geborstene und baufällige Haus am Bosporus zu stützen, dessen Regierung seit Jahrhunderten eine Schmach für die Civilisation und durch ihre eigene Schwäche eine Quelle ewiger Gefahr für Europa sei. England hätte sich in solchem Kriege nicht behaupten können, während es sich so den Dank von ganz Europa verdient hätte. Auch Lord Enfield vertheidigte seinen Chef mit ähnlichen Bemerkungen. Die Majorität hatte sich, wie gesagt, vorgenommen, den Antrag nur discutiren, das Ministerium aber nicht fallen zu lassen, es kam daher gar nicht erst zur Abstimmung. Daß die Stimmung der Opposition nicht besser, sondern schlimmer wurde, als Kaiser Alexander dem Fürsten Gortschakoff mit einem schmeichelhaften Schreiben bald nach dem Schluß der Conferenz das Prädicat „Durchlaucht", und dem russischen Botschafter Baron von Brunnow den Grafentitel verlieh, ist natürlich. Auch im Oberhause fand am 16. Mai eine ähnliche Debatte statt.

Die Pontus-Conferenz war indessen nicht der einzige Gegenstand der Aufregung. Das Unterhaus hatte gegen den Minister des Aeußern auch wegen des deutsch-französischen Krieges vieles auf dem Herzen, um so mehr als der eben abgeschlossene Waffenstillstand und dann der Präliminar-

Digitized by Google

frieden Bedenken der verschiedensten Art veranlaßte, denen man durch Interpellationen, die neben den Debatten über die Pontusfrage hergingen, Luft machte. In der Sitzung vom 17. Februar klagte Mr. Herbert die Regierung an, gegen Frankreich die Rolle eines „Schadenstifters" gespielt zu haben, denn sie habe die andern Neutralen verhindert, ihm zu Hülfe zu kommen. Hätten die Neutralen (das ist eben Herberts Meinung) zusammengehandelt, so würde der Friede schon längst hergestellt sein. Dies ergebe sich aus den farblosen Seiten des Blaubuchs. Er wünscht nicht, daß das Land jetzt zu den Waffen greife, sondern seine Ansicht über die großen Uebel, welche von unmäßigen Forderungen kommen müssen, offen und gerade ausspreche; denn eine gewaltsame Annexion von Ländergebiet sei nicht bloß eine unmäßige Bedingung, sondern eine verderbliche Gabe für Deutschland selbst. Sein Antrag ging dahin: „Das Haus ist der Meinung, daß es die Pflicht der Regierung ist, im Einverständniß mit den andern neutralen Mächten zu handeln, um mäßigere Friedensbedingungen zu erlangen als die jetzigen, welche die Unabhängigkeit Frankreichs beeinträchtigen oder die künftige Ruhe Europas bedrohen könnten." Sir Robert Peel bezeichnete vom Standpunkte des englischen Interesses die Politik der Regierung als die der Vernichtung und selbstsüchtigen Isolirung. Sie habe die Erniedrigung des Charakters und Credits von England zu Stande gebracht, so daß sich alle Welt seiner schäme. — Da kam aber über viele Mitglieder des Hauses das Gefühl, vielleicht dunkel, aber dringlich, daß die Regierung nicht anders konnte, daß sie eben keinen Einfluß mehr auszuüben vermochte. So ward sie von vielen Seiten vertheidigt und die Schuld der Lage lediglich den Franzosen beigemessen; diese hätten, wie Cartwright und Lord Royston ausführten, selbst den Anstoß zur Annexionspolitik gegeben, und müßten sich auf einen hohen Preis gefaßt machen, da sie an ihrem Unglück selbst schuld wären. Mr. Horsman empfahl die Zurückziehung der Resolution. Nach Sir H. Bulwer, Sir Hoare und Cochrane nahm endlich Gladstone das Wort gegen Peels Vorwurf der selbstsüchtigen Isolirung. Vor Empfang der Gortschakoffschen Note sei der englische Gesandte in Petersburg, laut einer Depesche des Blaubuchs, angewiesen worden, dort Erkundigungen einzuziehen hinsichtlich der Möglichkeit einer gemeinsamen Handlung mit Rußland; es sei dann das unerwartete Erscheinen von Gortschakoffs Note hindernd in den Weg getreten, den Gedanken weiter zu entwickeln. Die Intervention habe keiner der Kriegführenden verlangt, es hielten vielmehr beide Theile das vorzeitige Anerbieten der guten Dienste für schädlich. Er warnt das Haus, die Meinung Englands nicht zu überschätzen (das ist deutlich!), denn die Stärke der Handlung der Neutralen bestehe darin, daß sie alle repräsentirt würden. Die Friedensbedingungen seien eine Angelegenheit aufmerksamer Theilnahme für die Neutralen u. s. w. Sir

Digitized by Google

Herbert zog darauf seinen Antrag zurück. — Gladstone konnte sehr wohl behaupten, daß keiner der Kriegführenden Englands Einmischung wünsche, nachdem Deutschland dieselbe zurückgewiesen. Auch war es trotz aller Bemühungen hoher Persönlichkeiten und ungeachtet der Unterstützung einiger Kreise der Finanzwelt in der Presse, besonders in Winkelblättern, nicht hinreichend gelungen, durch Erzählung der haarsträubendsten Dinge über Grausamkeiten der deutschen Truppen und Mittheilung von angeblichen Plänen Bismarcks zur Unterdrückung Englands, Verbreitung von Carricaturen der schamlosesten Art und Placaten, — die Sympathien der mittleren und unteren Volksclassen in England für Deutschland in das Gegentheil zu verwandeln. Aber die Mitglieder des Unterhauses trugen auch ihr Theil zur Verbreitung der Aufregung bei, indem sie sich bei jeder Gelegenheit die Anmaßung zu Schulden kommen ließen, als müsse England Schiedsrichter der ganzen Welt sein. Da macht ihnen das Gerücht von einem Vertrage zwischen Rußland und Preußen Unruhe und Gerüchte von Plünderungen der Deutschen in Frankreich; sie tadeln die Haltung der Regierung, die ihnen nicht energisch genug einzuwirken scheint. Die 14 Actenstücke über die Versenkung englischer Schiffe bei Duclair konnten nicht zu demselben Zweck ausgebeutet werden, da dieselben zugleich die Erledigung der Sache in materieller Weise enthielten oder doch in Aussicht stellten.

Sobald dagegen die Friedenspräliminarien bekannt geworden, war ein reicher Stoff für die Raisonnements gegeben. Die Journale eiferten „sehr hart, zu hart!" die Parlamentsmitglieder folgten bald nach. Lord Cochrane hatte schon im Februar von der Regierung verlangt, sie solle den Einzug der deutschen Truppen in Paris mit allen Kräften zu verhindern suchen; es sei zu bedauern, daß dieselbe solchen ungemessenen Uebermuth nicht energisch zurückwies. Sie erklärte gegen Ottway, die Attachés Hozier und Walker seien angewiesen, die deutsche Armee bei irgend einem Triumphzuge nach Paris nicht zu begleiten. Demselben Interpellanten gab Lord Enfield über die Haltung Englands bei Feststellung der Präliminarien Auskunft: Die englische Regierung habe, nachdem sie durch den eben angekommenen Botschafter von den Wünschen Frankreichs benachrichtigt worden, am 24. Februar eine entsprechende Depesche an Lord Loftus in Berlin gerichtet und dieselbe dem Grafen Bernstorff mit der Bitte mitgetheilt, ihren Inhalt an Bismarck zu telegraphiren.*) Enfield glaubte, Bismarck dürfte das Anerbieten der guten

*) Die große Bereitwilligkeit, für Frankreich etwas zu thun, ging daraus recht klar hervor, daß während der Herzog von Broglie am 24. Februar Morgens in London erst angekommen war, um 10½ Granville schon eine Zusammenkunft mit ihm hatte, ihn um 1½ Uhr der Königin vorstellte, gleich darauf das von demselben gestellte Verlangen einem eigens einberufenen Cabinetsrathe unterbreitete und den darin gefaßten Beschluß sofort nach Berlin beförderte.

Digitized by Google

Dienste Englands am Morgen des 25. erhalten haben, England erhielt aber keine officielle Antwort. Es wurde in dem Schreiben nur eine Ermäßigung der Forderung von 6 Milliarden Kriegsentschädigung, über welche allein die englische Regierung unterrichtet sei, gewünscht, „da beide Theile ein Interesse daran hätten, daß die Entschädigungssumme nicht den Betrag übersteige, von dem man vernünftiger Weise hoffen könne, daß er bezahlt werden kann." Die Depesche wurde auch an Odo Russell nach Versailles telegraphirt, von welchem dann die bekannte Antwort einging.*)

Nachdem einige Anfragen unbeschäftigter Unterhausmitglieder, wie wegen der Entschädigungsansprüche für das durch den Krieg beschädigte englische Eigenthum in Frankreich, welche die Kronjuristen nicht begründet fanden, und über die Contreordre gegen den Rückzug der deutschen Truppen aus Frankreich, beantwortet worden, fand am 31. März die Debatte über den Antrag des übermüthigen Lord Cochrane statt: die Regierung möge angewiesen werden, im Interesse der Ruhe Europas ihre guten Dienste zur Geltung zu bringen, um vor vollständiger Beendigung der Friedensverhandlungen von der kaiserlich deutschen Regierung eine Milderung der strengen Bedingungen zu erlangen, welche Frankreich auferlegt worden seien. Cochrane sowohl wie auch Sir Henry Hoare, der Conservative wie der Radicale vollständige Franzosenfreunde, warfen in ihren Rückblicken auf den Krieg und die diplomatischen Verhandlungen der Regierung vor, daß sie zu wenig Sympathie für Frankreich bewiesen, daß sie, statt neutral zu bleiben, Bündnisse zwischen Frankreich und Italien, Oestreich und Dänemark durch ihren Einspruch verhindert und solche Einrichtungen getroffen habe, daß ihre Vermittelung bei den Friedensverhandlungen keine Wirkung haben konnte. Auch sie kamen wie im Oberhause zu dem Schlusse, die Regierung habe sich durch ihre Handlungsweise vollständig isolirt.

Der Premierminister beantwortete die Vorwürfe und Angriffe in einer langen Rede, die nicht nur als Vertheidigung, sondern wegen ihrer Enthüllungen großes Aufsehen machte und namentlich in Oestreich übel aufgenommen

*) Sie lautete: „Versailles, 26. Februar. Das Telegramm Ew. Lordschaft vom 24. d. 11¾ Nachts bezüglich der Kriegsentschädigung wurde mir gestern Abend um 11 Uhr ausgehändigt, kurz nach meiner Rückkehr von einem Besuche im Hauptquartier des Kronprinzen, wo ich vernommen hatte, daß die Kriegsentschädigung von sechs auf fünf Milliarden herabgesetzt und von Herrn Thiers genehmigt worden war. Ich ziehe den Schluß, daß das Telegramm Ew. Lordschaft durch den Grafen Bernstorff gestern früh hier eingetroffen ist; selbst aber habe ich den Kanzler nicht sehen können; er ist zu sehr durch die französischen Unterhändler in Anspruch genommen, um heute irgend Jemand empfangen zu können. Die Unterhandlungen müssen vor Mitternacht geschlossen sein, denn dann endigt der Waffenstillstand und die Feindseligkeiten werden wieder aufgenommen werden, wenn die Präliminarien nicht angenommen sind."

Digitized by Google

werden mußte, obwohl sie im Uebrigen versöhnlicher Art war. Auf die Ansicht Cochranes, man hätte in den Tagen vor dem wirklichen Ausbruche des Krieges die Mißbilligung über Frankreichs Gebahren stärker zum Ausdrucke bringen müssen, gab Gladstone zu bedenken, wie schwer es sei, in der angegebenen Weise seinen Gefühlen Luft zu machen, ohne großes Unheil anzurichten. Wenn das ganze Parlament auch nach Kräften gegen den Krieg geeifert hätte, so wäre derselbe doch nicht abzuwenden gewesen, denn in der Hitze der Leidenschaft seien Großmächte nicht sonderlich geneigt, auf neutrale Meinungsäußerungen zu hören. Die Regierung habe amtlich ihre Ansicht zum Ausdruck gebracht, Frankreich habe bezüglich der unmittelbaren Ursache des Krieges Unrecht, was auch von den späteren Machthabern anerkannt worden sei. „Indessen trotz der entschiedenen Ansicht über die unmittelbare Ursache zum Kriege konnten wir doch nicht die Erinnerung an die lange und freundliche Allianz verwischen, welche zwischen Frankreich und uns bestanden hatte. Hinsichtlich Deutschlands hatten wir unsertwegen nicht nur keine Veranlassung zur Entfremdung, sondern im Gegentheil allen Grund und volle Neigung (?), die intimsten und freundlichsten Beziehungen mit ihm zu pflegen. Während wir aber mit herzlicher Theilnahme zum Theil nur wegen der besonderen hierbei gebrauchten Mittel, welche uns wenig angingen, auf die Vorgänge blickten, welche Deutschland durch die Einheit Stärke verliehen, so hatten wir doch auf der andern Seite sicher nicht die angenehmste Erinnerung an den Streit mit Dänemark, und über alles dieses hinaus kam noch der Umstand, daß beim Ausbruch des Krieges durch die sonderbare (!) und beunruhigende Enthüllung des sog. Benedetti-Vertrages eine Unklarheit über die ganze Angelegenheit verbreitet wurde, welche uns vor Allem an die Nothwendigkeit mahnte, auf unserer Hut zu sein." Bezüglich des angeblichen Bündnißversuches zwischen Frankreich und Italien sowie mit Oestreich, der durch England verhindert worden sein soll, habe es sich nicht um einen Vertrag gehandelt, dem Italien gern beigetreten wäre, sondern um eine Möglichkeit, daß man Italien ein solches Bündniß abgedrungen habe. „Oestreich wurde allerdings," fährt der Premier fort, „von Lord Granville gemahnt, daß Umstände vorlägen oder doch als vorliegend angenommen würden, welche einen Verdacht auf seine Neutralität werfen könnten. Unter welchen Verhältnissen wurde aber diese Warnung an Oestreich gerichtet? Unter den folgenden: Wir waren über eine gewisse Neigung auf Seiten Oestreichs im Klaren, zwar nicht allein handelnd aufzutreten, aber im Falle sich die Ereignisse günstig (!) gestalten sollten, sich an Frankreich anzulehnen. Wir wußten aber auch, daß das erste Anzeichen einer entschiedenen Absicht in dieser Richtung, Rußland auf Seiten Deutschlands in den Kampf geführt hätte. War das nicht eine höchst furchtbare Möglichkeit für Europa? War es nicht die Pflicht Lord

Digitized by Google

Granvilles, soweit als möglich auf freundschaftlichem Wege Oestreich die Folgen eines solchen Vorgehens und die unzweifelhafte Erweiterung des Krieges zu einem europäischen vorzuhalten? Ein Bündniß zwischen Frankreich und Dänemark hätte Frankreich nichts nützen und Dänemark nichts schaden können, wenn auch die Neigung der Dänen dazu erklärlich gewesen wäre." In Betreff der Vermittlung ergab sich, setzt Gladstone dann weiter auseinander, daß eine gemeinschaftliche Action nicht einmal zur gemeinschaftlichen Untersuchung etwaiger französischer Anerbietungen behufs Milderung der Bedingungen zu erzielen sei. Was das partielle Handeln betrifft, so sei von der Regierung geschehen, was in ihren Kräften stand. Es wird nun der Erfolg des Depeschenwechsels an Lofus und Russell erzählt und hinzugesetzt: „Wir waren nicht Herren des Telegraphen und können daher den General-Postmeister nicht zur Rechenschaft ziehen. Ohne Zweifel ist der Telegraph ein unsicheres Beförderungsmittel, allein zweifellos ist auch, daß das Telegramm bedeutend früher in die Hände des Herrn Odo Russell hätte gelangen können. Ich zweifle nicht, daß ihm sehr leid that, daß irgend etwas die Depesche aufhielt, denn Graf Bernstorff hatte mit der ihm eigenen Freundlichkeit und Offenheit sofort die Botschaft an den Grafen Bismarck gelangen lassen, und wir hören, daß Graf Bismarck dieselbe am Samstag Morgen bereits in Händen hatte. Wir haben auf diese Vorstellung keine Antwort erhalten. Ich kann meinem ehrenwerthen Freunde nicht mehr sagen, als ich selber weiß." Schließlich ging der Minister noch auf das Verhalten über, welches für die Zukunft zu beobachten wäre und versprach, in demselben Geiste wie bisher handeln zu wollen, da er wohl glaube bewiesen zu haben, wie die Minister nicht gleichgültig gegen die Leiden Frankreichs (!) seien und daß sie gleichzeitig weder in Wort noch That um die Gunst einer großen und triumphirenden Macht gebuhlt hätten. „Ich glaube," fährt er fort, „es wäre die höchste Thorheit und ein ernstes Vergehen (wir glauben das auch), wollten wir mit Bitterkeit über die in der deutschen Presse gegen uns in starken Ausdrücken erhobenen Anklagen urtheilen oder auch über die Drohungen der Rache, die in künftigen Tagen durch die siegreichen Waffen Deutschlands an uns genommen werden soll, weil wir den Waffenexport gestatteten. Soweit diese Worte des Zornes von der einen wie von der andern Seite in Betracht kommen, wollen wir sie ganz aus unserm Gedächtniß auslöschen und sie sollen uns in der Zukunft in keiner Weise beeinflussen. Rücksichtlich der Milderung der Bedingungen wäre höchst unklug, wenn man die britische Regierung durch einen parlamentarischen Beschluß binden wollte, denn wenn man auf Grund von abstracten Ideen vorgeht und sich verbindlich macht, so läuft man einmal Gefahr, nichts Wesentliches zu erreichen, und sodann macht man sich durch den Versuch allein zum Schuldner der siegreichen Macht und

Digitized by Google

thut der unabhängigen Macht der andern Schaden. Wir wollen nicht verfehlen, wo sich die Gelegenheit bietet, Englands Einfluß, sei er nun klein oder groß, für die Wohlfahrt, für den Frieden und die Ruhe Europas und der Nationen insbesondere, die dem Herzen des Volkes so theuer sind, zu verwerthen."

Die Rede des Premiers wurde mit so großem Beifall aufgenommen, daß Baillie-Cochrane seine Motion darauf zurückzog. (Schluß folgt.)

Hausmusik.

III.

In Bildergallerien oder Kupferstichsammlungen stößt man häufig auf Darstellungen, besonders älterer Niederländer, welche das musikalische Familienleben in höchst reizender und anmuthiger Weise schildern. Diese alten Maler waren nicht selten selbst sehr tüchtige Musiker. Eine Laute, eine Geige, ein Cello, Notenbücher fanden sich in allen Ateliers und sie versäumen nie diese wichtigen Gegenstände auf allen Gemälden anzubringen, die uns einen Blick in ihre Werkstätten gestatten. Ja sich selbst konterfeien sie mit Vorliebe in Situationen ab, in denen sie gerade und zwar nach Herzenslust singen oder spielen. Wo aber zwei edle Künste so enge verschwistert erscheinen, darf nicht überraschen, daß diese Meister, denen die Genremalerei so bewundernswürdige Leistungen verdankt, gerne musikalische Scenen zum Vorwurfe ihrer Schilderein wählten, und so sehen wir denn auf ihren Bildern bald eine liebliche Dame singend dargestellt, während ein zärtlicher Freund, ein schmachtender Seladon sie auf der Theorbe oder Laute accompagnirt; oder eine kleine Gesellschaft hat sich zusammengefunden um sich am Gesang und Saitenspiel zu ergötzen. Da singen denn frohe Mädchen unter Begleitung von Violen und Gamben, zu denen vielleicht noch ein kostbares Spinett als füllendes und leitendes Instrument tritt. Kein ländliches Fest wird gefeiert, kein froher Schmaus abgehalten, wo nicht Fiedeln und Zinken thätig sind, heiterer Chorgesang erschallt und kosende Paare im Reigen sich schlingen. Besonders anziehend aber sind diejenigen Malereien, die ganze Familien, vom Großvater bis zu den Enkeln darstellen, die um den runden Tisch gruppirt, jedes sein Stimmheft vor sich, alle ernsthaft und andächtig, nach dem Takte, den eines von der Gesellschaft schlägt, singen. Solcher Kantorei gegenüber fühlt und empfindet man eigentlich erst recht, was es um die Hausmusik ist und sein sollte. Oft schon ist uns die Frage vor die Seele getreten: wie

Digitized by Google

kommt es, daß der mehrstimmige Gesang, diese schönste Gattung der Familienmusik, im Allgemeinen so seltene Pflege im Hause findet? Die Natur, in Allem so unerschöpflich und reich, läßt es an Stimmmaterial gewiß nicht fehlen. Wie sie Blumen und Bäume zum Blühen, Saaten zur Reife bringt, wie sie die gefiederten Sänger des Waldes mit den mannigfaltigsten Stimmen begabt und selbst jeden Vierfüßler mit besonderen Tönen bedacht hat, so hat sie auch ihrem Lieblinge, dem Menschen ein köstliches, unschätzbares Kleinod in die Kehle gelegt, eine rechte Gottesgabe, einen wirklichen Segen — wenn er nur darauf achten und dafür sich dankbar erweisen will. Aber wie Millionen von Blüthen ungesehen verwelken, Millionen von Früchten ungenützt verderben, so werden auch Millionen von Stimmen nicht gebildet, nicht geübt, nicht gepflegt und kommen deßwegen auch nicht zur Entfaltung; sie verwelken, verderben; diejenigen, die sie besitzen, haben weder Freude noch Nutzen davon. Wohl spricht und schreibt man viel über den segensreichen Einfluß, besonders der musikalischen Kunst, auf Herz, Gemüth und Geist. Man kann uralte Autoren citiren, die sich in dieser Sache ganz im Sinne moderner Pädagogen äußern, und zuletzt wird ja auch in unseren Tagen so sehr viel musicirt. Aber die fast einzige Musikpraxis der Gegenwart, das Clavierspielen, reicht nicht nur nicht hin, höheres musikalisches Interesse anzuregen und ächte, solide Kunstpflege zu fördern, sie steht eher diesen Zielen entgegen und beeinträchtigt ihre Erreichung. Das Musiciren ist nur dann von wahrhaft belebendem Einflusse, wenn man es mit Andern zusammen thun kann. Aus dem Grunde muß man es so sehr beklagen, daß von Dilettanten so selten noch Streich- und Blasinstrumente geübt werden und daß in unsern Schulen der Gesang so nebensächlich behandelt wird. Es ist eine Versündigung an den Naturanlagen des Kindes, wenn man eine der edelsten derselben, das Gesangsorgan, so ganz unbeachtet läßt, für seine Ausbildung fast nichts thut, seine Entwicklung in keiner Weise unterstützt. In unserer Zeit hat nur praktisches Wissen Werth, dafür geschieht in den Schulen etwas. Was nicht unmittelbaren Nutzen für die zukünftige Existenz verspricht, — und dazu kann man leider den Gesang nicht rechnen, — das läßt man seitab liegen. Man übersieht aber dabei, daß man dadurch dem Menschen, der ja doch nicht allein zur Arbeit geschaffen ist, eine unerschöpfliche Quelle reinsten Genusses und idealer Beschäftigung verschließt.

Die Stimme ist das Instrument, das keine Ausgabe verursacht, man braucht sich mit ihr nicht zu schleppen, man hat sie jederzeit bei sich und zugleich ist sie das edelste und vollkommenste aller Tonwerkzeuge, das sich aus vielen Gründen vorzugsweise als Instrument für die Familie und frohe Kreise empfiehlt. Wir haben hier keinen eigentlichen Chorgesang im Auge, dessen Pflege den Chorvereinen obliegt; ebenso wenig reinen Sologesang, wie er in der

Digitized by Google

Oper zu hören ist, sondern jenen mehrstimmigen Gesang, der möglich wird, wenn Verwandte und Freunde sich zufällig zusammenfinden, die gute Stimmen, gutes Gehör, die unerläßlich nöthige Treffsähigkeit und Lust an der Sache haben. Es ist dann nicht ausgeschlossen, daß auch einzelne Stimmen doppelt besetzt sein können.

Die Pflege des mehrstimmigen Gesangs in der Familie war in früheren Jahrhunderten eine viel regere als sie es im gegenwärtigen ist. Dafür zeugen außer zahlreichen Werken der Malerei, in denen uns so lebendige und reizende Schilderungen davon aufbewahrt blieben, die sehr vielen praktischen Liedersammlungen, die wir aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch besitzen. Derartiger häuslicher Gesang war damals um so mehr Bedürfniß, als Frauen bei öffentlichen Gelegenheiten nie auftreten konnten, Gesangvereine, Kirchenchöre und Opern nach unsern Begriffen gar nicht denkbar waren, die Musikübung des weiblichen Geschlechtes überhaupt nur auf den Familienkreis beschränkt blieb. Die Verhältnisse änderten sich jedoch in dem Augenblicke, wo Frauen als Gesangskünstlerinnen vor das Publicum traten. Die trauten Kreise des Hauses verloren von da ab ihre bescheidene Genügsamkeit. Kunstvolle Cantaten und Arien, mit denen italienische Primadonnen die Gesellschaft zu bezaubern und die Männerwelt zu berücken wußten, überstiegen dilettantische Kräfte. Die Familie gab in Folge dessen leider die eigene Kunstübung auf und begnügte sich fortan, fremden Leistungen zuzuhören. Die Opernmusik verdrängte allmälig die Hausmusik. Wir konnten in unserer Zeit eine ähnliche Beobachtung machen. Seitdem die Kammermusik zur Concertmusik wurde, berühmte Quartettgesellschaften von Stadt zu Stadt reisen, fürstliche und städtische Capellen Sinfonie-Aufführungen veranstalten, haben die Dilettantenquartette und Dilettanten-Orchester fast ganz aufgehört. Der Abstand zwischen dilettantischen und künstlerischen Leistungen wurde doch zuletzt ein zu auffallender und bemerkbarer. Unlustig und verstimmt legte der Dilettantismus seine Instrumente aus der Hand und zog sich schmollend und selbstgenügsam hinter das Clavier und in den Kreis der Hörer zurück. Die Kunst im Allgemeinen verlor dadurch allerdings wenig; sie kann nur gewinnen, wenn ihre Leistungen möglichster Vollendung näher rücken, aber die allgemeine Kunstpflege erscheint schmerzlich geschädigt, seitdem die Uebung gewisser Kunstbranchen Monopol einzelner Gesellschaften wurde.

Man muß im 16. und 17. Jahrhundert außerordentlich gesangslustig gewesen sein, und zwar gleicherweise in den Niederlanden, in Welschland, in Frankreich, in England und in Deutschland. Nachdem man die seit 1488 übliche schwerfällige Art, Noten mittelst Holztafeln zu drucken, überwunden hatte, und durch die bewundernswürdige Erfindung des Ottaviano de Petrucci, Bürger zu Fossombrone im Kirchenstaate (geb. 18. Juni 1466,

Digitized by Google

† 7. Mai 1539), bewegliche Metalltypen hergestellt waren, die einen ebenso vollkommenen als schönen und sauberen Notendruck ermöglichten, gewann der Musikverlag außerordentlichen Aufschwung. Petrucci erhielt vom Senate zu Venedig, in welcher Stadt er seine Erfindung gemacht, 1498 ein zwanzigjähriges, nachmals um weitere fünf Jahre verlängertes Privilegium auf dieselbe; ebenso, als er 1511 nach Fossombrone zurückgekehrt, vom Papst Leo X. ein ausschließliches Musikdruckrecht für den römischen Staat auf die Dauer von fünfzehn Jahren. Ehe jedoch diese Privilegien erloschen waren, druckten bereits Erhard Oglin aus Reutlingen in Augsburg (1507), P. Schöffer der jüngere in Mainz (1512), und Pierre und Robert Hautin (Vater und Sohn) in Paris, alle geniale Verbesserer der ersten Erfindung, Musikwerke mit beweglichen Typen. Von da an zeichneten sich in Rom, Venedig, Mailand und Ferrara, in Augsburg, Mainz, Worms, Straßburg, Nürnberg, Wittenberg, Wien, Prag und Gratz; in Paris, Lyon und Avignon; in Antwerpen und Löwen; in London; in Alcala de Henares, Coimbra, Lissabon, Oroma, Salamanca, Sevilla, Valencia, Valladolid, Madrid, Saragossa, Toledo u. s. w. viele Druckereien durch musterhafte Herstellung schöner Notendrucke aus. Viele hundert Liederbücher geistlichen und weltlichen Inhaltes sind im 16. und 17. Jahrhundert an diesen Orten gedruckt worden. Bedürfniß und Nachfrage müssen ganz außerordentlich gewesen sein. Alle Werke wurden zwar nur in Stimmen gedruckt, aber alle Wünsche sehen wir berücksichtigt. Zweistimmige (Bicinia), dreistimmige (Tricinia), sowie vier- bis zehnstimmige Sammlungen, in denen die mannigfaltigsten Conformen vertreten sind, liegen in großer Zahl noch vor. Die Verzeichnisse weisen aus: Vermischte Tonwerke (seit 1503: Cantiones, Stanze, Capriccj, Sinfonie, Simboli, Dialoghi, Scherzi, Fioretti spirituali, Musica boscareccia, Flores musicales, Quatrains, Meslanges, Rimes, Recreations, Inventions — unter letzteren die Ueberschriften: la Guerre, la Bataille, le Combat de seul à seul en champ clos, Chant des Oiseaux, le Rossignol, le Critz de Paris, la Caquet des femmes, Chant de l'Alouette, le Printemps, Prise de Boulogne, un jour voyant herbes et fleur u. s. w.) Tanzlieder (seit 1504: Baletti, Curante, Villotte, Saltorelle, Frottoli, Gagliardi, Paduanen, Neapolitanen, Villanellen, Intraden, Quodlibets u. s. w.) Canzonen (1526); Chansons (1527); Canzonetten (1555); Madrigale (1536); Oden (1572); Sonetts (1576) u. s. w. Seit 1553 kommen auch deutsche Lieder in Masse auf den Markt: Schöne, außerlesene, kurtzweilige, künstliche, frische, gute, alte und newe Liedlein, recht lustig zu singen, von den furnembsten und berhümbtesten dieser Kunst gesetzt vnd auff allerley Instrumenten dienstlich; geistliche und weltliche Gesäng; anmuthige teutsche Lieder des Morgens und Abends, ingleichen vor und nach dem Essen zu singen; liebliche Lieder

Digitized by Google

für die liebe Jugend, für junge Gesellen vnd züchtige Jungkfrawen; Gesänge mit ganz newen possierlichen vnd artigen Texten; Bergkreyen, Jäger-, Reiter-, Studenten- u. Schäferlieder; lieblichste welsche, französische, lateinische und polnische Weisen. Schon damals war man um Titel nicht verlegen; es gab: Venuskränzlen, Venusblümlein, Venusglöcklein, die geharnischte Venus, güldene Venuspfeil, singende Rosen, Zeitvertreiber, Waldliederlein, Wein- vnd Wurzgärtlein, Rosenthäler, Musenluft, Weltspiegel, wohlriechende, anmuthige, musikalische Blümlein, Streit- vnd Triumphkräntzlein, mus. Rauchfäßlein, Herzenströster, Sorgen-Läger, Bunzlauischer Quäcklaun oder Thränen-Quelle, geistreiche Andachtswecker, süße Mandel-Kärnen, mus. Tafel-Confect, Gemüths-Ergötzungen u. s. f.

Im 17. Jahrh. (seit 1613) beeinträchtigten, wie schon gesagt, die Sologesänge die mehrstimmigen Lieder; den süßen Arien und Cantaten berühmter italienischer Meister, welche fortan, verbunden mit Castraten und Sängerinnen, das Reich der musikalischen Künste fast allein beherrschten, lauschen zu können, erschien lohnender, als selbst zu singen; dagegen wirft sich jetzt der Dilettantismus mit Vorliebe auf die Pflege der Kammermusik. Im 18. Jahrh. treten wenige selbständige mehrstimmige Gesangscompositionen (Kammerduette und Madrigale) mehr ans Licht; auch diese alle nur auf italienische Worte gesetzt. Die italienische Sprache wird für derartige Werke mit Vorliebe selbst noch in unserm Jahrhundert auch von deutschen Meistern beibehalten (Canzonetten von Danzi, Cannabich, C. M. v. Weber, Krebs, Lindpaintner, Sterkel, Winter u. s. w.), die scherzhaften deutschen Cantaten, denen man im 18. Jahrh. hie und da begegnet (der verliebte Nachtwächter, der Zahnarzt, die Glücksbude des Cupido, der betrogene Geld-Freyer, die Wurmkuchen-Frau, der Geschmack am Lieben u. s. w.) sind alle nur ein-, höchstens zweistimmig. Erst mit J. Haydn, der eine Anzahl vorzüglicher mehrstimmiger Gesänge setzte, erwachte wieder der Geschmack an dieser Musikgattung, doch fehlte den Sängern bereits die wünschenswerthe musikalische Technik; die Familien hatten den mehrstimmigen Gesang zu lange aufgegeben, seine Uebung vergessen. Mozart, Schicht, Fasch, Reichardt, Götzloff, Bornhardt, Danzi, Bergt, Eberwein, Blum, Neukomm, C. M. von Weber, Himmel, Fr. Schneider, Präger, Riem, Call, Cherubini, Kuhlau, Fr. Schubert, Reissiger, Schnyder von Wartensee und Andere haben viele Gesänge für gemischte Stimmen componirt, doch ist ein Beweis für die mangelnde Kunstfertigkeit, daß sie, um die Sänger zu unterstützen, zu solchen Tonsätzen meist eine Clavier- wenn nicht gar eine Guitarrebegleitung fügten. Der neuesten Zeit endlich blieb vorbehalten, das verlorne Gebiet wieder zurückzuerobern und zwar war es Mendelssohn, der mit dem größten Erfolg und entschiedenem Glücke das vierstimmige Lied, diese eigentlichste Hausmusik, wieder cultivirte. Mag man

Digitized by Google

gegen seine derartigen Compositionen sagen und einwenden was man will, das muß man zugestehen, daß er den Geist seiner Zeit darin unübertrefflich ausgedrückt, Lust und Liebe für diese Musikgattung wieder wachgerufen, der Familie ein lange verlornes Gut wieder zurückgegeben hat. Abgesehen aber auch davon, sind seine Lieder, so viele Nachfolger er auch gefunden, im Allgemeinen bis zur Stunde noch nicht übertroffen. Seine Werke, mit den Opuszahlen 41, 48, 59, 88 und 100, bieten eine Reihe köstlichster, edelster und innig empfundener mehrstimmiger Tondichtungen, die stets Lieblinge der musikalischen Welt bleiben werden. Es sind glückliche Gaben der Musik und entwickelten Dilettantenkräften gerade angemessen. Neben Mendelssohn tritt ebenbürtig Spohr mit seinem Op. 120, sechs vierstimmige Lieder enthaltend. Dieselben, obwohl tiefer und kunstreicher als die Mendelssohn'schen, haben ihrer Schwierigkeit wegen weniger Verbreitung gefunden, aber es sind Liederperlen der seltensten Art und wo sie gesungen werden können, zählen sie gewiß zu den Lieblingen ihrer Gattung. Möchten nur auch bald sechs noch ungedruckte, leichtere derartige Lieder Spohrs ebenfalls veröffentlicht werden. Zu den beiden genannten Liedermeistern gesellen sich Hauptmann Op. 25, 32 und 47 und Schumann Op. 55 und 59, Romanzen und Balladen Op. 67 und 75. Gesänge für Frauenstimmen Op. 29, 69, 91 und 114, und in einer ganz eigenthümlichen Compositionsform: das spanische Liederspiel Op. 74, Minnespiel Op. 101 und spanische Liebeslieder Op. 138, Gesangscyclen, aus ein- und mehrstimmigen, geistig zusammengehörigen Liedernummern bestehend. Hauptmanns Compositionen sind in hohem Grade edel und melodisch, formvollendet und bei aller Kunst und einem gesunden, treffenden Humor doch sehr sangbar und einfach. Schumann ist kühner und origineller, herb, hart und rücksichtslos in den Zumuthungen an die Leistungsfähigkeit der Stimme, an die Trefffähigkeit der Sänger; aber durch Geist, eigenthümliche melodische und figurale Erfindung, ungewöhnliche Harmoniefolgen weiß er einen dämonischen Zauber auf die Ausführenden, wie auf die Zuhörer zu üben. Wer einmal die ersten Schwierigkeiten und Härten der Schumann'schen Lieder überwunden hat, wird sich unendlich von ihnen angezogen und gefesselt finden. Zu den besten Arbeiten auf diesem Gebiete dürften ferner zu zählen sein: A. Walter's Op. 14, drei Lieder, J. Dürrner's Op. 26, sechs Lieder zu G. Vierling's Op. 11, 26, 34 und 39, sowie Op. 37, drei Gesänge für Frauenstimmen. Ferner von E. F. Richter Op. 12, 14 und 18, von K. Reinecke Op. 14, 58 und 80, von Fr. Lachner Op. 110. Die neue Zeit hat sich mit einer gewissen Vorliebe auf diese Compositionsgattung geworfen und es ist in ihr vieles Gute und Schöne produzirt worden (Apel Op. 25, C. Ecker Op. 12, K. Grimm Op. 8, J. Geuchemer Op. 8, O. Jahn 7 Lieder, E. Petzold Op. 17, R. Radecke Op. 28, W. Ruß Op. 6, Fr. Wüllner

Digitized by Google

Op. 12), als besonders hervortretend dürften jedoch nur A. Reichel's Op. 22, vier Lieder für fünf Stimmen und Op. 23 fünf Lieder für vier Stimmen (L. B. Leuckart) zu bezeichnen sein. Der Componist zeigt sich in diesen Gesängen als ein sehr gewandter, geistreicher Contrapunktist. Er hat sich die Satzweise der großen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts zum Muster genommen und ohne Nachahmer zu werden, doch mit großem Geschick deren strengen, ernsten, aber auch schwierigen Tonsatz für moderne Dichtungen zurückgewonnen, den man allerdings in den mehrstimmigen Gesängen der neueren Meister mehr oder minder vermißt. Aber wollten diese sich eben gesungen sehen, sollte die verlorne Tonform überhaupt neu belebt werden, so mußten die Componisten sich eine gewisse polyphone Beschränkung auferlegen, und daß auch trotz derselben Herrliches geboten werden konnte, haben sie glänzend bewiesen. Noch ist ein neuester Tonsetzer zu nennen, von dem auch in dieser Gattung bereits Hervortretendes geschaffen wurde, noch Schöneres zu erwarten steht: J. Brahms, an Originalität und schöpferischer Kraft nur von Schumann übertroffen, aber vielleicht noch kühner wie dieser.

Nicht alle Tonsätze der alten Meister sind für unsere Zeit noch genießbar. Sehr viele derselben sind veraltet, können nur antiquarisches Interesse noch beanspruchen. Daß es aber auch ganz vorzügliche und unvergängliche Piecen unter diesen leider meist vergessenen Compositionen gibt, das beweisen einzelne wiedererweckte Gesänge französischer, italienischer, deutscher, namentlich englischer Tonsetzer. Es ist eine saure, mühsame Arbeit solche Perlen hervorzusuchen, es gehört ein feiner Sinn, ein gebildeter Geschmack, ein tiefes Kunstverständniß dazu das Richtige und Lebenskräftige heraus zu finden, eine Sammlung zusammenzustellen, die in Wahrheit den Namen einer Blumenlese verdient. Die Schwierigkeiten dieser Art Schatzgräberei werden nur von Wenigen gekannt und gewürdigt. Die Verleger bezahlen für solche Arbeiten so gut wie nichts und entschließen sich trotzdem nur äußerst ungern zu Editionen alter Musik; das Publicum wendet ihnen noch nicht die nöthige und verdiente Theilnahme zu, welche Sammler und Verleger entschädigen und ermuthigen könnte. Zudem wollen Werke alter Meister eben doch verstanden und studirt sein. Was aber besonders die Zusammenstellung solcher älterer Musikwerke so sehr erschwert, ist der vollständige Mangel aller Partiturausgaben. Die Meister des 16. und 17. Jahrhunderts existiren nur in Stimmenausgaben. Wer sich für sie interessirt, muß sich also aus den Stimmen die Sparten erst zusammenschreiben, er muß falsche Noten korrigiren, fehlende ersetzen können, in der ältern Notation bewandert sein und namentlich die eigenthümliche Anwendung der Versetzungszeichen und die Behandlung der alten Tonarten genau verstehen. Auch das Unterlegen der Texte ist meist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn in alten Stimmenausgaben sind

Digitized by Google

nicht selten, da man die Texte als allgemein bekannt voraussetzte, nur die Textanfänge oder die Worte nur in der Hauptstimme angegeben.

Es freut uns, am Schlusse dieses Artikels noch eine Sammlung erwähnen zu können, die als mustergiltig in jeder Hinsicht zu betrachten ist. Es ist eine: Auswahl englischer Madrigale von J. J. Maier, 3 Hfte. (L. B. Leuckart). Bekanntlich besitzt das englische Volk den größten Schatz an derartigen Gesängen; es allein hat nie aufgehört diese Musikgattung mit Vorliebe zu pflegen; der Herausgeber, mit allen Eigenschaften für derartige Arbeiten glücklich begabt, hat darin eine vortreffliche Sammlung interessanter Gesänge zusammengestellt. Wie wir schon sagten, ist es nicht genug, alles was alt ist zusammenzuschreiben und ohne Wahl und Kritik auf den Markt zu bringen; dadurch verdirbt man denselben nur. Man muß das Beste zu wählen verstehen und nur Bestes bringen. Herr J. J. Maier hat aus den Schätzen deutscher, französischer und italienischer Meister längst ähnliche Juwelengarnituren gesichtet und geordnet. Möge sich für sie bald ein kunstsinniger Verleger und für ihre Veröffentlichung eine günstige Zeit finden. Möge aber auch die Familie dann nicht zurückbleiben und in höherem Grade als bisher geschah wieder Besitz von einem aufgegebenen und verlornen Terrain ergreifen. Reicher Genuß und hoher Lohn wird jedem Versuche folgen. Hier wäre Hausmusik der edelsten und idealsten Art zu machen und kein Hausvater, dem gelungen ist, sich im Kreise der Seinigen eine kleine Cantorei einzurichten, dürfte die darauf verwendete Mühe je zu bereuen haben.

H. M. Schletterer.

Zur Geschichte der politischen Literatur Deutschlands 1806—1808.

Von Franz Schnorr v. Carolsfeld.

III.

„Gallerie de caractères Prussiens. 1808."

Diese „Gallerie" erschien zu Anfang des Jahres 1808 gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache, ein Umstand, der in der damaligen Zeit für eine gewisse Gattung politischer Schriften charakteristisch ist. Die deutsche Ausgabe ist auf dem Titel als Uebersetzung aus der französischen Handschrift bezeichnet. Doch tritt in dem Inhalt das französische Interesse zu wenig hervor und ist die Sprache in der deutschen Ausgabe einer Uebersetzung zu wenig ähnlich, als daß man die Schrift einem französischen Verfasser zuschreiben könnte.

Digitized by Google

Die „Gallerie“ beginnt mit dem (von dem Verleger Sander verfaßten) Fragment eines Briefes, worin der Herausgeber sagt, daß er das Manuscript aus der dritten oder vierten Hand habe und daß er dem Auftrag, es drucken zu lassen, um so bereitwilliger nachgekommen sei, da er die Erlaubniß erlangt habe, einige Artikel vollständig zu unterdrücken und in anderen einzelne Stellen zu streichen. Der Inhalt der Schrift selbst zerfällt in zwei Theile; in dem ersten werden die bedeutendsten preußischen Militärpersonen, in dem zweiten Staatsmänner und Gelehrte besprochen. Mit einer gewissen Symmetrie schließt die erste Reihe mit Massenbach, die zweite mit Buchholz. Die Zügellosigkeit in den Urtheilen über die hervorragendsten Repräsentanten des preußischen Staats leistet das Höchste. Nur zuweilen nehmen Gedankenstriche die Stelle ein, welche sonst — man darf wohl behaupten — unwahre oder freche Aeußerungen ausgefüllt haben würden.

Das meiste Aufsehen machte der Artikel über den bei Saalfeld gefallenen preußischen Prinzen Louis Ferdinand. Hier wird ausführlich von einer Mission erzählt, welche Massenbach dereinst bei dem Prinzen in Hamburg hatte, als derselbe dorthin einer Holländerin gefolgt war. Die letzten Monate des Jahres 1805, heißt es weiterhin, hätten aus dem Prinzen einen Catilina gemacht, der seinen Ingrimm sogar an den Fenstern des Grafen Haugwitz ausgelassen habe. Im August 1806 habe er einmal vor einer bei ihm versammelten Gesellschaft, welche aus Friedrich Ancillon, Johannes Müller und dem Grafen von Antraigues bestanden habe, Aeußerungen ausgestoßen, welche den König Friedrich Wilhelm wegen seiner unkriegerischen Politik mit dem Tode bedrohten. Von Ancillon wird gesagt, er habe nach diesem Vorfalle protestirend die Gesellschaft verlassen. Allein dieser erklärte in den Berliner Zeitungen sehr bald die Erzählung für unwahr und erdichtet. Ganz im Geiste derselben wird indeß in einer folgenden Stelle der „Gallerie“ behauptet, daß im Falle eines siegreichen Feldzuges der Preußen gegen Frankreich Louis Ferdinand den König Friedrich Wilhelm, dessen Persönlichkeit weit besser für ein unglückliches als für ein glückliches Geschick passe, vom Throne verdrängt haben würde.

Nach den mitgetheilten Proben darf das Urtheil, welches die „Gallerie“ über Blücher fällt, nicht wundernehmen. Das Lob, was Archenholz ihm ertheilt, glaubt die „Gallerie“ auf die Furcht des Journalisten vor seiner Nähe zurückführen zu müssen. Diesem Lob gegenüber wird die Prophezeiung ausgesprochen, daß die Nachwelt Blücher höchstens als einen guten Divisionsgeneral kennen werde, und mit Weitläufigkeit wird die Ansicht entwickelt, daß die Eigenschaften eines Feldherrn und eines „guten Pharospielers“ nie in einer Person vereinigt sein könnten.

An dem Artikel über Massenbach fällt vor Allem die Abhängigkeit

Digitized by Google

von der F. B. (d. i. Friedr. Buchholz) unterzeichneten Biographie desselben auf, welche Posselts Europäische Annalen (1807. Bd. 3. S. 251 ff.) enthalten. Mit Recht hebt Cölln (Intelligenzbl. zu den N. Feuerbr. Bd. 1. Nr. 2 ff.), der zugleich eine ähnliche Abhängigkeit der Schilderung Heinrich von Bülows in der „Gallerie" von der in den „Lichtstrahlen" andeutet, diesen Umstand hervor. Der „Gallerie" eigenthümlich ist jedoch die Behauptung, gegen welche Massenbach in einer Erklärung sich verwahrt, daß derselbe die Einheit in den Bewegungen der preußischen Heere gestört habe, indem er durch Hohenlohe zugleich den Herzog von Braunschweig zu beherrschen versuchte, und ebenso wenig findet sich in den „Annalen" der zur Vertheidigung Massenbachs gegen den Verdacht der Bestechung vorgebrachte Satz, daß auch ohne Hülfe des Goldes eine preußische Armee von einer französischen nothwendigerweise immer besiegt werden müsse.

In dem Artikel über Buchholz erfahren wir einiges über den Inhalt der politischen Gespräche, welche der Verfasser der „Gallerie" mit ihm geführt hat.

Zur Geschichte des Buchs theile ich zwei Stellen aus ungedruckten Briefen des Verlegers Sander an Böttiger vom 2. und 3. Febr. 1808 mit: „In Betreff des Verf. von der Gallerie Pr. Charakt. könnten Sie Sich doch wohl irren. Daß der Verf. Ideen von Buchholz, auch dessen Terminologie gebraucht und mit Massenbachs Kalbe gepflügt hat, ist augenscheinlich. Der Letztere aber hat nicht unmittelbar mitgewirkt, sondern der Schlaukopf von Verf. muß ihm durch einen Dritten allerlei haben ablauern lassen. Ich habe Ihnen, denk' ich, schon geschrieben, daß ich selbst den Verf. nicht bestimmt weiß und daß ich nur auf ein gewisses Mitglied des corps diplomatique rathe. Uebrigens habe ich von einem Mediatör in der Sache die schriftliche Versicherung, daß der Verfasser zu seiner Zeit und vielleicht bald sich zu seiner Arbeit bekennen werde." „Die Gallerie hat hier einen ungeheuren Lärm verursacht. Ich habe in aller Geschwindigkeit hier in Berlin an 300 Exemplare gegen baare Bezahlung abgesetzt; aber nun hat die alte Prinzessin Ferdinand zu bewirken gewußt, daß der Verkauf einstweilen inhibirt worden ist. Einstweilen; denn ich war so gescheidt gewesen, unserm Premier-Minister Stein und dem König selbst (dem letzteren durch die dritte Hand) ein Exemplar zu schicken, und weiß schon so gut, wie gewiß, daß die alte Dame mit einer langen Nase abziehen wird. Ich kann noch produciren, was ich unterdrückt habe und von diesen Artikeln betrifft einer die alte Dame selbst und ihre geheime Geschichte".

Ein höheres Interesse, als der Schrift an sich zukäme, erhält dieselbe durch die Person ihres Verfassers. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Autor niemand anders ist als Friedrich Buchholz, der anspruchsvolle

Digitized by Google

Verfasser des „Neuen Leviathan," der sich hier zu einer Lästerschrift der niedrigsten Gattung hergegeben hat. Cölln bezeichnet ihn an mehreren Stellen als den Verfasser-Decorateur oder Verfasser schlechthin. Damit stimmt überein die Andeutung von Gubitz in den „Fackeln" (Heft 1. Leipzig 1811, in der Rede Buchs) und das ausdrückliche Zeugniß in seinen „Erlebnissen" (Bd. 1, S. 133). Eine Erklärung des Obersten von Massenbach vom 13. Febr. 1808 (Minerva, 1808, Bd. 1, S. 430 ff.) sagt, daß in dem Buche Anekdoten zu allgemeiner Kenntniß gebracht seien, die er in dem Kreise vertrauter Freunde erzählt haben könne, mit Unrecht werde ihm aber die Autorschaft zugeschrieben und alles, was darin auf seinen Namen erzählt werde, sei die Folge mißbrauchten Vertrauens. Daß auch er die „Gallerie" mit Buchholz in Verbindung brachte, scheinen die Worte zu beweisen: „Erkannte ich in dem Verfasser der Biographie (Massenbachs in den Europäischen Annalen) einen theilnehmenden edlen Freund, so muß ich in dem Verfasser der „Gallerie" nothwendig einen Mann finden, der mir einen unendlichen Schaden zugefügt hat." In einem Briefe an Böttiger vom 3. Jul. 1808 schreibt Massenbach: „Die Gallerie preußischer Charaktere hat mir viele Feinde gemacht; ich habe keinen andern Antheil als den, welchen ich öffentlich eingestanden habe. Man hat mein Vertrauen mißbraucht; ich habe dem Mißbraucher verziehen." In dem „Kabinet Berlinischer Charaktere", welches eine Art von Fortsetzung der „Gallerie", und an die öffentlichen Charaktere in dieser eine Anzahl Privatcharaktere anzureihen bestimmt ist, machen Johann Daniel Sander und Friedrich Buchholz den Anfang.

„Cölln, Vertraute Briefe und Neue Feuerbrände. 1807—1808."

Ein Schriftsteller von sehr bekanntem Namen war der preußische Kriegs- und Domänenrath Friedrich von Cölln, geboren 1766 zu Oeslinghausen im Fürstenthum Lippe-Detmold. Diejenigen Schriften, nach denen er hier vorzugsweise zu beurtheilen ist, waren seine kurz nach der Schlacht bei Jena begonnenen „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." und die „Neuen Feuerbrände." Beide Schriften fanden in Tausenden von Exemplaren Verbreitung. Sie erschienen ohne des Herausgebers Namen und enthielten Aufsätze von verschiedenen Verfassern, doch blieb Cölln's Anonymität nicht lange gewahrt, und er allein wurde für den ganzen Inhalt der beiden Schriften im Publicum verantwortlich gemacht. Dem Umstande, daß er (s. Aktenmäßige Rechtfertigung des Kriegsraths von Cölln, Leipzig 1811, S. 96) die Feuerbrände vom neunten Heft an nicht mehr redigirte, scheint keine große Bedeutung beigelegt werden zu dürfen (vergl. ebendas. S. 108 ff.). In den „Vertrauten Briefen" sind

Digitized by Google

die Aufsätze, welche nicht von dem Herausgeber selbst herrühren, auch äußerlich zu unterscheiden.

Die Vertrauten Briefe sowohl als die Neuen Feuerbrände sollten die Ursachen von Preußens Fall darstellen, alle diejenigen Personen, welche durch ihr Benehmen dem Staate geschadet hatten, zur Strafe ziehen und dem künftigen Geschichtschreiber Materialien überliefern. So enthalten denn beide Schriften zahlreiche und ausführliche Berichte zur Geschichte des Kriegs von 1806 und 1807 und Beurtheilungen der hervorragendsten Personen und wichtigsten Einrichtungen des preußischen Staates. Daß letzteren Beurtheilungen von einigen Zeitgenossen Mangel an echtem Freimuth vorgeworfen wird, scheint sich vorzüglich auf die dem Minister Hoym und dem General Köckeritz gezollte Ehrerbietung zu begründen. Doch zog sich Cölln im Herbst 1808 von Seiten der Regierung wegen seiner „Vertrauten Briefe" eine Verfolgung zu, hauptsächlich weil er in seiner Darstellung des preußischen Finanzwesens vor dem Frieden zu Tilsit (Vertr. Br. III., S. 19 ff.) Etatsgeheimnisse veröffentlicht hatte. Der Minister Stein urtheilte, als er auf Befragen die Verhaftung Cölln's in Gemäßheit einer früheren Cabinetsordre (vom 16. Febr. 1808) anordnete, daß „bei dem Durchlesen der Vertrauten Briefe sich sehr viele Thatsachen zur Begründung eines Criminalverfahrens wegen verletzter Dienst- und Unterthanentreue finden würden" (Pertz, das Leben Steins, Bd. 2, S. 142). Cölln hatte zwar noch vor dem Kriege für die als strafbar behandelten Aufsätze das Imprimatur von der preußischen Censur erhalten, wie ihm F. W. Gubitz seiner Zeit vor Gericht (s. Cölln, Rechtfertigung, S. 41) und in seinen „Erlebnissen" (Bd. 1, S. 168 ff.) bezeugt hat. Trotzdem wurde die Untersuchung gegen ihn anhängig gemacht. Er wußte sich jedoch bald nach Uebersendung der Untersuchungsacten an das Kammergericht bei Gelegenheit einer ihm bewilligten Reise in die Landecker Bäder seiner Haft durch die Flucht zu entziehen, ja er erlangte sogar etwa ein Jahr nach seiner Flucht, nachdem durch Cabinetsordre vom 6. Febr. 1811 sein Proceß niedergeschlagen war, eine Anstellung in dem Bureau Hardenbergs, den er sich dadurch gewonnen hatte, daß er ihm aus Leipzig von einer gegen ihn gerichteten Schmähschrift Kunde gab und dieselbe noch vor Erscheinen unterdrücken half. Auch der König ließ sich zur Nachsicht gegen Cölln bewegen, weil er unter Aufopferung seines Gehalts den französischen Behörden den Eid verweigert hatte.

Die Hauptfehler des preußischen Regierungs- und Militärsystems vor der Schlacht bei Jena werden in den Cölln'schen Schriften richtig dargestellt. Aufhebung der Erbunterthänigkeit, der die Freiheit des Güterverkehrs hindernden Beschränkungen und sonstiger auf Abschließung des Adels-, Bürger- und Bauernstandes hinwirkender Einrichtungen, Einführung eines unter dem Vorsitz des Königs berathenden Staatsraths, Beseitigung der Verschiedenheit

Digitized by Google

in den Abgaben und Gesetzen und des Antagonismus zwischen den obersten Behörden der verschiedenen Provinzen, Verbesserung des Zustandes der Finanzen dadurch, daß man die Unterthanen, „ohne die Vorrechte der Stände und noch viel weniger des Souverains zu beeinträchtigen," sich selbst belasten läßt (N. Feuerbr., Heft 14, S. 138) sind die Forderungen und Rathschläge, welche ganz im Sinne der von Stein in den Jahren 1807 und 1808 eingeführten oder vorbereiteten Reformen in Betreff der Verwaltungspolitik vorgebracht werden (vergl. Cölln, Rechtfertig., S. 108 f.). Hinsichtlich der Armee wird verlangt: Aushebung aller Waffenfähigen ohne Unterschied der Stände, der Religion, des Vermögens, Beseitigung des militärischen Kastengeistes und aller der Ursachen, welche in dem Officierstande einen dem bürgerlichen feindlich entgegenstehenden ersten Stand erhielten; zu diesem Zwecke und zu sonstiger Verbesserung des Heeres Einführung einer Avancementsordnung, welche statt der adligen Geburt und der Anciennität nur das Verdienst berücksichtigt, und Ausschließung des Ausländers, sowie Abschaffung des Stocks, damit der Soldatenstand vom gemeinen Mann an ein geehrter Stand werden könne. „Nur dann, meint Cölln (V. Br. I., 9. Brief, S. 85), wenn Deutschland in Masse aufstehen, wenn es alle Hindernisse gebrochen haben wird, die der Entwicklungsfähigkeit seiner Einwohner im Wege sind, wenn alle Prärogativen, die nicht die Natur und das Verdienst dem Menschen verlieh, vernichtet sein werden, nur dann kann es hoffen, mit Frankreich zu balanciren."

Das Verdienst, welches sich Cölln durch seine „Vertrauten Briefe" und „Feuerbrände" erwarb, kann indeß, abgesehen von den darin hervortretenden Widersprüchen, auch deßhalb nicht hoch angeschlagen werden, weil die Form der Darstellung durchweg eine unedle ist und Flüchtigkeit verräth. Wie leichtfertig er das Schriftstellern betrieb, geht u. A. aus einer Stelle der „Vertrauten Briefe" (II., 2. Brief, S. 26 f.) hervor, wo er, der anonyme Herausgeber, von den Redacteuren des „Hausfreundes", Heinsius und von Cölln, wie von fremden Personen spricht und von dem letzteren sagt, er sei als ein heftiger, durchfallender Mann bekannt.

Mit Recht ist von den Zeitgenossen Cölln's auch der Umstand gerügt worden, daß dem ersten Band der „Vertrauten Briefe" die Form gegeben ist, als seien die Briefe vom Jahre 1786 an nach und nach verfaßt worden. Wenn Cölln auch, wie er angibt (Intelligenzbl. zu den N. Feuerbr., Bd. 2, Nr. 45, Sp. 357) seit zwanzig Jahren von ihm gesammelte Materialien besaß, als er im November 1806 an dem ersten Theile der „Vertrauten Briefe" zu schreiben begann, so nahm er es doch mit der Wahrheit zu leicht, wenn er die in jener Zeit ausgearbeiteten Briefe zurückdatirte und z. B. unter dem Jahre 1799 schrieb (V. Br. I., 18. Brief, S. 137): „Die jetzige preußische Armee ist die des Hannibals in Capua. Von ihr erwarte ich nichts! Sie

Digitized by Google

hat von außen viel Schimmer, blendendes, lackirtes Wesen; dahinter ist wurmstiches Holz", obwohl wir bei anderer Gelegenheit erfahren, daß er bis zur Jenaischen Katastrophe voll Vertrauen auf die Kriegstüchtigkeit der preußischen Armee war (Intelligenzbl. zu den N. Feuerbr. Bd. 2, Nr. 16, Sp. 127). Daß er bei der Herausgabe seiner Schriften nicht von einem bestimmten patriotischen Zweck geleitet war, geht schon daraus hervor, daß er in Bezug auf sie sagt (Intelligenzbl. zu den N. Feuerbr. Bd. 2, Nr. 44, Sp. 345), er halte es für sehr einseitig und egoistisch von einem Redacteur gehandelt, wenn er nur Aufsätze in sein Journal aufnehme, die mit seinen Grundsätzen übereinstimmen; ein Journal, welches für die Geschichte Materialien sammele, müsse unparteiisch das pro und contra aufnehmen. Auch war Cölln denjenigen politischen Anschauungen, welche Friedrich Buchholz vertrat, nicht fremd. Er konnte England für den wahren Feind Preußens, Englands Meerdespotismus und „Subsidienangel" für die wahre Ursache seines Unglücks erklären (vergl. a. V. Br. II., 20. Brief, S. 190). In den Friedensbedingungen, welche er den Continentalmächten zur Beilegung ihrer Feindschaft vorschlägt (V. Br. II., 8. Brief, S. 69) setzt er als gelehriger Schüler Napoleons fest: „in Deutschland sollen künftig nur Oestreich, Preußen, Baiern, Sachsen und Württemberg existiren; unter diesen werden alle deutschen Provinzen vertheilt und es existirt kein Deutschland und kein deutscher Kaiser mehr. Der Rheinbund wird cassirt; dagegen errichten jene fünf Mächte einen deutschen Bund, Oestreich an der Spitze. Mit Holland wird der Theil von Westphalen vereinigt, der jenseit der Ems und Lippe liegt. Preußen erhält bis dahin alle Länder von den Nordseeischen Küsten bis nach Memel, ganz Niedersachsen und Schwedisch-Pommern. An der Saale und in Franken tritt es seine Provinzen an Sachsen und Baiern ab."

Trotz derartiger Ansichten hatte Cölln Verbindungen mit eifrigen Patrioten. Einer schreibt (N. Feuerbr., Heft 10, S. 103): „ich habe Nettelbeck gesehen, gesprochen und nähme nicht zehntausend Thaler, wollte mir einer jene halbe Stunde abkaufen, in der ich ihn besucht habe." Ein anderer sagt in einem Artikel über die Landesvertheidigung durch einen Landsturm (ebend. Heft 15, S. 69), wer bei der Rücksicht auf Preußens jetzige politische Lage nur darauf sehe, daß es gegen zwei so mächtige Kolossalen, Frankreich und Rußland, erst wieder aus den Ruinen hervorgehen solle, wer darum verzage, Muth und Hoffnung verliere, daß Preußen je wieder ein selbstständiges Reich werden könne, und gegen ihn und seine Vorschläge einwende, es könne ja doch nichts nützen, der führe ein Räsonnement, wie es seiner Lage am gemächlichsten sei und finde eher eine glücklichere Existenz in der Unterwerfung und im Sclavenjoche, statt zu Anstrengungen sich verstehen zu wollen, die, wenn sie auch nicht für ihn selbst vortheilhaft seien, doch seinen Nachkommen

Digitized by Google

nützlich sein könnten. Ein dritter mahnt seine Landsleute (Intelligenzbl. zu den N. Feuerbr., Bd. 2, Nr. 1 u. 2), daß sie allen Ueberfluß zum Besten des Staats opfern, die letzte Ursache alles Unglücks, den Egoismus in sich bekämpfen und an ihrer inneren Größe arbeiten möchten, damit sie sich zu einem freien, kräftigen und glücklichen Volke erheben könnten. Beachtenswerth ist auch im sechsten Theile der „Vertrauten Briefe (S. 112—244) der sorgfältig geschriebene Aufsatz: „Deutschland in seiner Verwandlung oder Betrachtungen eines deutschen Patrioten über die gegenwärtige Veränderung seines Vaterlandes" von G. In diesem Aufsatz ist die Darstellung der Unnatur der deutschen Zersplitterung und ihrer schädlichen Folgen vorzüglich gelungen.

Die „Vertrauten Briefe" und „Neuen Feuerbrände" riefen zahlreiche Gegenschriften hervor. Unter dem Namen „Feuerschirme" und „Löscheimer" erschienen zwei Zeitschriften, deren erstere (auch „Vaterland" betitelt) F. W. Gubitz auf Anregung von Königsberg aus herausgab. Von besonderem Interesse ist jedoch nur der Streit, welcher zwischen Cölln und Hans von Held, jenem durch patriotischen Eifer und Talent merkwürdigen Manne, dessen Erlebnisse Varnhagen von Ense erzählt, schwebte. Derselbe war veranlaßt durch den Abdruck des „Schwarzen Registers", einer Beilage von einer gerichtlichen Vertheidigungsschrift Helds (welches übrigens bereits 1803 in den „Annalen der leidenden Menschheit" zum Abdruck gekommen war) in dem zweiten Heft der „Feuerbrände".

Durch die „Warnungsanzeige gegen literarischen Unfug," welche Held in den Haude-Spenerschen Berlinischen Nachrichten (1807. Nr. 105) veröffentlichte, und durch sein Buch: „Ueber und wider die vertrauten Briefe und neuen Feuerbrände des preußischen Kriegsrathes von Cölln" (1808) erfuhr man zuerst mit Sicherheit, daß Cölln der Verfasser der „Vertrauten Briefe" und Herausgeber der „Feuerbrände" war. Bis dahin hatte man auf den Kriegsrath Ribbentropp oder Julius von Voß gerathen. Letzterer protestirte jedoch gegen diesen Verdacht als „unbillig" und erklärte: „Mich riß wohl Drang der Vaterlandsliebe bisweilen hin der gefährlichen Wahrheit zu huldigen, doch die Sprache des Anstandes verletzte ich nicht" (Haude-Sp. Berl. Nachr. 1807. Nr. 74). Die genannte Schrift Helds ist ein interessantes Denkmal seiner politischen Gesinnungen und zeigt trotz mancher Schwächen seiner Polemik, wie er durch Geist und sittlichen Ernst Cölln weit überlegen war. Wir gehen auf ihren Inhalt nur ein, um Helds politische Ansichten kennen zu lernen.

Er sagt: „die bisher unter dem Namen des preußischen Staats bekannt gewesenen Gegenden können nie wieder allein, sondern nur als Theil eines neuen Deutschlandes und nur insofern, als Deutschland sich zur Einheit erhebt, zu einer neuen commerciellen, finanziellen und militärischen Kraft, über-

Digitized by Google

haupt zum socialen Blühen gelangen". Die Ursache, welche das Unglück Preußens herbeigeführt und auch alle tiefeindringenden wahren Reformen im Innern des Staats verhindert habe, erkennt er darin, daß es versäumte, sich im Westen auszubreiten, worauf er schon 1801 in seiner unter dem Namen Innocenz erschienenen Schrift: „Ueber Preußens Vergrößerung im Westen" gedrungen hatte, daß es nicht ganz Norddeutschland in Besitz nehmen wollte und keine dem Continental-Interesse förderlichen Ideen neben diejenigen Napoleons stellte und hierdurch ihn zwang, für das Beste des Continents allein zu sorgen. Einen diamantenen Schild und den Kern in Napoleons strahlendem Namen nennt er die „richtige, naturgemäße, höchst kosmopolitische, vom Zeitgeiste gebotene Idee, daß das Industrie-, Commerz- und Cultur-Interesse des Continents geschützt und zu dem Ende für dasselbe die Freiheit der Meere erworben werden müsse".

Ein wie warmes Nationalgefühl Held besaß, beweist u. A. folgende Aeußerung (S. 74): „Wird Deutschland sich einst ermannen und den ihm gebührenden ersten Rang unter den Nationen Europas wieder einnehmen — denn das celtisch-germanische Blut ist von Allen das edelste, wir sind im Ganzen die tapferste, nerven- und knochenstärkste, fleißigste, gebildetste, mit dem achtbarsten moralischen Charakter begabte Nation, reden die reichste Sprache, besitzen die umfassendste Literatur und haben halb Europa colonisirt — so wird die Rettung nicht durch geputzte militärische Maschinen, sondern durch Camisarden in grauen Kitteln mit schwarzen Blechkappen geschehen. Diese werden, sei es auch erst in fünfzig Jahren, den Uebergang aus unsrer Schmach zu einer deutschen Einheit einleiten, sowie den Grund zu dem, was Frankreich jetzt ist, seine Sansculotten legten." Wiederholt spricht er von „geographischem Takt und Natursinn", der eine deutsche Einheit fordere. Mit der Einheit, sagt er, hätte alles Leiden in Deutschland von selbst ein Ende.

Ansichten des Rheinbundes. Briefe zweier Staatsmänner. Göttingen 1808.

Einsicht in die Lehren der Geschichte, scharfe Bildung des Verstandes, warmes Gefühl für die Ehre der deutschen Nation und muthiges Bekennen der Wahrheit, obwohl gepaart mit erlaubter oder sogar pflichtmäßiger Vorsicht, begründen das Lob, welches dem Verfasser dieser Schrift gebührt, und bezeichnen die Eigenschaften, welche die Schrift von so vielen gleichzeitigen über denselben Gegenstand unterscheiden.

Der Herausgeber erklärt in der Vorrede, daß er zwar kaum nöthig habe, über Zweck und Sinn der Schrift etwas vorauszuschicken; Alles liege darin klar vor Augen und sei „wiewohl mit Vorsicht, ohne Rückhalt" gesagt. Doch

Digitized by Google

bespricht er das auf Täuschung abzielende oder auf Selbsttäuschung beruhende Verfahren der deutschen Publicisten, welche in ihren Darstellungen des Rheinbundes Rechte deduciren, ohne zu beachten, daß da kein Recht sein kann, wo entweder noch der Streit waltet oder die Gewalt befiehlt.

Daß der Rheinbund dem deutschen Volke größere Einheit verlieh, bestreiten die Briefe mit der Bemerkung, daß es scheine, als ob der alte blinde Trieb deutscher Fürsten und Völker, sich abzusondern von der deutschen Einheit, durch die Verbindung mit Frankreich vielmehr erst zum Bewußtsein gekommen sei und nun planmäßig verfahre. Denn es gebe wohl deutsche Staaten, die mit Napoleon conföderirt seien, aber in Deutschland suche man den Bund umsonst; zum Besten Deutschlands sei wenig oder nichts Bundesmäßiges vorhanden. Mit der äußeren Unabhängigkeit der Bundesfürsten stehe es so, daß sie nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers und Königs sich bewaffnen dürften; die ihnen beigelegte Souveränetät erstrecke sich weder auf ihr Verhältniß zu Frankreich noch auf ihr Bundesverhältniß unter einander, sondern gelte nur ihren Unterthanen gegenüber. So sei die Unabhängigkeit des ganzen Vaterlands dahin, wohl nicht auf immer, aber gewiß auf lange Zeit. Der Augenblick gestatte höchstens eine Besserung im Inneren, in dem Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen.

Wenn die deutschen Publicisten uns zu überreden versuchten, der Rheinische Bund sei eine freiwillig, der Zweckmäßigkeit wegen abgeschlossene Verbindung der deutschen Fürsten unter einander, so wisse man nicht, ob diese Darstellung der Sache auf geheimen Nachrichten oder auf dem Widerstreben, unsere Schwäche und Erbärmlichkeit zu bekennen, beruhe. Der äußere Anschein spreche jedenfalls gegen die Richtigkeit dieser Darstellung. Wenn aber auch wahr sei, daß der Gedanke des Rheinischen Bundes in Deutschland und nicht in Frankreich entstanden sei, so komme doch noch viel auf den Unterschied an, ob die Deutschen, welche bei diesem Bunde etwas wollten und thaten, eine gemeinsame freie Verbindung unter sich und darnach mit Frankreich oder vielmehr eine Verbindung der einzelnen deutschen Staaten mit Frankreich und dadurch unter sich erstrebten.

Zu weiterer Aufklärung über das Wesen des Rheinbundes wird im Folgenden darauf hingewiesen, daß kein Actenstück bekannt geworden sei, wonach der Protector die Zustimmung der Rheinbundsfürsten zu dem Tilsiter Frieden oder zur Aufnahme neuer Bundesglieder für nöthig erachtet hätte. Vielmehr scheine der Protector als solcher die Macht zu haben, über Krieg und Frieden, wie über die Veränderungen des Bundes allein zu entscheiden. Dem Bunde im Ganzen, wie im Einzelnen, stehe sonach dem Protector gegenüber kein anderer Anspruch zu, als der auf Schutz. Bei diesem Schutze aber habe Frankreich ebensoviel Interesse als Deutschland, und dem Keime nach liege

Digitized by Google

in diesem Zustand, welcher gewiß sehr gut sei, solange Napoleon das Protectorat führe, kein anderes Verhältniß als das des Sklaven zum Herrn.

Nach diesen Betrachtungen, die der eine der beiden Briefschreiber entwickelt, glaubt man ihm, daß er „mit herzzerschneidendem Schmerze" die Unabhängigkeit des Vaterlandes hat untergehen sehen. Aber er will sich fassen in dem Glauben, daß die Nachkommen „Menschen sein werden, in welchen noch eine Seele lebt, denen folglich nicht jedes Leben genügen wird, sondern die über sich und ihre Familie hinaus zu denken vermögen, um zu fühlen, wie viel es werth ist ein Vaterland zu haben". Zum Schlusse kommt noch einmal der andere Briefschreiber zum Worte, um zu sagen, daß „das Getreibe der Publicisten, um Rechte zu deduciren, welches ihm vorher kaum erfreulich gewesen, jetzt ihm in tiefster Seele zuwider sei".

Wenig bekannt, wie die Schrift selbst, ist auch die Thatsache, daß ihr Verfasser Heinrich Luden ist, der sie, „als die Göttinger Censur sie zurückwies, in Jena, wo die Professoren damals noch Censurfreiheit genossen, auf seine eigene Gefahr drucken ließ" (s. K. Th. Pabst, Th. Müllers Jugendleben. Aarau, 1861. S. 67).

Franzosenspiegel.

So könnte man eine kleine, recht ansprechend geschriebene Schrift nennen, die unter dem Titel „Littérature française pendant la guerre de 1870—71. Par un Berlinois" soeben im Verlag von Stilke und van Muyden zu Berlin erschienen ist, und die durch geschickt ausgewählte und gut gruppirte Beispiele aus den während des letzten Krieges französischerseits veröffentlichten Büchern und Flugschriften sowie aus gleichzeitigen Zeitungsstimmen ein treffendes Bild jenes Gemisches von Aufgeblasenheit und Prahlerei, Verlogenheit und Selbstbetrug, Brutalität und Sentimentalität, heilloser Leichtgläubigkeit und unheilbarer Leichtfertigkeit giebt, welches den Grundcharakter des heutigen französischen Volkes oder doch der Mehrheit der Pariser und des den Ton angebenden Theils der Nation bildet. Dieser Charakter dreht sich vor dem Beschauer in dem Buche, wie eine jener Modefiguren, die uns in den Schaufenstern von Coiffeurs und Damenkleiderhandlungen den in Paris herrschenden Geschmack zeigen, und der Verfasser begleitet diese Drehungen mit feinem kühlem Sarkasmus.

„Die Preußen haben uns Metz, Straßburg u. a. genommen," ließ sich vor einiger Zeit ein pariser Flüchtling im Feuilleton der „Indep. Belge" ver-

Digitized by Google

nehmen, „unsern Esprit werden sie uns lassen müssen“. Ein belgischer Schriftsteller, Mr. Leclercq, hat die Geduld gehabt, eine Art Blumenlese von Proben dieses Esprits zusammen zu stellen, die freilich nur bis Sedan geht. Der Ekel scheint ihn dann übermannt zu haben. Geben wir ein paar Beispiele dieses Geistes der Athener an der Seine. Die französischen Truppen marschiren in den Krieg. Es ist ein lustiges Schauspiel, die Armee des famosen Generals Boum bricht nach Berlin auf, nur die Offenbachsche Musik fehlt, aber die Marseillaise ersetzt sie. Herr v. Girardin erzählt uns in der „Liberté“: „In den Wartesälen der Eisenbahn drängt sich ein begeistertes Publicum. Alle verschiedenen Corps, Infanterie, Cavallerie, Train, Artillerie werden gleich gut empfangen, aber man muß hervorheben, die Zuaven und Turcos gefallen am meisten, sie zeigen einen furchtbaren Schwung und ein erstaunliches Feuer. Ach, sagen sie, die Preußen haben die afrikanische Menagerie sehen wollen. Wohlan, sie sollen sie sehen. In der That, sie bieten einen schrecklichen Anblick, halb nackt, Roth auf den Köpfen, das Auge leuchtend von Patriotismus und Wein. Arme Landwehr! zwölfhundert Zuaven rücken in den Bahnhof ein, in die Wagen gepfercht, einen wilden Cancan tanzend und aus vollem Halse brüllend“.

Ferner ein Beispiel aus dem „Gaulois“: „Kennen Sie die neueste Mode? Man tauft seinen Hund Bismarck und hängt ihm an den Schwanz einen Zettel mit: Vive la France!“ —

Drittes Beispiel: Ein Boulevardier, Monsieur A. Schott, der Autor eines geschätzten Werkes über die Cocotten, schreibt am 1. August dem „Paris-Journal“ geschmackvoll und zartsinnig: „Wie alles, was aus dem Feuchten geboren wird, mehrt sich die deutsche Race reißend schnell. Ich habe sie in der Nähe studirt, bei ihr daheim, auf ihrem schwefelhaltigen und mit Sauersalz getränkten Boden. Diese deutschen Fleischklumpen, gemacht aus Bier und Kartoffeln, sind weich und von starkem Geruch. Der Duft ist seltsam, eine Mischung von weißen und schwarzen Rettichen, nur der Adel riecht nach Pökelfleisch“. —

Viertes Beispiel: Nach Weißenburg und Wörth, Mars la Tour und Gravelotte, in dem Augenblicke, wo Paris die Nachricht vom Unglück bei Sedan erfahren sollte, am 3. September, beschrieb ein Hr. Millaud im „Figaro“ den Landsturm, den Preußen in seiner Erschöpftheit aufzurufen gezwungen sein sollte, folgendermaßen seinen pariser Lesern: „Seht mal. Da kommen sie angewackelt, die Leute vom Landsturm. Auf den Ruf des Vaterlandes haben sie ihre Sorgenstühle und ihre Enkelchen verlassen. Was für würdige Grauköpfe! Die Arrièregarde ist vorzüglich aus Gichtbrüchigen zusammengestellt. Veralteter Schleim, Husten und Luftröhrenreiz zieht voran. Er ersetzt mit Vortheil die Militärmusik. Sie marschiren. Von Zeit zu Zeit wird ange-

Digitized by Google

halten, um mit der Schnupftabaksdose zu exerciren, die diesen Ehrwürdigen unentbehrlich ist. Auf Commando öffnet man die mit Rattenschwänzen geschmückten Dosen, nimmt man seine Prise, zerreibt man sie, zieht man sie ein, klappt man die Dose wieder zu, niest man, dann setzt das Bataillon seinen Marsch fort." „Ein Unglücksfall zu verzeichnen. Der tapfere Oberstleutnant Klops, im 82. Jahre von Berlin ausgerückt, bei Rastadt kindisch geworden, ist, als er den Boden Frankreichs betrat, an Altersschwäche gestorben".

Das war gewiß sehr niedlich. Da kommt die Kunde: der Kaiser und 80,000 Franzosen gefangen genommen. Das Lächeln von Paris fängt an zu vergehen. Aber was! Könnte auch Paris besiegt werden? Gott behüte! der „Figaro" beeilt sich, ihm ein Patent auf die Unbesiegbarkeit auszustellen. Es lautet:

„Unser Mitarbeiter de Pène hat eine Vertheidigungsmaschine erfunden, welche Chassepots, Mitrailleusen und Gußstahlkanonen weit hinter sich läßt. Diese Maschine ist nur ein Wort, ein Zündnadelwort, ein gezognes Wort, ein Wort geladen mit Pottasche-Picrat. Wenn Paris besiegt wird, hat er gesagt, so wird Paris lächerlich sein".

Das wäre also pariser „Geist". Umsonst sucht man in der Geschichte nach ähnlichem Wahnwitz. Und dabei setzten diese Journale, welche sichs zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, ihr Vaterland und Volk in den Augen der ganzen Welt zu degradiren, Frankreich um jedes Anrecht auf die Zuneigung, die Achtung, selbst das Mitleid zu bringen und es bis in sein tiefstes Unglück hinein zu entehren, ihre hunderttausend Exemplare ab.

Am 15. Juli, wo der Krieg erklärt wurde, hatte in Frankreich, wie es scheint, kein Mensch ein Gefühl der blutigen Verantwortlichkeit, welche auf den Angreifer fällt. Die Regierung mit ihrem Schweif, die Presse, das Publicum theilte am Vorabend des Blutbades die glückliche Leichtherzigkeit jenes Ministers, welcher die letzte und würdigste Fleischwerdung der imperialistischen Moralität und Intelligenz darstellte.

Die „Liberté" gestand, ohne ihre Brutalität zu merken, am 20. Juli: „die überlegne Tragweite der Chassepots ist einer der Gründe gewesen, welche den Krieg entschieden haben".

Ein andrer Grund scheint die fröhliche Zuversicht gewesen zu sein, welche die Mitrailleuse einflößte. Dieselbe schien nach den mit ihr angestellten Proben den liebenswürdigen Namen zu verdienen, den der Romantiker d'Arlincourt dem Schwerte eines seiner Paladine gab, den Namen der schönen Schnitterin, und in seinem Bericht von dem Phantasiesiege bei Saarbrücken zeigte richtig der „Gaulois" mit Behagen an, daß die Mitrailleusen bei diesem Versuch „den Feind unbarmherzig niedergesichelt" hätten.

Digitized by Google

Aber schon träumte man in Paris von noch schrecklicheren Erfindungen. Ein Schlaukopf schlug der Regierung vor, die deutschen Festungen aus der Luft in Brand zu stecken. Luftballons-Artillerie! lachen wir nicht. Das Blatt „Le Français“ vom 9. August meldet seinen Lesern allen Ernstes den baldigen Beginn des aëronautischen Feldzugs:

„Man wirbt Recruten für die Luft-Artillerie. Wenn die Luftschiffer fertig sind, werden weder Cöln, noch Mainz, noch Trier uns aufhalten“.

Während der Belagerung von Paris begeisterte sich dann die Leichtgläubigkeit der Franzosen für eine andre Art der „extermination“ der deutschen Soldaten, für das „griechische Feuer.“ Man hat in diesem Kriege auf viele Seifenblasen seine Hoffnung gesetzt, an die Siegestelegramme Gambetta's, an den Plan Trochu's, an den Schwur Ducrot's, an die Unbezwinglichkeit von Victor Hugo's „Gehirn der Welt“ geglaubt. Diese war diejenige, welche die Bestialität, die hinter der Artigkeit der Franzosen sich verbirgt, im schönsten Farbenspiel zeigte.

Im September kamen zwei Herren aus Marseille nach Paris und brachten in einem Fläschchen die Rache Frankreichs und die Ausrottung der Barbaren mit. Herr Dorian, einer der Minister der nationalen Vertheidigung, nahm das Anerbieten derselben mit Enthusiasmus entgegen und sagte ihnen sofort nach dem ersten Versuch: „Ich werde mich glücklich schätzen, durch meine Vermittelung dem Lande ein so furchtbares und wirksames Vertheidigungsmittel zur Verfügung stellen zu können. Man braucht nicht zu zögern, es anzuwenden gegen Leute, welche mit Verachtung der Humanität gegen uns einen Krieg wie die Vandalen, einen Vertilgungskrieg führen.“

In Paris verbreitete sich nun sogleich das Gerücht, daß die Belagerungsarmee lebendigen Leibes vermittelst einiger Raketen verbrannt werden könnte. Alle patriotischen Journale erklärten die Idee für bewundernswürdig. Ein paar schüchterne Stimmen versuchten zwar von Kriegsbrauch, welcher dergleichen Waffen verböte, und von Gesetzen der Menschlichkeit zu reden, die auch dagegen wären. Sie wurden aber kräftig zurückgewiesen. Felix Pyat sagte ihnen im „Combat“ vom 30. November: „Kriegsbrauch, was willst du von mir? Völkerrecht, was verlangst du? Als ob die Preußen zu den Völkern gehörten! Als ob der Krieg einen gesetzlichen Brauch hätte! Weder Glauben, noch Gesetz, wie Bismarck. Alle Mittel sind gut, unterzeichnen wir für die Raketen!“ Die weisen Thebaner aber, welche das „Siècle“ schreiben, erklärten: „Erst ist man Franzose, dann Mensch.“

Dabei wollen wir nicht versäumen, dem „Figaro“ Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieser Moniteur der Pariser Leichtgläubigkeit diente natürlich als Einführer des griechischen Feuers und war nicht der letzte, der seine Anwendung empfahl, aber er zeichnete sich doch vor seinen Collegen durch

Digitized by Google

Mäßigung aus, er hatte Erbarmen mit uns Verlornen. „Begnügen wir uns", sagte er, „mit der Verbrennung eines einzigen preußischen Regiments; diese Erfahrung wird ausreichen." Und einer der Redacteure des Blattes, jener Millaud, gab in einer Aufwallung ritterlichen Sinnes folgenden Rath:

„Gegen unsern Feind darf man nicht zögern, die gräßlichsten Mittel, die furchtbarsten Werkzeuge anzuwenden, welche der Mensch jemals erfunden hat. Aber im Namen der Humanität, wenn das neue griechische Feuer so schreckliche Wirkungen hat, als man sagt, so darf man sich seiner nur gegen eine kleine Masse bedienen, gegen ein Regiment zum Beispiel. Dann halte man damit inne. Es ist klar für uns, daß der König von Preußen menschlicher Weise den Krieg nicht fortsetzen kann."

Aber Andere begnügten sich mit so wenig nicht. In der Nummer des „Siècle" vom 24. October las man:

„Sollten alle Preußen aus Preußen, aus Württemberg, aus Bayern, aus Hessen und aus Baden niemals sich wieder des Anblicks der Würste und Sauerkrautschüsseln jenseit des Rheins erfreuen, so würden wir leicht finden, was zu thun, wenn Paris und Frankreich nur von der Geißel der deutschen Heuschrecken befreit würde."

Einige hitzige Köpfe wollten sogar, daß die Raketenwerfer, nachdem sie die deutsche Armee sofort in Kohle verwandelt, „ihr Befreiungswerk über die Grenzen hinaus verfolgten", und das Journal „La Revolution" setzte in seiner Nummer vom 5. December, indem es sich mit der menschenfreundlichen Hoffnung schmeichelte, das griechische Feuer werde den Krieg tödten, wenn eine einmalige Probe mit lebendem Fleisch die Vernichtungskraft des neuen Brennstoffs gezeigt, fröhlich hinzu: „und dieses glückliche Ergebniß würde mit nichts als der Ausrottung einer Race Vandalen erkauft sein. Weit davon entfernt, der Verdammung durch die gesitteten Völker anheimzufallen, würden wir von ihnen gesegnet werden. Zögern wir nicht einen Augenblick!"

Dennoch zögerte man. Die Abgeordneten der Regierung, welche mit der Berichterstattung über die neue Erfindung betraut waren, stießen sich an etwas. Durchaus nicht etwa an Scrupel der Menschlichkeit, Gott behüte! So entsetzliche Dinge, wie das Rundschreiben Wahrmund Chaudordy's auf die Rechnung der Preußen gesetzt hatte, schlossen auch denen den Mund, welche man als die feinfühligen Mitglieder des Comité's bezeichnete. Sondern die Gescheidtesten sagten sich unter einander, daß die Preußen auch etwas von der Chemie verstehen und auf die feurigen Grüße der Marseiller Pyrotechniker mit Repressalien antworten könnten. Auf diesen klugen Einwurf antworteten zwar die Taufpathen des griechischen Feuers: „Preußen hat gegen uns Nitroglycerin, Petroleum, Explosivkugeln, mit Reifen versehene Geschosse angewendet. Wenn es uns kein griechisches Feuer zuschickt, so ist es nur, weil

Digitized by Google

es keins hat, keines haben kann. Sonst wissen wir, daß es sich um die Frage der Menschlichkeit wenig scheren würde." Aber, wiewohl auch, nachdem das Comité seinen Bericht erstattet, die öffentliche Meinung in Paris in die Regierung drang, einen Entschluß zu fassen, zögerte dieselbe noch immer, und zuletzt schrieb der Admiral Fleuriot de Langle den Erfindern des griechischen Feuers:

„In Folge von Betrachtungen, die aus dem Interesse der Vertheidigung geschöpft wurden, ist beschlossen worden, daß von diesen Zerstörungsmaschinen, welche das Petroleum zur Basis haben, oder andern kein Gebrauch gemacht werden soll. Es müßte überdieß in Betreff Ihrer Erfindung die größte Vorsicht beobachtet werden. Jede Veröffentlichung in dieser Hinsicht würde in der That vom Feinde ausgebeutet werden, welcher daraus den Schluß, daß davon gegen ihn Gebrauch gemacht worden, ziehen und davon den Vorwand hernehmen würde, seinerseits Gebrauch von Mitteln zu machen, die bis heute durch die Regierungen und die Völker verschmäht worden sind."

Die Moral aus diesen Journalartikeln und dieser officiellen Aeußerung herauszufinden, dürfen wir wohl den Lesern überlassen.

Es ist wahr, daß die Franzosen zu Anfang des Krieges uns nicht bloß „niederscheln" (faucher), sondern uns auch Moral lehren wollten. Das „Paris-Journal" schrieb damals edelmüthig: „Beklagen wir die Preußen, ahmen wir sie nicht nach, und wenn wir die Oberhand gewonnen haben, tragen wir ihnen unser Gesetzbuch der Civilisation zu, lehren wir ihnen das Völkerrecht und die *christliche Moral*."

Als aber die Niederlagen kamen, ging die Pariser Presse ohne Weiteres von der christlichen Moral zu der Moral der wilden Indianer über.

„Jetzt", so redete Herr Guéroult in der „Opinion Nationale" die Deutschen an, „ist es nicht mehr ein Krieg, den wir gegen euch führen wollen, sondern eine Jagd auf reißende Thiere."

Der „Figaro" ließ sich am 17. August, angeblich von einem Belgier, schreiben: „Muth, Franzosen! Wenn ihr keine Chassepots mehr habt, so habt ihr noch Messer, und wenn euch diese Waffe auch fehlt, nun — *dann bleibt euch Arsenik*."

Zu derselben Zeit veröffentlichte der „Charivari" — damit die Kannibalen der Pariser Boulevards was zu lachen hätten — das Bild eines Zuaven, der einem gefangenen Preußen die Augen ausreißt, indem er zu ihm sagt: „Das eine für Waterloo, das andere für Sadowa." „Er hätte", meint unsere Schrift, „noch ein drittes haben sollen — für Sedan."

Vergessen wir ferner nicht den Club, der in Paris gebildet wurde „zur Jagd auf die Preußen." Man hatte, beim Dessert vermuthlich, einen ganz

Digitized by Google

schönen Plan ausgedüftelt, aber an dem Tage, wo das Wild sich näherte, verdufteten die Jäger.

Ein republikanischer Präfect (sein Name darf nicht untergehen, er hieß Luce-Villiard und regierte in der Côte-d'Or) übertrug diese hohe Jagd in die Provinz, indeß substituirte er den gefährlichen Satzungen der Pariser Nimrods die Regeln dessen, was Falstaff als das bessere Theil der Tapferkeit preist. Am 21. November richtete er an seine Pflegebefohlenen folgendes Schreiben: „Das Vaterland verlangt von euch nicht, daß ihr euch in Masse zusammenthun und euch offen dem Feinde entgegenstellen sollt, es erwartet von euch, daß jeden Morgen 3 bis 4 Leute entschlossen die Gemeinde verlassen und sich an einem von der Natur selbst bezeichneten Ort aufstellen, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Ich werde ihnen einen Preis zukommen und ihre heldenmüthige That in allen Blättern des Departements und ebenso im Moniteur Officiel veröffentlichen lassen."

In diesem Concert der französischen Humanität erhebt sich noch die große prunkhafte Stimme Victor Hugo's: „Wälzet Felsblöcke herbei, reißt das Pflaster auf, verwandelt die Pflugschare in Beile, verwandelt die Furchen in Gräben, kämpft mit allem, was euch in die Hand fällt, nehmt Steine von unserm geheiligten Boden, steinigt die Eindringlinge mit den Knochen unserer Mutter Frankreich! Mögen die Straßen den Feind verschlingen, möge das Fenster wüthend sich öffnen, möge das Dach mit seinen Ziegeln werfen, mögen die Gräber schreien. Harcelirt hier, blitzt dort, reißt den Boden auf. Freischützen, benutzt den Schatten und die Dämmerung, schlängelt euch durch Schluchten, schleicht euch heran, duckt euch, macht euch fertig, feuert, vernichtet."

So geht's fort, jedes Wort den Schaum der Tollwuth vor den Lippen, vier Seiten lang. Aber im Stil der Wasserscheu gebührt die Palme doch der „Indépendance Algérienne", deren berühmter Aufruf an die „Söhne der Wüste", von der französischen Presse mit ehrenvoller Erwähnung reproducirt, zur Verbrennung des Schwarzwaldes und zur Verwüstung Badens und Württembergs aufforderte und mit den sublimen Worten schloß: „Geht, je mehr ihr Köpfe abschneidet, desto höher wird unsere Achtung vor euch steigen. Weg mit dem Erbarmen! Weg mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Die Frauen und die Kinder sollen für ihre Gatten und Väter bezahlen. Ja, die Gums werden ihrer Aufgabe gewachsen sein. Es genügt, daß wir ihnen den Zügel zuwerfen und ihnen sagen: Tod, Plünderung und Brand!"

Diese Sprache eines Schurken hat ihre Früchte getragen; aber nicht die Deutschen, sondern die Franzosen selbst haben sie essen müssen. Die Commune hat darnach gehandelt. Sie hat der Kette, in welcher die Bartholomäusnacht, die Mordbrennereien in der Pfalz, die Dragonaden, Louvois und

Digitized by Google

der Rath Pasquier, „muffle de boeuf et coeur de tigre“, Fouquier-Tinville, die Höhlen von Dahra und der Juniaufstand sich an einander reihen, ein passendes letztes Glied hinzugefügt.

„Le sang est de l'eau
Marchons! qu'il ruisselle!“

so singt Pierre Bonaparte zu Anfang des Kriegs, und der Journalist de Pène verlangt in Prosa, daß das preußische Blut „soit versé par cataractes, avec la divine furie du déluge.“

Wir haben nur einige Proben von der Bestialität gegeben, die den Galliern unter den Rippen der linken Seite sitzt. Sie werden genügen. Und diese Barbaren in Frack und Lackstiefeln winselten, als wir ein paar Bomben in ihre „heilige“ Stadt warfen, sie unterstanden sich, uns vor der Welt als Blutsäufer und Mordbrenner zu verklagen?

Wie greulich Gambettas Telegramme die Welt anlogen, ist bekannt, wie die pariser Presse um die Wette mit ihm die Wahrheit mißhandelte, wie sie dem König, Bismarck, den deutschen Generalen und Soldaten, keck das Unmögliche und Unglaubliche auftischend, die schändlichsten Dinge nachsagte, unter Andern Diebstahl von Pianofortes, von Pendulen, von zweihundertpfündigen Ambosen sogar, wird dem Leser erinnerlich sein. Wenn einem Herrn Pigeonneau gelang, solche Verleumdungen auch in die sonst achtbare „Revue des deux Mondes“ zu bringen, so ist dies nur ein Beweis, wie der garstige Krebs der Lüge auch in die edleren Theile des Körpers der französischen Nation hineingefressen hat. Widerlegung solches dummen Schnacks ist übertriebene Herablassung*). Unsere Schrift schließt mit folgender Betrachtung:

„In Frankreich ist seit den ersten Unfällen die Wiedergeburt auf der Tagesordnung; aber bemerkt man Spuren davon? Ist der Volksgeist aus dieser schrecklichen Prüfung ernster und gesunder hervorgegangen? haben die Mißgeschicke die nationale Sinnentäuschung schwinden lassen oder den Geschmack an Phrasen, die so theuer zu stehen kamen, vermindert?

Am Tage nach dem Frieden von Versailles behauptet der Pariser Moniteur in einem politischen Rückblick dreist, daß während des ganzen französisch-deutschen Krieges die gesammte Welt, wie absorbirt von diesem großartigen Kampfe, in ihrer Entwickelung still gestanden und daß die auswärtigen Ereignisse in ihrem Gange eingehalten zu haben schienen (Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, Einzug der Italiener in Rom, Wiederherstellung der Monarchie in Spanien, Revision der Verträge von 1856 u. s. w.).

*) Dennoch geben wir eine solche in dem diesem Artikel folgenden Bericht des Generals von Kirchbach hinsichtlich einiger der gegen die deutsche Armee von jenem Lügensack erhobenen absurden Anschuldigungen. D. Red.

Digitized by Google

Wieder vergehen vier Monate. Herr Gambetta erscheint wieder auf der Bühne. Er sagt in der Rede von Bordeaux zu seinen Landsleuten, indem er sie ermahnt, sich von „dem Uebel der Eitelkeit" zu heilen:

„Wißt ihr, was man während des Krieges in der Fremde draußen sagte: Es giebt keine Bücher mehr! Und in der That, ganz und gar von seiner Vertheidigung in Anspruch genommen, producirte Frankreich nichts mehr für das geistige Bedürfniß der Völker."

Bordeaux klatschte Beifall, Frankreich pfiff ihn nicht aus. Hei mihi! quod nullis ... medicabilis herbis".

Ein Bericht des Generals von Kirchbach.

Ueber die Anschuldigungen, welche in dem Artikel der Revue des deux mondes vom 1. April 1871 „Versailles pendant le siège" gegen die Truppen und namentlich gegen Offiziere des 5. Armeecorps gerichtet worden, sind von der 9. und 10. Division, deren Truppen allein in Ville d'Avray resp. Rocquencourt während der Cernirung von Paris cantonnirt haben, Berichte erfordert worden.

Die Berichte beider Divisionen weisen übereinstimmend nach, daß jene Anklagen auf Unwahrheit beruhen.

Alle Gegenstände, welche für den Soldaten, zumal in den ungünstigen Jahreszeiten des Herbstes und des Winters, während des die Kräfte auf's Höchste in Anspruch nehmenden Vorposten- und Arbeitsdienstes, zur guten Ernährung und Pflege erforderlich waren, oder Gegenstände, welche zu sonstigen militairischen Zwecken dienen sollten, sind stets auf ordnungsmäßigem Wege requirirt event. unter Zuziehung der Maires oder der Adjuncten aufgesucht worden.

Den leeren Häusern, in welche Soldaten untergebracht werden mußten, sind die nothwendigen Einrichtungen gegeben worden durch Herbeischaffung von Möbeln aus andern Häusern, die von ihren Bewohnern verlassen worden waren. Noch bei der Anwesenheit der Truppen des 5. Armeecorps in Ville d'Avray haben durch den dort commandirenden Offizier Untersuchungen betreffs mehrerer in den Häusern vorgekommener Verwüstungen und Brandstiftungen stattgefunden. Dieselben haben unzweifelhaft festgestellt, daß bei jenen Verwüstungen Einwohner der ärmeren Klassen betheiligt gewesen, welche sich auch an dem aufsichtslosen Eigenthum ihrer wohlhabenderen geflüchteten

Digitized by Google

Mitbürger bereichert haben; ein Fall, der nicht allein in Ville d'Avray vorgekommen ist.

Die Behauptung, daß Pianos eingepackt sein sollen, ist geradezu absurd.

In Ville d'Avray gelangten alle durch die militairische Situation gebotenen Maßregeln mit der größten Humanität zur Ausführung; so kam die Ausweisung der Einwohner aus dem Vorposten-Rayon dort nie zur völligen Durchführung. Der Maire und der ganze ärmere Theil der Bevölkerung verblieb bis zum Fall von Paris in dem Ort, obgleich der Verdacht der Spionage durch das periodische wohldirigirte Feuer des Mont Valérien nur allzusehr begründet erschien.

Betreffs der Anklage, daß aus dem Hause der Mdme Furtado zu Rocquencourt das Silberzeug gestohlen worden sei, ist berichtet worden, daß in dem Hause Silberzeug nie zum Vorschein gekommen ist.

Der Maitre d'Hôtel in dem Hause der Mdme Furtado Namens Dominique, der vom ersten bis zum letzten Tage anwesend war, hat wiederholt erklärt, daß die vor dem 19. September 1870 daselbst einquartirten Franctireurs alle Bettdecken und sonstigen Sachen mit sich weggeführt hätten. Dieser Maitre d'Hôtel führte über jeden Stock, den die Soldaten unberechtigt aus einem Zaune nahmen, über jede Kleinigkeit, die ihm möglicherweise Schaden verursachen konnte, bei den Offizieren heftige Klage, hat jedoch niemals wegen Verlust oder Entwendung von Silberzeug ein Wort geäußert, was ohne Zweifel geschehen, wenn an den in der Revue des deux mondes enthaltenen verdächtigenden Angaben etwas Wahres wäre.

Eine gerichtliche Vernehmung des ꝛc. Dominique würde dies constatiren.

Posen, den 27. Juli 1871.

Der commandirende General.
gez. von Kirchbach

Berliner Briefe.

Berlin, den 1. September. Schon vor acht Tagen konnte man hier in Kreisen, welche den Ideen des Reichskanzlers nahe stehen, als den Zweck und Sinn der Gasteiner Zusammenkunft das Wort Friedensliga hören. Seitdem hat es seinen Weg in die Oeffentlichkeit gemacht. Ein Wiener Blatt, wenn wir nicht irren, hat es zuerst gebraucht und dann der Telegraph es in die Welt getragen, die es mit freudigem Gruße empfängt. Vielleicht stand uns nicht an, dasselbe zuerst zu gebrauchen, denn wir sind im Kriege die

Digitized by Google

Sieger gewesen und es mag nicht ritterlich klingen, wenn wir nun nach hergestelltem Frieden uns den Besitz unserer Eroberungen sichern zu wollen scheinen, indem wir für den jetzigen Besitzstand das allgemeine Friedensinteresse ins Spiel bringen. Aber in der Wirklichkeit, wenn es gelingt, liegt doch eine hohe Gerechtigkeit der Geschichte in solcher Combination. Als im vorigen Jahre der Krieg ausbrach, den Frankreich mit einer seltenen Ruchlosigkeit angezettelt, bot Europa ein klägliches Schauspiel dar. Die Acten lagen offen vor aller Welt. Frankreich hatte seit 1866 nicht aufgehört, sich in kriegerischen Ausfällen gegen Preußen zu ergehen, die französische Presse hatte auf das Leidenschaftlichste zum Kriege gehetzt. Die Wahl eines Prinzen v. Hohenzollern auf den spanischen Thron war ein lächerlicher Vorwand, denn Preußen konnte nicht daran denken und dachte nicht daran einen Einfluß auf Spanien zu gewinnen. Dennoch willigte der König Wilhelm ein, auch diesen Vorwand aus dem Wege zu schaffen und als so der Beweis der höchsten Friedensliebe gegeben war und die Franzosen darin nur eine Veranlassung sahen, mit noch unverschämteren Forderungen vorzugehen, da enthüllte Graf Bismarck der staunenden Welt, mit welchen Raub- und Umsturzplänen sich das Kaiserreich fortwährend getragen, dem noch im Jahre 1867 bei dem Luxemburger Streit alle Mächte beigesprungen waren.

Diese Enthüllung war prächtig vorbereitet und durch eine unglaubliche Unklugheit des Gegners war Graf Bismarck im Stande einen Beweis von solcher Genauigkeit und Ueberzeugungskraft zu führen, wie vielleicht noch nie in solchen Dingen der Fall gewesen. Die Franzosen stammelten Lügen, die so fadenscheinig waren, daß sie selbst an den Erfolg derselben nicht glaubten — und dennoch blieb ganz Europa neutral und Sympathien hat uns in diesem Kampfe niemand geschenkt als der Kaiser von Rußland und die Deutschen in Oestreich, ja die Mehrzahl der Staaten lauerte nur auf den Augenblick, um über uns herzufallen. Alle Lehren der Geschichte waren vergessen, Alles was seit zwanzig Jahren über die schmähliche Regierung des dritten Napoleon gesagt worden war, Alles was die französische Eroberungslust unter dem ersten Napoleon und schon früher, unter Ludwig XIV. Uebles über Europa verhängt hatte. Die Weisheit der Regierungen und besonders Englands hatte seit einem Jahrzehnt darin bestanden, Frankreich zu beschwichtigen, indem ihm seine Forderungen bewilligt wurden, indem man auf den schwächern oder für schwächer gehaltenen Gegner drückte, um diesen zur Nachgiebigkeit zu zwingen.

Nachdem die Macht Napoleon's gebrochen, er selbst gestürzt war, erhob sich in Frankreich die Republik und wiederum fand sie in einem großen Theile Europa's Sympathie. Es solle jetzt einem Kampf der Freiheit gegen die Sklaverei gelten und Tausende in Belgien, in der Schweiz, in England glaub-

Digitized by Google

ten daran und vergaßen, daß Frankreich zur Freiheit nicht weniger als Alles immer gefehlt hat. Die Republik wurde besiegt, wie das Kaiserthum besiegt worden war, und um über ihren Werth keinen Zweifel zu lassen, debütirten sie, nach dem Friedensschlusse, als sie begannen sich den inneren Angelegenheiten zu widmen, mit dem ekel- und grauenhaften Aufstand der Commune und der eben so grauenhaften Unterdrückung desselben. Die Abgeordneten der Nation aber, welche in Versailles versammelt sind, gaben das klägliche Schauspiel der Parteiwuth, und als dem schauspielernden Thiers einmal das Herz überging, mußte er eingestehen, daß seine größte Sorge die sei, die Parteien zu hindern, über einander herzufallen. Wenn es noch einen einigenden Gedanken gibt, so ist es der eines Rachekrieges gegen Deutschland, um die verlorene Gloire wieder herzustellen und um selbst dasjenige Motiv, welches einen Krieg am ehesten rechtfertigen könnte und welches auch in den Vordergrund geschoben wird: die Zusammengehörigkeit mit den Elsaß-Lothringern und deren Wunsch bei Frankreich zu bleiben, hinfällig zu machen, verrathen die Franzosen deutlich genug, daß sie die deutschen Elsasser doch nicht als gleichberechtigt neben sich ansehen, sondern sie und ihr Land nur ausnutzen wollen.

Mancherlei Factoren wirken zusammen, um die Stellung Deutschlands jetzt günstiger zu gestalten. Der Erfolg, der uns auf Schritt und Tritt seit dem Juli v. J. begleitet hat, übt seine blendende Gewalt auch auf Widerwillige; für eine und die andere Regierung hat die französische Republik etwas Abschreckendes; die gegenwärtigen Zustände in Frankreich endlich müssen auch die fanatischsten Bewunderer dieses Landes und Volkes abkühlen. So ist wirklich denkbar, daß die Friedensliga zu Stande kommt, ja daß sie schon — und nicht bloß auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit zu Stande gekommen ist — und es ist ein Zeugniß, daß die Völker und die Regierungen endlich die Gerechtigkeit der deutschen Sache, die so lange verkannt worden, anerkennen, daß sie von der Friedensliebe und Gerechtigkeit Deutschlands überzeugt sind, daß sie keine Pläne befürchten, welche ihre Sicherheit bedrohen, und endlich daß sie die Demüthigung Frankreichs für eine wohlverdiente Strafe halten.

Der heutige Jahrestag geht hier still vorüber. Hier und da hat sich ein Haus mit ein paar Fahnen geschmückt, bei den Truppen finden Festlichkeiten aber nur in den Kasernen statt. Der Streit, ob der 1. September oder ein anderer Tag aus dem vergangen Kriege zum nationalen Gedenk- und Festtag gemacht werden solle, ist noch nicht endgültig entschieden, doch scheint sich die Meinung zu Gunsten des großen Tages von Sedan zu wenden. Und nicht mit Unrecht. Es ist wahr, daß nach Sedan erst der zweite und längere Act des Krieges begann und eben so wahr, daß sich die Franzosen die Erinnerung

Digitized by Google

an Sedan sehr bequem abschütteln, indem sie behaupten, daß dort nur der Kaiser zu Falle gebracht worden sei. Aber dieser Kaiser gebot über die gesammte Macht Frankreichs, und am 1. September wurde in Sedan auch das Schicksal der Metzer Armee entschieden. Unter allen Schlachten des Krieges steht an dramatischem Interesse Sedan obenan; und so herrlich Weißenburg, Spichern, Wörth, Mars la Tour und Gravelotte, von zehn andern nicht zu sprechen, waren: die Katastrophe von Sedan wird sie im Gedächtniß der Menschheit alle überragen. — o. W. —

Besprechung.

Eugen Krüger's Landschafts-Album vom Kriegsschauplatz, Verlag von H. Brücker in Hamburg.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß wir Deutschen eine friedliche Nation sind, die nur gezwungen und herausgefordert zum Schwerte greift, so würden die Feldpostbriefe unsrer Krieger, die Briefe aller Augenzeugen jener heißen Schlachten, deren Jahrestage wir jetzt feiern, gemeinsam Zeugniß dafür ablegen. Aus ihnen allen, die offiziellen Vormarsch- und Schlachtenberichte selbst nicht ausgenommen, spricht eine reine und naive Freude an den Schönheiten und eigenartigen Reizen des feindlichen Landes. Wie oft enthalten die Briefe unsrer einfachen Soldaten nach einer freudigen Schilderung der Landschaft, durch welche eben der Marsch führt, oder wo gerastet wird, den Ausruf: „ach, wenn man da nur nicht den Affen schleppen müßte, man würde der Gegend noch einmal so froh.“ Nicht minder schildern die Marsch- und Kampfberichte, welche der Staatsanzeiger aus dem Großen Generalstab brachte, ihrem Leser Land und Leute, den Zug der Berge und den Lauf der Flüsse wie die Reize der reichen stattlichen Städte des Feindes. Unsere westlichen Nachbarn wären unter gleichen Verhältnissen mit den Zahlen der Todten, Verwundeten und Gefangenen oder der erbeuteten Geschütze und Trophäen vollkommen zufrieden gewesen. Bei uns dagegen mußte jeder Berichterstatter rechnen mit dem Interesse, welches der Deutsche an der Gestaltung und Eigenart des Landes und der Landschaft nahm, wo er seine Söhne und Brüder im Kampfe wußte.

Die bisher erschienenen illustrirten Kriegswerke und Illustrationen vom Kriegsschauplatz, welche unsere Zeitschriften brachten, konnten diesem Interesse

Digitized by Google

schon deßhalb nicht völlig genügen, weil sie neben der Landschaft allermeistens auch eine Handlung, eine Schlacht, eine Lagerscene und dergl. darzustellen hatten. Hier war die Landschaft selten mehr als Staffage für irgend eine Kriegsscene. Zudem aber vermag erst die Farbe in dem Beschauer die volle Vorstellung von der Eigenthümlichkeit einer Landschaft zu erzeugen. Auch der beste Holzschnitt bietet nur Linien. Daher muß als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die Verlagshandlung von H. Brücker in Hamburg ein Landschaftsalbum vom Kriegsschauplatze in Farbendruck herausgiebt. Was aber noch weit höhere Freude erregt, ist die echt künstlerische Auffassung und Ausführung der Aufgabe. Daß Eugen Krüger la belle France so schön werde zu malen verstehen, wie Wald und Feld der Heimath, war zu erwarten. Aber gerade die Feinheit und Durcharbeitung der Krügerschen Aquarellen bot der Kunst des Farbendrucks besondere Schwierigkeiten; weit größere z. B. als z. Z. die Vervielfältigung der Hildebrandt'schen Aquarellen, die in ihrer skizzenhafteren Anlage und ihren grellen Contrasten weit unbedenklicher dem Risico der Chromotypie anvertraut werden konnten. Daß trotzdem auch der Farbendruck der Krüger'schen Aquarellen vom Kriegsschauplatz vorzüglich gelungen ist, ist ein ehrendes Zeugniß für die stete Vervollkommnung dieses wichtigen Zweiges der deutschen Kunstindustrie. Von den 50 Blättern, welche das in zwölf Lieferungen (Heften) erscheinende Werk enthalten soll, liegen erst fünf vor. Sie stellen dar den zerschossenen Bahnhof von Straßburg; das Schlachtgefilde bei Rezonville; Corny vor Metz, wo Friedrich Karl sein Hauptquartier hatte; Donchery, wo die denkwürdige Zusammenkunft zwischen Bismarck und Napoleon stattfand; endlich einen „Vorposten bei Pfalzburg", mitten im wetter- und wolkenbehangenen Wasgengebirge. Diese fünf Blätter sind vortrefflich gearbeitet. Jede der dargestellten Landschaften ist in Linie, Stimmung und Farbe auf's treueste wiedergegeben und doch poetisch und künstlerisch verklärt. Dabei sind Luft und Wald, Wasserspiegelung und Hochebene mit gleicher Vollendung der Technik wiedergegeben. Für Diejenigen vollends, welche in einem würdigen Zimmerschmuck dauernd die Stätten vor Augen zu sehen wünschen, wo ihr Sohn oder Bruder, ihr Gatte oder Verlobter gekämpft und vielleicht geblutet hat, kann kaum eine edlere Darstellung dieser erinnerungsreichen Stätten gefunden werden, als durch die Kriegslandschaftsbilder von Eugen Krüger. Sicherlich aber läge sowohl im Interesse des Publicums wie des Verlegers, wenn der Gegenstand und Inhalt aller folgenden Blätter angezeigt und die Fortsetzung der einzelnen Hefte so sehr wie möglich beschleunigt würde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 38.

Ausgegeben am 15. September 1871.

Inhalt:

Die Entwickelung der Tagespresse in den Vereinigten Staaten. Seite 441
Die jüngste Parlaments-Session in England. II. Innere englische Angelegenheiten 449
Von Florenz nach Rom. V. (Assisi. Von Dr. Hans Semper . . 459
Aus dem Tammany-Ring. (Correspondanz aus New-York.) . . 468
Herr Wilhelm Rüstow. (Aus Zürich.) 473
Berliner Briefe 479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Entwickelung der Tagespresse in den Vereinigten Staaten.

Es ist eine unleugbare Wahrheit, daß, wenn wir gewöhnt sind, täglich irgend Jemand über Gegenstände von Interesse sprechen zu hören, wir auch seinen Ansichten und Meinungen ein gewisses Zutrauen schenken: und wenn dann auch noch die Rauheiten seiner Logik durch eine geschickte Rhetorik gemildert werden, so werden seine Meinungen und Rathschläge, zum Theil selbst gegen unsern Willen, mannigfach von uns adoptirt werden, mindestens einen controllirenden und starken Einfluß auf uns ausüben. Das Zeitungsblatt einer freien Presse nimmt heute diese Stellung ein; lange schon überwacht es mit aufmerksamem Auge das Thun und Treiben der Regierungen und Völker, lange schon ist es das tägliche Orakel der Gesellschaft geworden, und der jedesmalige geistige wie gesellschaftliche Zustand eines Volkes kann mit ziemlicher Genauigkeit aus dem Charakter und der Fähigkeit seiner Tagespresse beurtheilt werden. Denn sie vor allem ist berufen, der großen Masse der Leser die allgemeinen und wahren Principien des socialen und politischen Lebens nahe zu führen und zu erläutern.

Wenn eine Nation sich daran gewöhnt hat, ihren Geist an öffentlichen Gegenständen auszubilden, so erlangen ihre moralischen Gefühle kräftigere Schwingungen, ihre aufwallenden und vulgären Leidenschaften werden geläutert und besser regulirt und die ganze geistige Oekonomie des Staates wird bestimmteren und festeren Gegenständen und Maßnahmen zugewendet, die nur aus einer, alle Zeit sich verbessernden Form ihren Ursprung nehmen können. Keine größere Gefahr giebt es für irgend eine politische Macht als Unwissenheit, — ist Frankreich uns nicht ein lebendiges Zeugniß für diese Wahrheit? Doch wer dagegen wollte leugnen, daß das amerikanische Volk der V. St. auf vorzügliche Weise durch seine Presse repräsentirt sei? Diese Presse hat allerdings ihre großen und zahlreichen Fehler: gar manchen Irrthümern hängt sie an, nach gar manchen falschen Voraussetzungen schließt sie; gar häufig dient sie den niedrigsten menschlichen Leidenschaften zum He-

Digitized by Google

bel und zum Fußgestell, doch ihre Mängel werden durch ihre großen Vorzüge wesentlich in Schatten gestellt, und nicht wenig hat diese Presse, der wir im Nachfolgenden einige Aufmerksamkeit schenken wollen, dazu beigetragen, die V. St. zu dem zu machen, was sie heute sind: zu einer wohl organisirten, freien, Recht und Gesetz liebenden, unternehmenden, auf Sparsamkeit bedachten Nation. Auch war die Presse ein mächtiger Hebel zur Erzeugung geläuterten literarischen Geschmacks unter den Massen. Die Ausbreitung und der Charakter dieses Lehrmeisters des öffentlichen Geistes, wenn einmal seiner ganzen Bedeutung nach geschildert, werden bis zu einem gewissen Grade die allgemeine Liebe für Lectüre, die in der großen Republik so ersichtlich ist, erklären.

Die V. St. von Nordamerika sind die einzigen Länder in der Welt, wo die periodische Presse keine langen und schweren Kämpfe zu unterhalten hatte, wo sie nicht als Preis grausamer Verfolgungen Einfluß und Popularität erlangte, wo sie frühzeitig und fast ohne Widerstand in den nationalen Sitten sich einbürgerte. Nicht minder sind die Nordamerikaner, die jüngste Nation, welche uns die am längsten etablirten Journale aufweisen kann, politische Blätter, die eine mehr als hundertjährige Existenz haben. Dreist darf man behaupten, daß die Amerikaner von dem Augenblick an, wo sie sich im Besitz von Druckergeräthschaften befanden, auch Journale besaßen. Die Presse, die bei ihrem ersten Auftreten in Europa so hart und schwer zu kämpfen hatte, begegnete jenseit des Oceans kaum anderen Hindernissen in ihrer Entwickelung, als materiellen Schwierigkeiten, die ganz unvermeidlich waren in einem Lande, wo man alles erst neu schaffen mußte und wo die eifersüchtige Politik des Mutterlandes jedes industrielle Unternehmen im Keim erstickte, und hartnäckig alle Arbeit dem Ackerbau zuwandte. Daher kam denn auch, daß die Zeitungspresse während der colonialen Periode des amerikanischen Gemeinwesens wenig oder gar nicht benutzt wurde: doch ist es in historischer Hinsicht und als Fingerzeig für die Bedürfnisse der ersten Ansiedler von Neu-England und den Unternehmungsgeist jener Zeiten beachtenswerth, daß schon 1689 zu Boston ein „Neuigkeiten-Placat" gedruckt wurde, und daß in derselben Stadt am 25. Septbr. 1690 eine Zeitung erschien. Dieser Pionier der Presse beschäftigte sich mit auswärtigen wie einheimischen Tagesneuigkeiten und wurde von Richard Pierce für Benjamin Harris gedruckt. Nur noch ein einziges Exemplar dieser seltenen Reliquie existirt heute im Staatsarchiv (State-Paper Office) zu London. Gleich nach seinem Erscheinen zog das Blatt die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Autoritäten auf sich, und da diese der Ansicht waren, „daß es ein Pamphlet sei und gegen die gesetzlichen Bestimmungen herauskomme, auch Reflexionen sehr hoher Natur enthalte", so wurde es verboten. Es war seinem ganzen Wesen nach eine Zeitung, da es nur von den augenblicklichen Ereignissen der Heimat wie des Auslandes Bericht er-

Digitized by Google

stattete. Es war daher in der That das erste seiner Art, das auf dem heutigen Territorium der V. St. erschien, und als solches verdient es Erwähnung in der Geschichte. Nicht minder von historischem Interesse ist (was vielfach von amerikanischen Geschichtsschreibern unbeachtet gelassen wird), daß in demselben Jahre Gouverneur Flecher zu Neu-York eine „London Gazette" in dieser Colonie nachdrucken ließ; sie enthielt Details über ein Seegefecht mit den Franzosen. Das erste Bostoner Zeitungsunternehmen wurde nicht vergessen, sondern zur gegebenen Zeit erfolgreich wieder aufgenommen und zwar in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts. Wenn schon um diese Zeit in den englischen Colonien Journale entstehen, die ihre Existenz behaupten, so ist das ein unleugbarer Beweis sowohl von der geistigen Thätigkeit dieses werdenden Staates als auch von der Schnelligkeit, mit welcher die Ideen und Gebräuche des Mutterlandes sich auf das amerikanische Festland verpflanzten. Denn wie gering mußten die Aussichten eines Journals in Amerika in den Jahren um 1740 sein, da in London, damals schon die bedeutendste Stadt der Welt, ein Zeitungsblatt noch eine Neuigkeit war, und die ganze Bevölkerung der Ansiedelungen kaum 200,000 Seelen betrug, die über einen 300 Meilen langen Küstenstrich zerstreut und in 11 oder 12 Colonien vertheilt wohnten. Die Colonien selbst befanden sich theilweise noch im Zustande der Kindheit, wurden durch getrennte Administrationen verwaltet, durch verschiedene Gesetze regiert, und standen in keiner Verbindung mit einander. Die Colonien von Neu-England, welche die bedeutendste Gruppe ausmachten, zählten nicht über 80,000 Bewohner, und Boston, das durch die Zahl seiner Einwohner, durch die Thätigkeit seines Handels den ersten Platz unter den amerikanischen Städten einnahm, zählte damals nicht mehr als 8000 Seelen. Die Bevölkerung war aber nicht allein dünn vertheilt, es fehlte ihr auch an den allerunentbehrlichsten Industrieen. Ein Journal kann nicht ohne eine Druckerei existiren, und nichts war leichter, als die Pressen zu zählen, welche damals auf dem amerikanischen Festlande in Thätigkeit waren. Im Jahre 1671, 60 Jahre nach dem ersten Etablissement der Engländer in Virginien, konnte der Gouverneur William Berkeley in einem Rapport sagen: „Gott sei gedankt, wir haben hier weder Freischulen, noch Druckereien und ich hoffe auch, daß wir deren in den ersten hundert Jahren hier nicht haben werden, denn Unterricht hat Anmaßung, Heresien und Secten in der Welt erzeugt; die Buchdruckerkunst aber hat neben allen diesen Uebeln noch die Angriffe gegen die Regierungen verbreitet." Der Wunsch Berkeley's wäre beinahe in Erfüllung gegangen, denn 60 Jahre verflossen, ehe sich Virginien, die reichste und bevölkertste der Colonien, rühmen konnte, eine Druckerei zu besitzen; die Mehrzahl der anderen Colonien hatte deren kaum vor Mitte des 18. Jahrhunderts. Alle Drucker, sowie das Material zum Druck kamen von Europa herüber, und

Digitized by Google

Franklin war der einzige Amerikaner, der vor dem Unabhängigkeitskriege Typen gießen konnte; er gelangte dazu durch die bittere Nothwendigkeit und mit Hülfe einer Procedur eigener Erfindung.

Die erste amerikanische Zeitung — wenn man die ephemere Existenz des so schnell unterdrückten Blattes von Harris nicht in Erwägung zieht — erschien am 24. April 1704 und der Herausgeber wie Drucker war der Postdirector John Campbell zu Boston. Die Entstehungsgeschichte ist folgende. Der berühmte Prediger John Cotton, der in Amerika den englischen Gebrauch eingeführt hatte, an jedem Donnerstag seinen Pfarrkindern eine öffentliche Vorlesung zu halten, sei es nun über einen Punkt aus der Geschichte oder über eine Stelle in der Bibel, zog dadurch an diesem Tage eine große Menge von Colonen aus der ganzen Ansiedelung nach der Hauptstadt, welcher Umstand die Behörden veranlaßte an diesem Tage einen großen Freimarkt zu Boston zu eröffnen, wodurch sich die Ansiedler wiederum daran gewöhnten regelmäßig jeden Donnerstag zur Stadt zu kommen. Sobald die Vorlesung beendigt war, eilte alles auf den Marktplatz, um die öffentlichen Angelegenheiten der Colonie zu besprechen, locale Neuigkeiten unter einander auszutauschen und sich über die von jenseit des Meers gekommenen Nachrichten zu informiren. Eine ganz natürliche Folge hiervon war, daß man auch den Abgang der Postcouriere nach den Schwestercolonien auf diesen Tag festsetzte. Dieser Zusammenfluß von Menschen nun, diese allgemein sich kundthuende Neugierde gaben John Campbell die erste Idee zu seinem Unternehmen. Als Director des Postwesens war er der erste, der in Besitz der Neuigkeiten von Europa kam: die Inlandcouriere benachrichtigten ihn von den Gerüchten, welche in den verschiedenen Colonien in Umlauf waren; die Markttage aber, die sein Haus von Besuchern, welche Briefe holten und brachten, nicht leer werden ließen, machten ihn mit allem bekannt, was die eigene Colonie betraf. So dachte er denn, es möchte einiger Verdienst dabei zu finden sein, wenn er ein fliegendes Blatt zum Verkauf ausböte, in dem die Anordnungen der Autoritäten, die Neuigkeiten aus den Colonien und ein Resümé der übers Meer gekommenen Nachrichten zu finden seien. So entstand das erste wirkliche amerikanische Journal, der Boston News-Letter (Bostoner Neuigkeits-Brief), ein Titel, der an die geschriebenen Blätter erinnert, welche die Vorläufer der Zeitungen waren und den ersten Gedanken dazu gaben. Das neugegründete Blatt wurde einem Schreibmaterialienhändler Namens Nicolas Boone zum Verkauf übergeben und zwar weil er seinen Laden dem Bethause gegenüber hatte. Es ist leicht möglich, daß Campbell auch von den örtlichen Autoritäten zu seinem Unternehmen aufgemuntert wurde, denn es hat den Anschein, als ob er geglaubt habe, daß er durch die Herausgabe des Boston News-Letter einen öffentlichen Dienst erfülle. Nicht nur spricht er zu verschiedenen Malen von

Digitized by Google

seiner Mission, sondern in den zahlreichen Petitionen, welche er an die colonialen Verwaltungsbehörden richtet, um eine Subvention für die Post zu erhalten, ist die Veröffentlichung seines Journals fast allemal der Haupttitel, den er voraufstellt. Seit zwei Jahren, sagt er in einer Petition von 1706, hat sich der Petitionär für das öffentliche Wohl die Last und die Ausgabe auferlegt, jede Woche einen Brief mit Neuigkeiten zu drucken, der die Ereignisse von außerhalb, so wie locale Berichte enthält, und den er zu einem viel geringeren Preis veröffentlicht, als in England, ungeachtet die Kosten hier viel höher sind. Doch hat der Bittsteller bis jetzt noch nicht die nöthige Aufmunterung erhalten, um die zu seinem Unternehmen unumgänglich nothwendigen Kosten bestreiten zu können." Die erneueten Klagen Campbell's zeigen uns, daß sein Unternehmen kein einträgliches war, auch wurde es außerdem noch durch schwere Schicksalsschläge getroffen. Der große Brand am 9. Octbr. 1711, der einen großen Theil Boston's in Asche legte, zerstörte auch die Postbureaux, das Handlungshaus Campbell's, seine Mobilien, seine Presse und das Druckmaterial, welches er angekauft hatte. Doch er ließ sich durch die herben Verluste nicht entmuthigen, sondern übergab den Druck des Blattes ohne Zögern einem von England herübergekommenen Drucker, Bartholomäus Green, der denselben schon in der ersten Zeit seines Entstehens besorgt hatte, wodurch der Boston News-Letter auch nicht die geringste Unterbrechung erfuhr: die Collection existirt noch heute vollständig und ist nicht blos für die Annalisten Boston's von hohem Interesse. Nach und nach gesellten sich auch die Annoncen zu den Neuigkeiten; sie allein machten erst das in den ersten Jahren so beschwerliche Unternehmen zu einem gewinnbringenden und als 1718 Campbell seiner Stellung als Postdirector enthoben wurde, fuhr er nichtsdestoweniger fort, sein Journal zu veröffentlichen. Erst 1719 folgte Andreas Bradford, der zu Philadelphia mit dem Geschäft als Buchdrucker auch den Posten eines Postdirectors verband, dem Beispiele Campbell's und veröffentlichte am 19. Decbr. den American Weekly Mercury, das erste Journal, das in Pennsylvanien erschien. Nun aber war die Bahn gebrochen und nicht lange dauerte es mehr, daß auch noch andere Blätter auftauchten. Zuerst war es Campbells Nachfolger in seinem Amt als Postdirector, William Brooker, der am 18. Decbr. 1720 die Boston Gazette gründete. Diese Publication war ein heftiger Schlag für den alten Campbell, der sich eines Tages in folgenden Ausdrücken in seinem Blatt über den neuen Concurrenten erging: „Ich beklage die Leser des kürzlich gegründeten Journals: seine Blätter riechen viel mehr nach starkem Bier als nach studiösem Oel; es ist keine Lectüre für anständige, ehrbare Leute." Doch ungeachtet der Boston Gazette blieb der Boston News-Letter, oder wie er gewöhnlich genannt wurde, das „alte Journal," ein einträgliches Geschäft: Campbell zog sich von demselben

Digitized by Google

erst 1722 zurück, indem er es ganz seinem Drucker Bartholomäus Green überließ. Er lebte dann noch volle 6 Jahre und über seinen Todestag liest man in dem von ihm gegründeten Blatte am 7. März 1728: „Am vergangenen Montag, den 4. d. Mts. starb hier im Alter von 75 Jahren John Campbell, Stallmeister, ehemaliger Postdirector dieser Stadt, während langer Jahre Herausgeber des Boston News-Letter und einer der Friedensrichter Sr. Majestät für die Grafschaft Suffolk." Die Boston Gazette war inzwischen gleichfalls in andere Hände übergegangen; William Brooker hatte sie, als er sein Amt als Postdirector verließ, seinem Nachfolger übergeben. Um ihre Verbindung mit der Post zu bekunden, erschien die Boston Gazette mit einer Vignette, die auf der einen Seite ein Schiff und auf der anderen Seite einen hornblasenden Postillon zeigte. Sie blieb das Postjournal bis 1732. Ein neuer Director, Namens Husk, der sich mit seinem Vorgänger nicht einigen konnte, veröffentlichte auf seine Kosten ein Blatt unter dem Titel der Post-Boy (Postillon) und nahm als Vignette den „Hornbläser", während der Gazette nur das „Schiff" verblieb. Diese fügte 1752 ihrem Titel noch einen Nebentitel bei, „Weekly Advertiser", der mit der Zeit dominirte, was zur Folge hatte, daß sich ein anderes Concurrenzblatt des Titels Boston Gazette bemächtigte, und das erste Blatt, das ihn getragen hatte, fast ganz vergessen machte. Die Boston Gazette begnügte sich gleich dem News-Letter, dem sie Concurrenz machte, mit der Publication administrativer Verordnungen, localer Ereignisse und der Vorräthe und Preise von Cerealien, ohne ihre Neuigkeiten mit einem Commentar zu begleiten. Sie unterzog die Acte der Behörden niemals einer Discussion, entsprach also nur auf ganz unvollständige Weise den Forderungen, die wir heutigen Tages an eine Zeitung stellen.

Sieben Monate aber nach ihrem Erscheinen sah man zu Boston ein Blatt auftauchen, welches im Gegentheil Originalartikel veröffentlichte, und in kurzer Zeit thätig in die localen Geschäfte eingreifen, aber auch zum ersten Mal die Presse den Fängen der Justiz aussetzen und auf sich alle Härten des Gesetzes herabziehen sollte. Am 17. Juli 1721 erschien zu Boston die erste Nummer des New-England Courant, gedruckt und herausgegeben von James Franklin und seinem jüngeren Bruder Benjamin. Vom ersten Tage an unterschied sich das neue Journal sehr merklich von seinen beiden Vorgängern. Diese enthielten nur locale Neuigkeiten, Auszüge aus über das Meer gekommenen Briefen, die Marktpreise und einige Annoncen, aber niemals, was man einen Leitartikel nennt. Der Courant dagegen war ausschließlich aus Originalartikeln zusammengesetzt, und aus kurzen Abhandlungen über die Moral oder über die Literatur. England hatte in den Jahren von 1709 bis 1718 den Babbler, den Spectator, den Tutor blühen sehen, alles Organe für Kritik und Moral, die leider nur zu bald durch eine fiscalische Gesetz-

Digitized by Google

gebung getödtet wurden, deren kurze Existenz aber dennoch genügt hatte, um die Namen von Swift, Steele und Addison unsterblich zu machen. Ein Journal ähnlicher Art wollten die Franklins in Amerika gründen. Die Hauptarbeit ruhte von Anfang an in den Händen des kaum 15jährigen Benjamin, der uns davon in seiner Biographie Zeugniß gibt. Doch schwer ist heute noch herauszufinden, welche Artikel speciell aus seiner Feder geflossen sind; so gleichmäßig ist der Stil, was sowohl dem Blatt als dem jungen Autor zum Lobe gereicht. Der Courant enthält Kritiken der Dichter der Zeit, deren oft strenges Urtheil mit Humor gewürzt ist; alles gute Artikel der Kritik nach englischer Auffassung. Aber die Moral nimmt einen hervorragenderen Platz als die Literatur ein. Die Laster der Zeit sind mit einer Lebhaftigkeit gerügt, die zuweilen an Brutalität grenzt. Der Ton aber ist gewöhnlich der der Satire. Weder die Regierung, noch der puritanische Clerus werden verschont, doch wird mit Sorgfalt jeder persönliche Angriff vermieden und nur sehr selten begegnet man im Courant einem Namen. Die Kritik hält sich meist am Princip, sehr häufig aber wird sie rauh und gewaltthätig, und ist groben Worten nicht immer abhold. Doch im großen Ganzen bietet der Courant im Vergleich mit seinen überlebenden Geschwistern und selbst mit den Journalen unserer Tage nichts Verurtheilenswerthes. So urtheilte man freilich damals nicht; die Franklin's machten sich vielmehr von Anfang an viel Feinde. Der größte Einfluß in den Colonien lag zu jener Zeit noch in den Händen des presbyterianischen Clerus. Alle bedeutenden politischen Geschäfte wurden damals in den Versammlungen der Geistlichen abgeschlossen: kein Candidat konnte ohne ihre Zustimmung zu bürgerlichen Ehrenämtern gelangen, noch in die gesetzgebende Versammlung. Der Clerus begnügte sich nicht bloß damit, den Gang der Regierung zu überwachen, er überwachte auch mit Argusaugen die Aufführung der einzelnen Privatpersonen, indem er die Bürger auf den Index setzte. In diesem schwarzen Buch standen Alle, welche wegen ihrer heterodoxen Meinung, oder wegen ihrer Nachlässigkeit im Besuch der öffentlichen Versammlungen, oder wegen ihrer Lauheit im Glauben nach Ansicht des Clerus Tadel verdient hatten. Ein solches Joch der Schwarzröcke war den Franklin's, deren Vorfahren schon wegen ihres Glaubens so manche Verfolgungen hatten ausstehen müssen, unerträglich. Aus Tradition sowohl, als aus Princip waren sie also Gegner dieser Anmaßungen der Geistlichkeit, und vor allem der moralischen Beeinflussung, sowie der Scheinheiligkeit, die sich ein Jeder auferlegen mußte, der auch nur ein Fünkchen von Ehrgeiz hatte: sie erklärten offenen Krieg allen falschen Frommen und aller Vermischung des Heiligen mit dem Profanen. Daher kam denn auch, daß sie gar bald als Verworfene, als Feinde des Herrn angesehen wurden, und daß die Freunde, die im Hause des Vaters der beiden jungen Zeitungsschrei-

Digitized by Google

der sehr häufig zur Besprechung colonialer wie religiöser Angelegenheiten zusammenkamen, den Ehrentitel „Club der Freidenker“ und selbst „Club der Höllengeister“ erhielten. Gar bald loderte der Krieg zwischen dem Clerus, der sich der Boston Gazette als Angriffsorgan bediente, und den Franklin's in hellen Flammen auf. Besonders das Haupt der puritanischen Geistlichkeit, der alte Prediger Increase Mather, erging sich in fulminanten Artikeln wider seine Gegner, und sparte in seinen Phrasen weder Hölle, Teufel, noch Verdammniß. Als aber keine Ermahnungen, Exhortationen und Angriffe etwas helfen wollten, da schleuderte der alte achtzigjährige Priester eine Excommunication gegen das „Blatt des Verderbens.“ Die Franklin's beeilten sich, diese Excommunication Wort für Wort aus der Gazette abzudrucken: sie antworteten in einem spaßhaften Ton und benachrichtigten maliciöser Weise ihre Gegner vierzehn Tage später, daß sie vierzig neue Abonnenten erhalten hätten. Sie hatten wohl bisher alle Lacher auf ihrer Seite, doch sollten sie nicht mehr ungestraft einer Partei trotzen, welche im Besitz der Macht war. Die Session des „general court“, der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts kam heran, und der Courant, der am 11. Juni 1722 einen sarkastischen Artikel gegen die Langsamkeit der Autoritäten, aus unbedeutender Veranlassung gebracht hatte, wurde in Person seines Redacteurs und Verlegers James Franklin am nächsten Morgen vor die hochmögenden Herren der Colonie gefordert, und zu Gefängniß verurtheilt „als schuldig Artikel veröffentlicht zu haben voll kühner, anmaßender Reflexionen über die Regierung Sr. Majestät, über die Verwaltung dieser Provinz, über das Predigtamt, die Kirchen und die Universität, welche ganz dazu angethan seien, den Geist des Lesers mit Eitelkeit anzufüllen zur großen Unehre Gottes und zum Aergerniß der guten Seelen.“ Diese Verurtheilung James Franklin's ist sehr bemerkenswerth, da sie das Werk der populären Gewalt war. Der gesetzgebende Körper maßte sich das Recht an, über einen Schriftsteller zu Gericht zu sitzen und ihn zu verurtheilen, ohne Dazwischenkunft einer Jury, ohne irgend eine gerichtliche Procedur, ohne irgend eine contradictorische Verhandlung, und ohne darzuthun, wo er denn eigentlich seine Befugniß geschöpft hatte. Es ist dies der erste Fall, wo die Freiheit der Presse in Amerika auf dem Spiel stand. Die colonialen Gesetzgeber, ganz in Nachahmung des englischen Parlaments, zögerten niemals, sich von allen hergebrachten und festgesetzten Formen, und selbst vom Fundamentalprincip des englischen Gesetzes, welches die Aburtheilung durch eine Jury verlangt, Schriftstellern gegenüber, frei und ungebunden zu glauben; doch die Sitten waren stärker als sie, und die Revolution, welche die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten heiligte, gebar auch mit einem Schlag die absolute Freiheit der Presse. James Franklin blieb einen ganzen Monat im Gefängniß und der Courant wurde wäh-

Digitized by Google

rend dieser Zeit ganz allein von seinem jungen Bruder Benjamin redigirt, der es verstand, wie er selbst sagt, seinen Gegnern gehörig auf die Finger zu klopfen. Wir folgen dem Journal nicht weiter in seinen mannigfachen Erlebnissen, bis zu seiner nächsten Verurtheilung, im Jahre 1723, durch Lord Coke, welche zur Folge hatte, daß man alle Artikel und Manuscripte einer strengen Censur unterwarf. Dieser Maßregel begegneten die Franklin's aber dadurch, daß James seinen Namen von der Redaction zurückzog und Benjamin für ihn eintrat: der Name des großen Mannes figurirte noch lange nach seiner Abreise aus Boston, bis zum Eingehen des Blattes, Ende 1727, als Redacteur auf demselben. Acht Monate nach der zweiten Verurtheilung des Courant verließ Benjamin Franklin in Folge häuslicher Zwistigkeiten mit seinem Bruder und seinem Vater heimlich Boston und wandte sich nach Philadelphia. James, der sein Blatt ohne die thätige Mithülfe seines intelligenten Bruders nur mit Mühe fortsetzen konnte, ließ dasselbe eingehen und siedelte nach Rhode-Island über, wo es noch keine Druckereien gab und etablirte sich zu Newport, das bis zur Revolution die zweitgrößte Stadt Neu-Englands war. Er veröffentlichte dort, vom September 1732 ab die Rhode-Island Gazette, wurde jedoch von diesem Unternehmen schon im Februar 1735 plötzlich durch den Tod abgerufen. Nach kurzer Unterbrechung setzten die Wittwe und die Erben das Journal fort. In Boston selbst gründete der Besitzer des Boston-News-Letter, der hauptsächlich mit Tagesneuigkeiten und Annoncen angefüllt war, noch eine andere, der Politik gewidmete Zeitung, unter dem Titel Weekly-News-Letter, dessen erste Nummer am 5. Januar 1727 erschien. Green vereinigte sehr bald beide Blätter in den Boston Weekly-News-Letter, eine Zeitung, die, obgleich sie eine politische zu sein prätendirte, doch ihre Hauptsorge sein ließ, mit Jedermann in Frieden zu leben und sich niemals ähnliche Kühnheiten zu erlauben, wie die, welche dem „Courant" eine so gefahrvolle Berühmtheit eingebracht hatten. (Fortsetzung folgt.)

Die jüngste Parlaments-Session in England.

II. Innere englische Angelegenheiten.

In der Pontus- und der deutsch-französischen Frage konnte sich das englische Ministerium in die Hauptangriffe immer noch mit den Regierungen der fremden Völker theilen; bei den inneren Fragen war es dagegen der alleinige Zielpunkt, und mehrmals nahe daran, dem Sturme weichen zu müssen, namentlich bei jenen gefährlichen Gesetzentwürfen, durch welche der Geld-

Digitized by Google

beutel in Anspruch genommen werden sollte, und hoch und niedrig, reich und arm verstimmt wird: die Erhöhung des Budgets und die Vermehrung und Erweiterung der Steuern.

Am 16. Februar legte der Kriegsminister Cardwell eine Bill vor, betreffend die Heeres-Organisation, deren Grundzüge er in zweistündiger Rede dem Unterhause erläuterte. Nachdem er einen Ueberblick über das Heerwesen in seiner heutigen Verfassung geworfen und die Erhöhung um 2,886,700 Pfd. St. über die Voranschläge des letzten Jahres erklärt hatte, bemerkte er: vor der Hand werde die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht beabsichtigt; indessen werde die Vorlage eine Bestimmung erhalten, unter der möglich sei, im Falle der Noth die Wehrpflicht allgemein aufzuerlegen. Er kündigte die Abschaffung des Stellenkaufs und die Amalgamirung der Landstreitkräfte an, wonach die Milizen und Freiwilligen direct der Krone untergeordnet werden, um ein engeres Zusammenwirken der gesammten Streitkräfte herzustellen. Für die Ausführung der Abschaffung des Stellenkaufes soll eine Commission zusammentreten, welche die Ansprüche der in der Armee befindlichen Officiere nicht nur auf die bestimmungsmäßig ihnen beim Ausscheiden zuständigen Preise, sondern auch für die im Laufe der Zeit eingeschlichenen eigentlich gesetzwidrigen Zuschläge zu jenen Summen aufzustellen und beim Rücktritt der einzelnen Officiere abzulösen hat. Da die Zahl der zum Ausscheiden zuzulassenden Officiere nach einer Durchschnittsrechnung über die letzten fünf Jahre beschränkt wird, so vertheilen sich die im Ganzen nöthigen Ausgaben zu diesem Zwecke, im Betrage von 7,600,000 bis 8,400,000 Pfd. St. über eine Reihe von Jahren. Der Ersatz an Officieren wird in Zukunft für die Armee aus den Zöglingen der Militärschule in Sandhurst, aus der Zahl der durch bestandenes Examen Qualificirten, aus der durch Universitätsdiplom von diesem Examen Dispensirten, aus bewährten Milizofficieren und aus Cadetten bestehen. Die Beförderung wird nicht nach dem Dienstalter, sondern durch die freie Wahl des Oberbefehlshabers mit Rücksicht auf individuelle Tüchtigkeit bestimmt und unterliegt der Bestätigung des Kriegsministers. Die Freiwilligen sollen eine sorgfältigere Ausbildung erfahren und die gelegentlichen Uebungen mit regulären Truppen unter die Kriegsartikel gestellt werden. Das ganze Land wird in Bezirke getheilt, und die Bezirksbehörden, an deren Spitze ein Oberst vom Generalstabe tritt, haben den Oberbefehl über 15 bis 20,000 Mann Miliz und Freiwillige und zu gleicher Zeit die Recrutirung für die Armee, so daß die einzelnen Regimenter der verschiedenen Truppen sich regelmäßig aus derselben Gegend bilden und ergänzen. Die Heeresstärke wird künftig 470,000 Mann betragen, davon 135,000 Mann reguläre Truppen, 139,000 Mann Milizen, 14,000 Yeomen, 9000 erster und 3000 zweiter Armeereserve und Verabschiedeter, 170,000 Mann Freiwillige.

Digitized by Google

Dadurch werden 12,000 Mann bei der Infanterie, 5000 der Artillerie, 2000 der Cavallerie, 1000 den anderen Kategorien der Armee mehr zugeführt. Bei der Infanterie bestehen dann 40 Regimenter aus 850, die übrigen aus 600 Mann.

Außer den für diese Einrichtungen bestimmten Kosten werden noch besondere Ausgaben für Befestigungen der Häfen von Dover, Harwich und Malta, sowie für Vermessungsarbeiten zu Errichtung von Defensivstellungen um London und an der Küste beansprucht. — Es fand sich in und außerhalb des Parlaments gegen diese Pläne Widerspruch. Bei einem Meeting der Arbeiter-Friedensgesellschaft waren mehrere Parlamentsmitglieder erschienen, wie Sir Morley, Sir W. Lawson und Lord Amberley, in deren Gegenwart die Resolutionen, welche gegen die Verstärkung der Kriegsmacht protestirten und die Regierung aufforderten, die Initiative zu ergreifen, um einen Appellhof der Nationen zu gründen behufs Erledigung von Streitigkeiten, einstimmig angenommen wurden. Im Oberhause bezeichnete Carnarvon die Vorlage des Kriegsministers als übertrieben und unzureichend; für die Dauer der Einrichtungen sei keine Garantie gegeben, da das Parlament die Möglichkeit habe, in der nächsten Session Abstriche vorzunehmen. Er tadelte, daß man früher die Artillerie vermindert habe; er gab die Nothwendigkeit der Vervollständigung der Fortificationen zu, verlangte aber auch, daß der strategische Unterricht der Officiere verbessert werde. Die Regierungsvorlage wurde von Northbrook und dem Herzoge von Cambridge (der jetzt Chef-Commandeur ist) vertheidigt; der letztere erklärt, daß die Modification des gegenwärtigen Militärsystems der Einführung eines neuen Systems vorzuziehen sei; durch dieselbe werde die Vertheidigungskraft gehoben werden. Im Allgemeinen aber zeichneten sich die Debatten des Oberhauses überhaupt nicht durch so große Lebhaftigkeit aus, wie in dem andern Hause. Die Conservativen in beiden Häusern wollten die Heeresreformbill nicht, weil die Käuflichkeit der Officiersstellen aufhörte und das Officier-Corps dadurch seines vorwiegend aristokratischen Charakters wenigstens theilweise entkleidet werde. Die Friedensfreunde sahen sich durch die Vermehrung des Heeres ferner von dem Ziele ihrer Bestrebungen. Die Fachleute erklärten, daß die Verstärkung der Wehrkraft keine genügende sein werde; die meisten der übrigen Klassen widerstrebten der Erhöhung des Budgets, und die Radicalen hielten die Bill für durch und durch verfehlt, wie John Mill in einem Meeting geradezu aussprach. Mr. Trevelyan beantragte im Februar im Unterhause die Resolution: „daß nach der Ansicht des Hauses kein Plan der Militär-Reorganisation als vollständig betrachtet werden könne, welcher nicht die Zeitdauer des Chef-Commando's in solcher Weise ändert, um den Staatssecretär für den Krieg in den Stand zu setzen, das jeweilig in der britischen Armee vorhandene beste administra-

Digitized by Google

tive Talent und die frischeste militärische Erfahrung ungehemmt zu benutzen, und daß die Erwägung der in der Abschaffung des Kaufsystems mit inbegriffenen Kosten die sofortige Abschaffung veralteter und antiquirter Quellen militärischer Ausgaben dringend erheische." Der Redner tadelte das General-Commando, daß es das Kaufsystem nicht bald nach dem Krimkriege abgeschafft habe. Dasselbe habe die Erhöhungen im Militärbudget veranlaßt, was trotzdem das Verlangen nach größeren Rüstungen nicht verhindert habe. An allen diesen Schäden und Mängeln trügen der Herzog von Cambridge und die Horse Guards (General-Commando) die Schuld. Der Antrag Trevelyans wurde von Mr. Anderson unterstützt, welcher ein Abhülfemittel in der Reducirung der hohen Sold-Scala und der Beseitigung vieler Aemter fand. Nachdem Mr. Osborne, welcher den Antragsteller beschuldigte, alte Reden copirt zu haben, Capitän Vivian und der Kriegsminister gegen den Antrag gesprochen hatten, wurde derselbe mit 201 gegen 83 Stimmen abgelehnt. — Die Debatte wurde in den Märzsitzungen immer lebhafter, als die zweite Lesung des Gesetzentwurfs stattfand. Pakington erklärte sich in scharfer Weise gegen denselben; dem Lande erwachse dadurch keine erhöhte Vertheidigungskraft, nur eine erhöhte Ausgabe von 8 Millionen. Das System des Stellenkaufs habe jede Protection ausgeschlossen, jeden Einfluß des jeweilig herrschenden Systems, jede persönliche Gunst oder Ungunst; durch die Regierungsvorlage würde eine solche Beeinflussung geschaffen. Aehnliche Gedanken sprach Elcho aus, der tadelte, daß weder für ein genügendes Recrutirungssystem noch für ausreichende Ausbildung der Reserve Vorsorge getroffen sei. Disraeli empfahl und unterstützte die zweite Lesung, indem er die Hoffnung aussprach, der Entwurf werde Verbesserungen in den Comité-Berathungen erhalten. So wurde denn die zweite Lesung beendet.

Zu den Erhöhungen dieser Organisation traten Mehrausgaben für das Flotten-Budget von 385,000 Pfd. St. für das laufende Jahr, welche der neue Marineminister Göschen, oder Goschen, wie er sich jetzt selbst nennt, der Nachfolger des kranken Childers, mit großer Ausführlichkeit motivirte. Die Kosten sämmtlicher Flotten-Etablissements für das Verwaltungsjahr 1871—72 veranschlagt er auf 9,756,000 Pfd. St.; davon kämen auf Sold, Verproviantirung, Bekleidung und Pensionen 5½ Millionen, auf Material mit Einschluß der Geschütze 2¼ Millionen, auf Erweiterung der Werfte etwas über ¾ Million und der Rest auf diverse Gegenstände. Die Zahl der Matrosen und Schiffsjungen sei dieselbe, 61,000, aber was von neuen Schiffen gebaut wird, solle in die Klasse der kleinen leichtgehenden Fahrzeuge gehören, da England an schweren Panzerschiffen allen übrigen Seemächten lange voraus sei und in dieser Sphäre keinen ebenbürtigen Gegner zu fürchten habe. Die Regierung schlage daher vor, die bereits in Angriff genommenen Panzerschiffe — Thunde-

Digitized by Google

rer, Devaſtation, Fury und Robert — zu vollenden, im Uebrigen aber nur Fahrzeuge leichterer Gattung zu bauen, wodurch mit Einſchluß der eben genannten der Tonnengehalt der Flotte um mehr als 22 Tauſend Tonnen vermehrt werden würde. Die Zahl der ſchweren Geſchütze wurde auf 1901 im activen Dienſte disponible angegeben. Durch dieſe Voranſchläge, verſichert Goſchen, werde das Land gegen jede Eventualität ſicher geſtellt werden. Gegen einzelne Punkte wurden hier von der Oppoſition wohl Einwendungen gemacht, aber keiner wurde ernſtlich beanſtandet und die Poſitionen bald genehmigt.

Derſelbe Miniſter meldete kurz vor Beginn der Oſterferien zwei Bills an, welche eine vollſtändige Reform der localen Beſteuerung und Verwaltung im Lande bezweckten. Aus den ſie begleitenden Erläuterungen ging hervor, die localen Einnahmen der ſämmtlichen Gemeinde-Corporationen in England und Wales über 30 Millionen Pfd. St. jährlich betragen. Namentlich die induſtriellen Städte haben demnach einen ungeheuren Aufſchwung gewonnen, indem die vier hauptſächlich ſtädtiſchen Grafſchaften Lancaſhire, Weſt-Riding von Yorkſhire, Middleſex und Surrey mehr als 58 Procent der localen Steuern getragen haben, den Reſt das ganze übrige England. Die Leſung dieſer Vorlagen wurde aufgeſchoben, weil ſich die beiden Häuſer über das Oſterfeſt vertagten, nachdem ihnen der Schatzkanzler die Vorlage des Budgets bald nach Oſtern verſprochen hatte. Das Finanzjahr beginnt hier mit dem 1. April. Man ſah der Erklärung des Deficits bereits entgegen, das der neue Etat bringen müßte, und war geſpannt darauf, welcher Art der Antrag für die Deckung deſſelben ſein werde.

Am 20. April legte der Schatzkanzler Lowe dem Unterhauſe das Budget vor. In früheren Jahren konnte dabei die angenehme Mittheilung eines Plus gemacht werden, wodurch die Steuern ermäßigt wurden, und das Miniſterium Gladſtone hatte ſich hierdurch in ſeiner Stellung immer mehr befeſtigt. Jetzt hatte der Schatzkanzler ein Minus zu begründen, das mittelbar der deutſch-franzöſiſche Krieg herbeiführte. Das war jetzt um ſo bedenklicher, als mehrere principielle Abſtimmungen für das Miniſterium keine beſonders große Majorität ergeben hatten, wie noch zwei Tage zuvor bei einer Cabinetsfrage über die Entlaſſung des Admirals Sir Spencer Robinſon die Oppoſition 104 gegen 153 Stimmen abgab, während noch vor wenig Wochen eine Majorität von 80 Stimmen für das Miniſterium geweſen war. Außer den Erhöhungen im Militär- und Marine-Etat zeigte das Budget noch mehr Ausgabe-Vermehrungen, für Unterrichtszwecke, für die Volkszählung u. ſ. w., im Ganzen 5 Millionen Pfd. St. mehr als im vorhergehenden Jahre, ſo daß die ganze Budget-Ausgabe 72,308,000 Pfd. St. betrug, während die Einnahmen, geringer als im Vorjahr, auf nur 69,595,000 Pfd. St. veranſchlagt waren.

Digitized by Google

Zur Beschaffung des Fehlenden schlug der Schatzkanzler eine Erhöhung der Erbschafts- und Vermächtniß-Stempel und eine Zündhölzchensteuer vor, welche ½ oder 1 Penny, je nachdem dieselben aus Holz oder aus Wachs bestehen, für die Schachtel bis zu 100 Stück in aufzuklebenden Marken betragen sollte; der Rest sollte durch eine Erhöhung der Einkommensteuer aufgebracht werden, und zwar war die Erhöhung von 4 Pence (auf 1 Pfd. St.) auf 5¼ Pence berechnet, wodurch ein Procentsatz von 2,2 heraus käme. — Es fanden sich sogleich mehrere Stimmen gegen diese letzten Propositionen; als aber auf den Antrag des Ministers, diese Steuern durch eine Resolution grundsätzlich zu billigen, abgestimmt wurde, blieb die Opposition mit 44 gegen 201 Stimmen in der Minorität. Jedoch wurden Resolutionen gegen die Finanzmaßregeln angekündigt.

Am 24. April Nachmittags, noch ehe über die Vorlagen weiter debattirt worden, hatten sich die Streichholzarbeiter, zwar auch Frauen und Männer, zum großen Theil aber Knaben und Mädchen zu vielen Tausenden versammelt und marschirten mit Fahnen und Placaten, die ihnen unterwegs noch Genossen zuführten, unter dem Gesange von Liedern, wie „vom bösen Finanzminister" mit dem Refrain: „wir hängen ihn an einen sauren Apfelbaum" — gegen das Parlamentsgebäude heran, um eine Massenpetition gegen die Zündholzsteuer zu übergeben. Sie wurden aber von einer Masse Policisten, die an verschiedenen Stellen aufgestellt waren, theils zerstreut, theils in der unsanftesten Art, so daß es blutige Köpfe gab, zurückgedrängt. In Folge dessen wurde eine Interpellation im Parlament an den Minister gerichtet, der dazu bemerkte, das Gesetz verbiete die Einbringung von Massenpetitionen. Herr Robert Lowe soll durch einen geheimen Gang in's Parlament gekommen sei.

In der darauf beginnenden Sitzung des Unterhauses beantragte Mr. White die Resolution, daß die vorgeschlagene Zusatz-Besteuerung dem Volke Lasten auferlegen würde, welche sich durch die gegenwärtigen Umstände nicht rechtfertigen ließen. Er warnte die Regierung davor, sich einen großen Theil ihrer Anhänger abwendig zu machen; sie habe die Einnahmen zu niedrig angenommen und die Ausgaben ließen sich durch Sparsamkeit vermindern. Schließlich verurtheilte er die Zündholzsteuer vollständig. Auch andere Redner, wie Mr. Rylands, Sir Selwyn Ibbeton, Mr. Holmes traten der Resolution bei, und es fielen harte Worte, wie „Confiscation der Privat-Industrie," „der Thätigkeit verschwenderischer Beamten sei das Budget zu verdanken" u. s. w. Der Schatzkanzler erwiderte: ein Privatmann müsse seine Ausgaben seinem Einkommen anpassen, ein großes Land dagegen müsse zuerst seine Bedürfnisse kennen lernen und sich dann hinsichtlich ihrer Befriedigung entscheiden. Die Resolution beabsichtige, die Regierung zur Zurücknahme ihrer Voranschläge zu

Digitized by Google

bewegen, während das Haus bereits eine starke Erhöhung beschlossen habe. Wenn auch von Seiten des Mr. White und seiner Freunde, sei doch von der Seite der Conservativen, welche ja fortwährend die Vermehrung der Vertheidigungsanstalten des Landes verlangt hätten, nicht begreiflich, daß sie diesen Antrag unterstützten. Die Einwendungen gegen die neue Steuer seien gegen jede Steuer anwendbar; es genüge nicht zu beweisen, daß eine Steuer schlecht sei, sondern man müsse auch etwas Besseres an deren Stelle setzen können. Die Gegner verwahrten sich sämmtlich gegen den Verdacht, aus Parteimotiven zu sprechen. Disraeli erklärte, das Haus würde es im Ganzen mit einem Deficit von 5 Millionen zu thun haben, welchem zu begegnen, der vorgeschlagene Weg nicht geeignet wäre. Die Zündhölzchensteuer sei eine höchst unbesonnene Idee, und die Abänderungen in den übrigen Steuern ließen sich ebenso wenig rechtfertigen. Er hoffe, die Regierung werde es nicht zur Abstimmung kommen lassen, sondern in Berücksichtigung der Vorstellungen ihrer eigenen Anhänger nachgeben oder das Budget vertagen, und sie könne versichert sein, daß die Opposition in kein Triumphgeschrei ausbrechen werde. Es sei eine alte Regel, daß wegen Meinungsverschiedenheiten über finanzielle Vorlagen die Regierung nicht zurückzutreten brauche, und Mr. Gladstone werde wohl nicht so thöricht sein, zu dieser Zeit des Jahres eine Minister-Krisis und eine Schein-Resignation in Scene zu setzen. Gladstone erwiderte darauf, es gäbe kein Beispiel, daß ein Budget zurückgenommen und radical umgeformt worden sei. Die Resolution sei so schlau abgefaßt, daß sich leider die entgegengesetzten Parteien zu ihrer Unterstützung entschließen könnten, und dennoch habe sich das Haus gegen die Forderung Lindsays und Anderer entschieden, man solle keine Erhöhung der Steuern zugeben.

Bei der Abstimmung wurde die Resolution mit 257 gegen 230 Stimmen abgelehnt, das Ministerium hatte also nur noch die geringe Majorität von 27 Stimmen zu seinen Gunsten erlangt. Einen eigenthümlichen und für das Ministerium durchaus nicht günstigen Eindruck machte, daß während der Sitzung am Themsufer eine die Zugänge zum Parlamentshause bewachende Polizeimannschaft versammelt war, als wenn, wie die Times sagte, Westminster Hall in Gefahr wäre, von einer Commune Londons genommen zu werden; dies sei eine Schaustellung von Stärke gewesen, welche sehr nach der Verwirrung der Schwäche aussah.

Als am nächsten Tage Mr. Disraeli eine neue Resolution gegen die Finanzvorschläge ankündigte, erklärte endlich der Schatzkanzler Mr. Lowe, daß die Regierung Angesichts des Mißfallens, welches die Zündhölzchensteuer vielfach erregt habe, sich zur Zurückziehung derselben entschlossen, sie beharre aber auf den übrigen Vorlagen; wodurch Ersatz geschaffen werden solle, darüber werde sie nach zwei Tagen Vorschläge machen. Am 27. April waren die

Digitized by Google

Räume des Unterhauses Kopf an Kopf besetzt, alles war gespannt auf die neue Vorlage. Statt Lowes erhob sich der Premier und erklärte: Das Ministerium habe das ganze Budget einer völligen Prüfung unterworfen und dabei die verschiedenen Angriffe möglichst berücksichtigt, die mitunter nur durch zufällige Bündnisse unter sich feindlicher Parteien ihre Stärke erhalten hätten. Die Regierung habe beschlossen, auch den Antrag über die Erhöhung der Erbschaftssteuer zurückzuziehen. Den Ersatz solle das einfachste Mittel bilden, die Steigerung der Einkommensteuer um 2 Pence statt um $1^1/_4$ Penny.

Aber weder Disraeli noch ein anderer der Redner war mit diesem Auskunftsmittel einverstanden; man war unzufrieden mit der Beibehaltung des hohen Ausgabe-Budgets, und mehrere Mitglieder kündigten Resolutionen gegen die Erhöhung der Einkommensteuer an. Die Verlegenheit im Cabinet war groß und der Hauptgegner desselben, Mr. Disraeli, der gegenwärtig zwar nicht den Sturz, aber wenigstens eine Demüthigung herbeizuführen suchte, war in besonders guter Laune, die er auch bei Gelegenheit der Eröffnung der Industrie-Ausstellung am 1. Mai an den Tag legen konnte. An diesem Tage stand die Entscheidung über vier Anträge gegen das Cabinet bevor; vor allen war der von W. H. Smith, dem conservativen Mitgliede von Westminster, auf die Tagesordnung gestellt. Die Regierung hatte beschlossen, alle zu bekämpfen. Beide Parteien sahen sehr wohl ein, daß Disraeli, selbst wenn das gegenwärtige Cabinet nicht die Majorität erhielte, nicht im Stande sein würde, mit den Tories die Regierung zu übernehmen. Aber die Partei rieb sich doch die Hände, wenn sie die Majorität von der Höhe, auf die sie sich durch einige glückliche Budgets gehoben hatte, jetzt immer mehr herabsinken sah.

Mr. Smith erklärte in seiner Motion die Erhöhung der Einkommensteuer für inopportun und ungerechtfertigt, da sie namentlich die ärmeren Klassen treffen würde. Zuerst antwortete ihm im Namen der Regierung der Präsident des Armenamtes, der früher beim Schatzamte thätig gewesene Stansfield, mit einer Anspielung auf die Absicht des Ministeriums, aus der Sache eine Cabinetsfrage zu machen. Ferner griff er zu dem Auskunftsmittel, den in der Hauptsache vorübergehenden Charakter der Mehrbelastung des Militäretats darzulegen. Die weitere Erhöhung der Einkommensteuer vertheidigte Stansfield durch den Hinweis auf die Gefahren für die Staatsschuldentilgung, welche entstehen müßten, wenn man einmal zu dem Mittel greifen wollte, die Suspendirung der terminablen Leibrenten eintreten zu lassen. Hierauf erklärte der Premier selbst, daß er allerdings auf sein Verbleiben im Amte großen Werth lege, indeß würde es ihm für seinen Sturz ein Trost sein, wenn er hoffen dürfe, daß seine Nachfolger eine sparsamere Amtsverwaltung führen würden. Den Plan, die terminablen Leibrenten zu suspendiren, um

Digitized by Google

eine Erhöhung der Steuern zu vermeiden, erklärte er für ein Muster von grober politischer und finanzieller Quacksalberei.

Disraeli trat jetzt auf, um seine Meinung dahin auszusprechen, daß die Erhöhung der Einkommensteuer vor Allem nicht der Rettungsanker für verzweifelte und in Noth befindliche Minister werden dürfe. Als Gegenvorschläge empfahl er, die Abschaffung des Stellenkaufs in der Armee und die Uebergabe der Häusersteuer zu den Communalabgaben fallen zu lassen, und versprach, wenn man in diesen Punkten nachgebe, alles Mögliche bei der Einkommensteuer zu bewilligen. Als es zur Abstimmung kam, wurde der Antrag Smith mit 335 gegen 250 Stimmen abgelehnt. Aber es war damit der Widerstand noch nicht beseitigt, denn jetzt wurde nur der von conservativer Seite gerüstete Angriff zurückgeschlagen, während am 5. Mai ein Feind bekämpft werden sollte, der sich zum Theil aus den Reihen der Partei des Ministeriums gebildet hatte. Das liberale Mitglied M'Cullagh Torrens stellte den Antrag, die Einkommensteuer nicht auf 6, sondern auf 5 Pence zu erhöhen, und den Ausfall durch einjährige Unterbrechung in der Tilgung der Zeitrenten zu decken, welche sich in den Händen der Staatsschulden-Commission befinden. Uebrigens behauptete er, daß die nothwendigen Bedürfnisse des Staates für das nächste Jahr mit Hülfe der Fünfpencesteuer zu befriedigen seien, wenn man in billiger Weise die überschießenden Kosten auf mehrere Jahre vertheile. James White und mehrere andere Redner unterstützten den Antrag, aber nur die unabhängigen Mitglieder der liberalen Partei wagten beizustimmen, da die übrigen den Rücktritt des Ministeriums fürchten mußten. Als über den Antrag Torrens abgestimmt wurde, hatte dieser 248 Stimmen für sich, aber das Ministerium deren 294, also immer noch eine geringe Majorität.

Es war jetzt einerseits nach den lebhaften Kämpfen, aus denen die Minister doch immer noch siegreich hervorgingen, eine Erschlaffung eingetreten, andrerseits fürchtete man mit einer Fortsetzung des Streites zu viel Zeit zu verlieren. Demnach war zu erwarten, daß die Vorlagen, nachdem sie in den Comités durchberathen, wahrscheinlich angenommen werden würden. Doch war das Ministerium davon, nachdem seine Majorität bei den letzten Debatten in wenigen Tagen von 85 auf 46 Stimmen herabgegangen, noch nicht vollständig überzeugt, es mußte also immer fürchten, daß dieselbe einmal auf Null herabsinken könnte. Nach Verlauf von zwei Monaten kam die Heeresreformbill im Unterhause endlich zur dritten Lesung. Diesmal wurde von Duttlas der Antrag eingebracht, dieselbe zu verwerfen; er wurde jedoch mit einer den früheren Abstimmungen entsprechenden Majorität, mit 289 gegen 231 Stimmen am 3. Juli abgelehnt. Mit Ausnahme des Organs der Tories, des Standard, welcher die Folgen der Bill in sehr trübem Lichte darstellte und Befürchtungen aussprach, daß man die gefährlichste Menschenclasse

Digitized by Google

für die militärische Profession erziehen wolle, — erklärten alle übrigen Blätter in England ihre Befriedigung mit dem Resultat. Zugleich war damit die Hauptfrage vom ganzen Budget entschieden.

Nachdem die Bill im Unterhause in drei Lesungen angenommen war, gelangte sie an das Oberhaus, wo noch schlimme Kämpfe des Ministeriums harrten. Bereits gegen Ende Juni war die Opposition beim Herzog von Richmond zusammengetreten, um über die Haltung zu berathen, welche sie der Bill gegenüber einnehmen würde, und hatte dort den Beschluß gefaßt, sie zu Falle zu bringen. Man beabsichtigte das Resultat nicht allein wegen der Abschaffung des Stellenkaufs, sondern weil man meinte, es werde dadurch niemals überhaupt eine entsprechende Reorganisation des Heeres zuwege gebracht. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten.

Zur Sitzung am 17. Juli war trotz der ungewöhnlich heißen Witterung sowohl das Haus selbst als der Zuhörerraum bedeutend gefüllt und mit Lebhaftigkeit und Schärfe wurde über das Thema gestritten. Lord Salisbury verschonte in seiner Rede weder die Minister noch das Unterhaus, die Wähler und die Vorlage. Gegen 2 Uhr Morgens kam es zur Abstimmung, welche nach dem Antrage des Herzogs von Richmond die Verwerfung der Abschaffung des Stellenkaufs mit 155 gegen 130 Stimmen in erster Lesung ergab und mit lebhaften Zurufen der Majorität begrüßt wurde.

Wenige Tage darauf theilte Earl Granville dem Oberhause mit, daß die Regierung der Königin gerathen habe, den Stellenkauf mittelst Decretes abzuschaffen. Die Königin habe eingewilligt und so werde das System vom 1. November 1871 ab beseitigt sein. Der Minister erklärt u. a.: Den Herrlichkeiten würde die Verantwortlichkeit erspart und fiele allein dem Unterhause und der Regierung zur Last; er sei überzeugt, sie würden mit der Berathung über die übrigen Bestimmungen der Heeresbill fortfahren. Sie könnten ja durch Amendement bekunden, daß sie die Verantwortlichkeit ablehnten. Richmond erklärte, daß ihm die Anzeige überraschend gekommen sei und er sich Meinungsäußerung vorbehalte. Am nächsten Tage beantragte er, sobald das Haus beschließe, in die zweite Lesung einzutreten, eine Erklärung als Einschaltung, daß es das Verfahren der Regierung sehr verdammen müsse, daß die Lesung aber bis zum 31. Juli vertagt werde. An diesem Tage erklärte der Herzog, daß das Ereigniß in der englischen Parlamentsgeschichte fast beispiellos sei und den Lords die Verpflichtung auferlege, die Ehre und Würde des Hauses aufrecht zu erhalten. Wenn der Krone versichert worden sei, sie handle nach dem statutarischen Gesetze, so sei das unrichtig und Ihrer Majestät Unterschrift sei in ungeeigneter Weise erhalten worden. Es sei ein Eingriff in die Legislative functionirender Lords, diese Angelegenheit aus ihren Händen zu nehmen, während die Bill noch vorliege. Er beantragt

Digitized by Google

einen Protest dagegen, da das Verfahren eines herrschsüchtigen Ministers alle Discussion ins Stocken bringe. Granville führt dagegen Präcedenzfälle an, worauf Salisbury ihm erwidert, man kenne den Dictator, unter welchem Granville diene, dies herrschsüchtige Ministerium habe die Prärogative der Krone mißbraucht. Das Richmondsche Tadelsvotum gegen die Regierung wurde mit 162 gegen 82 Stimmen angenommen.

Nachdem die Lords ihrem Unwillen Luft gemacht hatten, ohne daß das Votum eine weitere Folge hatte, da der königliche Befehl bestehen blieb, wurde die zweite Lesung der übrigen Bestimmungen der Bill einstimmig vorgenommen und am 5. August erfolgte auch die dritte, sodaß die Session nicht als resultatlos, wie man befürchtet hatte, betrachtet werden kann. Die vom Oberhause angenommenen Amendements dazu genehmigte schließlich nach lebhaften Debatten und Mißfallensäußerungen gegen das Ministerium über das Hereinziehen der Prärogative der Krone auch das Unterhaus.

Eine große Menge von Vorlagen und Anträgen, welche bei der Sprechlust über die dargestellten Gegenstände liegen geblieben waren, — allein 70 Abstimmungen machte die Debatte über die Ballotbill (geheime Abstimmung bei den Wahlen) erforderlich und alle diese Mühe wurde durch die Ablehnung der Bill im Oberhause vergeblich — wurden nun im Fluge erledigt, damit eine Herbstsession vermieden werde. Am 21. August wurde diese merkwürdige Sitzungsperiode geschlossen. Carl Schmeidler.

Von Florenz nach Rom. V. (Assisi).

Von Dr. Hans Semper.

Nach einstündiger Eisenbahnfahrt sahen wir Assisi vor uns, in schmaler langer Linie an der Mitte eines zweitausend Fuß hohen Berges sich hinziehen. Anfangs durch eine blühende Ebene, dann auf luftiger Straße am Abhang hinauf, führte uns der Omnibus vollends hin. Welch ein unbeschreiblich malerisches Bild von fern wie in der Nähe!

Zur äußersten Linken sehen wir auf mächtigen Substructionen von mehreren Bogenreihen über einander die berühmte Doppelkirche mit den anstoßenden Klöstern des heiligen Francesco über die Felsen hinausragen; hoch über der Stadt auf dem Berggipfel thronen die malerischen Massen des Castells; an verschiedenen Stellen ragen aus den mittelalterlichen Wohngebäuden Thürme und Kirchenrumpfe hervor. Jetzt langt der Wagen vor den mächtigen, alten

Digitized by Google

Mauern an, wo wir von einer herrlichen Plattform, belebt von mancherlei malerischen Volksgruppen, noch einen Blick zurück auf die stille, heitere Landschaft mit Oliven und Cypressen, ein rechtes Bild des Friedens, werfen. Wir können bei der Betrachtung dieses unversehrten glücklichen Erdwinkels uns eines wehmüthigen Gefühls nicht erwehren; denn eben vielleicht messen sich deutsche Krieger mit den Franzosen.

Wir biegen durch den hohen Thorbogen in die dunklere Stadt und neue, ganz seltsame Eindrücke empfangen uns. Das Mittelalter ist hier, in seinen Bauten, wie in dem naiven Wesen der Bewohner, noch unberührt, aber allerdings in etwelchem Verfall erhalten worden. Die ausgedehnte und ehemals volkreiche Stadt birgt jetzt verhältnißmäßig nur wenige, etwa 6000, Bewohner in sich, und geht immer mehr einem dorfartigen Dasein entgegen, weil sie zu unbequem für den modernen Verkehr auf der Höhe liegt, und heutzutage nicht die Sitte frommer Pilgerfahrten in dem Maße mehr herrscht, wie sie im Mittelalter diese Stadt in's Leben zu rufen im Stande war. — Aber wo sollen wir den Blick zuerst hinwenden, um all die für den Maler wie mit Absicht geschaffenen Winkel, Thorwege, alten Häuschen mit Fenstern verschiedenen Stiles, mit Loggien, gothischen Bogen, Renaissancethüren, die schmalen steilen Seitenstraßen mit scharfem Licht und Schatten, zerfallenen Mauern und Schlingpflanzen, — um all' diesen anmuthigen, sonnigen Schmutz und Verfall, wo sich die freundlichen, hübschen Leute, Hunde, Katzen und Hühner so behaglich eingenistet, ganz in uns aufzunehmen und zu genießen. Man muß ordentlich lachen und glaubt es kaum, wie der liebe Gott in so reicher Fülle Studien für Architekturgenremaler an einem Punkte hat vereinigen können! Und dennoch ist keine eigentliche Unreinlichkeit, wenigstens in den bewohnten Straßen, zu sehen, wie etwa in Palestrina, wo die Schweine Herren sind; die Straßen sind gefegt und die Leute sauber. Wir stiegen bei Stoppini im Leone ab, einem alten hübschen Barokpalast, dessen elegantes Innere uns fast erschreckte. Wir erfuhren jedoch bald, daß man nicht nur, entgegen Bädeker's Aussage, in schönen großen Betten dort übernachten kann, sondern auch bei dem biedern, kräftigen Besitzer, mit seinen drei hübschen, schüchternen Töchtern, eine so familiäre und uneigennützige Behandlung erfährt, daß man sich nur schwer von dieser neuen Heimath trennt. Ja, alle diese mittelitalienischen Bergstädtchen üben eine so sanfte, versöhnende Anziehung auf dieses mit Dampf gehetzte Herz des modernen Menschen aus, daß man fast die Mönche für die vernünftigsten Leute halten möchte, die auf solchen schönen Bergen ihr Leben in stiller Beschaulichkeit verbringen.

Für die Kirche S. Francesco wollten wir einen ganzen Tag uns vorbehalten, und durchschweiften daher nur die Stadt, um die andern, schneller genossenen Sehenswürdigkeiten anzusehen. — S. Rufino, die Kathedrale, hat

Digitized by Google

eine interessante Fassade von Ziegelstein, aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, mit säulentragenden Löwen und Greifen an den drei Portalen, mit marmornen Seitenpfosten, die mit Schlangengeflechten und allerlei Monstren geschmückt sind, sowie mit einer Säulengalerie. — Im modernisirten Innern befinden sich Chorstühle aus dem 17. Jahrhundert, etwas schwer, doch nicht ohne schöne Motive.

In der einschiffigen gothischen Kirche Sta. Chiara ist das Kreuzgewölbe am Chor mit Fresken des Giottino geschmückt; auch die übrigen Wände waren einst mit Fresken bedeckt, sind aber jetzt weiß übertüncht, eine Barbarei, als deren Urheber der Mönch, der uns herumführte, mit schüchterner Ironie einen ehemaligen Abt des Klosters bezüchtigte. — Einen malerischen Anblick in verschiedener Hinsicht gewährten uns die großen Strebebögen, die vom Rumpf der Kirche gesondert auf dem Boden stehen und einen Durchgang gewähren, in dessen Mitte sich ein Brunnentrog befindet, wo verschiedene Weiber geschwätzig ihre Eimer füllten. — Ebenso genießt man von dem Platz vor der Kirche einen schönen Blick, sowohl auf die Bergspitze über Assisi, deren Castell eben prächtig von der untergehenden Sonne beleuchtet war, als auch auf die Gärten und Höfe der tieferliegenden Häuser, wo alles so malerisch und doch sauber durch einander gewürfelt war, wie ein Puppenspiel, sowie endlich auf die, wie gesagt, bezaubernde Landschaft.

Unsere Reisegefährten blieben zurück, während wir noch einen kleinen Gang vor das Thor machten, der Richtung zu, wo in einer Felsschlucht die Einsiedelei delle Carceri verborgen liegt, wo der heilige Francesco seine Andacht zu verrichten pflegte. Auch wir Reisenden wurden andächtig gestimmt, als wir in der Dämmerung durch die frische gesegnete Landschaft, in herrlicher Luft, dahinschritten und in heiterer Ruhe die Landleute entgegen kamen von ihrer Arbeit. Die Bergwand zur Linken, mit den zierlichen Olivenbäumchen, die immer mehr in den allgemeinen Umrissen der Dämmerung aufgingen, fächelte die Ruhe und Harmlosigkeit der Natur zu, stellte ihre hehren Massen als Schutz und Burg an die Seite. Doch die dunkle, schwarze Nacht gemahnte endlich zur Umkehr, und den übrigen Theil des Abends brachten wir drei Gesellen theils im Gespräch, theils mit Zeichnen der Wirthsleute hin.

Am frühen Morgen brachen wir auf, um das Hauptziel unseres Besuches in Assisi, die Kirche S. Francesco zu sehen. Auf dem Wege dahin stießen wir noch auf manche andere Sehenswürdigkeiten, zunächst den wohlerhaltenen Tempel der Minerva, der auf sechs hohen korinthischen Travertinsäulen ein metopenloses Gebälk sammt dem Giebel noch trägt, und jetzt zur Kirche dient. Fünf von den neun Stufen, die hinanführen, befinden sich oberhalb der Säulenbasen. — Es war die erste antike Ruine, die wir so wohl erhalten sahen; unser freudiges Erstaunen läßt sich daher denken. — Weiter-

Digitized by Google

hin sahen wir einen alten verräucherten Maccaroniladen, der als einstiger Kramladen des Vaters von S. Francesco, des Kaufmanns Pietro Bernardone bezeichnet wird. Da aber der Heilige 1152 geboren ward, so stimmt zu jener Angabe das Renaissanceportal nicht ganz, mit einem hübschen Fries in Hochrelief und einer Ghirlande mit Seraphimköpfen darüber. — Das Leihhaus, „Monte di Pietà", hat als Vorhalle eine merkwürdige Loggia aus der vorgothischen Zeit, von Ziegeln erbaut, mit 7 Säulchen und Flachbogen, darüber ein Kleeblattfries und Dach. — Das Haus, wo Metastasio geboren sein soll, ist in den verschiedensten Epochen zusammengefügt worden. Alte Sculpturen sind daran eingemauert, Blumentöpfe, die fast noch aus dem Mittelalter zu stammen scheinen, stehen am Fenster, ein Olivenbaum ragt, man weiß nicht wie, hinten über's Dach hervor.

Unser Weg führte uns zu dem Portal der obern Kirche hinab, während zu dem seitlichen Portal der Unterkirche eine andere Straße daneben hinleitet. 1228 bis 1232 wurde die untere, 1253 die obere Kirche, beide in altitalienisch gothischem Stil, gebaut. Die obere, die wir nun zunächst betraten, besteht aus einem einzigen Schiff von 225 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe. In fünf Kreuzgewölben erstreckt sich die Decke bis zur dreiseitigen Apsis des Chores. Links und rechts vom letzten Kreuzgewölbe schließen sich zwei schmälere an und bilden mit diesem zusammen das Querschiff. Ueber der Doppelthüre befindet sich eine Rosette mit farbigen Glasscheiben; in jeder Wandlünette, an den drei Seiten der Chorapsis je ein großes farbiges Fenster, an den beiden Schlußwänden des Querschiffs je ein doppeltes Fenster. An den zwei fensterlosen Wänden des Querschiffs neben der Chorröffnung ist links eine gothische dreigieblige Orgel, rechts eine dreibogige Galerie, etwas tiefer als die Fenster angebracht, während an den gegenüber stehenden Wänden des Querschiffs sich in gleicher Höhe sechsbogige Galerien befinden. Die untern Wände des Langschiffs sind von Giotto mit zwei Reihen von historischen Fresken, die Kreuzgewölbe, Gewölberippen, sowie die Fensterzwischenräume von Giotto und Cimabue mit decorativen und figürlichen Malereien geschmückt, die bei Crowe und Cavalcaselle ausführliche Behandlung erfahren; hier darüber nur so viel, daß in den Deckengewölben ein Wechsel zwischen blauem Sternenhimmel und goldrothschimmernden Malereien große Wirkung hervorbringt.

Von den Glasscheiben ist vor Allem prächtig die Rosette über dem Portal. Eine Blume mit blauem Fruchtboden und violett-grün-roth-blauen Blüthenblättern bildet das Centrum und ruht auf einer braunen Scheibe als Hintergrund, deren Peripherie wiederum fünfblättrige grün-roth-blau-goldene Blümchen umrahmen. Hierauf folgt eine zweite, einfarbige Zone, und endlich lanzettenförmige Strahlen, worin Gold, Carmoisin, Grün, Blau und Violet

Digitized by Google

harmonisch vereinigt sind. Am ersten Fenster rechts deuten die beiden untern Köpfe etwa auf Giottos Zeit, während die teppichartigen 12 Historien aus Christi Leben darüber, vorherrschend grün, sodann blau, rosa und gelb, aus Cimabue's Schule zu sein scheinen. Eine Blume mit kaleidoskopartigem Muster darüber ist vorherrschend gelb, roth und blau, mit etwas weiß, gefärbt. — Die zweite Scheibe, ähnlich in der Anordnung, lebhafter in den Farben, zeigt Christus durchgehends in rothem Chiton und weißem Mantel. In jedem Halbstreifen des Fensters geht eine bestimmte Farbenscala durch, links: Weiß, Roth, Blau, wenig Gelb und Grün, rechts: Gelb, Rosaviolett, Grün, wenig Blau. Der Grund ist links blau, rechts grün. Die Blume mit sehr hübschem geometrischen Muster darüber enthält die Farben: Roth, Grün, Weiß, Blau. — Die Meister dieser Glasgemälde haben sich nicht begnügt, etwa in jedem Theil für sich eine Farbenharmonie herzustellen und diese Theile dann sorglos zu vereinigen, sondern sie haben einem jeden Theil zwar einen bestimmten, und in sich abgeschlossenen Charakter gegeben, haben aber die harmonische Wirkung noch dreifach erhöht durch ein glückliches Contrastiren und Ergänzen der einzelnen Theile unter einander.

Und das noch: während die Mehrzahl der Fenster vom Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts herrühren, befindet sich an der Mittelwand der Chorapsis ein modernes, und leider auch durch seine rohe Farbenarroganz und Dissonanz betrübendes Glasfenster. An der dritten und vierten Scheibe der linken Seitenwand des Langschiffs sind dagegen zwei leuchtende, aber nicht mehr so stilvolle Scheiben des 15. Jahrhunderts zu sehen. Eines der prächtigsten Producte des 14. Jahrhunderts ist sodann die zweite Scheibe links, und eine der ältesten (vom 13. Jahrhundert) die erste links.

Die Chorstühle sind keineswegs, wie man nach Burkhardt annehmen könnte, aus gothischer Zeit, sondern sie wurden um die Mitte des 15. Jahrhunderts hergestellt, von dem Meister Domenico da S. Severino. Bloß um die Harmonie der Kirche nicht zu stören, hat er die Sitze mit sehr frei behandelten, gothischen Giebeln gekrönt; im Uebrigen ist Alles ächte Frührenaissance daran, selbst die Muschelfüllungen und Rosetten in den Giebeln. Auch hier ziehen sich zwei Reihen Sitze hintereinander zu beiden Seiten des Chors hin. Die Rückenwände der obern Reihe sind abwechselnd mit vorzüglichen Porträtbrustbildern und allerlei Geräthschaften, Stillleben sowie perspectivischen Ansichten intarsirt; darüber zieht sich ein feines Rankenfries hin. Die Rückwände der unteren Sitzreihe sind dagegen blos mit schönen Renaissance-Ornamenten in Intarsia geschmückt. — Ebenso sind die Scheidewände und Lehnen zwischen den einzelnen Sitzen mit schönen Ornamenten in Relief verziert und völlig im Renaissancegeschmack profilirt. — Sehr interessant ist sodann der Bischofssitz an der Mittelwand des Chores, angeblich ein Werk des

Digitized by Google

noch ziemlich räthselhaften Fuccio. Derselbe ist ein seltnes Beispiel für den Uebergang des italisch-antikisirenden Stils (wir vermeiden den vagen Ausdruck romanisch) in den italisch-gothischen Stil, muß also etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammen. Denn wenn auch die gothische Architektur in der Unterkirche schon vom Anfang des 13. Jahrhunderts stammt, so ging in die decorative Sculptur der gothische Stil doch erst einige Zeit später über, da ja Niccolo Pisano noch in der 2. Hälfte desselben, und einige seiner Schüler, wie Tino di Camaino, gar noch im Anfang des 14. Jahrhunderts den klassischen Formen der Tradition treu blieben. Genug, fünf Stufen von rothem Marmor von Assisi führen zu dem Thron hinauf, dessen Postament und Sitz antike Gliederung und Profilirung zeigen. Die Armlehnen bilden zwei stehende Löwen, die Rücklehne läuft in einen Spitzbogen aus, dessen Krabben aus Voluten gebildet sind. Ueber dem Thron erhebt sich auf zwei korinthischen, glatten Säulchen von demselben rothen Marmor und mit vergoldeten Capitälen, sowie auf zwei Wandconsolen ein Schutzdach mit antikisirendem Gebälk und spitzem Giebel aus weißem Marmor, dessen Giebelfeld kleeblattförmig ausgeschnitten ist. Auch diese auf Säulen ruhenden Baldachine, die sich, mit Variationen, durch den ganzen italisch-gothischen Stil durch wiederholen, sind kein germanisch-gothisches, sondern ein italisch-antikisirendes, und schließlich antikes Motiv. — Erwähnung verdient schließlich auch noch eine hübsche, kleine, reichsculpirte gothische Kanzel am letzten Pfeiler des Langschiffes links. Sechs Wandsäulchen gliedern dieselbe und dazwischen befinden sich, allerdings ziemlich roh, fünf Figürchen in Tabernakeln. Außer an den Pfeiler angemauert zu sein, ruht die Kanzel noch auf einer Art Stele.

Um uns den Eindruck nicht zu verderben, gingen wir nicht die innere Treppe zur Unterkirche hinab, sondern machten lieber den Umweg außen herum, um auf regelrechtem Wege durch das schöne Portal einzutreten, welches gothischen Stils, jedoch mit einem Renaissancevorbau versehen ist. Ebenso sind die Holzthüren mit guten, ornamentalen Schnitzereien der Renaissance versehen. Ueber der Thüre ziehen drei brillante und höchst harmonische Rosetten die Blicke des Kunstliebhabers auf sich, sobald er in das Innere eingetreten, und noch ehe er sich Rechenschaft von der mystischen Wirkung der halbdunkeln Kirche selbst gegeben. Die Hauptfarben der mittleren größten sind, vom Centrum nach der Peripherie: Blau, Grün, Weiß, Gelb, Carmoisin. In den beiden kleinern halten sich Weiß, Roth, Blau, Gelb das Gleichgewicht. — Noch hat der Beschauer den eigentlichen Langraum der Kirche nicht erblickt, sondern ahnt ihn nur in dem Dunkel, das ihm links entgegenstarrt. Er befindet sich noch in dem ziemlich breiten Corridor, der von der Thüre aus rechtwinklig auf den untern Theil des linken Seitenschiffes stößt.

Digitized by Google

Nur gegenüber sieht er aus einer Capelle das „Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben brechen.“ Außerdem muthen ihn die niedrigen Gewölbe und dicken Pfeiler schon jetzt recht mittelalterlich mystisch, oder auch stygisch an, etwa wie die unterirdischen Salzgruben bei Berchtesgaden. Doch ehe man sich dem vollen Eindruck hingibt, betrachtet man, so gut es geht, die zwei Grabmonumente, die zunächst an der Wand stehen. Zunächst das Grab der Familie Cerchi von Florenz. Auf zwei Consolen ruht der oblong viereckige Sarg mit antikisirenden Gliedern, doch zugleich an seiner Vorderseite mit in einander geflochtenen gothischen Bögen und gewundenen Säulchen geschmückt. Darauf ruht die Aschenurne, eine porphyrne Amphora von kräftigen römischen Formen. Diese ist überdacht von einem spitzgiebligen Baldachin mit Kleeblattausschnitt, der theils auf zwei gewundenen korinthischen Säulen, theils auf zwei Wandconsolen ruht. Das Innere bildet ein Kreuzgewölbe. Das Ganze hat wohlgefällige und energische Verhältnisse, besonders macht die Urne einen feierlichen Eindruck, und sagt mehr, als sonst Figuren und Inschrift zusammen. — Gleich daneben steht das Grab der Hecuba von Lusignan, Königin von Cypern, welche im Jahre 1243 starb. Dasselbe hat viel Aehnlichkeit in der Anlage mit dem im letzten Brief beschriebenen Grab des Papstes Benedict XI. in Perugia, ist aber sowohl in den Figuren, wie in den architektonischen Details viel roher und schablonenhafter behandelt, obwohl es älter und daher originaler ist. Auf einem mehrfach gegliederten und mit verschiedenfarbigem Marmor getäfelten Postament antikisirender Profilirung erhebt sich auf vier eckigen Marmorpilastern der Baldachin, der dem eben beschriebenen verwandt ist, nur daß noch Seitenthürmchen ihn schmücken, eine hohe Kreuzblume die Spitze krönt und die Arbeit roher ist. Innerhalb des Baldachins steht zunächst die Bahre mit der Todten, vor welcher zwei unbeholfene Engel einen Vorhang zurückziehen. Darüber sind ziemlich unorganisch auf Wandconsolen über einander aufgebaut, links die Königin, die auf einem Löwen, wohl ihrem Emblem, steht, rechts zu oberst die segnende Madonna.

Wir thaten einige Schritte vorwärts und wandten uns nach links, und nun sahen wir den ganzen dreischiffigen Kirchenraum vor uns, gedämpft beleuchtet von den herrlichen bunten Fenstern, sowie den rothen Ampeln der verschiedenen Capellen und des Hochaltars. Hinter diesem hervor schimmerten die reich vergoldeten Holzschnitzereien und Constructionen des Chors. Die massigen Pfeiler, tiefen farbigen Gewölbe und zahlreichen Capellenvertiefungen trugen dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, ebenso wie die Schattengestalten der Andächtigen, die hie und da vorbeihuschten, oder als kaum erkennbare Masse auf dem Boden knieten. Doch bildete die uns eingeborne Prosa, sowie die Wißbegierde vorläufig noch eine Kruste um unser Herz, weßhalb wir denn

Digitized by Google

sogleich begannen, die einzelnen Sehenswürdigkeiten zu mustern und zu zergliedern.

Was zunächst die Fresken des Giotto, Buffalmaco und des ganzen Gefolges von Schülern Giotto's betrifft, so sei hier wiederum auf Crowe und Cavalcaselle's Werk verwiesen; denn was nützt es, der ausführlichen Schilderung gegenüber, die dort allen diesen Malereien zu Theil wird, auf irgend eine anmuthige Jungfrauengestalt, auf diesen oder jenen schönen Kopf, auf diese oder jene drastische Bewegung und andere Vorzüge im Einzelnen hinzuweisen? Genug, daß alle Wölbungen, alle Pfeiler und Capellen davon bedeckt sind. Auch den prunkvollen, vergoldeten Barokeinbauten von Kanzeln, Treppen, Sängertribünen beim Chor, die trotz des verschiedenen Stils doch so meisterhaft zum Ganzen stimmen und die malerischsten Blicke gewähren, widmeten wir ebenso wie dem Hochaltar, der über dem Grabe des Heiligen steht, nur eine summarische Aufmerksamkeit, da der größte Theil unsrer Zeit von der Betrachtung der zahlreichen bemalten Glasfenster in Anspruch genommen wurde, durch welche die Capellen und die ganze Kirche Licht erhalten. Dieselben sind in der That die reinsten und schönsten Muster für einen echten Stil der Glasmalerei, die wir bis jetzt in Italien gesehen haben, und zugleich wohl die ältesten. Sie lassen noch deutlich das ursprüngliche Motiv durchblicken, aus welchem die bunten Glasscheiben des Mittelalters entstanden sind, nämlich den vor die Fensteröffnungen gehängten Teppichen. Ob ihr Ursprung wirklich aus dem Kloster Tegernsee herzuleiten sei, lassen wir dahingestellt. Ja, teppichartig allein dürfen solche Fenster behandelt sein, denn man kann sich allenfalls gefallen lassen, daß dünne, durchsichtige Gewebe den allzugroßen Andrang von Licht und Luft von der Lichtöffnung abwehren, aber man findet thöricht, wenn Gemälde vor das letztere gestellt werden, und um so thörichter, je schöner, je mehr diese für sich etwas sein, je mehr sie sprechen wollen. Dann ist es eine Anmaßung von ihnen, die einzige Stelle, von wo das Licht herkommt, mit ihren Reizen verstellen und obendrein dasselbe zu einem Kampfe gegen sich selbst dienstbar machen zu wollen.

Auch in den Fenstern der Unterkirche von S. Francesco befinden sich nun zwar Darstellungen von Figuren und Geschichten, allein nicht nur, daß dieselben, wenigstens in der Mehrzahl und in den ältern gleichzeitig mit der Kirche entstandenen, ganz architektonisch-conventionell, wie es sich an solcher Stelle gebührt, behandelt sind, sondern sie nehmen auch immer nur einen kleinen Raum ein gegenüber den sie umrahmenden geometrischen Figuren und Blattornamenten. Sodann zeichnen sich die echten alten Fenster hier nicht bloß durch eine höchst harmonische und noble Farbenzusammenstellung aus, sondern es ist ihnen zugleich eine ruhige, fast kühle Stimmung eigen, die dennoch keineswegs kalt oder hart erscheint. Weiß bildet meistens den Grund-

Digitized by Google

ton, sodann Grün, Blau und Violett; Roth und Gelb treten erst in zweiter Stelle hinzu. Nur einige spätere Scheiben zeigen die rothgoldene Gluth, wie sie im 14. Jahrhundert üblich wurde. So das erste Fenster der ersten Capelle links. Nimmt man noch zwei Fenster der dritten Capelle links aus, die modern sind und sowohl durch die Farben, wie durch die großen, ohne Vermittlung hineingepflanzten Figuren, erschrecklich roh und verletzend inmitten der Harmonie der übrigen hervorspringen, so ist in allen den übrigen jener lichte, milde Ton beobachtet. Ferner sind hier noch ganz mosaikartig nur kleine Stückchen bunten Glases zusammengefügt, wodurch ein ungewöhnlicher teppichartiger Reichthum ornamentalen Details entsteht. Diese Eigenthümlichkeiten der Mehrzahl dieser Glasscheiben verdanken vielleicht dem geringeren Grade von technischer Entwicklung der damaligen Glasmalerei ihre Entstehung, kommen aber dem Stile derselben nichts destoweniger sehr zu Gute. Zumal in dieser ohnehin sparsam beleuchteten Kirche hätten feurige und dunkle Töne auch noch das wenige Licht genommen; so bilden die lichten, doch harmonischen Scheiben einen prächtigen Contrast zur dunklen Kirche.

Während nun aber solche und ähnliche Betrachtungen an diesen Fenstern angestellt wurden, fingen auch sie an, sich mehr und mehr zu verdunkeln. Deßhalb vereinigten wir uns Reisenden auf einer Bank und sahen zu, wie sich der Altar von tausend Lichtern entzündete, und horchten den frommen Gesängen, die vom geheimnißvollen Grunde des Chores her ertönten. Welche Schatten, welche Perspectiven, welche Effecte! Die Menge strömte ein und aus, und wir fühlten uns ganz in eine schöne und naive Scene des Mittelalters versetzt. Auch wir kehrten andächtig bei uns ein, wenn auch vielleicht jeder in anderer Weise. Als wir hinaustraten, sahen wir schaarenweise die biedern Landleute von dannen ziehen, während das liebliche Glockenspiel ihnen noch ein Avemaria als letzten Scheidegruß dieser unvergeßlichen Stätte der Kunst und Andacht nachsandte. Noch einen flüchtigen Blick auf den weiten Kreuzgang des Klosterhofs, auf die schöne Straßenperspective daneben, sowie auf die eben hinter den Bergen scheidende Sonne, und wir gingen nach dem Gasthof, um unsere Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Digitized by Google

Aus dem Tammany-Ring.

Neuyork, 29. Juli.

Die Republik ist die beste Staatsverfassung — auch für den Geldbeutel der Staatsangehörigen. Diese oft gehörte und immer wiederkehrende Behauptung paßt vielleicht auf die Republiken über dem Monde, z. B. auf die des Jupiters, des Uranus oder eines noch nicht entdeckten Himmelskörpers. Auf die Republiken unterm Monde paßt sie nicht, auch nicht auf die vielgepriesenen Freistaaten der großen Union Amerika's. Zahlen beweisen, also lassen wir sie hier sprechen und uns ein Beispiel erzählen, vor dem vielleicht selbst Papa Kolb stutzen wird.

In Neuyork ist die Verwaltung der Stadt schon seit Jahren in den Händen der Demokraten, und die Demokraten wieder sind in den Händen eines Clubs oder einer Verbindung, die sich Tammany-Gesellschaft oder der Tammanny-Ring nennt. Diese Verbrüderung reicht ihrem Ursprung nach bis in das vorletzte Decennium des vorigen Jahrhunderts zurück, hat seit 1811 in Neuyork, wohin sie von Philadelphia verpflanzt wurde, ein eignes Logenhaus, die Tammany-Hall, und ist der Kern und Mittelpunkt für die gesammte demokratische Partei nicht nur im Staate Neuyork, sondern in der ganzen Union. Sonst weiß man von ihr nur, daß sie von unsichtbaren Obern die Parole empfängt, und daß ihre Organisation die Nachahmung eines indianischen Nationenbundes ist. Sie zerfällt nach derselben in dreizehn Stämme oder Völkerschaften, die unter ebenso vielen Sachems und einem Großsachem stehen. Sie hat ein „Berathungsfeuer", dessen Vorsitzender den Titel „Vater" führt, und bei dem man sich eines indianischen Rituals bedient, in welchem die Symbole des Tomahawk und des Kalumet eine Rolle spielen. Ihre Loge heißt „Wigwam", ihre Zeitrechnung ist die der Rothhäute, ja bei feierlichen Gelegenheiten zogen früher die Söhne Sanct Tammany's sogar in der Tracht der Wilden auf. Dieser Bund ist in der Geschichte der politischen Parteien Amerika's sehr einflußreich gewesen, und mehrere bedeutende Staatsmänner, z. B. Wheaton, der frühere amerikanische Gesandte in Berlin, gehörten ihm an. Die Politik ist aber für die Gesellschaft in der Tammany-Hall nicht die Hauptsache. Ihr Zweck ist vielmehr die Besetzung aller direct oder indirect einträglichen Stellen in der Stadt und im Staate mit ihren Affiliirten, die Versorgung der letzteren mit gutem Gehalt und Verdienst und die Ausbeutung der öffentlichen Kassen bei Bauten und andern Unternehmungen zu gemeinnützigen Zwecken. Mit welcher unerhörten Dreistigkeit hier Unterschleife getrieben werden, ist jetzt wieder einmal in einer Weise zu Tage getreten, die des Schlimmsten spottet, was in dieser Beziehung auf dem Sündenconto mancher monarchischen Regierung zu lesen ist, und vor

Digitized by Google

welcher selbst die spitzbübischen Tschinowniks des absolutistischen Rußland fast wie ehrliche Leute erscheinen.

Die republikanischen Blätter Neuyorks bringen ein Verzeichniß von Zahlungen, welche 1868 und 1869, dann 1870 aus dem gemeinen Kasten an vier Firmen, angeblich für Arbeiten an den öffentlichen Gebäuden, geleistet worden sind. Staunenerregende Rechnungen eines dem „Ring" angehörigen Möbelhändlers, eines Bautischlers, eines Gypsers und Plumbers, die ebenfalls Mitglieder der Tammany-Verbrüderung sind, zusammen 9,789,482 Dollars, wurden von den Vätern der Stadt ohne den mindesten Anstand genehmigt und ausbezahlt. Dabei sind die veröffentlichten Conto's — wörtliche Abschriften aus den Büchern des Controllers Conolly — lediglich solche für das County, und es wird behauptet, daß eine Untersuchung der Conto's der Stadt noch weit ärgere Dinge an's Tageslicht fördern würde. Es ist gar kein Zweifel, daß eine ehrliche Verwaltung die Arbeiten, für welche obige Summe ausgegeben wurde, um wenigstens sieben, vielleicht um sieben und eine halbe Million wohlfeiler hätte herstellen können. Der Mayor Hall hat sich gegen diesen und andere Vorwürfe lediglich damit vertheidigt, dergleichen Betrug wäre „nur unter dem alten Regime" möglich gewesen. Aber Hall, Conolly, Sweeney und Tweed waren die eigentlichen Leiter dieses alten Regime's, und der Unterschied zwischen damals und jetzt besteht nur darin, daß diese Vier früher die Gewalt über die öffentlichen Gelder mit Andern zu theilen hatten, während sie unter der gegenwärtigen Verwaltung so gut wie absolut herrschen.

Die betreffenden Geldanweisungen sind zu Gunsten verschiedener Personen ausgestellt, aber alle indossirt durch Ingersoll u. Comp. oder J. H. Ingersoll, der Associé von Tweed und ein wohlbekanntes Werkzeug des Tammany-Bundes ist. Fünf und drei Viertel Millionen wurden in Anweisungen auf seinen Namen indossirt, und es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß er im Interesse Hall's und seiner Genossen handelte.

Nun aber wollen wir uns einmal die Zahlen selbst ansehen. Für Ausbesserungen und Möbel in den Zeughäusern der Miliz wurden in den beiden letzten Jahren 1,447,999 und an einem einzigen Tage, den 30. Juni v. J., über zweimalhunderttausend Dollars bezahlt. Eine einzige Firma erhielt für Möbel, die sie in das neue Gerichtshaus geliefert haben sollte, den Betrag von 1,476,980 Dollars. Für Zimmerarbeiten in demselben Gebäude, welches beiläufig fast nur aus Marmor und Eisen besteht, wurden in einem einzigen Monate 360,751 Dollars verausgabt. Ist G. S. Miller, dem diese ungeheure Summe in die Tasche floß, wenn er nicht mit dem Mayor zu theilen hatte, der glücklichste Bautischler der Welt, so dürfen wir in Andrew Garvey, der an einem Tage, nämlich am 2. Juli 1869, für Stuckaturarbei-

Digitized by Google

ten und Reparaturen 45,966 Dollars empfing, den König der Gypser erblicken, zumal er vorher im April desselben Jahres schon 133,187 Dollars erhalten hatte und Alles in Allem im Laufe von zwei Jahren von der Stadtverwaltung nicht weniger als 2,870,464 Dollars vereinnahmte. Für Gypserarbeit von 1659 Quadratyards im Waffensaal des 79. Milizregiments setzte er 25,000 Dollars an. Das macht 1600 Dollars auf die Quadratyard, etwa dreitausend Procent mehr als die beste Arbeit dieser Art in Neuyork bezahlt wird. Im richtigen Verhältniß ausbezahlt würde diese Summe genügt haben, um einen Arbeiter erster Klasse für das Gypsen einer Fläche von 10 amerikanischen Ackern reichlich zu belohnen. Dazu kommt, daß Garvey's Rechnungen sich zum größten Theil auf Reparaturen im neuen Gerichtshause beziehen, in einem Gebäude also, welches noch gar nicht fertig ist und nach diesen Rechnungen schon so kostspielige Ausbesserungen bedürfte.

Werfen wir nun einen Blick auf die Teppichrechnung. Dieselbe beziffert sich für Teppiche in das County-Gerichtshaus und in andere öffentliche Gebäude auf 565,731 Dollars. Nehmen wir an, daß Teppiche per Yard 5 Dollars kosten, so würde diese Summe genügen, um 113,147 Quadratyards mit Teppichen zu belegen. Der City-Hall-Park ist ungefähr 40,000 Quadratyards groß. Demzufolge haben die Stadtbehörden von Gotham für so viele Teppiche in ihr neues Gerichtshaus bezahlt, daß sie jenen Park dreimal damit bedecken könnten. Und wie viele Teppiche befinden sich wirklich im Gerichtshause? Nur drei Stockwerke dienen zu Geschäften. Die Bureaux in jedem Stockwerke nehmen 3,072 Quadratyards Raum ein, alle zusammen also 9216. Mit Teppichen zu 5 Dollars belegt, würden sie 46,080 Dollars kosten, und dabei hat eine der größten Räumlichkeiten, das Bureau für rückständige Steuern, noch gar keine Teppiche, und die Bureaux für den County-Clerk, den Sheriff und den Waisenrichter sind fast nur mit Wachstuch oder Matten belegt.

Für die Stühle in die Waffensäle finden wir 170,729 Dollars berechnet. Angenommen, solche Stühle kosten das Stück 5 Dollars und es hätte ein Stuhl $2^1/_2$ Fuß in der Tiefe, so wäre das an Ingersoll bezahlte Geld zum Ankauf von 34,145 Stühlen genügend gewesen, und so würden diese, in einer geraden Linie zusammengestellt, sich über eine Strecke von 17 englischen Meilen ausdehnen. Für Ausstattung und Möbel in das neue Gerichtshaus und die County-Bureaux wurden 2,817,469 Dollars ausgegeben oder wenigstens vom Mayor Hall und vom Controller Conolly ohne Anstand gezeichnet. Einer unserer ersten Tapezierer versicherte uns nach einem sorgfältigen Voranschlage, daß er die Ausstaffirung jener Gebäude für 600,000 Dollars besorgen und doch noch einen stattlichen Verdienst dabei herausschlagen wolle. Betrachten wir jene Summe von einer andern Seite. Wie viele

Digitized by Google

Privathäuser könnten mit ihr ausgestattet werden? Zu zehntausend Dollars das Haus könnte man damit fast dreihundert Häuser der feinsten Avenue, vom Washington Square bis zur dreißigsten Straße auf's Beste und Vollständigste möbliren.

Noch ein anmuthiges Beispiel aus dieser Kette von riesigen Unterschleifen einer republikanischen Verwaltung. Am 29. Juli 1869 erhielt ein Herr J. W. Smith 23,553 Dollars für „awnings" (Sonnendächer) an den Fenstern der County-Gerichtshöfe und Bureaux. Ein einfaches weißes Sonnendach von 6 Fuß, der erforderlichen Größe für das Gerichtshaus, kann für 10 Dollars hergestellt werden. In blaugestreiftem Drill, gleiche Größe, kostet es 12; und das Beste, was der Markt zu bieten im Stande ist, kann für 18 geliefert werden. Die von Smith gelieferten Sonnendächer werden auf 12½ Dollars das Stück taxirt, zu diesem Preise würde aber das an denselben gezahlte Geld zur Beschaffung von 1884 Exemplaren jener Schatten spendenden Vorrichtung ausreichen. Das Geschäftshaus Stewarts, unseres größten Kaufmanns, hat 542 Fenster, es wurde somit für eine Anzahl Sonnendächer bezahlt, womit man Stewart's Gebäude drei und ein halb Mal hätte ausstatten können. Am Gerichtshaus aber zählt man jetzt nicht mehr als 36 Sonnendächer.

„Wir wollen" — so schließt die „Neuyork Times" den 12 lange Spalten füllenden Bericht, dem wir diese Mittheilungen entnehmen — „wollen denen, die wir öffentlich bloßgestellt, ihr Recht und nur ihr Recht widerfahren lassen. Wir mußten dieses Gebahren als einen scheußlichen Betrug gegen das Publicum brandmarken. Haben wir den Herren Unrecht gethan, so bestehen Gesetze, welche ihnen volle Gelegenheit geben, sich Genugthuung zu verschaffen."

„Und nun noch ein Wort im Allgemeinen. Es ist ganz und gar außer Zweifel gestellt, daß unsere Stadtverwaltung im Verlauf der Jahre 1869 und 1870 wenigstens 51 Millionen Dollars aus der Tasche des Volks verausgabt hat. Im Budget des Norddeutschen Bundes für 1871 sind die Einnahmen auf wenig mehr als diese Summe veranschlagt. Und kann nun ein Deutscher glauben, daß die Stadt Neuyork, sei sie auch noch so reich, für sich allein im Stande ist, jährlich soviel Geld auszugeben als aus dem Einkommen von Staaten mit 30 Millionen Einwohnern gezogen wird?"

Ferner, so rechnet das gedachte Blatt, in Deutschland müssen die einzelnen Regierungsdepartements dem Volke über jeden ausgegebenen Thaler genaue Rechenschaft ablegen, und der Entdeckung selbst des unerheblichsten Unterschleifs würde die strengste Strafe auf dem Fuße folgen. In Neuyork aber ist, seit die jetzigen Machthaber am Ruder sind, noch kein vollständiges Ausgabebudget veröffentlicht worden, und statt daß der Diebstahl am Publi-

Digitized by Google

cum als ein Verbrechen angesehen wird, erhalten die Schwindler die einträglichsten und einflußreichsten Aemter.

Die für 1871 zum Unterhalt der deutschen Flotte ausgeworfene Summe beträgt drei und eine halbe Million Dollars. Die im Laufe von zwei Jahren als Abschlagszahlung für gelieferte Holzarbeiten und Möbel im neuen Gerichtsgebäude verwendeten Beträge belaufen sich fast genau eben so hoch.

Die Ausgaben für das auswärtige Amt des Norddeutschen Bundes betrugen während eines Jahres nicht mehr als die im Jahre 1870 für die Anschaffung von Stühlen und Tischen in 10 Neuyorker Waffensäle verschleuderte Summe.

Das ganze Consularwesen des Norddeutschen Bundes erforderte nur halb so viel Kosten, als die bloßen Reparaturen an den Stuccaturarbeiten des neuen Gerichtshauses in der Manhattan-Stadt.

Die gesammten directen Einnahmen des Norddeutschen Bundes würden, wenn wir von den Zolleinkünften absehen, um eine Million zu kurz sein, wenn es gälte, die Rechnungen von Ingersoll u. Comp. für das neue Gerichtshaus auch nur für zwei Jahre damit auszugleichen.

„Der Gesammtertrag der Einkommensteuer des Königreichs Preußen", so fährt unser Rechner fort, „betrug für das Jahr 1870 nicht mehr als 5,180,000 Dollars. Für Arbeiten, welche 1869 und 1870 von Ingersoll u. Comp. angeblich für die Countygebäude und die städtischen Waffensäle von Neuyork geleistet wurden, sind Zahlungen im Betrage von 5,663,646 Dollars gemacht worden."

Der Ertrag der preußischen Haussteuer würde um eine volle Million Dollars zu gering gewesen sein, wenn damit Ingersolls Rechnungen hätten bezahlt werden sollen. Die Einkünfte aus der Schlachtsteuer würden nicht ausgereicht haben, um die für die Waffensäle der Stadt Neuyork vorgeblich gelieferten Stühle und Tische zu bezahlen. Die nach den Auszügen des genannten Blattes aus den Taschen der Steuerzahler Gothams escamotirten und unter die Mitgliedschaft Sanct Tammany's vertheilten Riesensummen würden genügt haben, um die Zinsen für die preußische Staatsschuld während des Jahres 1870 ungefähr zur Hälfte zu bezahlen.

Die jährliche Ausgabe, welche dem preußischen Volke für jeden Soldaten erwächst, beläuft sich auf 225 Thaler. Der Betrag der von der „Newyork Times" mitgetheilten betrügerischen Rechnungen würde zum Unterhalte von 43,500 preußischen Soldaten oder ungefähr zum Unterhalte der gesammten königlich sächsischen Armee ausgereicht haben.

Das Blatt bemerkt zu Ende seiner Erörterungen: „Die Auszüge, welche wir aus den Büchern des Controllers gebracht haben, liefern den unumstößlichen Beweis, daß von unsern Stadtbehörden Millionen von Dollars ver-

Digitized by Google

schleudert worden sind. Aber unsere Forschungen sind schwerlich auch nur durch die Oberfläche gedrungen. Derartige Beleuchtungen könnten fortgesetzt werden, aber es ist bereits genug gesagt, um Jedem eine richtige Idee zu geben von den enormen Betrügereien, die an der guten Stadt Neuyork von ihren Vätern verübt worden sind."

Herr Wilhelm Rüstow.

„Caserta, den 20. September 1860. Riggozi: „Nun sind Sie doch wohl froh, daß Sie Ihren Rüstow wieder haben?" Ronchetti: „Sehr froh, besonders seit ich gestern die Ehre und das Glück gehabt habe, an seiner Seite im Feuer zu sein.""

So endigt das von Rüstow selbst geschriebene Buch „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge 1860", und demnach wird jedem Leser dieses naiven Selbstlobes ohne Weiteres klar sein, daß übermäßige Bescheidenheit Rüstow's Fehler nicht ist. Es mangelt sogar nicht an Stimmen, welche auf Grund naher persönlicher Bekanntschaft von ihm behaupten, er setze sich allen Ernstes Napoleon I. als Heerführer gleich, wodurch er dann auch mit Alexander dem Großen, Cäsar und Dschingis-Khan rangiren würde. Wer weiß! Es geht gewiß so mancher Schiller hinter'm Pfluge her, und so mancher Rafael steht am Schraubstocke, warum sollte nicht ein Napoleon hinter Büchern und Tintenfaß geblieben sein. Aber umsomehr muß ihn dann mit Ansäuerlichkeit erfüllen, daß ein ungünstiges Schicksal ihn von dem Platze, der ihm gebührte, entfernt gehalten hat. Ganz Deutschland muß das büßen. In seinem „Krieg um die Rheingrenze" antwortet Rüstow auf die Anklage der Vorliebe für die Franzosen also: „Meine Vorliebe für sie beruht zum großen Theile darauf, daß ich in ihnen einen tiefen sittlichen Fond gefunden habe, in allen Classen. Ich will hier keine Vergleiche anstellen." — Vorliebe setzt aber nothwendig Vergleiche voraus, So hat denn Rüstow die deutsche Nation auf seiner Sittlichkeitswage gewogen, und gegen Frankreich zu leicht befunden. Sehr schlimm für Deutschland!

Auch die deutsche Kriegsleitung hat unter seiner Stimmung zu leiten. — „Wir waren in Metz noch im Juni 1870", schreibt er, und wir sind ganz überzeugt, daß die Deutschen noch nach den großen Augustschlachten mit voller Aussicht auf Erfolg einen Sturm auf die Kehle des Forts Plappeville unternehmen konnten. Gewiß hatten sie dabei keine großen Verluste. Metz ist allerdings so wie so gefallen, allein wenn Plappeville etwa am 23. August auf die von uns angedeutete Weise erobert wurde, so hätte Metz bald fallen müssen, der Kampf nahm eine andere Wendung, und Gefahren, welche durch den Ausgang, den er genommen, ganz Europa bedrohen, — wir wiederholen das Wort, welches täglich besser verstanden werden wird — wären abgewendet worden." — Hier sieht man deutlich, welche Gefahren es für Europa hatte, daß Moltke und nicht Rüstow an der Spitze des großen deutschen Generalstabs stand. — Da ging Rüstow bei seiner allereinzigsten Kriegsthat, vor der Festung Capua 1860 (S. 290 seiner Erinnerungen aus dem italieni-

Digitized by Google

schen Feldzug) dem Feind ganz anders zu Leibe. Freilich mußte er, an das Glacis der Festung gekommen, die „Tollheit eines weiteren Angriffs" einsehen, und unter dem Feuer der Festung zurückgehen. Er hatte, vom 15. bis incl. 18. September in seiner Stellung in Caserta, nur 3½ Stunden von Capua entfernt, kein Mittel gefunden, sich über den Zustand dieser Festung ordentlich zu unterrichten, hatte an den schlechten Zustand derselben „geglaubt", und die nutzlos Gefallenen mußten natürlich auch dran glauben. Und so glauben auch wir, Plappeville, 5 Tage nach Gravelotte, von Festungsgeschützen starrend und von der ganzen Wucht der Bazaine'schen Armee vertheidigt, wäre selbst für die Genialität eines Rüstow ein zu harter Bissen gewesen.

Vom französischen Generalstabe „glaubt er, nach seiner Erfahrung" — und diese muß sehr vertraut sein, da er früher mit Kriegsminister Niel viel verkehrt und noch im September 1870 zu Paris sogar „die officiellen Depeschen eingesehen hat" — „daß es in demselben ebenso viel tief — zum Theil einseitig — gebildete Männer gibt, als im deutschen Generalstab." Dann führt er aber doch selber aus, daß sie nach absolvirtem Schulcours, ohne jemals eigentlichen Dienst in den Truppentheilen, denen sie zucommandirt wurden, durchgemacht zu haben, „meistentheils" als Adjutanten zu Generalen kamen, und von da auf dem Wege „gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit" „ihre Beförderung in höhere Stellen des eigentlichen Generalstabsdienstes fanden, denen sie dann oft nicht genügten." Er rügt ferner, daß die „Bureauſtunden zu knapp" waren, die „Arbeit nicht systematisch" und das „Pariser Leben zu verführerisch." Wie nun beides, Behauptung und Ausführung, sich zusammen reimen, vergißt Herr Rüstow uns zu sagen; aber wir haben ja dafür sein klassisches Zeugniß. Auf diese Weise schreibt man wohl Pamphlete, aber keine Geschichte. — Pamphletmäßig werden dann auch im letzten Hefte seines Werkes die Deutschen in Zürich behandelt. Diese und Rüstow standen schon lange nicht gut mit einander. Die Zeiten sind nämlich vorbei, wo Rüstow es lächerlich fand, daß Manche einen so großen Unterschied zwischen den „Sueven" (Schwaben) südlich und nördlich des Rheines finden wollen; wo er den Deutschenhaß rügte, (S. 312 seiner italienischen Erinnerungen). Schon bald nach Anfang des Krieges galt unter den Deutschen in Zürich als Scandal, daß ein Deutscher, und strecke er zehnmal in einer eidgenössischen Uniform, so schreibe, wie Rüstow als zeitweiliger Stratege der N. Zür. Z. in einigen Kriegsartikeln (13. Aug. bis 14. Nov. 1870) that. Interessant ist, sich jetzt noch Einiges davon zurückzurufen. Ziemlich gleichgültig ist uns, daß Rüstow die Ueberlegenheit der Franzosen über die Deutschen in Bezug auf Schuhwerk und Marschiren, auf Gewandtheit und Behülflichkeit feststellt, Paris „nach seiner Beobachtung" nur bis Mitte November verproviantirt sein läßt, und die Deutschen vor Paris mit tödtlichem Typhus gehörig versorgt. Aber die folgenden Aeußerungen kennzeichnen seine Stimmung gegen die Deutschen in höchst charakteristischer Weise: Von der französischen Cavallerie lobt er (Roßpflege ausgenommen) die Eigenschaften; von der deutschen — die Zahl. Den 17. August weiß er von den Deutschen nur zu sagen, daß sie „überall mit erdrückender Uebermacht auftraten; und von den Franzosen, daß sie „sich überall wie die Löwen schlugen." — Am 22. September bricht er eine Moralitätslanze für das französische Volk. „In dem", sagt er, „ist Familiensinn, Güte gegen Jedermann, wahre Bravheit, Sparsamkeit, Friedensliebe ebenso gut vertreten, als in jedem andern Volke, — und was „einen gewissen Punkt" betrifft, so machen wir darauf aufmerksam, daß die höheren Gesellschaftsdamen der Boulevards vorherr-

Digitized by Google

schend blonde Töchter der tugendhaften Germania sind und sein werden." — ! — Wenn also der Verführungsstrudel von Paris auch so manches arme deutsche Kind dem Ruine entgegenführt, so wird von Rüstow Deutschland dafür verantwortlich gemacht und Germania, das Symbol unsres Vaterlandes, so zu sagen als Hurenmutter dargestellt! —

In einem Züricher Blatte ward Rüstow verdientermaßen abgefertigt, und mußte es ohne Gegenäußerung hinnehmen. Dafür benutzt er jetzt die Gelegenheit, in dem letzten Hefte des Werkes, worin er wieder mit dem bekannten kurzen Gedärme speculativer Schnelligkeit einen Krieg zu Gelde macht, seinen Groll an den hiesigen Deutschen auszulassen. Zuerst hohnlächelt er darüber, daß „Deutsche in Zürich es überhaupt für ein dringendes Bedürfniß gehalten haben, ein deutsches Sieges- oder Friedensfest (wie es später getauft ward) zu feiern." — Man denke sich, um darüber urtheilen zu können, den Gemüthszustand der Züricher Deutschen, als der Krieg erklärt ward, als die für unbesieglich geltende französische Armee unter dem fieberhaften Jubel des ganzen gallischen Volkes daher gezogen kam, um den deutschen Nachbar materiell und moralisch zu ruiniren, ihm geradezu den Hals abzuschneiden, während Oestreich und Dänemark feindlich lauerten, zur Mithülfe im Abfertigen bereit. Die Gefahr für deutsches Land und Volk durch feindlichen Einbruch, verlorene Schlachten, verheerte Länder, zerstörte Zukunft, neu erhobene Zwietracht war groß; jeder Deutsche hat sie wie seine eigene tief und brennend mitgefühlt; und um so schwüler und ängstlicher war's uns hier im Herzen, als unsere Abgeschiedenheit von dem kriegerischen Treiben in Deutschland uns nicht zerstreute und die Hoffnung stets von Neuem stärkte. — Ein edler Mann, dessen Todestag wir diesen 3. August feierten, und dem auch hier ein Ehrengedächtniß gestiftet sei, der Professor Volley in Zürich, schon lange Schweizerbürger und in eidgenössischen Diensten und doch voll treuer, selbstverständlicher Anhänglichkeit an das große deutsche Vaterland, sagte damals eines Abends mit eigenthümlicher Ergriffenheit zu seinem Freunde Joh. Scherr, der es berichtet: „Glaube nur, wenn Deutschland in diesem Kriege unterliegt, so überlebe ich es nicht." — Und nun kamen sie, die glorreichen Siege, die lange wechselvolle Belagerung, die so lang ersehnte Zusammenfassung Deutschlands zu Einheit und selbständiger Größe und endlich nach vielen Opfern der erkämpfte Friede. „In der Menschennatur liegt es dann", sagte ganz passend eine kleine Züricher Tonhallen-Brochüre, „sich in einer Sache, die so nahe der Höhe des religiösen Gefühles steht, und in dasselbe übergeht, sich mit den Gesinnungsgenossen gemeinschaftlich zu freuen; nicht aber liegt es in der Natur dieser stürmisch froh erregten Gefühle, daß man sie auf Flaschen ziehen kann zu späterem Gebrauche, oder daß sie in einer eisigen Umgebung sich wie in Münchhausen's Posthorn schweigsam verdichten, bis zum Aufthauen in gelegener Zeit." — Wie kann aber ein Rüstow dieses beurtheilen? — Bei seiner Lossagung von Deutschland („Wir Schweizer" schreibt er jetzt immer), bei seiner „sittlichen" „Vorliebe" für Frankreich, bei dem ganzen neidischen, nörgelnden und hinterziehenden Tone seiner jüngsten Scripturen, ist ja klar, daß ihm lieber gewesen wäre, von französischen Siegen berichten zu können. — Das Bedürfniß persönlicher Mittheilung empfinden aber selbst einsam große Seelen; darum bildete auch Rüstow einen Club ihm ähnlich gesinnter „Deutschen". Aber nur etwa fünf fand er, die zu ihm hielten. Sie mögen unbezeichnet bleiben; aber bezeichnend für den Ton dieser deutschen „Zuwider-Wurzen" ist die gelegentliche Aeußerung des Einen von ihnen: „Es freue ihn doch, daß die Franzosen wenigstens eine deutsche Fahne erobert hätten!" — Von jener Fahne sprach der Schuft, die

Digitized by Google

ein Franzose vor Dijon am Tage nach dem blutigen Gefechte unter gefallenen Helden fand. Und wie diese armen Seelen nicht fähig waren, den Triumph der deutschen Nation über den bösartigen Erbfeind und die eigene Zerrissenheit Schritt für Schritt mitzufühlen, so haben sie natürlich auch keinen Sinn für das, was den deutschen Herzen nach glücklich abgeschlossenem Kampfe an gemeinsamer Aeußerung und festlicher Feier „dringendes Bedürfniß" ist. Sie reden wie der Esel vom Löwen. Herrn Rüstow namentlich hätte der bloße Anstand, und wenn diese Rücksicht seiner Natur zu schwer fiel, die einfache Klugheit abhalten sollen, ein Urtheil in der Sache abzugeben. Denn er, der eigenössische Oberst hat sich damit auf die Seite von Aufrührern geschlagen, welche wegen öffentlicher Ruhestörung und Auflehnung gegen die Kameraden des Herrn Rüstow criminell bestraft worden sind. Daß übrigens diese deutsche Versammlung nicht anfangs Sieges- und erst später Friedensfest genannt wurde, wie Herr Rüstow insinuirt, geht für Jeden, der lesen kann, aus der ersten Aufforderung hervor, die also lautet: „Wir laden alle hier wohnenden Deutschen, die mit uns in der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ein freudiges Ereigniß erblicken, sowie alle Schweizer, die Freunde der deutschen Sache sind, zu einem Abendcommerse in der Tonhalle ein." Man kann aber natürlich einen ersiegten Erfolg nicht feiern ohne sich der Siege, wenn auch ohne alle Ueberhebung, zu freuen, und den Siegern ein dankbares Andenken zu widmen. Dies ist zu elementar um darüber ein weiteres Wort zu verlieren.

„Die Masse der Züricher Bevölkerung", sagt Rüstow, „kümmerte sich um die deutsche Feier so wenig, als um Nationalfeste, welche Amerikaner, Polen u. s. f. auf ihrem Boden begehen. Allein ein Theil — d. h. also, da man die Masse abziehen muß, ein kleiner Theil — „ward von dieser Feier unangenehm berührt." — Wie geistreich diese Folgerung: wenn ein kleiner Theil einer Bevölkerung, in einem Lande, wo die freieste Meinungsäußerung herrscht, von einer Privatfeier, welche einer zahlreichen Körperschaft am Herzen liegt, und die sich auch nicht im entferntesten formell oder materiell gegen diese Bevölkerung richtet, aus irgend einer Grille oder Schrulle „unangenehm berührt wird", so muß sie deßhalb par ordre du Mufti unterbleiben? Und welche Stellung weist denn ein Deutscher den Deutschen in dem „freiesten Lande Europa's" an, wenn sie ihren theuersten Ueberzeugungen auch in geschlossener Gesellschaft keinen gemeinschaftlichen Ausdruck geben dürfen, weil „ein kleiner Theil der Bevölkerung davon unangenehm berührt wird."

Und nun höre man einmal die Gründe, wegen deren Rüstow über die Feier empört worden ist: Es waren unter den festfeiernden Deutschen „sehr viele, welche sich in Zürich entweder 1) durch Speculation bereichert hatten; oder 2) welche seit langen Jahren in Zürich besoldete Stellungen bekleideten; oder 3) die im Canton Zürich Bürgerrechte erworben oder sogar geschenkt erhalten hatten; auch 4) solche, die früher geradezu auf ihr Vaterland und dessen Einrichtungen mit Königen u. s. w. geschimpft und sich als reine schweizerische Republikaner gerirt hatten."

Aber Herr Oberst, nennen Sie das Gründe? Da die Feier sich durchaus nicht gegen die Schweiz oder Zürich richtete, da so eben selbst Ihr Bundesrath dem Kaiser ganz herzlich zur Neugestaltung Deutschlands gratulirt hatte, so konnte ja für Kategorie 1—3 nicht der mindeste Grund vorliegen, an einer solchen Feier sich nicht zu betheiligen. Oder bin ich etwa da, wo ich, — nicht als beliebig geduldeter Gast, sondern kraft des Gegenrechtes, welches der Schweizer bei uns genießt — speculire und hanthiere — oder bin ich in besoldeter Stellung — oder bin ich — noch lächerlicher —

Digitized by Google

als Schweizerbürger in meinen theuersten und für Schweizerwohl unschuldigen Ueberzeugungen und ihrer — noch dazu privaten, nur gemeinschaftlichen Aeußerung, der Laune irgend eines beliebigen Stadtbruchtheils preisgegeben und meiner natürlichsten Rechte beraubt, die selbst die gefährlichste Umsturzpartei hier ohne Hinderung übt? Bedenken Sie doch auch bei Nr. 2, daß Sie selbst, als Schriftsteller, der zwar seinen Sitz in der Schweiz hat, aber seinen Absatz in Deutschland suchen muß, wenn er und sein Verleger bestehen will, schon lange eine besoldete Stellung beim deutschen Volke bekleiden, und demselben doch sogar Ihre „sittliche" Vorliebe für Frankreich und andere Sottisen ohne Anstand in's Gesicht werfen. Und wenn unter Kategorie 4 Mancher auf das alte Deutschland geschimpft hat, so hat es wohl kaum Einer gethan wie Ihr Fünfbund, als Renegat und mit Wollust, sondern mit Kummer im Herzen, der desto eher naturgemäß in Freude über die bessere und hoffnungsvolle Neugestaltung Deutschlands übergeht. Daß aber selbst „reine Republikaner" sich des Ausfalls der deutschen Dinge freuen können, beweist die Anwesenheit nicht weniger sehr ehrenwerther Schweizer in der Tonhalle — denen Sie freilich ein ganz bedeutungsloses „habeant sibi" zurufen — sowie die deutschen Friedensfeiern drüben in Amerika. Es klingt daher überaus komisch, wenn Sie nach Anführung so völlig nichtssagender Gründe ausrufen: „Jeder Unbefangene wird gestehen, daß ein solches Benehmen ein gesundes Gemüth wohl empören kann!" Komisch auch deßhalb, weil Sie damit der Masse der Züricher Bevölkerung, die Sie als unempört, ja unbekümmert um die deutsche Friedensfeier darstellen, das „gesunde Gemüth" absprechen, welches mithin nur Ihnen, Ihrem Fünferclub und den gemeinen Tonhallekravallanten nebst Mitschuldigen bleibt. Fürwahr, Herr Oberst, selbst der deutschfeindliche Schuster und Kravallant Hagemann hat vor dem eidgenössischen Schwurgerichte seine schlechte Sache besser vertreten, als Sie die Ihrige. — Ganz ungehörig insinuiren Sie, hiesige Deutsche hätten von einer Annexirung der Schweiz gesprochen. Der Beschränkteste sieht ja ein, daß Zürich nicht der Ort dazu gewesen wäre. Auch nur der Gedanke an so Etwas gehört in das gleiche Capitel mit den 100,000 Schweizern, die ein eidgenössischer Oberst zur Herstellung der Republik in Deutschland einmarschiren lassen wollte. Wenn irgend ein Professor als Möglichkeit aufstellt, daß in ferner Zukunft die deutsche Schweiz sich dem Mutterlande wieder anschließen könne, so sind Träume eben Schäume und jedenfalls die Züricher Deutschen nicht dafür verantwortlich. Und wenn ein deutscher Schreinergesell nicht, wie Sie unwahr sagen, neben Vive la Suisse, sondern neben „Vive la France", zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts, auch „Vive la Prusse" hören ließ, so war das ganz ohne Bedeutung und vertrug sich ganz gut mit der schweizerischen Neutralität; wenngleich weniger mit rohen, schweizerischen Franzosenfreunden. — Der edle Historiker verschweigt ferner, daß das Fest schon einmal verschoben und für's zweite Mal auf einen Tag angesetzt worden war, wo nach den festgetroffenen Dispositionen des Bundesrathes die Internirten frei sein mußten, was dann leider in Folge einer französischen Dis- und Contreordre nicht der Fall war. Auch dadurch, daß der deutsche Ausschuß auf alle äußere Schau verzichtete, zeigte er, wie gern er bereit sei, sich einer irgend berechtigten Stimmung anzubequemen. Wenn aber eine völlig gedankenlose und willkürliche Ansicht sich der einfachsten und bescheidensten Rechtsübung entgegenstellt, so hält schwer, sich diese Ansicht sehr verbreitet zu denken, und noch schwerer, ihr aus Furcht zu weichen. Daß man aber für unser nur innerhalb unserer vier Pfähle gefeiertes Fest eine nennenswerthe Störung nicht fürchtete, beweist von anderer Seite die

Digitized by Google

Gegenwart der Damen, sowie von Seite der Behörden ihre deßfallsigen Zusicherungen und schlecht getroffenen Anstalten. Hinterher ist leicht, weise zu sein, wie damals Rüstow bei Capua. Nachdem nun die Deutschen in ihrem guten Rechte und ihrer nationalen Ehre so bitter gekränkt und so schlecht geschützt, mit ihren Frauen lebensgefährlich bedroht und den größten Rohheiten ausgesetzt worden waren, verargt ihnen Rüstow noch, wenn durch sie zwar erregte, aber wahrheitsgetreue Darstellungen der erlittenen Unbill in deutschen Blättern erschienen, spricht Rüstow noch von „Unruhestiftern" und „aufgeblasenen Gästen, denen dies wohl in keinem andern Lande als der Schweiz ohne verdiente Abfertigung hingegangen wäre." Dazu gehört Stirn, Herr Oberst, und die wollen wir Ihnen zugestehen, lang und breit. — Strategisch drücken Sie das gleiche Princip in Ihren italienischen Erinnerungen also aus: „Ich mußte durch „Frechheit" des Angriffs ersetzen, was mir an Zahl abging;" und Sie werden uns gestatten, uns dieses Wortes in einer Position zu erinnern, in welcher Ihnen außer der „Zahl" noch manches andere abgeht, was zur Behauptung einer Stellung in der öffentlichen Achtung Deutschlands gehört. — Auch die süddeutsche Presse muß Herrn Rüstow herhalten, weil sie theilweis beim Einmarsche der Bourbaki'schen Armee die Schweiz „ironisch beglückwünscht habe zu dem angenehmen Besuche, den sie hier empfange." „Die Schweizer," sagt Rüstow, „haben im Allgemeinen darüber gelacht, und gedacht: Ja, wenn wir erst, wie Ihr, auf Befehle und weitläufige Instructionen von Behörden aller Art warten müßten, würde die Geschichte allerdings übel liegen, aber da wir uns sonst zu helfen wissen u. s. w. u. s. w." Der große Historiker verschweigt dabei die wesentliche Thatsache, daß die Schweizerpresse zu einem großen Theile schon seit Anfang des Krieges aller Gehässigkeit gegen Deutschland und aller Parteilichkeit für Frankreich voll gewesen war und zu Repressalien von Seiten der süddeutschen Presse Veranlassung gegeben hatte. Und wenn er sagt: „Für dieses kleine Land sei es dasselbe gewesen, als wären auf einmal 1,200,000 Franzosen nach Deutschland gebracht worden", so hinkt der Vergleich schon für den Laien trübselig, für einen Militär aber und namentlich einen eidgenössischen Obersten in unverzeihlicher Weise. Denn er würde nur zutreffen, wenn zugleich Herr Rüstow zur Hand gewesen wäre, um je 80,000 Mann durch die Luft an die Grenze von je einer deutschen Provinz von 2,600,000 Einwohnern zu setzen. Die schnelle Vertheilung und erste Hülfe waren die Hauptsache, und darin würden sich, wenn 1,200,000 Mann in Masse auf einmal bei uns angeklopft hätten, unüberwindliche Schwierigkeiten gezeigt haben, weil Königsberg und Breslau weiter von Frankfurt sind, als Neuchatel von St. Gallen, weil also $^4/_5$ von Deutschland wegen räumlicher Entfernung und materieller Unzulänglichkeit der Eisenbahnen nicht sofort hätten eingreifen können. Nehmen wir dagegen, ohne Taschenspielerstreiche, das identische Schweizerverhältniß an, 80,000 auf je 2,600,000 für Vertheilung und erste Hülfe, und für die viel leichtere weitere Verpflegung und formelle Bewachung 3000 Mann Einquartierung auf je 96,000 Einwohner, wo hätte diese Leistung wohl selbst im kriegführenden Deutschland *) die geringste Schwierigkeit gefunden, zumal wenn man die Gäste so „sittlich" lieb hätte, wie Herr Rüstow die Franzosen, an künftige Zeiten dächte und noch nebenbei einem ironischen Nachbarn ein Schnippchen schlagen wollte. An den nöthigen Befehlen und Instructionen von oben nach unten hat's übrigens auch in der Schweiz, wie in jedem vernünftigen Lande, natürlich nicht ge-

*) Da doch viel kleinere deutsche Städte eine weit höhere Zahl französischer Kriegsgefangener gut verpflegt haben. D. Red.

Digitized by Google

fehlt, — wenn sie auch glücklicherweise nicht von dem Helden von Capua ausgingen mit dem gesunden Gemüth — und wo sich, wie im Waadtlande, die Behörden aus guter Meinung eigenmächtig einmischten, da wurde vom Generalstab aus über die gestiftete Unordnung recht bitter geklagt.

So leicht macht sich's also Herr Rüstow, wenn es gilt, Deutschland zu tadeln und schmähen. Man sieht, er thut es con amore. Das abgeschmackte Vaterland und sein großer Sohn, die wollen nicht mehr zusammenpassen.

Victrix causa Diis placuit, sed victa Rüstowni.

Zürich, Ende August 1871. *d.*

Berliner Briefe.

Berlin, den 8. September. Die Berliner haben sich ein Jahr lang so sehr daran gewöhnt, Zuschauer an Ereignissen zu sein, die sich fern von ihnen begeben, daß sie allmälig den Unterschied zwischen activer und passiver Theilnahme ganz vergessen und Mancher mit lebhafter Phantasie schließlich glaubt, „dabei gewesen zu sein". Daraus läßt sich die eigenthümliche Aufnahme erklären, welche hier die Vorgänge auf östreichischem Boden finden, welche seit einem Monat die Welt beschäftigen. Die Diplomatie hat sich das Recht gewahrt, selbstständig vorzugehen und erst nachträglich Rechenschaft von ihrem Thun abzulegen. Fürst Bismarck ist von dem Augenblicke an, wo er die Geschäfte des auswärtigen Amts übernahm, bemüht gewesen, diesem Grundsatze unbedingte Geltung zu verschaffen und er hat damit so glänzende Erfolge erreicht, daß sich Jedermann davor beugt, auch wenn er uns wunderbar verschlungene und manchmal dunkle Pfade führt. So ist es jetzt wieder. Kaum erinnert man sich noch der mannichfachen Phasen, welche das Verhältniß zwischen Preußen und Oestreich seit sieben Jahren durchlaufen hat: der Spannung im Herbste 1863, der Allianz im Kriege gegen Dänemark, der folgenden Spannung, die zum Kriege zwischen den Alliirten des Tages vorher führte, der verhaltenen Feindseligkeit, die im Sommer 1870 wahrscheinlich offen ausgebrochen wären, wenn das Glück die deutschen Waffen weniger begünstigt hätte. Oder, wenn man sich alles dessen erinnert, so spricht man nicht davon, sucht nicht den Faden der Ereignisse zu finden, nimmt das Geschehende ruhig hin, in vollem Vertrauen, daß Alles gut ist. Ich sage nicht, daß dieses Vertrauen nicht gerechtfertigt ist. Ich theile es vielmehr. Aber es ist ein eigenthümliches Gefühl zu bedenken, wie wenig die Völker aus sich selbst jemals thun können, um auf ihre Geschicke zu wirken und wie sie auf die providentiellen Männer angewiesen sind, welche ihre „ungeäußerten" Instincte (nach einem beliebten Ausdruck Carlyle's) vertreten und zugleich sättigen.

Mit so großem Prunk die Zusammenkunft in Salzburg umgeben worden ist, so scheint dieselbe doch keinen andern Zweck gehabt zu haben, als dem, was schon in dem stillen Gastein berathen worden war, ein feierliches Siegel aufzudrücken. Das Losungswort ist dasselbe geblieben: Liga des Friedens, eine Liga gegen das auf Rache sinnende Frankreich, denn daß Frankreich auf Rache sinnt, ist, trotz mancher freundlicheren Form der Regierung des Herrn Thiers gegen den Sieger, offenbar mehr und mehr die allgemeine Ueberzeugung geworden, welche auch vollkommen mit den Befürchtungen übereinstimmt, welche der jetzige Reichskanzler in der Zeit zwischen dem Siege

Digitized by Google

von Königgrätz und dem Ausbruch des letzten Krieges hinsichtlich der Folgen eines Zusammenstoßes zwischen Frankreich und Deutschland aussprach. Nach den großen Schlägen, welche Frankreich erlitt, schien es, als ob Fürst Bismarck sich eine Zeitlang in dem Glauben gewiegt hätte, daß unser unruhiger Nachbar wirklich auf lange hinaus unschädlich gemacht sei. Die wunderbare Elasticität des französischen Volkes, welche sich gegenüber der Pariser Revolution überraschender als je zeigte, mußte diese Ansicht — wenn sie vorhanden gewesen war — erschüttern und der Leiter der deutschen Politik ließ nicht einen Augenblick vorübergehen, um rechtzeitig aus der jetzigen Lage des geschwächten Frankreichs den Nutzen zu ziehen, den er daraus ziehen konnte. Er machte sich daran, einen Wall aufzubauen, welcher eine künftige Ueberschwemmung abhalten soll. Daß ihm gelungen ist, alle noch in den hohen Kreisen Wien's vorhandene Vorurtheile zu überwinden, dankt er wohl nicht ganz dem eigenen Geschick, sondern auch der Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm, auf dessen Loyalität ein System der schmutzigsten Verleumdungen auch nicht einen trüben Hauch zu werfen im Stande gewesen ist.

Darin, daß kein förmlicher Pact geschlossen ist, stimmen alle Nachrichten überein — wobei man freilich den Vorbehalt machen muß, daß, wenn ein solcher Pact geschlossen wäre und man seine Geheimhaltung wünschte, die Nachrichten ganz ebenso lauten würden. Aber, ob man etwas paragraphirt hat, oder nicht — daß jede Abmachung nur im Interesse des Friedens, nur im Interesse des Status quo, erfolgt sein kann, liegt so sehr auf der Hand, daß ein Zweifel daran nicht möglich ist.

Der delicateste Punkt in den Beziehungen zwischen Deutschland und Oestreich ist die Stellung des gegenwärtigen cisleithanischen Ministeriums zu den Deutschen in Oestreich. Fürst Bismarck hat die Schwierigkeit rasch beseitigt, indem er den jetzigen Streit in Oestreich für einen politischen erklärte. Und der Fürst hat wiederum Glück gehabt, denn mitten in einer hochgehenden Aufregung und in der Betrübniß einer Wahlniederlage nehmen die Deutsch-Oestreicher diese Erklärung an. Sie sind zufrieden mit dem Einverständniß zwischen Oestreich und Deutschland, wäre es auch scheinbar und vielleicht für den Augenblick wirklich, in gewisser Beziehung auf ihre Kosten erreicht. Sie sind überzeugt, daß der Vortheil für sie nicht ausbleiben kann und sie sind entschlossen, auf eigne Hand den Kampf weiter zu führen gegen Slavismus und Reaction. Wir Deutschen im geeinigten Deutschland können ihnen dazu nur Glück wünschen. Im Kampfe wird sich ihre Kraft stärken, im Kampfe werden sie die Indolenz, welche sie so lange beherrscht hat und ohne welche das föderalistische System nie so siegreich hätte werden können, wie es ist, abschütteln.

Man hat in den letzten Tagen von Verabredungen gesprochen, die in Gastein und Salzburg gegen die Internationale getroffen worden sind. Zugleich wird in Abrede gestellt, daß sie polizeilicher Art seien und das ist gern zu glauben, denn Bismarck ist Alles, nur keine Polizei-Natur. Die Erbschaft Manteuffel's hat er nicht übernommen. Aber wie man der socialen Bewegung entgegenarbeiten will, anders als durch die Gestattung der freien wirthschaftlichen Bewegung und Aufrechthaltung der Ordnung, wenn es nöthig wird, das ist ein Räthsel und die Lösungen desselben, die bisher gegeben sind, scheinen mir „gleich unverständlich für Weise und für Thoren."

— o. W. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXX. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 39.

Ausgegeben am 22. September 1871.

Inhalt:

	Seite
Aus den Tagen der Eroberung Englands durch Wilhelm von Oranien. (Von Franz Rühl.)	481
Noch einige Bemerkungen zu Goethe's „Neuestem aus Plunderweilern"	488
Die Entwickelung der Tagespresse in den Vereinigten Staaten. (Schluß.)	491
Posthistorien	508
Berliner Briefe	514
Kleine Besprechungen	515
Notizen. Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten	519

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1871.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus den Tagen der Eroberung Englands durch Wilhelm von Oranien.

Ungedruckte Urkunden aus dem geheimen Archiv zu Arolsen.

Von Franz Rühl.

Die merkwürdige Persönlichkeit des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck fängt erst in der allerneuesten Zeit an, gehörig gewürdigt zu werden. Bis vor Kurzem spielte er in den Darstellungen der Geschichte seiner Zeit eine ganz untergeordnete Rolle. Man kannte ihn als den Führer der Reichstruppen beim Entsatze von Wien, als den Besiegten von Fleurus, das war Alles. Seine Persönlichkeit, seine Politik, der eingreifende Antheil, den er an dem Gange der europäischen Dinge genommen — Niemand wußte davon. Es hängt das zum Theil damit zusammen, daß die neuere Geschichte von Deutschland — wenn wir von Preußen absehen — überhaupt noch ziemlich unbekannt ist. Erdmannsdörffer zuerst hat die Bedeutung des Fürsten gewürdigt, aber er schildert nur den brandenburgischen Staatsmann. Und doch liegt dort nicht der Schwerpunkt seines Lebens. Seine größte Thätigkeit, seine umfassendste Wirksamkeit entfaltet er erst, nachdem er in den Dienst der Generalstaaten getreten ist. Er verwächst ganz mit der Politik Wilhelm Heinrichs von Oranien. Der Widerstand gegen das Uebergewicht Frankreichs, die Aufrechterhaltung jener wohlabgemessenen Machtverhältnisse, welche keinem Staate erlauben, die andern gänzlich hintanzusetzen, wird das Alpha und Omega seines Lebens. Nicht die niederländischen oder gelegentlich die kaiserlichen Interessen vertritt er, sondern die allgemein europäischen. Daß er auch in Fragen der innern Politik auf das Engste zu dem Prinzen steht, versteht sich von selbst, er leistete ihm wesentliche Dienste. Die Aussöhnung des Oraniers mit der Stadt Amsterdam im Jahre 1685 scheint zum großen Theil sein Werk. Aber — abgesehen vom Militärischen — ist es nur das Gebiet der auswärtigen Politik, der zünftigen Diplomatie, auf dem er sich mit Sicherheit bewegt. Die Gefühle der Volksmassen sind ihm fremd, für die freiheitlichen Bestrebungen der Engländer hat er wenig Verständniß; was ihn

Digitized by Google

an Jacob II. mißfällt, ist vor Allem seine Hinneigung zu Frankreich, dann sein katholischer Eifer, der ihn bei dem Widerstand der Nation vollends in die Arme Ludwigs XIV. treiben mußte. Auch von seltsamen Widersprüchen ist er nicht frei. Während er in Holland eifrig bemüht ist, den vor der Tyrannei des großen Königs geflohenen Reformirten ein Unterkommen zu verschaffen, will er sie, trotz aller Bemühungen seines Bruders Christian Ludwig, in seinem lutherischen Fürstenthume nicht zulassen. Die Franzosen, welche man in Arolsen nicht aufnehmen wollte, haben dann die Unterneustadt in Kassel gebaut.

Doch unsere Absicht ist nicht, weder den Fürsten zu charakterisiren, noch seine Thätigkeit zu schildern. Wir wollten blos aus seinem reichen handschriftlichen Nachlasse einige Papiere mittheilen, die vielleicht ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen können.

Man kennt zur Genüge die Stellung Maria's von Oranien zu ihrem Gemahl, zu ihrem Vater. Man weiß, wie sehr ihr Gemüth von religiösen Tendenzen beherrscht wurde, wie sie keinen wichtigen Schritt that, ohne vorhergehende ernstliche Gewissensberathung, wie sich aber ihr Verstand ganz dem ihres Gemahls unterordnete und wie sie dem Bibelwort folgend, ihren Vater verließ, um ihrem Manne anzuhangen. Aber aus der entscheidenden Epoche von 1688 war bisher keine ganz naive und spontane Aeußerung ihrer Stimmung bekannt. Um so lebhafteres Interesse erregt daher der folgende Brief, den sie an den Fürsten von Waldeck richtete und den wir buchstäblich und wortgetreu wiedergeben.

de la Haye ce 9 de Decembre

Je suis bien fashee Monsieur qu'en repondant a vostre lettre je ne puis vous dire quelque chose de plus certaine de M. le Prince*), vous juges bien que je m'impatient extremement d'avoir de ses lettres, vous aprendres par une capitaine de mer qui est au servisse de l'Elect. de Brand: son heureuse desente**) dont nous avons raisson de louer dieu, les suites jusqu'icy ont repondu au commancement si on ose croire les nouveles, pour moi j'ay si peur de me plaire trop a des faux bruits que je ne veut pas croire la moitie, cepandant ill est seur qu'en generale tous va bien plus que ceux qui le souhait autrement ne deditt point le contraire, et pour me metre en repos sur la crainte que je pouvois avoir d'un combatt la plus part des letre parle comme si les gens du Roi n'avoit pas envie, ainssi que j'espereque dieu achevera ce grand desein sans qu'il y ay du sang repandu, vous savez Monsieur les diferens interests que j'ay en cette afaire, et l'inquietude ou je dois estre ne vous est pas inconue,

*) Wilhelm von Oranien, König Wilhelm III. von England.
**) seine Landung in England.

Digitized by Google

celle de ne point avoir de nouvelles assure n'est pas des moindre; je suis trop ignorent dans les afaires pour parler des francois ou de la conference qui a fait ou vous estes, peut estre es ce cella qui m 'estonne de voir bruler des vilages et puis declarer la guere, et je ne le peut atribuer a autre chose car si je conoisoit mieux le Roy de France je croit que cella ne me surprandera pas. J'espere que la conference aura une bonne efect et que dieu benira tous les desains pour le bien du pais et de la Religion, J'ay apris par un gentilhomme de la Princess de Waldec qu'elle est a Cuylemburgh, ce qui me fait esperer de la voir icy bien tost. Je me trouve fort oblige de la part que vous temoignes prandre en ce qui touche a. M. le prince et moi, l'amitie qu'il a pour vous vous doit assure que de ma part je seres prest en toute occasion de vous temoigner autent que vous poures atendre d'une trese afectione cousine.

Marie Princesse d'Orange.

Der Brief ſpiegelt genau die Perſönlichkeit Maria's wieder, wie wir ſie ſonſt kennen. Ihr Franzöſiſch iſt nicht beſſer als ihr Engliſch, von dem Macaulay eine ſo ergötzliche Probe mitgetheilt hat*); ihr Stil iſt verworren, ihre Gedanken ſind offenbar nicht ganz klar. Und ſie fühlt recht wohl, wie ſehr ihr das Verſtändniß für die politiſchen Zeitläufte abgeht; ihr weibliches Gefühl wird durch die frevelhaften Mordbrennereien Ludwig's XIV. empört, aber ſie wagt kaum, ſich völlig darüber auszuſprechen, aus Furcht, es möchte ihr irgend eine Dummheit entſchlüpfen. Merkwürdig iſt die Art, wie ſie ſich über den Zwieſpalt ihrer Gefühle wegen der engliſchen Expedition ausdrückt. Man fühlt heraus, daß es weſentlich geiſtlicher Zuſpruch geweſen iſt, der ſie zur Zuſtimmung vermocht, und wenn ſie ſich in dem Wunſche, der Sturz Jacob's möge kein Blut koſten, mit ihrem Gemahle begegnet, ſo wird man kaum Unrecht thun, wenn man das, was bei dieſem politiſche Rückſichten dictiren, bei ihr auf die Gefühle einer Tochter zurückführt, welche das Schickſal zwingt, gegen ihren Vater zu ſtehen.

Um dieſelbe Zeit wurde im Haag ein Sonnet in einer für jene Tage ſehr eleganten Ausſtattung als Flugblatt gedruckt, welches den Titel führt: „Sentimens de Son Altesse Royale Madame la Princesse d'Orange". Obwohl offenbar nicht von Maria verfaßt, iſt es doch zur Signatur der Zeit nicht ohne Intereſſe und da es meines Wiſſens ganz unbekannt iſt, mag es hier gleichfalls folgen:

Va Prince genereux ou ton devoir t'apelle,
Je consens que tes yeux evitent ma douleur,
Je connois ta tendresse, et je crains pour ton coeur,
Pars viste et va cueillir une gloire immortelle.

*) This book was given the king and J, at our crownation. Marie R.

La Carriere ou tu cours ne peut être plus belle,
Les loix et les autels implorent ta valeur,
Regarde au grand Nassau et suy ce beau modelle,
Mais si dans le Combat tu peux songer a moy,
Souviens toy des soupirs de la fille d'un Roy,
Qui craint pour son Epoux qui tremble pour son pere,
Menage donc tes jours ou j'ay tant d'interest,
Et détournant ton bras d'une teste si chere,
Laisse au Ciel tout le soin d'accomplir son arrest.

Wie ganz anders ist der Brief, den Wilhelm Heinrich selbst, im Begriff unter Segel zu gehen, an den Fürsten von Waldeck richtet, den er als seinen Stellvertreter in den Niederlanden zurückläßt und mit dem er persönlich so innig befreundet ist. Da ist keine Spur von Sentimentalität, keine enthusiastische Hoffnung, kein stiller Zweifel kommt zum Ausdruck. Es ist von nichts, als von Geschäften die Rede, nur die Freundschaftsversicherung am Schluß ist etwas feuriger, als gewöhnlich.

A la Haye, ce 26e d'Oct. 1688 au matin.

Je suis sur le point de mon depart pour estre ce soir a Helvoetsluys et s'il plait au bon Dieu demain en Mer, j'ay regle icy toutes les affaires qu'il m'a este possible mais la malheureuse maladie de Mr. le Pensionaire est cause qu'il y a des choses qui auroient peu estre faite, Mr. de Dykvelt est informe de tout a qui il faudra vous addresser, je n'ay pas le temps de m'estendre daventage, Jl sera necessaire que vous escrivies a Mr. le lantgraff de faire marcher incessament ce qui manque a ses trouppes. Les nouvelles que nous avons des francois est que Humieres devoit se joindre ac Grouflaire qui est pres de Mayence, et defendre le Rhyn aparament pour attaquer Cologne, vous recevres des Estats l'autorasation de secourir la ville s'il est possible pour j jetter du secours vous n'y poures mestre a mon advis que mille hommes de plus des Brandenbourg, Mr. Fuchs est parti hier pour presser l'Evesque de Munster d' y envoyer de ses Trouppes il ne seroit pas hors de propos que vous y envoyes un Offitier pour le pousser sur le mesme subject, Je suis si presse que je n'ay pas le temps de vous dire davantage, sinon que de vous asseurer que je vive ou que je meurs ce sera tonjours comme Vostre serviteur, estant passionement a vous.

G. H. Prince d'Orange.

Wie ihn nachher der Sturm an die Küste zurückgetrieben und er sich aufs Neue zur Abfahrt rüstet, meldet er dem Fürsten sein Unglück und seine neuen Pläne fast eben so sachlich und kalt.

A Helvoetsluys ce 2e de Novemb. 1688.

J'ay attendu jusques a present pour vous faire savoir qu'il a pleu au bon Dieu de nous envoyer une tempeste si forte entre le samedi et le

Digitized by Google

dimanche estant environs dix lieus en Mers, qui nous a eguarés entierement l'un de l'autre et nous a oblige de revenir a cette rade ou je suis venu avec environ quattre vint Battiments Le dimanche au soir et hier et aujourd'huy environ la moitie du reste, il en arrive a tout moment et a ce que je puis apprendre jusques a present il n'y en a point de peris, mais je crois qu'il y en a beauconp qui on relache au Tessel, La plus grande perte est le temps et les chevaus . . . . .*), Nous faisons nostre possible pour nous rassembler et reparer nos pertes pour estre en estat de nous remestre en Mer aussi tost que le Vendt sera favorable, Dieu vuillie (!) nous donner un succes plus favorable, c'est sur la providence que je me repose et de sa grace que j'attens le tout, Je suis passionement a vous.

G. H. Prince d'Orange.

Derſelbe Glaube an die Vorſehung, die ihn und ſein Werk nicht untergehen laſſen werde, ſpricht ſich in dem erſten Briefe aus, den der Prinz von engliſchem Boden aus Waldeck ſchrieb. Er iſt undatirt, ſcheint aber in Exeter am $^{15}/_{25}$ November geſchrieben. Denn gleich nach der Landung hatte Bentinck an den Fürſten von Waldeck über die glückliche Fahrt durch den Kanal berichtet. Auch jener Brief mag hier noch eine Stelle finden.

Il me fut du tout impossible de vous escrire a mon debarquement dont sans doute l'on vous a fait part de la Haye depuis, ce temps la vous vaires par la relation cy jointe ce qui s'est passe, a quoy je puis adjouter qu'il semble que la constitution des affaires icy est selle que l'on me l'avoit representé avendt mon depart de la Hollande, ainsi j'ay lieu d'esperer que sous la benediction de Dieu je poures resuir (ſo, wohl ſtatt réussir) en cette grande affaire, le commencemens sont bon ce que en sera lasuite je ne manqueres pas de vous le faire savoir aussi souvent que je le poures, Il est facheus que nous avons este oblige par le vendt de mestre pied a terre de cette coste icy du West puisque cela nous eloigne si fort de la correspondance avec la Hollande, ainsique nous sommes icy comme hors du monde ne sachent rien que ce qui se passe icy a l'entour, J'espere en deux jours de pouvoir marcher en avendt et par consequent nous saurons en peu de temps si nous serons oblige de combattre pour decider l'affaire, Les troupes du Roy sont encore fort eloignes il nous faudra huit ou dix marches avendt que nous soions a portée l'un de l'autre, et mesme il y a des advis qui disent que le Roy avec son armée n'ausera pas s'eloigne que tres peu de Londres d'ou nous sommes a cin-

*) Hier iſt ein Stück Papier abgeriſſen, ſo daß von dem folgenden Satze nur unzuſammenhängende Bruchſtücke übrig bleiben.

Digitized by Google

quante lieus, et par consequent une longue marche. J'ay bien de l'impatience d'avoir de vos nouvelles, et suis tousjours passionement a vous.

G. H. Prince d'Orange.

Es scheint kaum möglich, daß wir über jene glorreiche Expedition, von der so viele Berichte von Theilnehmern vorliegen, die von so vielen und so großen Historikern geschildert worden ist, noch irgend neue Einzelnheiten erfahren sollten. Und doch hat meines Wissens bisher nie ein Zweifel darüber bestanden, daß es in der ursprünglichen Absicht Wilhelms gelegen, in der Bai von Torbay zu landen, so wenig man auch in England auf die Wahl gerade dieser Gegenden für den Beginn der Operationen vorbereitet war. Abgesehen von allem Uebrigen, was dagegen sprach, wurde die Verbindung mit Holland dadurch auf längere Zeit völlig unterbrochen. Die erste bestimmte Kunde von der glücklich erfolgten Landung erhielt man im Haag durch den englischen Gesandten Albyville, und die Nachrichten über den ferneren Fortgang des Unternehmens mußte man zunächst über London beziehen. Wilhelm selbst erhielt am 9/19. December die ersten Briefe aus den Niederlanden.

Der Brief Wilhelms, ebenso wie der angeschlossene Bericht, auf den er sich bezieht, lehrt uns ferner, wie wenig die Nachrichten begründet sind, daß er mit seiner Aufnahme zunächst wenig zufrieden gewesen sei, ja sogar gedroht habe, nach Holland zurückzukehren. Von Anfang an war der Empfang von Seiten der Massen ein begeisterter, und daß der Adel gerade in diesen Gegenden vor der Hand sich etwas zurück hielt, ist nur natürlich. Die Nachrichten aus den andern Provinzen waren um so besser. *) Ueber die physischen Mühseligkeiten des Marsches dagegen sind die Klagen laut. „Wir sind hier", heißt es in jener Anlage, „in einem sehr guten Lande, aber die Wege sind sehr schlecht. Es gibt keinen einzigen Wagen, da alles auf Pferden befördert wird, und aus diesem Grunde sind wir genöthigt, einige Tage hier zu bleiben, um Lastpferde aus dieser Gegend und Wagen und Karren aus den benachbarten Provinzen zu sammeln, ohne die wir weder Lebensmittel, noch Kriegsvorräthe mit uns zu führen vermögen." Und Bentinck fügt in einem Privatbriefe vom 16/26. November aus Exeter hinzu: „Notre grande difficulté est la charroye, dont il ni (!) en a point dans cette Province et les chemins bien autrement mechants (böse Wege!) qu'autour d'Arolsen." Wer da weiß, in welchem Zustande sich die Wege im Waldeckischen noch in Zeiten

*) On ne sauroit asser louer, sagt jener officielle Bericht, les bonnes inclinations et dispositions du Peuple; mais l'affaire du Duc de Monmouth, arrivée dans le voisinage de ces quartiers icy, et qui a esté cause que le Roy a fait executer à mort plusieurs Centaines de Personnes, y a tellement intimidé la noblesse, que jusques à present elle n'ose declarer ses Sentiments, quoy que d'ailleur, ils soient tres bons. Dans les autres Provinces et meme dans l'Armée du Roy il n'est pas de meme.

Digitized by Google

befanden, die noch nicht aus der Erinnerung der Lebenden verschwunden sind: wird diesen Stoßseufzer zu würdigen wissen.

Während Wilhelm dann bemüht ist, die englischen Verhältnisse zu ordnen, alle die aufgeregten verschiedenartigen Leidenschaften zu beruhigen, die tausende entgegengesetzter Interessen zu vereinigen, ist die Aufgabe Waldeck's nicht minder schwierig. Er hat die Niederlande militärisch zu decken, die Wilhelm einem französischen Einfall gegenüber schutzlos gelassen hatte. Der Kern der Truppen war in England, die Zeughäuser waren zur Ausrüstung der Expedition geleert, die Finanzen auf's Aeußerste erschöpft, da namentlich auch die Herstellung der Flotte nach jenem unglücklichen Sturme gewaltige Summen verschlungen hatte. So fehlte es überall und die verwickelte Maschinerie der niederländischen Regierung, vor Allem auch der Tod des Rathspensionarius, der die oranische Politik so kräftig unterstützte, machte die Erfüllung der Forderungen, die Waldeck stellen mußte, ungemein schwierig. Seine Briefe sind voll von Klagen, einmal bietet er sogar seine Entlassung an. Und doch mangelte es nirgends an gutem Willen, sogar die Stadt Amsterdam, sonst immer der oranischen Politik feindlich gesinnt, ist dies Mal zu allen Opfern bereit und spendete auch dem Fürsten volle Anerkennung. Während der Fürst aber mit der Organisation der Landstreitkräfte vollauf zu thun hatte, mußte er gleichzeitig die schwierigen Verhandlung mit dem Kurfürsten von Brandenburg zum Abschlusse bringen, die Bentinck Wilhelm Heinrich in Berlin und in Minden begonnen hatte, hier wie in seinen militärischen Maßregeln nicht wenig durch den Umstand gehemmt, daß die Generalstaaten noch keine officielle Kriegserklärung an Frankreich erlassen hatten und ihre Truppen zur Zeit nur als Hülfsvölker gebrauchen lassen wollten. Bei allen diesen zum Theil sehr kleinlichen Sorgen aber läßt er nie das Ganze der europäischen Politik aus den Augen, es entgeht ihm kein Umstand, der irgendwie von Einfluß sein könnte. Die Pöbeltumulte, die in London gegen die Katholiken vorgekommen waren, machen ihm lebhafte Sorge wegen der Wirkung, die sie auf die katholischen Höfe ausüben könnten, zumal der französische Hof den günstigen Umstand sofort auszubeuten versuchte.

„Les advis arrivés hier au soir de Londre", schreibt er am 14/24. December an den Prinzen, „du depart de Sa Majté Britannique pour la France me font esperer et creindre, esperer une subite resolution contre la France et un puissant secours pour cette republique avec une diversion ailleurs, mais la crainte que les procedes violents contre les Catholiques procure (!) une paix entre le pape et l'Empereur avec la France me donne de l'inquietude, et il seroit a souhaitter que vostre Alt: put escrire a Madrid, Vienne et Mr. l'Electeur de Baviere et s'expliquer sur ce sujet des procedes contre les Catholiques, et de ses intentions pour le bien de

Digitized by Google

la cause commune et s'il estoit faisable d'offrir l'alliance." Und am 28. December kommt er nochmals darauf zurück. „J'espere", so schreibt er, „que V. A. aura assez de pouvoir de faire empescher des cruautes contre les papistes, car l'advis de paris dont Mr. de Dykvelt donnera part a V. A. en monstre la necessité comme j'ay dit par ma precedente. Il importe qu'on fasse connoistre a la Cour Imple (scil. impériale) a Madrid et a München qu'on ne va pas a la destruction du papisme mais qu'on est pour la tollerance de fidels et sousmits Catholiques et le maintien de la paix de Munster autant dans l'Ecclesiastique que temporel." Er empfiehlt dann weiter, daß man in Wien die Furcht errege, sich von der Nachfolge in der Kaiserwürde ausgeschlossen zu sehen und dadurch alle Absichten Frankreichs vereiteln. Man weiß, wie sehr Wilhelm III. diese Winke beachtete und wie ihm gelang, alle die Mißhelligkeiten, die zu entstehen drohten, glücklich beizulegen und seinen großen Allianzplan durchzusetzen.

Es wäre übrigens erwünscht, wenn die Geschichte dieser Epoche auch einmal vom niederländischen Gesichtspunkte aus dargestellt würde. Manches Neue würde sich ergeben, manches Ereigniß, manche Persönlichkeit in ein helleres Licht treten. Nicht am Wenigsten würde Waldeck dabei gewinnen. Aber man würde wohl auch die hochmögenden Herren etwas günstiger beurtheilen lernen und die relative Richtigkeit ihres Standpunktes anerkennen müssen. Die Niederlande haben damals Europa gerettet und ihnen ist keineswegs der Lohn ihrer Anstrengungen zugefallen.

Noch einige Bemerkungen zu Goethe's „Neuestem aus Plundersweilern".

(Vergl. Grenzboten 1870, Heft 22 und 40.)

In Heft 22 der Grenzboten von 1870 hat Schöll den Vers aus Goethe's „Neuestem aus Plundersweilern":

Und zwar mag es nicht also sein
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vögel in die weite Welt.

Digitized by Google

als eine Anspielung auf eine zwischen Kassel und Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) gelegene Strafanstalt und die vielbesprochenen hessischen sogenannten Subsidienverträge zu erläutern versucht, und es ist dieß im Heft 40 der Grenzboten von 1870 durch Karl Braun dahin berichtigt worden, daß sich das Wort Vogelbauer nicht auf die (damals noch gar nicht vorhanden gewesene) Strafanstalt, sondern auf die damals neu angelegten Wohnhäuser an der Wilhelmshöher Allee beziehe. Diese letzte Deutung ist die richtige, und mag daher mir, einem geborenen Kasseler, vergönnt sein, wenn auch verspätet, im Folgenden einiges Genauere zur Begründung dieser Ansicht mitzutheilen, was das Beißende des Goethe'schen Witzes noch mehr hervortreten läßt und gleichzeitig für die damalige Staatswirthschaft kennzeichnend ist.

Landgraf Friedrich II. von Hessen (1760—85) hat um das Jahr 1778 nicht nur die Wilhelmshöher (damals noch Weißensteiner) Allee, sondern auch noch andere Colonien angelegt, welche alle seiner und seiner zweiten Gemahlin Philippine Namen trugen. Außer der Wilhelmshöher Allee, welche nach den damaligen Quellen dazu dienen sollte, dem Wege von der Winterresidenz Kassel zur Sommerresidenz Wilhelmshöhe eine gewisse Bedeutung zu verleihen, wurden diese Colonien meistens an Stellen ausgegangener Orte angelegt, vermuthlich in dem Glauben, die Einwohner dieser Orte seien umgekommen oder mit Hinterlassung ihrer herrenlos gewordenen Ländereien geflohen, während dieselben nur der Sicherheit gegen Kriegsfälle wegen, oder weil ihnen der Ort aus andern Gründen, z. B. Wassermuth (was nicht abhielt, nach dem Zeugniß des hessischen Geschichtsschreibers Rommel an einer solchen wasserarmen Stelle in der Gemarkung von Hofgeismar die Colonie Friedrichsdorf anzulegen) nicht zugesagt hatte, in andere Orte gezogen waren, das Eigenthum ihrer Grundstücke sich aber bewahrt hatten, und man wollte wahrscheinlich mit diesen Colonien die ausgegangenen Orte ersetzen und die Bevölkerung des Landes vermehren, weßhalb man vorzugsweise Ausländer herbeizuziehen suchte und den Bewohnern des eignen Landes die Ansiedelung in diesen Colonien untersagte. Da man aber nicht in der Lage wie Landgraf Friedrichs Großvater, Landgraf Karl (1670—1770), war, welcher durch die Einwanderung der französischen Refugiés gezwungen war, für diese Flüchtlinge Plätze zur Anlage von Orten zu suchen, so mußte man nun, um diesen Ort zu bevölkern, die Menschen suchen, und so mußte denn dieser ganz ungesunde, durch nichts gerechtfertigte Colonisationsplan, an dessen Ausführung sich selbst der bekannte Graf Schlieffen betheiligte, selbstverständlich auf's Glänzendste mißlingen. Ein mir vorliegendes Werkchen „Tagebuch einer Reise von der westphälischen Grenze bis nach Leipzig. An einen Freund 1785." Leipzig 1786, erzählt insbesondere von dieser Anlage der Wilhelmshöher Allee (S. 74 ff.). „Die Vorstadt legte der Landgraf an und vergab die Häuser an

Digitized by Google

Fabrikanten und sonst sich meldende Leute mit einigen Freiheiten auf gewisse Jahre. Allein es scheint nicht, als ob das Werk bleiben wolle. Der Ruf von den neu angelegten Häusern, zugestandenen Freiheiten und nach Befund der Sache wohl auch bewilligten Vorschuß zog eine Menge Handwerker aus den benachbarten Ländern herbei. Die guten Leute, die vielleicht dort ihr tägliches Brod mit Mühe und Arbeit verdienen mußten, glaubten hier ein gemächlicheres Leben und vollauf zu finden; andere waren auch wohl Faullenzer und Taugenichtse; und fanden es hier wie überall. Sie zehrten also, solange der Vorschuß zum Ausbauen ihres Hauses oder wohl auch ihres Gewerbes dauerte, zogen wieder ihre Straßen und ließen ihre Häuser leer und für andere Liebhaber stehen." Gleich dieser Colonie mißlangen auch sämmtliche andere Anlagen; wie es aber in allen diesen Colonien herging, mag ein Beispiel auf Grund mir zur Verfügung stehender Actenstücke zeigen. Unter Anderem wurde mittelst einer von Schlieffen gegengezeichneten Verfügung vom 20. März 1778 beschlossen, in der Gemarkung der Stadt Wolfhagen da, wo früher das Dorf Gasterfeld gelegen, eine Colonie von zehn Familien mit Namen Philippinendorf anzulegen; es wurde die Bauart der Häuser, die Richtung von deren Front festgestellt und angeordnet, daß kein Inländer darin angesiedelt werden dürfe. Jeder der zehn Colonisten erhielt statt der Baumaterialien und Baukosten 500 Thlr. aus der landesherrlichen Kriegskasse geschenkt, ferner 100 Thlr. aus der General-Depositen- und Land-Assistenz-Kasse zur Anschaffung von Vieh gegen Verpfändung der eingegebenen Ländereien durch jeden Colonisten und Generalverpfändung der gesammten Colonien nach einem eigens entworfenen Hypothekenformular und gegen eine Verzinsung mit 1 Procent geliehen, es wurde auf die Dauer von 3 Jahren Freiheit von Steuern, Lasten und Diensten gewährt, und endlich wurde die Stadt Wolfhagen, der man schon die Ländereien für diese (und noch zwei andere in ihrer Gemarkung angelegte Colonien) abgenommen hatte, angewiesen, jedem Colonisten aus ihrer Stadtwaldung 1 Klafter Brennholz und dem bestellten Schulmeister 4 Klafter Holz und 2 Viertel Korn als Gehalt zu liefern. Die Stadt konnte aber hierzu, da sie gar keinen Grund für ihre Verpflichtung zu diesen Leistungen auffinden konnte, nur durch die schärfsten Maßregeln gezwungen werden. Die aus dem Darmstädtischen und Isenburgischen stammenden Colonisten verkauften aber sehr bald das ihnen gelieferte Vieh oder vertauschten es gegen schlechteres; 1785 mußte einer derselben bereits ein weiteres Darlehn von 20 Thlr. erhalten, um sich eine Kuh zu kaufen, andere verkauften ihr geliefertes Brennholz und verbrannten ihre Gartenzäune; 1788 wurden sämmtliche Colonisten vorstellig, weil ihre (nach einer darauf angestellten Untersuchung als zu rasch und schlecht gebaut befundenen) Häuser bereits alle baufällig seien und sie selbst tief in Schulden steckten, und

Digitized by Google

so geht's weiter, bis schließlich der folgende Landgraf Wilhelm IX., der keine Neigung zu solchen verschwenderischen Versuchen hatte, diese Colonien ihrem eigenen Schicksal überließ.

Nach alle diesem erscheint der Vergleich zwischen dem Landgrafen Friedrich, welcher die Menschen förmlich suchte und fing, um sie in seine leeren, in der Hoffnung auf zuziehende Bewohner erbauten Häuser zu setzen, und einem Vogelfänger, welcher die frei umherfliegenden Vögel fängt und in seinen Bauer steckt, nur um so drastischer und der Witz nur um so beißender, indem Goethe nicht nur die sogenannten Subsidienverträge, sondern sogar die gewiß nur aus, wenn auch mißverstandenem landesherrlichen Wohlwollen hervorgegangenen Colonieanlagen kritisirte und den Subsidienverträgen gegenüber stellte, und es mußte den Landgrafen doppelt hart berühren, daß man in den Weimarer Hofkreisen sogar seine wohlmeinenden Absichten so arg verspottete. Daraus erklärt sich aber die Auslassung der betreffenden Worte in den bisherigen Ausgaben von Goethe's Werken zur Genüge.

Otto Gerland.

Die Entwickelung der Tagespresse in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

In dem Augenblick, wo das älteste amerikanische Journal sich bemühte, eine andere Form anzunehmen, erschien zu Boston, am 27. März 1727, das New-England-Journal, welches 25 Jahre lang von Thomas Green und Samuel Kneeland gedruckt und verlegt wurde. Eine der ersten Nummern dieser Zeitung berichtet den Tod von Benjamin Franklin, jenes Onkels des großen Republikaners, dem dieser so viel für seine geistige Ausbildung zu danken hatte. Das Erscheinen des New-England-Journal fällt mit dem Beginn der großen religiösen Bewegung zusammen, von welcher die methodistischen Prediger Edwards und Whitefield die Hauptverbreiter waren und die 1740 ihren Höhepunkt erreichte. Sie war eine Recrudescenz, eine Verjüngung des Puritanismus und glich einer Wiedergeburt der religiösen Leidenschaften, der ascetischen Härte und der strengen Disciplinen der alten Tage. Das New-England-Journal war das Organ dieser außerordentlichen Bewegung, was heißen will, daß die religiöse und theologische Controverse einen hervorragenden Platz in demselben einnahm. Das Blatt war im übrigen sehr gut redigirt; wenn auch das religiöse Element vorwaltete, so wurden doch auch die

Digitized by Google

überseeischen und localen Neuigkeiten aufgenommen und mit Sorgfalt gesichtet. Es war das erste amerikanische Journal, das sich bemühte, die Geburten und Sterbefälle regelmäßig zu verzeichnen und dadurch der Statistik ermöglichte, den Bewegungen der Bevölkerung zu folgen. Neben den bereits genannten Zeitungen begegnen wir noch dem Weekly Rehearsal, dessen erste Nummer am 27. September 1731 erschien. Dieses Journal wurde ganz allein von einem Mann gegründet und redigirt, der eine bedeutende Rolle in Neu-England spielte, nämlich Jeremias Gridely, einem vorzüglichen Rechtsgelehrten und hervorragenden Schriftsteller von liberalen, aber sehr royalistischen Ansichten, der nebenbei das eigenthümliche Glück hatte, mehrere hervorragende Mitglieder der amerikanischen Unabhängigkeit für das Barreau auszubilden. Generalprocurator von Massachusetts, Abgeordneter für die Legislative, Oberst der Miliz, Präsident der maritimen Gesellschaft, Großmeister der Freimaurerlogen, konnte Jeremias Gridely nicht lange allen diesen Aemtern mit der Redaction des Weekly Rehearsal zusammen vorstehen, weßhalb er dieselbe noch in demselben Jahre seinem Drucker Thomas Fleet übergab. Dieser, ein englischer Radicaler, der seine Vaterstadt London verlassen hatte, um den Verfolgungen des Clerus und der Tories zu entgehen, mit denen er als Demokrat reinsten Wassers sehr häufig in Händel gerathen war, hatte sich in Boston angesiedelt, wo noch heute Nachkommen von ihm existiren. Fleet, der die Presse seines Vaterlandes am Werk gesehen hatte, beeilte sich, sobald er in Besitz des Blattes gelangt war, dasselbe vollständig umzuformen. Er änderte den Namen in den von Evening Post und führte bei demselben das Format, die Ausstattung und die Vertheilung der Londoner Journale ein. Die Evening Post lebte 23 Jahre in den Händen Fleet's und seiner Söhne; die Unparteilichkeit ihrer Redaction, das Verdienst ihrer politischen Artikel, die Mannigfaltigkeit ihrer Berichte, die Wahl ihrer Neuigkeiten sicherten ihr den ersten Rang unter den politischen Blättern von Neu-England. Sie würde an der Spitze der gesammten amerikanischen Presse gestanden haben, wenn Benjamin Franklin nicht wieder in seine Lebenslaufbahn zurückgekehrt wäre. Wir haben ihn 1723 Boston verlassen sehen; man muß die Memoiren des großen Mannes zur Hand nehmen, wenn man sich von der interessanten und lehrreichen Geschichte seiner Prüfungen unterrichten will, die er zu Philadelphia und später in England zu bestehen hatte. Fünf Jahre später finden wir ihn wieder in Philadelphia, wo er sich als Buchhändler, Drucker und Schreibmaterialienhändler am Marktplatz etablirt hat. Kaum sah sich Franklin an der Spitze einer Buchdruckerei, so tauchte schon in ihm wieder der Wunsch auf, eine Zeitung zu gründen. Es gab zwar schon eine solche zu Philadelphia, den American Mercury, seit 1720 durch Andreas Bradford in's Leben gerufen; doch dieser Umstand entmuthigte Franklin nicht. „Ich gründete", so

Digitized by Google

sagte er, „meine Hoffnung darauf, daß das einzige Journal, welches existirte, ganz und gar unbedeutend, schlecht verwaltet und aller Anziehung baar war, aber dennoch seinem Unternehmer Bradford Geld einbrachte.“ Franklin verstand aber nicht, seine Absicht so lange geheim zu halten, bis er alle zur Ausführung seines Unternehmens nöthigen Mittel zur Hand hatte, und Keimer, ein ihm befreundeter Drucker, durch eine Indiscretion von seinem Vorhaben unterrichtet, beeilte sich, dem jungen Journalisten zuvorzukommen. Er vertheilte ungesäumt in Philadelphia einen Prospectus mit den schönsten Versprechungen und ließ in den ersten Tagen von 1729 ein Journal erscheinen, das den gewaltigen Titel trug, „The universal Instructor of all arts and sciences“, oder Pennsylvania Gazette. Ein weniger mit Hülfsmitteln ausgestatteter Mensch, als Franklin, würde sicherlich ängstlich geworden sein, aber als geborner Journalist hatte er seine Revanche gleich zur Hand. Er machte sich zum freiwilligen Mitarbeiter Bradford's, um dessen Blatt aufzuhelfen und den Aufschwung der Rivalin zu verhindern. Der American Mercury veröffentlichte unter dem Titel „The Busy-Body“ eine Serie von Artikeln über die Sitten, Gebräuche und Lächerlichkeiten des Landes, eine wahre Galerie von moralischen Satiren, in denen sowohl Addison's Stil wie Ideen nachgeahmt sind. Keimer konnte einen solchen Kampf nicht lange bestehen: schon vor Ablauf des dritten Semesters machte er Franklin das Anerbieten, sein Journal mit dessen 90 Abonnenten für einen Spottpreis zu übernehmen, auf welches Anerbieten der junge, unternehmende Drucker auch ohne Zögern einging. Die erste Nummer der Pennsylvania Gazette, die unter der Presse Franklin's hervorging, ist die vierzigste, veröffentlicht am 25. Septbr. 1729. Der neue Besitzer wandelte das Blatt ganz und gar um, indem er demselben ein gewähltes Aeußere und correcten, reinlichen Druck gab. Etwas Aehnliches hatte man in der Typographie der Provinz, wo die öffentlichen Verordnungen auf grauem, schmutzigem Papier gedruckt wurden, noch nicht gesehen. Aber nicht nur in der äußeren Ausstattung, sondern auch in der Politik that sich die Pennsylvania Gazette hervor. Gleich vom ersten Tage an trat sie mit einem bestimmten, klaren Programm auf. In dem großen Kampf zwischen dem Gouverneur Burnet und dem gesetzgebenden Körper, ein Kampf, der unter allen nachfolgenden Gouverneuren fortdauern sollte, stritt Franklin mit offenem Visir für die Versammlung. Er veröffentlichte am 2. October 1729, d. h. in der zweiten von ihm ausgegebenen Nummer einen Artikel voller Satire gegen das Mutterland und dessen Gouverneur, in welchem er muthig die Principien der Unabhängigkeit, der Volksrechte und des Selfgovernment verfocht. Dieses muthige Bekenntniß, diese Declaration freiheitlicher Principien, brachte Franklin mit einem Schlag alle Mitglieder der Legislative zu Abonnenten ein und wandte ihm, neben manchen anderen Vortheilen, auch das

Digitized by Google

Gros der liberalen Partei zu. „Die bedeutenden Männer der Provinz", so berichtet er in seinen Memoiren, „welche ein Journal in den Händen von Leuten sahen, die mit der Feder umzugehen verstanden, hielten für angemessen mir gefällig zu sein, und mir unter die Arme zu greifen! Nicht lange dauerte es, und Franklin war Drucker der Legislative, die ihn wenige Monate später als ihren Protocollführer berief. Als einige Zeit darauf die Provinz Papiergeld ausgab, wurde er mit dem Druck desselben beauftragt, was auch die anderen Provinzen in ähnlichen Fällen veranlaßte, dasselbe zu thun. Hier ist nicht der Platz, näher auf die Kämpfe einzugehen, die Franklin für seine Zeitung zu bestehen hatte, noch auf die Triumphe, die er errang; auch folgen wir ihm nicht von seinem Posten als Protocollführer des gesetzgebenden Körpers zu dem als Deputirter, in welcher Eigenschaft er, wie bekannt, der Führer der liberalen Partei war.

Wir haben gesehen, daß das erste Journal volle 15 Jahre ohne einen Nebenbuhler blieb, die darauf folgenden Jahre aber waren fruchtbarer. 1740 existirten schon 14 Journale in Amerika, von denen fünf allein in Boston erschienen: der Boston-Weekly-News-Letter, von Green dem Aelteren; die Boston Gazette von Thomas Green; das New-England-Journal, von Green und Samuel Kneeland; der Post-Boy, Journal der Postdirection, und endlich die Evening-Post von Thomas Fleet. New-York hatte zwei Zeitungen aufzuweisen: die Gazette und das Journal. In Maryland veröffentlichte William Parker von 1727—1736 zu Annapolis eine Gazette, die mit seinem Tode einging. Nach neunjähriger Unterbrechung, 1745, wurde sie wieder ausgegeben, und zwar durch Jonas Green, von welcher Zeit ab sie regelmäßig, ohne eine Unterbrechung zu erfahren, erschien. Diese Maryland-Gazette existirt noch heute, und ist das älteste aller amerikanischen Journale. Süd-Carolina hatte seit 1731 eine Gazette zu Charleston; Rhode Island eine zu Newport seit 1732, Virginien gleichfalls eine zu Williamsburgh seit 1736. Pennsylvanien war nach Massachusetts die bestversehene Provinz. Wir finden zu Philadelphia die Gazette und den Mercury, die, 1741 in die Hände von Bradford übergehend, sich zum Pennsylvania Journal umgestalten. Zu Germantown aber stoßen wir 1739 schon auf das erste deutsche Journal, das von einem Bremer Namens Sauer — er hatte seinen Namen in Sower englisirt — gegründet wurde. Diese Thatsache beweist, welch einen großen Einfluß unsere Landsleute schon vor der Losreißung vom Mutterlande in Nordamerika, besonders aber in Pennsylvanien ausübten, wo sie heute die größere Hälfte der Einwohner bilden. Von sechs damals in der Colonie etablirten Druckereien druckten zwei nur deutsch, zwei deutsch und englisch, zwei nur druckten nichts als englisch. 1743 wurde noch ein anderes deutsches Journal von einem gewissen Anton Ambrüster gegründet, der, um sich schnell beim Publicum einzuführen, Franklin's Namen benutzte, und sich

Digitized by Google

dieses Mißbrauchs wegen einem Proceß aussetzte. Kaum 8 Jahre später wurde zu Lancaster eine Zeitung halb in englischer und halb in deutscher Sprache veröffentlicht *), so wie man zu dieser Zeit gezwungen war, alle Annoncen, um sie allgemein verständlich zu machen, in englischer und holländischer Sprache zu drucken; nur auf diese Weise konnten sie den Deutschen in Pennsylvanien und den reichen holländischen Familien in New-York von Nutzen sein.

Die folgenden Jahre sahen eine noch weit größere Menge von politischen Blättern entstehen: bald hatte nicht nur jede Colonie, sondern jede nur etwas bedeutende Stadt ihre Zeitung. Es würde nichts als ein Umherirren in einer Menge von Einzelnheiten sein, wollten wir den Ursprung und das Schicksal aller dieser Journale, die oft nur unbedeutend und ephemer waren, näher in's Auge fassen; auch die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges und die Bewegung, die demselben unmittelbar voraufging, sind in ihren Hauptzügen zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, eine Schilderung derselben zu geben, auch glauben wir, daß wir den berühmten Prozeß gegen den New-York Weekly, in der Person seines Redacteurs Zenger, eines Holländers, im Jahre 1733, den 40 Jahre später der Gouverneur Morris die Morgenröthe der amerikanischen Revolution nannte, als zu oft beschrieben, übergehen können. Wir haben gesehen, daß 1740 die Zahl der Zeitungen sich auf 14 belief; 1771 war sie auf 25 gestiegen und von 1771—1775 wuchs sie bis auf 37, obgleich fast alle sogenannten loyalen Blätter verschwunden waren. Die rapide Vermehrung der Zeitungen ist ein sicherer Beweis von der Gärung, welche in den Geistern existirte und von der Thätigkeit der Presse. Von den 37 Zeitungen waren 36 halbwöchentliche; nur eine, der Advertiser zu Philadelphia, erschien dreimal in der Woche, und zwar weil der continentale Congreß in den Mauern der Hauptstadt von Pennsylvanien tagte. **)

*) „English and German Paper" von Lahn und Co.

**) Die 37 Journale vertheilten sich folgendermaßen: 7 in Massachusetts: die Massachusetts Gazette and News Letter, von Draper, der Massachusetts Spy, erschienen alle Donnerstag; die Evening Post, die Boston Gazette und die Massachusetts Gazette, veröffentlicht von Mill und Hick, alle Montag; die Essex-Gazette zu Salem und ferner zu Newsburyport, das Essex-Journal. 5 in Connecticut: Das Connecticut-Journal and Newhaven Post-Boy, herausgegeben von Thomas und Samuel Green seit 1767, eine Fortsetzung der 1755 von Parker gegründeten Connecticut-Gazette. Diese Zeitung existirt noch heute. Die Connecticut-Gazette, gegründet 1758 durch Thimoteus Green zu New-London unter dem Namen New-London Summary, ihren späteren Namen nahm sie erst 1773 an. Der Connecticut-Courant, veröffentlicht seit 1764 zu Hartford durch Thomas Green; das New-England-Journal seit 1767 zu New-Haven und der Norwich-Packet, gegründet durch John Trumbull 1773 zu Norwich; auch diese Zeitungen erscheinen noch heute. Eins in New-Hampshire, die New-Hampshire-Gazette, gegründet 1756 zu Portsmouth; Ende 1775 erschien noch eine andere New-Hampshire-Gazette zu Exeter. Zwei in Rhode Island: Der Newport-Mercury, gegründet durch James Franklin 1758 und die Gazette of Providence, gegründet 1762. Vier in New-

Digitized by Google

Die Zeit während des Unabhängigkeitskrieges war die schönste, makelloseste der amerikanischen Presse und dreist kann man behaupten, daß bei keiner anderen Gelegenheit der periodischen Presse gestattet war, eine so bedeutende Rolle zu spielen, und auf die Ereignisse einen so bedeutenden Einfluß auszuüben. Wer die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges gelesen, weiß mit welcher Bitterkeit der Streit zwischen dem Mutterlande und den Colonien in den Journalen ausgefochten wurde, bevor er auf dem Schlachtfelde zur Entscheidung kam; und wenn man diesen Federkrieg näher betrachtet, so muß man staunen über die Ungleichkeit, die zwischen den Mitteln und den erzielten Resultaten herrscht. Von diesen ephemeren Blättern, veröffentlicht in langen Zwischenräumen und einer schnellen Zerstörung geweiht, sind heute nur noch wenige Exemplare in der Bibliothek der historischen Gesellschaft von Massachusetts und im britischen Museum zu finden. Wenn man auf diese kleinen grauen, viereckigen, oft nur 6 Zoll großen Papierstücke blickt, bedruckt mit kaum lesbaren Charakteren, so ahnt man nicht, daß sie Instrumente einer unbesiegbaren, gewaltigen Revolution waren, daß sie dem amerikanischen Volk seine Rechte lehrten, in seinem Busen ein Bedürfniß nach Unabhängigkeit erweckten, und es in einen ungleichen Kampf hineintrieben, aus dem es kraft seiner Energie und Ausdauer siegreich hervorgehen sollte. Aber es ist nicht die Größe der Ereignisse und die Bedeutsamkeit der geleisteten Dienste allein, welche uns ein so lebhaftes Interesse für die Journale jener Zeit einflößt. Wenn die amerikanische Presse einen so mächtigen Einfluß auf die Geister ausübte, so geschah dies, weil sie in ihren Reihen alle großen Männer der Colonie zählte. Niemandem war möglich, in dem großen Kampf neutral zu bleiben, am wenigsten denen, welche Rang, Vermögen oder Wissen mit irgend einer Autorität versehen hatte, und welche die Feder führen konnten. Die populären Journale ihrerseits boten eine Vereinigung von Talenten dar, wie man sie selten wieder finden wird: Franklin, die beiden Adams, Jefferson, Jay, Alexander Hamilton, gehörten der Presse an, ehe sie der Geschichte angehörten. Nachdem sie die Revolution durch ihre Schriften vorbereitet hatten, hielten diese ausgezeichneten Männer während der ganzen Dauer des

York, davon drei in der Hauptstadt und eine in Albany, nämlich: Der New-York-Mercury, Das New-York-Journal, Der New-York-Gazetteer und der Albany-Post-Boy, welches Journal erst seit 1772 datirt. Neun in Pennsylvanien: Pennsylvania-Gazette, Pennsylvania-Journal, Pennsylvania-Packet, Pennsylvania-Evening-Post, Pennsylvania-Mercury, Ledger, Deutsches Journal von Miller, Deutsches Journal von Sower zu Germantown, Die Lancaster Gazette, englisch und deutsch, zu Lancaster, Die Maryland-Gazette zu Annapolis und Maryland-Journal, gegründet zu Baltimore 1773. Eins in Virginien: Die Virginia-Gazette; zwei in Nord-Carolina: Die Gazette of North-Carolina, zu Newbern seit 1768 und der Cap Fear Mercury, gegründet zu Wilmington 1769. Drei in Süd-Carolina: alle drei zu Charleston und merkwürdiger Weise auch sämmtlich den Namen Gazette tragend, nur mit verschiedenen Nebentiteln. Eins zu Georgia: Die Georgia-Gazette, gegründet 1763 zu Savannah.

Digitized by Google

Krieges den oft wankenden Muth ihrer Bürger aufrecht, und als man nach dem Siege eine neue Regierung gründen mußte, da wandte man sich an sie. Ungesäumt legten sie die Feder nieder, um Congreßmitglieder zu werden, wie Caroll, Jay, Madison; oder Gesandte, wie Franklin und Adams; oder Minister, wie Jefferson und Hamilton; der Platz aber, den sie in der Presse frei ließen, wurde nicht wieder ausgefüllt. Gebildete, gut erzogene Personen, fähig die öffentlichen Geschäfte zu leiten, waren in den Colonien in nur geringer Anzahl vorhanden: ein großer Theil der gebildeten Klassen hatte sich gegen die Revolution erklärt und fast der ganze Juristenstand und der Clerus waren ausgewandert oder als „Loyalisten" verschrien und verbannt. Die junge Republik hatte also nicht zuviel jener Männer, welche die Sache des Volkes zu der ihrigen gemacht hatten und die sie nun für die Regierung, die gesetzgebenden Körper und die Provinzialversammlungen nöthig hatte, weßhalb die Rekrutirung für die Presse von Tag zu Tag schlechter wurde. Aber die Journale fielen nicht nur aus den Händen der Häupter der Revotion in die obscurer Satelliten oder reiner Speculanten, auch die Fragen, welche der Journalismus zu behandeln hatte, verloren in derselben Zeit an Bedeutung und Interesse. Es handelte sich nun nicht mehr um das Heil der Nation, oder um die durch den Sieg geheiligten öffentlichen Freiheiten; die Parteikämpfe mit ihrem Gefolge von niedrigen Leidenschaften und dunklen Intriguen nahmen nun den ersten Rang ein, und die Rivalitäten zwischen Personen traten in heftiger Polemik an's Tageslicht. Außerdem nahmen die inneren Angelegenheiten der 13 kleinen Staaten, welche die Conföderation ausmachten, in den Journalen einen immer hervorragenderen Platz ein, und die provinzialen Streitigkeiten, alle Zeit so fruchtbar an Feindschaften und Scandalen, endigten damit, der amerikanischen Presse ihre moralische Autorität und ihre ehemalige Würde zu rauben. Vielfache Stimmen jedoch erhoben sich und protestirten laut im Namen der Literatur gegen einen solchen Verfall, einen solchen Mißbrauch der Presse. Männer wie Hopkinson und Franklin ließen ihren Mahnruf erschallen, doch vergebens, die amerikanische Presse war von ihrem Piedestal herabgestiegen. Doch ungeachtet der mannigfachen Excesse, welche alle Gebildeten und alle guten Bürger betrübten, würde man sehr unrecht thun, wenn man alle amerikanischen Journale mit ein und demselben Verdammungsurtheil treffen wollte: gar manche unter ihnen hörten nicht auf, große Dienste zu leisten und auch zahlreiche Tage hohen Glanzes kann man in dieser Zeit schnellen Verfalls entdecken.

Die Presse schuldet dies vor allem Alexander Hamilton, der im Kampfgewühl der Parteien und fast niedergedrückt durch seine zahlreichen politischen Beschäftigungen, dennoch Zeit fand zu schreiben, und seine Mitbürger aufzu-

Digitized by Google

klären; die Verdienste dieses ebenso großen wie unermüdlichen und braven Mannes sind in Europa noch immer nicht genug bekannt. Der Krieg hatte alle Inconvenienzen der improvisirten Regierung, welche die Vereinigten Staaten lenkte, klar dargethan. Der Mangel aller Oberleitung und Einheit im Commando, die Conflicte zwischen dem Congreß und den Staatenversammlungen, die steten Scharmützel zwischen den Autoritäten, deren Ursprung ein verschiedener war, hatten zu wiederholten malen die Sache der Colonien compromittirt. Hamilton war einer der Ersten, die sich damit beschäftigten, ein Heilmittel für diese Uebel aufzusuchen. Um ihn herum wogten die Geister mit tausend chimärischen Combinationen: die große Mehrzahl dachte daran, die schwache, hinfällige Kraft des Congresses noch zu vermindern, andere dagegen waren bereit, die provinziale Souveränität ohne weiteres aufzugeben. Das durchdringende Auge Hamilton's sah das Heil der jungen Republik allein in der besseren Vertheilung der Attribute, welche die Verwaltung den localen Assembleen beließen und dem Congresse die allgemeinen Interessen ganz und gar anvertrauten, und, indem sie die gegenseitige Unabhängigkeit der alten Colonien respectirten, eine dauerhafte Föderation an die Stelle einer precären Allianz setzten. Hamilton gründete ein Journal um seine Ideen exponiren zu können und nannte es „Continentalist", damit seiner Lieblingstheorie über die Einheit der amerikanischen Nation eine Art Ehrenbezeigung erweisend. Die meisten Nummern dieses Journals, oder vielmehr dieser periodischen Publication, sind heute nicht mehr aufzufinden, aber diejenigen, welche man noch aufbewahrt hat, genügen, um die Ansichten des Autors festzustellen: der Verfasser zeigt in ihnen offen und klar alle Fehler der bestehenden Regierung und bricht der Constitution, die heute die Vereinigten Staaten regiert, Bahn, indem er ihre Grundlagen entwirft. Auf den Continentalist folgten die Letters of Phocion, die in einem New-Yorker Journal veröffentlicht wurden, aus Anlaß eines Gesetzes, das der Congreß erlassen und welches über alle dem Mutterlande treu gebliebenen Amerikaner ein Verbannungsurtheil und Güterconfiscation aussprach. Tief grämte sich der edele Hamilton darüber, daß man den Sieg des Volkes durch unnütze Verbannungsdecrete entwürdigen wollte, und mit aller Beredtsamkeit seines Herzens griff er diese Maßregel an; doch, wer möchte heute glauben, daß dieses edelmüthige Auftreten ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Einige exaltirte junge Republikaner in New-York nämlich hatten den unheilvollen Vorsatz gefaßt, ihn für seine Vertheidigung der Loyalisten zu tödten, ein Vorsatz, der glücklicher Weise durch eine zeitige Warnung vereitelt wurde.

Als die mit der Ausarbeitung der Convention beauftragte Commission zusammentrat, erschien ein Blatt, dessen Name unsterblich geworden ist; es

Digitized by Google

war der „Federalist", an dem Jay und Madison Theil nahmen, dessen größter Theil aber von Hamilton geschrieben wurde. Dieses Journal machte sich zur Hauptaufgabe, die junge Constitution zu commentiren und zu vertheidigen, und der Menge den Mechanismus derselben zu erklären, sowie die contradictorischen Angriffe zurückzuweisen, denen der neue Pact vom ersten Tage an ausgesetzt war. Keine leichte Aufgabe ist, dem Verständniß der Menge die höchsten Principien der Staatsverwaltung und der Politik darzulegen; doch Hamilton entledigte sich derselben mit seltenem Glück, und der Federalist, ein Meisterwerk der Analyse, der Klarheit und Schärfe, wird so lange leben, wie die Constitution, deren leuchtender Commentar er ist und deren Annahme er herbeiführte.

Dies war das letzte literarische Unternehmen Hamilton's, den das Vertrauen Washington's, der inzwischen Präsident geworden war, zu hohen Staatsämtern berief, in denen ihm keine Zeit zum Schriftstellern mehr blieb. Nach dem Autor des „Federalist" findet man nur noch zwei politische Schriftsteller, die einer Erwähnung verdienen, Fisher Ames und J. Quincy Adams, von denen der Erste unter dem Pseudonym Publicola, der zweite unter dem von Marcellus im Boston Journal ihre Lorbeeren errangen. Als nun die bedeutenden Männer, die noch hin und wieder in den ersten Zeiten des Verfalls der Presse geleuchtet hatten, aus der Zahl der Publicisten geschieden waren, da sank der Ton der amerikanischen Journale über alle Maßen tief herab. Der Stil, den man während der französischen Revolution adoptirte, ähnlich wie die schamlosen Ausfälle der französischen Blätter gegen Deutschland, geben nur einen schwachen Begriff von dem, wie man damals schrieb. Kaum ist zu verstehen, wie ein civilisirtes Volk inmitten eines tiefen Friedens und eines stets wachsenden Reichthums so lange Zeit geduldig und ohne sichtbaren Widerwillen ein so reguläres System von Verleumdungen und Schmähungen gegen alle seine Functionäre, alle seine Magistratspersonen, alle seine öffentlichen Männer ertragen konnte. Nicht ein Journal vermochte dieser Ansteckung zu widerstehen, selbst nicht die National Gazette, welche, von Jefferson und Madison in Virginien gegründet, in ihren Angriffen gegen Washington alle Grenzen des Anstandes überschritt; doch das gemeinste aller Blätter war die „Aurora" zu Philadelphia, ein Journal, welches, leider muß es gesagt werden, durch den Enkel Franklin's, Benjamin F. Bache, den letzten und unwürdigen Erben dieses glorreichen Namens, redigirt wurde. Doch nicht allein der Rücktritt und das Aussterben der großen Männer waren die Ursachen des Verfalls der Presse, noch zwei andere Umstände trugen mächtig dazu bei. Erstens die Menge kleiner Staaten, die alle ohne Ausnahme dem gröbsten Particularismus huldigten und dadurch auf die Kirchthurmsinteressen ihrer Leser speculirten; anstatt sie zur Besprechung großer allgemeiner Fragen

Digitized by Google

zu veranlassen, führten sie dieselben dem Parteihader, der Kleinstaaterei und den Skandalfragen entgegen. Zweitens, der Einfluß der Annoncen, welcher in Amerika aus der Zeitung von vornherein ein mercantiles Unternehmen machte.

Nachdem wir nun einen kurzen Abriß der Entstehungsgeschichte der amerikanischen Presse gegeben haben, fügen wir noch eine kurze statistische Notiz über die großartige Entwickelung derselben hinzu. 1775 gab es in den Vereinigten Staaten, wie wir gesehen haben, 37 Journale, davon 36 halbwöchentlich; der Advertiser zu Philadelphia allein erschien dreimal in der Woche. 25 Jahre später, 1800, zählte man schon 200 Zeitungen, unter denen 17 Tageblätter waren; 1810: 358; 1828: 812; 1839, 1401; 1850: 2800 und heute darf man die Anzahl der amerikanischen Blätter auf 4500 veranschlagen. Doch dieser unerhörte Aufschwung der Journale ist nicht allein in dem schnellen Anwachsen der Bevölkerung und deren Vertheilung auf einer großen Länderstrecke zu suchen; die Zahl der Zeitungen wuchs am meisten in den alten Staaten, und um so schneller als sie schon mit einer großen Anzahl von Blättern versehen waren; die wenigsten Zeitungen in den letzten zwanzig Jahren existirten in den Sclavenstaaten und überall da wo die wenigsten Weißen lebten. *)

*) So fand man 1840 in Louisiana 11 Tagesblätter, 21 Wochen- und 2 halbwöchentliche Schriften, was eine Zeitung auf 4773 weiße Personen ergab; in Mississippi: 2 Tagesblätter, 28 wöchentliche, 1 halbwöchentliches oder 1 Zeitung auf 5821 Weiße; in Rhode Island 2 Tagesblätter, 10 wöchentliche, 1 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 6000 Weiße; in Michigan 6 Tagesblätter, 26 wöchentliche, oder 1 Zeitung auf 6400 Weiße; Massachusetts 10 Tagesblätter, 67 wöchentliche, 14 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 7019 Personen; Connecticut 2 Tagesblätter, 27 wöchentliche, 4 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 7049 Personen; Maryland 7 Tagesblätter, 28 wöchentliche, 7 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 7775 Personen; New-York 34 Tagesblätter, 198 wöchentliche, 13 halbwöch., oder 1 Zeitung auf 8271 Personen; Pennsylvania 12 Tagesblätter, 165 wöchentliche, 10 halbwöch., oder 1 Zeitung auf 8528 Personen; New-Hampshire, 27 Wochenblätter, oder 1 Zeitung auf 8623 Personen; Arkansas 6 Wochenblätter, 3 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 8700 Personen; Vermont 2 Tagesblätter, 26 wöchentliche, 2 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 8853 Personen; Indiana 69 Wochenblätter, 4 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 9023 Personen; Illinois 3 Tagesblätter, 38 wöchentliche, 2 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 9113 Personen; New-Jersey 1 Tageblatt, 31 wöchentliche, 1 halbwöchentliches, oder 1 Zeitung auf 9325 Personen; Missouri 6 Tagesblätter, 24 wöchentliche, 5 halbwöchentliche oder 1 Zeitung auf 9285 Personen; Delaware 3 Wochenblätter, 3 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 9370 Personen; Georgia 5 Tagesblätter, 24 wöchentliche, 5 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 10,270 Personen; Ohio 9 Tagesblätter, 165 wöchentliche, 10 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 10,700 Personen; Teneſſee 2 Tagesblätter, 38 wöchentliche, 6 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 11,537 Personen; Alabama 3 Tagesblätter, 24 wöchentliche, 1 halbwöchentliches, oder 1 Zeitung auf 12,060 Personen; Maine 3 Tagesblätter, 30 wöchentliche, 3 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 12,220 Personen; Süd-Carolina 3 Tagesblätter, 12 wöchentliche, 2 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 12,700 Personen; Kentucky 5 Tagesblätter, 26 wöchentliche, 7 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 12,980 Personen; Virginia 4 Tages-

Digitized by Google

Die statistischen Details, in die wir eingetreten, sind Zeugnisse eines wunderbaren Fortschritts: man muß aber auch, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß die amerikanische Presse sich nicht vermehrte, ohne sich zu verbessern. Sie ist heute unendlich viel besser als vor 50 Jahren, und diese Verbesserung hat sie vor allem dem im Jahre 1782 geborenen großen Journalisten Robert Walsh zu danken, der 1817 zu Philadelphia den American Register gründete, sowie den drei intelligenten Redacteuren des New-York-American, King, Hamilton und Verplank, so daß heute auf dem ganzen weiten Gebiet der Vereinigten Staaten eine große Menge Journale mit großer Ehrbarkeit und bedeutendem Talent redigirt werden, und von ihnen ein jedes in seinem Wirkungskreis einen großen Einfluß besitzt. Von New-Yorker Zeitungen erwähnen wir nur: Courier and Enquirer, Evening Post, Journal of Commerce, Commercial Advertiser, Herald; zu Boston, Courier und Atlas; zu Philadelphia, United american Gazette und Ledger. Doch keines dieser Blätter hat, sei es nun als politisches Organ, sei es als commercielle Unternehmung, die Bedeutung eines der großen Londoner oder Pariser Journale, noch übt es auch nur annähernd einen so directen und mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung aus, wie jene. Die Ursache dieses unvermeidlich geringen Gewichtes liegt im wesentlichen in der politischen Constitution des Landes. Obgleich die Vereinigten Staaten eine homogene Nation bilden, so sind sie doch vor allem eine Aggregation kleiner Staaten, von denen jeder seine besondere Hauptstadt und seinen eigenen Herd der Thätigkeit besitzt; kein Land der Welt ähnelt hierin den Vereinigten Staaten, nicht einmal Deutschland bis 1866 ausgenommen; vielleicht auch, aber in weit geringerem Maße, Italien; in England und Frankreich besonders wird die öffentliche Meinung nur von den großen Blättern der Hauptstädte beeinflußt, die Provinzialorgane ganz und gar in den Schatten gestellt und zu einfachen Anzeigern reducirt. Aus der eigenthümlichen Gestaltung der Vereinigten Staaten geht consequenter Weise hervor, daß keine Stadt auch nur irgend einen ernstlichen Einfluß über einen gewissen Umkreis hinaus ausübt, vor allem aber, daß es nicht, wie in Frankreich, eine Hauptstadt gibt, welche alle Kräfte des Landes an sich zieht und von der dann, naturgemäß als Rückgabe, ein präponderirender Impuls ausgehen muß. Unter allen amerikanischen Journalen genießen nur die zu Washington erscheinenden gewisse Vortheile und Chancen, die mit dem Sitze der Regierungsgewalt zusammenhängen; doch alles in allem genommen, ver-

blätter, 35 wöchentliche, 12 halbwöchentliche, oder 1 Zeitung auf 14,125 Personen; Nord-Carolina 26 Wochenblätter, 1 halbwöchentliches, oder 1 Zeitung auf 17,500 Personen; was eine Durchschnittssumme für die damaligen Sclavenstaaten von einer Zeitung auf 10,787 Freie (die Schwarzen sind in dieser Berechnung nicht mitgezählt) ergibt, und in den freien Staaten 1 Zeitung auf 8285 Personen.

Digitized by Google

schwindet die Bedeutung dieser Zeitungen vor jener der Hauptblätter der großen Städte des Littorals. Der Grund, warum in den Vereinigten Staaten kein Journal sich die Rolle eines der großen Londoner oder Pariser Blätter hat zueignen können, noch dessen Bedeutung gewinnen, liegt in den ganz besonderen Bedingungen, in welche sich die amerikanische Presse versetzt sieht, Bedingungen, zu denen man noch eine große Concurrenz hinzurechnen muß, welche außerordentlich activ gemacht wird durch die Abwesenheit aller legislativer Hemmschuhe, jeglicher Besteuerung und die Leichtigkeit, ein Journal ohne große Geldmittel zu gründen. New-York mit seiner Vorstadt Brooklyn zählt nicht mehr denn eine Million Seelen und hat doch heute 15 Tagesblätter, also mehr als London und Paris. Diese 15 Journale haben eine Vertheilung von ungefähr 150,000 Blättern pro Tag; 6 Journale zu 1 und 2 Cents absorbiren allein $^2/_3$ dieser Ziffern, was für die größeren Journale nicht mehr als 5 oder 6000 Abzüge gibt. Boston mit 177,000 Einwohnern zählt 13 Tagesblätter; Philadelphia, mit 562,000, 10, und Baltimore, mit 210,000, 6 Journale. Man kann den Abdruck der beiden Hauptjournale von Philadelphia auf höchstens 15 — 17,000 annehmen; kein Blatt zu Boston hat einen größeren Absatz als 10,000 Exemplare. In den Südstaaten, wo die Population weniger dicht ist, sind auch die Zeitungen weniger zahlreich und weniger verbreitet, als im Norden. Der gewöhnliche Preis der großen Tagesblätter war bis 1833 6 Cents ($2^1/_2$ Sgr.) für die Nummer. Zu diesem Preise abgegeben, vermochte ein Journal, das etwa 1000 Abonnenten und einige Annoncen hatte, seine Auslagen zu bestreiten. Aber aus einer Industrie, welche nur geringen Nutzen abwarf, bei welcher aber auch die Chancen des Verlustes fast Null waren, haben heute die billigen Journale eine precäre Industrie geschaffen. Ihre Concurrenz hat die großen Journale verpflichtet, ihre Preise auf 3 oder 4 Cents herabzusetzen. Das Abonnement, welches früher die allgemeine Regel war, ist heute Ausnahme, und hierin liegt der radicalste Wechsel, den die Journale „für die Million" in die Lage der amerikanischen Presse gebracht haben; heute macht sich der Verkauf hauptsächlich durch Colporteure und durch Agenten. Den Preis bis an die äußerste Grenze der Billigkeit herabzuschrauben und dadurch den Käufer anzulocken, vom Verkauf, selbst von einem bedeutenden, nichts weiter zu erzielen als die Deckung der Unkosten und den Verdienst einzig und allein in den Annoncen zu suchen, das waren die leitenden Principien bei der Umformung der amerikanischen Presse, welche 1833 begann und in den vierziger Jahren endigte. Der New-York Herald, die Tribune und der Sun, besonders das letzte Blatt, sind die Gewinner in dieser großen Concurrenz; letzteres setzt täglich über 50,000 Exemplare ab, die ersten beiden gegen 30,000, was, da sie 2 Cents kosten, einer Einnahme von 60,000 Exemplaren des Sun gleich kommt. Die

Digitized by Google

Kosten bei den amerikanischen Journalen sind sehr bedeutend. Wenn auch die Redactionen verhältnißmäßig billiger sind, wie bei den europäischen, so kosten doch die vielen telegraphischen Depeschen, mit denen ihre Spalten angefüllt sind, gewaltige Summen. Die 5 New-Yorker Journale zu 2 Cents verbanden sich, um gemeinschaftlich die Analyse der Congreßdebatten zu Washington, die Berichterstattung der gesetzgebenden Versammlung zu Albany, Nachrichten über den Ausfall der Wahlen u. s. w. kommen zu lassen, wofür sich die Ausgaben jährlich auf 100,000 Dollars beliefen: dies aber befreite kein Journal, noch außerdem starke Summen für Privatdepeschen auszugeben, welche ihm von seinen Correspondenten eingesandt werden. Nächst den telegraphischen Depeschen ist die Ausgabe der Journale in den Vereinigten Staaten für ihre Correspondenten die größte. Nicht nur haben sie an allen Hauptplätzen des Territoriums ihre Berichterstatter, mit der Mission, sogleich zum Telegraphen zu eilen, sobald irgend ein Ereigniß von Bedeutung stattfindet, sondern sie haben ebenso auch in Europa und in allen bedeutenden Städten Südamerika's feste Correspondenten. Die großen englischen Journale begnügen sich mit täglichen Nachrichten von den Hauptplätzen Europa's: ein amerikanisches Journal ist ein Panorama der ganzen Welt, es registrirt, was in Brasilien, Peru und Chili vorgeht, mit derselben Genauigkeit, wie die Nachrichten aus Paris und London, und ein Brief aus China folgt oft einem aus Constantinopel.

Wir haben nun noch einen Blick auf die moralische Stellung der Presse in den Vereinigten Staaten zu werfen. Als Instrument der Oeffentlichkeit spielt die amerikanische Presse eine großartige Rolle: man kann sagen, daß sie ein Lebensbedürfniß der Nation ist, und daß sie den nothwendigen Schlußstein ihrer politischen Institutionen bildet. Die Presse allein belebt das immense Wahlsystem, sie allein regt zum Wahlkampf an, ohne welchen die Wahlen zu einer reinen Formalität ausarten würden, und unterhält denselben mit allem Feuer der Beredtsamkeit, sie allein ruft das Volk zur Wahlurne, indem sie an Namen eine Bedeutung heftet, oder irgend eine Ernennung mit dem Triumph einer Idee, oder einer Partei verbindet. Von einem anderen Gesichtspunkte aus hat das Journal nicht weniger Einfluß: Lectüre der arbeitenden Klassen, ist es der große Erzieher des Volkes, derjenige, welcher die Arbeiter in ihren Rechten unterweist, welcher sie leitet in der Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte, der sie aufklärt über die Menschen und die Sachen, der für sie kämpft, aber auch gar häufig ihre Vorurtheile bestärkt. Wer in einem Lande, wo das allgemeine Stimmrecht gilt, über die Massen verfügt, der ist Meister der Situation und der nationalen Geschicke; daher kommt denn auch, daß die Mehrzahl der Presse darin übereinstimmt, die Nation in irgend einen Weg hineinzutreiben, sei es in den Krieg oder Frieden, sei es zur Annectirung von

Digitized by Google

Texas und Californien, oder sei es in den Bürgerkrieg; daher kommt ferner, daß kein unvorhergesehenes Ereigniß die öffentliche Meinung absorbiren kann; das unaufhörliche Predigen der Journale endigt immer damit, den Strom der öffentlichen Meinung, dem nichts widerstehen kann, zu bestimmen. Das ist eine große Macht, aber jedes Journal besitzt davon nur einen mikroskopischen Theil, der nicht genügt, irgend einem Mann zum Piedestal zu dienen. Die Mitarbeiterschaft an einem, selbst bedeutenden Journal gewährt in den Vereinigten Staaten nicht das Prestige, welches sich in Europa an den politischen Schriftsteller heftet: selten führt sie zu Einfluß, noch seltener zu Ruhm. Was nun die moralische Führung der amerikanischen Journale anbetrifft, so haben wir schon darauf hingewiesen, daß sie sehr häufig nachlässig redigirt werden, doch fast ohne Ausnahme vermeiden sie, die Moralität außer Augen zu setzen. Angriffe auf die Religion oder Sittlichkeit sind scrupulös aus ihren Spalten verbannt und das Publicum unterstützt sie darin. Niemals haben schamlose Publicationen und unzüchtige Angriffe, besonders auf Frauen, in den Vereinigten Staaten Glück gemacht und Skribler wie Rochefort und Genossen würde man federn, d. h. in schmerzhafter Weise lynchen. Die politische Presse ist zuweilen allerdings sehr barsch im Ton, Parteigefühle gewinnen oft die Oberhand über nüchternes Urtheil, doch selten und nicht allgemein. Nicht mehr als billig ist zu bekennen, daß ein Hinneigen zu Persönlichkeiten der amerikanischen Presse nicht zur Last gelegt werden kann; die wenigen schmutzigen Blätter, welche sich damit abgeben, sind Ausnahmen und Auswüchse. Eine mächtige moralische Kraft findet sich in den Vereinigten Staaten in der religiösen Presse concentrirt; es gibt 125 Blätter dieser Tendenz mit einer Auflage von über 500,000 Exemplaren! welches Volk auf der Erde kann sich damit vergleichen? Der Journalismus in den Vereinigten Staaten gleicht dem Charakter des Volkes, er ist versatil, biegsam, praktisch. Jedes Interesse, jede gesellschaftliche und jede politische Doctrin hat ihr Organ. Kürze, schlagendes Urtheil, prägnanter Ausdruck charakterisiren die Leitartikel: der Redacteur gibt weniger auf seinen Stil, als auf Erfassung und Erschöpfung seines Gegenstandes. In der That, zu bewundern ist, wie eine Person fertig bringt, so viel, so gut und täglich zu schreiben, wie manche amerikanische Redacteure thun. Unter den Hervorragenden und fähigen Tageblättern in den Vereinigten Staaten hat der National Intelligencer zu Washington, was moralischen wie literarischen Werth anbetrifft, kaum einen Rivalen in Europa, der ihn übertrifft. Das Journal of Commerce, Evening-Post, Courier and Inquirer, Commercial Advertiser, Tribune, Times, zu New-York; Pennsylvania Inquirer, Preß- und Evening-Bulletin zu Philadelphia; Patriot und American zu Baltimore; Courier und Bulletin zu Neu-Orleans; Traveller, Post, Advertiser und Courier zu Boston; Inquirer

Digitized by Google

zu Cincinnati; Whig zu Richmond in Virginien; Louisville Journal zu Louisville und Republican zu St. Louis, würden eine Zierde der Tagespresse in jedem Lande sein. Unter den werthvollen Wochenblättern verdienen the Home Journal und Independent zu Neu-York; Saturday Evening-Post und Episcopal Recorder zu Philadelphia; Telegraph zu Germantown und Scientific American zu Neu-York besondere Erwähnung. Wir könnten, wenn die Oekonomie dieses Blattes erlaubte, diese Liste noch um das Doppelte ausdehnen, doch wir meinen, daß das Angeführte genügen wird, und können nur wünschen, daß man in Zukunft im großen deutschen Vaterlande mehr denn bisher sich mit den Leiden und Freuden, mit den Institutionen und dem Entwicklungsgange des großen, freien, uns stammverwandten Volkes jenseit des Oceans, wo Millionen unserer Brüder sich angesiedelt haben, die bis zur letzten Faser ihres Herzens deutsch geblieben sind, beschäftigen möge.

Wir können unsere Arbeit jedoch nicht schließen, ohne einen Blick auf die große Unterabtheilung der amerikanischen Presse, auf die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten zu werfen, denn eine andere gibt es neben der in englischer Sprache abgefaßten nicht. Wir haben gesehen, daß schon vor dem Jahre 1740 zwei deutsche Zeitungen, und zwar in Pennsylvanien existirten; noch ehe die Revolution ausbrach, hatte sich die Zahl in der soeben erwähnten Colonie auf 6 vermehrt, neben 7 Blättern in englischer Sprache: darunter Miller's German Paper, Sauer's (Sower's) German Paper zu Germantown, English und German Paper zu Lancaster von Lehn u. Co., der Adler zu Reading.

Seit dieser Zeit nun hat die deutsche Presse mit der englisch-amerikanischen relativ gleichen Schritt gehalten und so finden wir denn im Jahre 1805 auf dem Territorium der Vereinigten Staaten nicht weniger als 133 große deutsche Zeitungen, von denen die älteste das ehrwürdige Alter von 65 Jahren hatte, heute also 86 Jahre zählt. Dagegen gab es nur eine italienische Zeitung und vier französische, von denen eine zu Neu-York, zwei zu Neu-Orleans, und eine zu Nauvoo veröffentlicht wurden; letztere war das Organ der von Frankreich mit dem Demagogen Cabet ausgewanderten „Ikarier", ein deutliches Zeichen der Beschränkung ihres Leserkreises. Dieses fast gänzliche Fehlen französischer Zeitungen in Nordamerika ist ein anderer schlagender Beweis für die Behauptung, welche Rudolf Döhn bei der Kritik des sonst vortrefflichen Werkes von Laboulaye über die amerikanische Union macht. Er sagt ganz richtig, daß Laboulaye's Meinung, die Franzosen seien in den Vereinigten Staaten vor allen anderen Völkern geliebt, auf einem Irrthum beruhe. Lafayette und andere französische Helden gehören in der Union, wo die Geschichte mit Riesenschritten geht, bereits dem Zeitalter der Heroen an: gewiß erinnert man sich ihrer und liebt sie als historische Figuren, aber das

Digitized by Google

ist auch alles. Die Sympathien Frankreichs während des Bürgerkrieges für die Secessionisten, sowie die Expedition nach Mexiko, haben den Rest von Zuneigung verwischt, der noch für die Franzosen in den Vereinigten Staaten herrschte; will man sich davon überzeugen, dann lese man nur die öffentlichen Erlasse der Generale, die an der mexikanischen Grenze standen, lese die Ausdrücke, die damals wie heute auf Kosten der großen Nation in Zeitungen, wie an officiellen Orten ausgesprochen werden. Männer wie Steuben, Prediger Weiß zu Boston, Bohlen und Schurz, haben dem deutschen Elemente und der deutschen Nation in der Union einen Einfluß und eine Achtung verschafft, gegen welche kein anderes Volk sich messen kann.

Wie hoch sich jetzt die Zahl der deutschen Blätter beläuft, vermögen wir nicht mit Sicherheit anzugeben, da bis zum Augenblick, wo wir dies schreiben, uns noch keine Details über den Census zugegangen sind, der im vorigen Jahre, dem Gebrauche gemäß, hätte vorgenommen werden müssen; es geschieht dies nämlich alle 10 Jahre, weshalb die letzten statistischen Angaben von 1860 sind. Doch so viel wissen wir, daß vier große deutsche Tagesblätter zu Cincinnati, drei je zu Neu-York, Philadelphia, Milwaukie, St. Louis, zwei je zu Pittsburg, Baltimore und Neu-Orleans, und eines je zu Louisville, Belleville, und Newark erscheinen. Der „Adler", die älteste deutsche Zeitung in den Vereinigten Staaten wird zu Reading in Pennsylvanien herausgegeben und ward vor 86 Jahren gegründet. Das nächste im Alter ist das Lancaster Whig-Paper zu Lancaster in Pennsylvanien, es zählt 45 Jahre, und ohngefähr 30 Zeitungen sind in den Jahren von 1850—60 gegründet worden. Der Neu-Yorker Democrat, gegründet von Bamburner, die Neu-Yorker Staatszeitung, gegründet von Hunker, der Cincinnati Republican, der Whig zu St. Louis, Anzeiger des Westens zu Benton, der Pioneer, ein radicales Blatt zu Louisville und der Cincinnati Wahrheitsfreund, ein katholisches Organ, mögen als die leitenden Blätter angesehen werden. Die frühzeitige Gründung einer deutschen Presse jenseit des Oceans, ihre schnelle Entwicklung und bedeutsames Anwachsen zeigt welchen Einfluß sie ausübt, und welch größeren sie noch ausüben kann, und zwar auch in unserem speciellen Interesse, wenn ihr vom großen Mutterlande die nöthige Aufmerksamkeit und moralische Unterstützung zugewandt wird. Man sollte dies jetzt, wo wir uns zu einem, der amerikanischen Union ähnlichen einheitlichen Staat emporgeschwungen, nicht außer acht lassen, man sollte den Brüdern drüben über dem Meer in ihrem Thun und Treiben eine größere Aufmerksamkeit als bisher schenken, um so mehr, da diese an unseren Geschicken eine so große Theilnahme schon seit Jahren gezeigt haben und nicht etwa erst seit dem letzten Kriege. Man nehme nur die von der Postverwaltung veröffentlichten statistischen Tabellen in die Hand und lese die Zahlen der von Deutschland

Digitized by Google

nach den Vereinigten Staaten gesandten Zeitungen und periodischen Blätter, in einer Zeit wo bei uns keine nennenswerthen Ereignisse vorgingen, und man wird das von uns behauptete bewahrheitet finden. So brachten z. B. 1856 die Bremer Postdampfer 23,165 Zeitungen und die preußischen 63,131 herüber; 1861 gingen über Bremen 26,263, über Hamburg 7899 und mit den preußischen Dampfern 84,923 Zeitungen nach den Vereinigten Staaten; diese Zahlen genügen, um einen annähernden Begriff von der Menge der deutschen Zeitungen zu geben, die während unseres großen Krieges hinübergegangen.

Mit der Haltung der amerikanischen Presse während des großen Bürgerkrieges fällt auch die scheinbar paradoxe Frage zusammen, ob die Presse in der Union eine freie sei. Gesetzliche Fesseln binden allerdings die amerikanischen Journale nicht, dafür aber sind sie alle in absoluter Abhängigkeit von einem capriciösen und despotischen Meister, dem Publikum. Was die Größe und den Adel der Zeitungs-Literatur ausmacht, das ist die Mission, welche der Journalist hat, die öffentliche Meinung aufzuklären, zu lenken und sie zur Wahrheit zurückzuführen, wenn sie verirrt ist. Unglücklicher Weise ist das Publikum sehr schnell mit seinem Urtheil bei der Hand; es gehorcht mehr seinem Instinct, als der Vernunft und es gehört Zeit dazu, es zu enttäuschen. Diese Zeit aber mangelt der amerikanischen Presse stets. Da sie keine Abonnenten besitzt, so hat sie nicht, wie die europäischen Journale, eine feste Kundschaft, welche ihre Existenz während einer Krisis sichern könnte; sie lebt von einem Tag zum andern vom Verkauf ihrer Nummern: sobald die unzufriedene Menge das Blatt verläßt, welches der Gegenstand seiner Vorliebe war, sobald die Agenten und Colporteure ihre Käufe verringern, steht die Hungersnoth vor der Thür und das Journal ist zum Stillschweigen verdammt, oder muß seine Meinung ändern und mit den Wölfen heulen. Es giebt nicht selten noch ein stärkeres Motiv, als die Furcht vor Ruin, dem es nachgeben muß. Die Menge ist eben so absolutistisch wie der Despotismus, aber sie hat nicht nöthig wie jener zur Heuchelei ihre Zuflucht zu nehmen. Mehr denn einmal hat man in den Vereinigten Staaten die Volksmenge die Büreaux einer Zeitung stürmen und demoliren sehen, um dadurch einen Widerspruch zum Schweigen zu bringen, der ihr mißfiel. Diesem Umstande hat man vielfach die befremdende Parteinahme der Presse während des Bürgerkrieges zuzuschreiben. Mit wenigen Ausnahmen war z. B. die New-Yorker Presse anfangs den Secessionisten günstig und nur die Furcht vor dem Unwillen der Bevölkerung zwang sie, mit Lincoln und seiner Partei zu gehen; so gab es im Süden manche Blätter, die dem Bürgerkriege abgeneigt, feindlich waren, aber gleichfalls ihre Stimme erstickten aus Furcht vor dem Unwillen der Sclavenhalter. Die gesammte deutsche Presse in der Union allein ist frei von jedem Vorwurf, auch nur einmal mit den Südstaaten geliebäugelt zu haben,

Digitized by Google

und wenn man die lange Reihe von Verwarnungen und Suspensionen durchliest, welche während der Dauer des Bürgerkrieges verhängt wurden, so finden wir auch nicht ein deutsches Blatt darunter. Das Auftreten der Behörden gegen die Presse war im Bürgerkriege ein sehr hartes und willkürliches: Generale, Gouverneure und Civilbeamte unterdrückten und confiscirten Blätter, kerkerten ein und verjagten Zeitungsredacteure, die ihnen mißliebig waren, sehr häufig auf die grausamste, brutalste Weise, nicht selten ohne allen Grund. Zum Beweise nur einige aufs Gerathewohl herausgegriffene Beispiele: die Confiscation des Sunday Chronicle zu Washington am 17. Mai 1862, desgleichen des Evening-Journal zu Philadelphia und die Verhaftung seines Redacteurs durch General Schenk; die Unterbrechung der Vertheilung und des Verkaufs des Freeman Journal und des Caucasian zu New-York, der Crisis zu Jerseyville, der Chicago Times und des Herald zu Duburque 1863 und ferner die Suspension des Journal of Commerce und des World zu New-York am 18. Mai 1864 und viele andere.*)

H. Bartling.

Posthistorien.

Wenn die Gegenwart, im Genusse der Vortheile eines reichgegliederten Communicationssystems, den Strom des öffentlichen Verkehrs in mächtigen Canälen oder in feinen Veräftungen ihrer Adern sich frei und ungehemmt nach allen Seiten ausbreiten sieht, denkt sie wohl kaum jener primitiven Keime, aus welchen sich, Dank der geistigen Arbeit von Jahrhunderten, weltumfassende Organismen entwickelt haben. Heutzutage sind die großen Träger unsrer Cultur: Posten, Telegraphen und Eisenbahnen, selbstverständliche

*) Schließen wir mit einigen statistischen Notizen, die wir hauptsächlich dem American-State-Almanac für das Jahr 1863 entnehmen. Der Census von 1860 ergab eine Anzahl von 4051 Zeitungen und periodischen Blättern in den Vereinigten Staaten mit einer Ausgabe von 927,951,948 Nummern, wogegen man 1810 erst 22,222,200 fand. Im Jahre 1850 lieferte die jährliche Circulation jeder weißen Person in den Vereinigten Staaten 21·81 Copien, dagegen in 1860 34·36 pro Kopf. Die drei Staaten New-York, Pennsylvania und Massachusetts liefern fast die Hälfte der aggregaten Circulation der gesammten Staaten. Das Capital, welches in 21 Staaten im Buchdruckergewerbe angelegt war, betrug Ende Juni 1860 39,678,043 Dollars, gegen 11,352,705 Dollar in 1850.

Digitized by Google

Dinge, deren das moderne kosmopolitisch entfaltete Verkehrsleben nicht entbehren kann. Wenige Jahrhunderte zurück liegt eine Vergangenheit, welche dieser Segnungen noch völlig entbehrte. Vor 1649 hatte unsre, jetzt zur Kaiserstadt erhobene, preußische Metropole, Berlin, noch kein Postamt. Briefliche Mittheilungen wurden den unsicheren Händen der Boten oder wandernden Metzger anvertraut, oft sehr zum Nachtheile der Correspondenten. Denn Garzonus klagt „daß die Boten, beneben anderer Untreu, so offtermahls gespühret wird, die Briefe aufbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, auch meisterlich darauf abgerichtet sind, daß sie die Päck und Geld aufmachen, verspielen, versauffen u. s. w. und geben hernach an, sie seien angegriffen worden." Als der schwedische Postmeister zu Riga, Johann Becker, 1646 die Rigaer Post über Königsberg hinaus nach Preußen hineinführen wollte, erkannte des großen Kurfürsten staatsmännischer Geist den Nutzen einer solchen Einrichtung für die Volkswohlfahrt und beschloß auf den Rath eines um das Postwesen später hochverdient gewordenen Mannes, Michael Matthias, an Stelle der Boten-Anstalten ein Staatspostwesen in den Kurfürstlichen Landen einzurichten (1649). Matthias ging mit großer Energie an die Ausführung des Plans. Berlin, das aus dem kleinen Landstädtchen Cölln a. Spree und dem ehemaligen Fischerdorfe Berlin entstanden, im schnellen Emporblühen begriffen war, erhielt durch Anlegung von Haupt-Postcoursen nach Cleve und Memel eine zweimal wöchentliche Verbindung mit dem Westen und Osten. Die Post von Cleve nach Königsberg brauchte 10 Tage, von Berlin bis Königsberg 4 Tage, eine, wie Schriftsteller jener Zeit berichten, ganz „außergewöhnliche Schnelligkeit", so daß man „von fliegenden Posten" sprach. Die Zerstückelung Deutschlands in zahlreiche Territorien legte der Ausbreitung der Posten große Hindernisse in den Weg; und bei dem Mangel einer bestimmten Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Postwesens in Deutschland entstanden denn auch zahlreiche Streitigkeiten zwischen den Patronen der einzelnen Territorial-Postinstitute. Der Denkweise und den Sitten der „guten alten Zeit" gemäß kam es dabei oft zu Gewaltthätigkeiten aller Art. Der brandenburgische Oberst von Schwerin ließ polnische und schwedische Postillone arretiren und ins Gefängniß werfen, die Briefe aber so lange zurückhalten, bis das Porto an die Kurfürstliche Kasse bezahlt war. Berühmt sind die langen Fehden Brandenburgs mit der Taxis'schen Reichspost; ein Theil überfiel des Anderen Posten, und trieb Passagiere und Postillone auf der Landstraße zu Paaren. Nichts destoweniger vermochte der kosmopolitische Charakter des Postwesens nach und nach alle Schranken, welche Feudalismus und engherzige Politik gleich chinesischen Mauern aufgebaut hatten, siegreich zu überschreiten. 1653 wurde eine Post von Berlin über Dresden nach Regensburg angelegt; 1659 entstand eine

Digitized by Google

zweimal wöchentliche Postverbindung von Leipzig nach Berlin; die Fahrt wurde in 48 Stunden zurückgelegt; 1781 mußte Matthias auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg eine „Geschwindpost" zwischen Leipzig und Hamburg einrichten „zu besserer Beförderung der Commercien", wie denn überhaupt dieser große Monarch darauf bedacht war, die Postanlagen nach seinem eigenen Worte „zu des gemeinen Bestens mehrerem Wesen" immer weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Namentlich setzte er auch die Posttaxen herunter. Ein Brief von Berlin nach Magdeburg kostete damals 1½ Sgr.; nur das Porto für Geldbriefe war sehr hoch. Wie naiv dagegen von einigen Regierungen und von zünftigen Corporationen über den Werth der Posten geurtheilt wurde, zeigt der Ausspruch des Erzbischofs von Mainz, welcher bei Gelegenheit der Verhandlungen wegen Einrichtung einer directen Post zwischen den wichtigen Handelsemporien Nürnberg und Hamburg (1710) den Transit der Post verweigerte, weil „die Posten viel zu schnell gingen, so daß Gastwirthe, Bäcker, Brauer und Weinschenken an den Landstraßen nicht die Nahrung hätten, wie bei den Lohnfuhrwerken." Ebenso waren die Fuhrherrn-Gilde in Cleve und die Landkutscher-Innung in Magdeburg eifrige Widersacher der fahrenden Posten, weil diese den Reiseverkehr mehr und mehr an sich zogen, auch mehr leisteten, als veraltete Zunfteinrichtungen vermochten. Der Zustand der Postwagen war in jener Zeit indeß keineswegs verlockend. Meist waren dieselben unbedeckt, also jeder Witterung preisgegeben, und hatten ungepolsterte Sitze ohne Lehne. Bei schlechten Wegen, wie solche im heiligen römischen Reiche keine Seltenheit waren, kam vor, daß Passagiere und Postillone durch die Stöße des Wagens an die Erde geschleudert wurden. Die Postpäckereien wurden nebst den Futtersäcken der Postillone unter und neben den Sitz der Passagiere gelegt und strömten nicht selten ein Aroma aus, das wenig an Arabiens Wohlgerüche erinnerte, wie z. B. jene 90 Hasen aus Halberstadt oder die sogenannten Häringsposten aus Hamburg auf der Fahrt nach Berlin. Den Reisenden wurde empfohlen, auf ihr Gepäck selbst zu achten, „da der Postillon mit seinen Pferden genug zu thun habe" — ein wahres Schiboleth für die praktische Anwendung des „Selbst ist der Mann"! Trotzdem müssen die Passagier-Effecten häufig gestohlen worden sein; denn ein Edict (vergl. Mylius Sammlung) befahl „die Austreibung der Juden, welche die von den Posten gestohlenen Sachen zu kaufen pflegen." Das Steckenbleiben der Posten war eine mit der Romantik jener Tage eng verbundene, häufig vorkommende Abwechselung. Ein ernsteres Abenteuer war es, wenn bei den Fahrten durch die Litthauischen Wälder die Pferde, vom Geheul der Wölfe erschreckt, ohne Weiteres Kehrt machten und über Stock und Stein nach der Station zurückeilten. Im Allgemeinen wur-

Digitized by Google

den die Posten regelmäßig und sicher befördert; doch kam häufig, mehr als jetzt vor, daß die uralte deutsche Neigung zum Biertrinken die Herren Passagiere bewog, mit den Posten an beliebten Schänken und Krügen halten zu lassen, in welcher Beziehung z. B. Bernau bei Berlin berühmt war. Das „Gezänke auf dem Postwagen, das Schimpfen auf die Postillone und insbesondere das gottlose Fluchen in den Passagierstuben" war den Reisenden, wohl auf Grund betrübender Erfahrungen von ehedem, streng untersagt; die Verbote halfen aber wenig. Trotz alledem geht, hervorgerufen durch die Erleichterung des Verkehrs, mit dem Aufblühen der Posten ein frischer Hauch gewerblicher, commercieller und wirthschaftlicher Entwickelung durch Deutschland. 1615 war die erste deutsche Zeitung, „das Frankfurter Journal", vom Buchhändler Emmel gestiftet, in Frankfurt a. M. erschienen; die Post erwarb sich durch Beförderung der Zeitungen um die Hebung des geistigen Verkehrs ein großes Verdienst, und v. Beust sagt mit Recht: „Vor allen anderen kommt der Zeitungen Aufnahme von den Posthäusern her."

Ein reges Leben und Treiben entspann sich namentlich in den größeren Orten zur Zeit der Ankunft der Posten an den Postschaltern. Das Institut der Briefträger bestand vor 1710 nicht; es mußte deßhalb ein Jeder die im Postflur aushängenden Verzeichnisse der eingetroffenen Briefschaften einsehen und sich letztere selbst abholen. Natürlich fehlte es dabei nicht an tumultuarischen Auftritten, und der Brandenburgische Postfactor in Leipzig, Abraham Ihle, klagt (1687) darüber bitter, daß „hier nach Eröffnung der Posten ein solch ungeheuer anlauffen, daß man Thüren und Fenster in Acht zu nehmen hat, und es insonderlich zur Meßzeit unmöglich sei, in solchem wüsten Wesen Zeugen anzuhören, Scheine zu geben u. s. w."

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, mit seinem die kleinsten Details umfassenden Staatsverwaltungstalente, wandte der Ausbreitung der Posten großes Interesse zu. „Sollen die Posten anlegen in Preußen von Ort zu Ort ich will haben ein landt das kultiviret sein soll höret Post dazu", war seine Randbemerkung auf die Anträge des General-Finanz-Directoriums wegen der Postanlagen in Ostpreußen; ebenso erklärte er im Geheimen Staatsrathe „die Posten seien vor den florissanten Zustand der Commercien hochnothwendig und gleichsam das Oel vor die ganze Staatsmaschine." Selbst Seepostverbindungen, von Stralsund nach Ystadt, versuchte er herzustellen. Am 15. Februar 1723 bestimmte er, daß das General-Postamt, welches vorher zum Finanz-Departement gehört hatte, als eine eigene Behörde constituirt werden solle. Das Local des General-Postamts befand sich seit Friedrichs I. Regierung in dem für den Grafen

Digitized by Google

v. Wartenberg gekauften Hause an der langen Brücke in Berlin. Die Constituirung dieser technischen Centralbehörde war ein bedeutender Fortschritt, weil die Verwaltung, auf bestimmte Principien gegründet und von administrativen Schranken befreit, ihre Culturaufgabe freisinniger zu erfassen und besser zu erfüllen vermochte. Der König ließ sich über den Zustand des Postwesens fort und fort eingehenden Vortrag halten, decretirte häufig Taxermäßigungen, und den Vorstehern der Postämter in fremden Postgebieten befahl er „durch desinteressirte Verwaltung" das Publicum zu gewinnen. Unter Friedrich dem Großen erlitt das preußische Postwesen vorübergehend einen empfindlichen Rückschlag durch Einführung der französischen Postregie (1766), welche eine Menge drückender Postverordnungen erließ, hohe Taxen einführte, und durch Organisation eines förmlichen Spionir- und Denuncianten-Corps von Postfiscälen, Postvisitateurs die Verwaltung demoralisirte. Es war dies ein Irrthum des großen Königs, der „mehr Execution, weniger Verordnung" oder, wie Justus Möser treffend sagt: „Mehl, Mehl, nicht die Mühle", also mehr productive Thätigkeit im Postwesen haben wollte. Nach Abschaffung der Regie wurde in dem Ober-Postdirector, nachherigen General-Postmeister v. Seegebarth (1773) eine ausgezeichnete Kraft für das Postwesen gewonnen; letzteres verdankt ihm wichtige Verbesserungen. Zur Zeit des Abschlusses des Hubertsburger Friedens war die Staatskasse so erschöpft, daß Friedrich der Große einen Antrag des General-Postamts um Bewilligung von 50,000 Thaler für das Postfuhrwesen mit den Worten ablehnte: „ich bin jetzt arm wie Hiob", und unter einer Eingabe der Berliner Fuhrleute wegen Erstattung ihres Schadens bei Fortnahme der Pferde durch die Russen eigenhändig vermerkte: „ob man ihnen nicht auch den Schaden von der Sündfluht vergühtigen Sol." Doch bald erholte sich das Land und auch die Einnahmen aus dem Postwesen wuchsen. Auch damals gab es noch keine Thüren in den Postwagen, vielmehr waren bloß Leinwandvorhänge an den Seitenöffnungen zum Schutze gegen Wind und Wetter angebracht, was freilich wenig nützte. Chausseen fehlten noch gänzlich, und der Ober-Postdirector Uhl verlangte für Westpreußen mit seinen verrufenen Wegen vergeblich die Anlage der „ersten Chaussee" in den königlichen Staaten. Kein Wunder, daß Johann Nepomuck Hecht in seinem „Reisehandbüchlein", „worinnen denen Reisenden fürgestellet, was ihnen zu haben, thun und wissen nöthig", als Erfordernisse der „ordentlichen" Passagiers christliche Geduld und eine gute Leibesconstitution aufführt. Im Jahre 1754 wurden die ersten Post-Journalièren zwischen Berlin und Potsdam eingerichtet; die Fahrten übernahm der Probst Süßmilch, dem der Gasthof in Zehlendorf gehörte; zuerst ging täglich eine Journalière Morgens

Digitized by Google

8 Uhr aus Berlin, und 4 Uhr Nachmittags aus Potsdam, Fahrzeit 4 Stunden. Drei Monate später wurde eine zweite errichtet, beide brachten schon im ersten Jahre 1418 Thaler reinen Ueberschuß, der dem Könige viel Freude machte, so daß er den General-Postmeister Grafen Gotter persönlich belobte und den Expeditionsbeamten „zu ihrem Encouragement" 25 Thaler Gratification verlieh. Im Jahre 1766 wurde der erste Briefkasten „zur Gemächlichkeit der Correspondenten und Facilitirung derer Correspondence" im Flure des Berliner Posthauses aufgestellt; der Kasten mußte aber später wieder eingezogen werden „wegen des Unfugs so damit getrieben und wegen derer untreuen Bedienten die das Porto unterschlagen, die Briefe aber in den Kasten einwerfen." Die Briefbestellung in Berlin fand von 1770 ab zweimal täglich statt, um 11 Uhr und 6 Uhr; jeder Schein kostete 6 Pf., jeder Brief 3 Pf. Bestellgeld, „ausgenommen von denen Briefen in die äußersten Vorstädte, als jenseits der Roßstraßenbrücke, auf dem Schiffbauerdamm, in der Köpenicker Vorstadt und am Oberbaum," wofür 6 Pf. zu zahlen waren. Nach dem Frieden von Basel, welchen Preußen am 5. April 1795 nach Beendigung des mißglückten Champagne-Feldzuges mit der französischen Republik hatte schließen müssen, kam das linke Rheinufer an Frankreich, und die Franzosen begannen dort mit Einführung ihrer eigenen Verwaltung. „Die preußischen Postillone mußten in dem Gebiet von Geldern, Cleve und Mörs (1798) die dreifarbige Cocarde aufstecken, der preußische Adler an den Postwagen erhielt einen blauen Ueberzug. Diese Zeit und die darauf folgende der französischen Occupation Deutschlands in Folge des unglücklichen Krieges (1806) ist die traurigste Epoche der preußischen Post. Erst das staatsmännische Genie eines Hardenberg hat sie aus den Wirren emporgehoben, denen das ganze politische und wirthschaftliche Leben der deutschen Nation unter dem Joche der Fremdherrschaft anheimgefallen war. An die Stelle unnatürlicher, den Interessen des Siegers dienender Einrichtungen traten nach langem Interregnum wieder die nationalen, aus den natürlichen Grundlagen entwickelten Verkehrsbeziehungen, deren Pflege der Ruhm und der Stolz des Postinstituts ist. 1808—1817 wurde das Postwesen durch Seegeberg's rührige Kraft reorganisirt, und es begann eine neue Aera glücklicher Entwickelung des großen Culturinstituts. Tybusch.

Digitized by Google

Berliner Briefe.

Berlin, den 15. September. Seit der Salzburger Quell versiegt ist, hat sich des politischen Lebens Berlins wieder jener schlafähnliche Zustand bemächtigt, welcher unmittelbar nach der Beendigung der Parlamentssession herrschte. Um ganz aufrichtig zu sein, müßte man eigentlich sagen, daß er selbst durch diese Zusammenkunft kaum unterbrochen worden ist. Was ist uns Hekuba? Was ist dem Berliner Wien und ganz Deutsch-Oestreich? Wir sind Kosmopoliten vom Scheitel bis zur Zehe — aber hinter dem Erzgebirge und den Sudeten hört für uns die Welt auf. Und vielleicht sind die Berliner nicht einmal so ganz kosmopolitisch, wie sie zu sein glauben, wenigstens nicht der allerdings kleine autochthone Bruchtheil. Wenn statt der Hohenzollern ein einheimisches Geschlecht in Brandenburg regiert hätte, so hätten wir heute noch ein Markgrafenthum Brandenburg, das sich auf's Aeußerste gegen jedes Annectiren und Annectirtwerden sträuben würde. Man erzählt von einem großen Staatsmann märkischen Blutes, den Jemand für einige Edelleute interessiren wollte, die sich in ein gewagtes Geschäft eingelassen hatten, bei dem ihr Name auf dem Spiel stand; er habe bei dem Appell an die Standesgenossenschaft ausgerufen: Weßhalb ist denn kein Märker darunter! Das mag wahr oder erfunden sein, aber es bezeichnet diesen brandenburgischen Geist, der ganz gegen seinen Willen erobert. Im Jahre 1848 schlug die Kreuzzeitung wirklich eine corde sensible an, als sie gegen die Kuhblume — so hatte sie die schwarzrothgoldene Kokarde getauft — eiferte. Im Grunde des Herzens liebte der Preuße die einfache Mischung. Jetzt tragen sechs- oder siebenmalhunderttausend Männer, die aus Frankreich zurückgekehrt sind, im Knopfloch ein dreifarbiges Bändchen, das zwar nicht schwarzroth-golden ist, aber mindestens eben so schreiend, als seiner Zeit die Kuhblume, und wenn die Kunstkritiker, welche sich jetzt über die Holbein'sche Madonna in Dresden zur Genüge ereifert haben, einen Augenblick Athem schöpfen wollten, so könnten sie entscheiden, welche Tricolore ästhetisch gerechtfertigter ist. Indessen der Brandenburger ist nicht ästhetisch und ein geistreicher Abgeordneter, dessen Wiege auch nicht weit von den Ufern der Havel stand, spricht ihm, zwar halb im Scherz und halb im Ernst, die Culturfähigkeit ab; aber die Fähigkeit zu arbeiten, zu marschiren und zu fechten hat er immer gehabt. Und er weiß zu sterben: ils savent mourir, hörte ich einmal einen alten französischen Militär von unsern Soldaten mit einer Andacht und einem Respect sagen, die tief rührend waren und die in in der Schaale der ewigen Gerechtigkeit ein paar Centner von jenen Unfläthigkeiten aufgewogen haben müssen, mit denen sich die Franzosen tagtäglich besudeln. Dieser stramme, militärische, pflichtgetreue Geist, der Feind aller Leichtlebigkeit,

Digitized by Google

alles Genialischen, aller Ungebundenheit verbreitete sich aus der Mark allmälig in die übrigen Provinzen, in dem Maße als sich das Reich vergrößerte, er dehnte sich im letzten Kriege auf ganz Deutschland aus und brachte jene Wunder zu Tage, welche mit goldenen Buchstaben auf dem schönsten Blatt der deutschen Geschichte verzeichnet sind.

Aber dieser Geist, groß im Gehorsam, wunderbar befähigt für die Mission, welche er zum größeren Theil schon erfüllt hat, zum Theil noch erfüllen soll, ist in der politischen Freiheit noch schwach. In Preußen wird der Parlamentarismus bald ein Vierteljahrhundert alt, aber wie selten hat er in großem Schwunge das politische Leben bewegt, oder gar einen Anstoß nach außen gegeben. Ein Anlauf, ein Mißerfolg und dann ging es wieder zu der prosaischen, nützlichen, aber auch nüchternen Arbeit zurück. Der deutsche Parlamentarismus ist nach dem Bibelwort: Arbeit im Schweiße des Angesichts. Er wird es auch in der nächsten Session sein, in der man aus den praktischen Fragen nicht herauskommen und zu dem kleinsten Ausfluge auf das Gebiet der hohen Politik keine Zeit haben wird. Wir haben uns bei diesem Systeme vortrefflich befunden, aber es hat den einen Uebelstand, daß es immer einen großen Mann an der Spitze braucht und wenn der fehlt, sinkt Alles in Erschlaffung zurück.

Die Franzosen haben viel mehr als wir das Talent sich selbst zu helfen, und doch haben sie sich nie selbst regieren gekonnt, weil ihnen das nothwendige Maß der Subordination fehlt. Die Engländer allein haben ein paar Jahrhunderte hindurch das Ideal einer vernünftigen Selbstregierung verwirklicht und sie scheinen jetzt im Verfall. Vielleicht sind die Deutschen im Stande, das politische Ideal zu verwirklichen. Nicht heut, nicht morgen kann es geschehen. Wir sind noch ecclesia militans, aber wenn einmal im ruhigen Besitz, so werden wir uns das Ziel stecken, zu dem wir immerhin schon heut die Vorarbeiten machen können. — o. W. —

Kleine Besprechungen.

Jetzt ist derselbe deutsche Sammelfleiß, der zu Anfang des deutsch-französischen Krieges die lieben Landsleute mit „Kriegsgeschichten“ überschwemmte, der Zusammenstellung der Thorheiten der feindlichen Presse, der öffentlichen und privaten Kundgebungen des Hasses und der Verblendung unserer Feinde

Digitized by Google

gewidmet. Unter der zahlreichen Literatur, welche in diesem Fache bereits vorhanden ist, heben wir neben dem in einem längeren Artikel dieses Blattes „Franzosenspiegel" bereits besprochenen trefflich satirischen Buche „par un Berlinois", die mit vielem Geschmack ausgeführte und durch den Contrast der deutschen und französischen Kriegsnachrichten und Depeschen höchst wirksame Arbeit von Prof. Dr. Adam Pfaff (Cassel 1871, Theodor Kay) hervor: „La grande nation in ihren Reden und Thaten von Anfang bis Ende des Krieges — verglichen mit den Thaten und Reden des deutschen Volkes." Die erste Abtheilung führt in chronologischer Ordnung den Leser von Beginn des Krieges bis Sedan und der Revolution des 4. September; die zweite jetzt vorliegende Abtheilung beginnt mit Favre's Rundschreiben vom 6. September und reicht bis zum Abschluß des Friedens. Auch als vollständige Sammlung der diplomatischen, parlamentarischen und politischen Documente der beiden Nationen ist die Arbeit werthvoll.

Eine ähnlich verdienstliche Schrift wie die von uns schon früher besprochene des Herrn Staatsraths Frederic de Rougemont in Neuchâtel, „Les conseillers bénévoles du Roi Guillaume" — welche ins Deutsche übersetzt wurde, und wenige Monate nach ihrem Erscheinen, wesentlich vermehrt, die verdiente zweite Auflage erlebte, ist die „Historische Skizze" „L'Alsace et la Lorraine" von Gustav Solling, gewesenem Mitglied der Militärakademie in Woolwich (Berlin, Fr. Kortkampf 1871). Beide Schriften besorgen auf das gründlichste die, einem „Neutralen" im Vergleich zu uns Prussiens immerhin leichtere und dankenswerthere Aufgabe, den Franzosen in ihrer eigenen geliebten Muttersprache die Wahrheit zu sagen. Namentlich lernen die Franzosen die kolossalen Ziffern ihrer Brandschatzungen in Elsaß-Lothringen, die unter der Firma Liberté, Egalité, Fraternité bei Todesstrafe erhoben wurden, und die an baarem Gelde allein schon in den ersten zwei Jahren der „Republik" sich auf über 3½ Million beliefen, vielleicht erst aus diesen französisch geschriebenen Flugblättern kennen. Für die Elsaß-Lothringer selbst mag diese Erinnerung, in Verbindung mit den brutalen Kundgebungen des Brotneides der rein französischen Concurrenzindustrie ein bleibender Fingerzeig sein dafür, wo sie die selbstlosere Bruderliebe zu suchen haben, diesseit oder jenseit des Wasgenwaldes.

Nicht erst seit dem Kriege, seit Jahren sind wir gewöhnt, aus der Feder des Prof. Wilhelm Müller in Tübingen, des tapfern deutschen Schwaben, die „Politische Geschichte der Gegenwart" (Berlin, Julius Springer) in frischen reichen Farben geschildert zu sehen. Wie hätte er, der deutsche Mann, sein Werk während des großen Jahres 1870 aussetzen mögen? Kommende Geschlechter werden, wenn sie von unsern Tagen erzählen, natürlich über eine Reihe von Quellen verfügen, die uns selbst heute noch

Digitized by Google

nicht bekannt sind, aber das Eine werden sie aus den fleißigen, gründlichen und sehr übersichtlich geordneten Arbeiten Müller's immer mit besonderer Deutlichkeit ersehen: wie sich der nationale Deutsche von heute die Welthändel zurechtlegte, was der Mitlebende als die hervorragenderen, die minder wichtigen Ereignisse seiner Zeit betrachtete. Und um auch in dieser Hinsicht zum Schlusse völlige Unparteilichkeit walten zu lassen, fügt Wilhelm Müller seiner eigenen Geschichtsdarstellung eine chronologische Tabelle über alle irgend nennenswerthen Ereignisse des Jahres 1870 auf der ganzen Erde, Tag für Tag an, eine Tabelle, welche in ihrer Vollständigkeit und Correctheit jedem Darsteller dieser Tage ein willkommener Führer sein wird.

Glücklicherweise ist allen unsern Feinden und neutralen Zuschauern in diesem Kriege der Humor eher ausgegangen als uns selber. Was wir von den Feinden und mißlaunigen Neutralen unter der Etikette des Humors zugesandt erhielten, hätten wir bei uns mit einem ganz andern Namen getauft. Um so erfreulicher war uns jeder Beweis, daß Einzelne den friedenverbürgenden Kern unserer gewaltigen Erfolge auch „draußen" mit jener Heiterkeit und Fröhlichkeit des Herzens aufnahmen, die uns über alle theuren Opfer unseres Blutes getröstet. Und am meisten freuen wir uns über Beweise dieser fröhlich bewegten Gemüthsstimmung aus der Schweiz, der deutschen Schweiz, zumal sie sehr dünn gesät sind. Man wird unter der uns sympathischen Literatur der Schweiz aber kaum nach einem liebenswürdigeren, anspruchloseren und fröhlicheren Schriftchen greifen können, als uns die „Warhafftige Nuwe Zittung des jungst vergangenen Tutschen Kriegs durch Ernst Götzinger, doctor und schulmeister zu Sangallen" (St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer, 1871) bietet. Der spätmittelalterliche Chronikstil des Schriftchens bezeugt die auch bei andern Gelegenheiten bekundete volle Vertrautheit des Autors mit den Rede-, Sprach- und Gedankenformen eines Johannes Keßler — während aus jeder Zeile wieder der ganz moderne Mensch spricht, der in unserm großen Kriege seinem „frintlichen und geliebten sönlein, ouch seinem döchterlin" den Finger Gottes weist. Die deutschen Zeitungen haben schon vor Monaten die in ihrem naiven Altdeutsch und ihrem tiefen Gefühl und Humor wirklich ergreifende Schilderung des Kriegsfalls. und unserer Führer in Rath und Feld, aus dem Schriftchen abgedruckt. Wir geben hier als Probe die Stelle über den Tag von Sedan: „Also kamend sy widerumb aneinander in einer großen feldschlacht, die geschach by statt und schloß Sedan, und verlurend die armen Frantzosen aber, und gabend die flucht in die stat, und ist on not zu erzellen wie sy daselb wie an allen andern orten kriegsvolk, panner, fänlin, stuck, buchsen, und ouch etwan ein stuck irer er verloren hand. Do was die statt zu lüzzel fur das vil volk und must der kayser Napoleon am 2. tag septembris sich und den ganzen herzug den Tütschen erge-

Digitized by Google

ben; zeware, so ist das me dann der kunig Xerxes getan, der doch sin eigen land wider gewunnen, und schreib do der furnem herr ein brievlin an den Prußßenkunig: ‚min willig dienst sy üch allzit bereit, woledler, gnädiger und gunstiger herre kunig. Diewil mir nit vergunt worden, tot zu sin — gott erbarms — so wil ich üch, woledler herr kunig, min rustung anheim geben und üwer gefangner sin. Sind Gott befolchen.' — Und also geschachs, der ganz herzug mit ußdermaßen vil plunder ward nach Tütschland in vanknus gefürt, der kayser dorfft uff das schloß Wilhelmshöchi in Hessenland ziechen, alsda sin öheim, liederlichen angedenkens, vor ziten wonung gehept, und schickt im die kunigin iren eignen libkoch, der must brodlen laßßen und braten und bachen was der kayser welt, und kennt ich samer potz granaten manig arm pfäffelin, das gieng gern uff dasselbig schloß, wann der kuchimeister darby wär." Und über die Kaiserwahl sagt Götzinger: „und ward do die fröud der Tütschen gar groß und weltend sy nit me zufriden sin mit einem oder etlichen kunigen, sunder ouch ein kayser haben, und machtend sich den Prußßenkunig zum tütschen kayser und ist Tütschland ietzt ein kayserthum, sam es zu den ziten kayser Barbarossae gwesen, meinend ouch die gelerten, daß die raben so umb den kyfthouser geflogen, ietzt furt und daruß gezogen; so kan ich üch nit berichten, ob daß mit der warhait gegloubt werden muge, und vermein ich doch ettlich raben iemer noch ze sehenne; wär sunst gut, wan das swarz gefugele uß tütschem land vertriben wär."

Ein geborener Deutscher dagegen, H. A. Berlepsch, der bekannte „Reisenführer", der seit langen Jahren in Zürich naturalisirt ist, hat das Lob und Verständniß der schönen Schweizeralpen, der Wirthschaft, der Lebensweise und Sitten, der Freuden und Leiden der Alpenbewohner, dem deutschen Publicum in der vierten, sehr vermehrten und verbesserten Auflage seines trefflichen Werkes „Die Alpen, in Natur- und Lebensbildern" (Jena, Hermann Costenoble, 1871) von Neuem erschlossen. Die Kritik hat längst anerkannt, daß das Werk in naturwissenschaftlicher Hinsicht Tschudi's Thierleben der Alpenwelt, in dem Studium des Volkslebens den Schilderungen Jeremias Gotthelf's an die Seite zu stellen sei. Einzig und unübertroffen aber ist es nach dem Urtheil aller Kenner in seinen Abhandlungen über die Natur und Eigenart der höchsten Stätten, die Menschenfüße betreten haben, und ihrer Bewohner. Auch die prächtigen Illustrationen von der Hand Rittmeyer's sind durch eine ganze Anzahl neuer Blätter (Wettertanne, Gletscher, Rüfe, Schnee zur Alpzeit, Alpsee, Schwinget, Bärenjagd, Kinder im Gebirge) vermehrt. Namentlich für diejenigen, welche die Erinnerungen an ihre Alpenausflüge dieses Sommers daheim ruhig und verständig nachgenießen wollen, sind „Die Alpen" von Berlepsch die freudigste Lectüre.

Endlich erwähnen wir noch den „Daheim-Kalender für das Deutsche Reich" auf das Schaltjahr 1872, herausgegeben von der Re-

Digitized by Google

daction des Daheim, mit gegen 70 Illustrationen, vollständigem Kalendarium, „elegant cartonnirt mit rothem Leinwandrücken und Goldprägung“ (Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing.) Die Redaction des Daheim hat mit diesem Kalender dem großen Publicum einen würdigen deutschen Universalkalender, den Lesern ihres weitverbreiteten Blattes speciell aber ein Jahrbuch zum Daheim geboten, welches einerseits Anregung und Belehrung in reichem Maße bietet, andrerseits aber als tägliches praktisches Nachschlagebuch für alle Fälle dienen kann, wo man einen Kalender zu Rathe zu ziehen pflegt. Sehr hübsch sind im Daheimkalender die Randzeichnungen zu dem bekannten Liede „König Wilhelm saß ganz heiter“, und die zahlreichen, theilweise illustrirten Gedichte und Anekdoten aus dem Kriegsjahr. Neben vielem Andern erwähnen wir besonders zwei illustrirte Novellen von Ottilie Wildermuth und Hans Tharau, und was uns besonders praktisch dünkt, eine Zusammenstellung aller möglichen Zahlen und Angaben aus Haushalt, Bestand und Einwohnerschaft des Deutschen Reichs, insbesondere auch über das neue Maß- und Gewichtssystem. Der Daheimkalender ist ein stattliches Büchlein in gefälligem Einband und füllt passend die Lücke in der Volksliteratur aus, die durch das Eingehen mehrerer der besseren älteren Kalender entstanden ist.

Notizen.

Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Die 1. ordentliche Generalversammlung der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, welche eine Mitgliederzahl von 88 Personen repräsentirt, von denen 40 durch Vollmachten vertreten und 18 anwesend waren, erwählte zu ihrem Vorstande Dr. Rod. Benedix, Fr. v. Flotow aus Wien und Hofr. Prof. Dr. O. Marbach in Leipzig. Es wurde beschlossen, die im Besitze des zeitherigen interimistischen Schriftführers befindlichen Zuschriften und Auslage-Belege dem Vorstande zur Prüfung zu überweisen, wobei sich auch der von anderer Seite beregte Mangel an Gesellschafts-Capital bemerkbar machte. Die Eintragung ins Handelsregister soll demnächst erfolgen, während die Eröffnung des Agenturbetriebs dem Ermessen des Vorstandes überlassen wurde. Die in der Genossenschaft vorhandenen verschiedenen Meinungen über den Modus dieses Theils des Unternehmens

Digitized by Google

werden voraussichtlich inzwischen sich ausgleichen. Der Bühnenverein, dessen Gesetz-Commission einige Tage zuvor hier in Leipzig zusammengetreten war, ist, nach Mittheilungen das inzwischen als Genossenschafts-Mitglied eingetretenen Großh. Mecklenb. Intendanten von Wolzogen, geneigt, sich mit der Genossenschaft über die wichtigsten Punkte ins Einvernehmen zu setzen. Daß bereits zur Lösung der Tantièmefrage und der Geschäftsordnung, welche auf das deutsche Reichsgesetz über Urheberrechte Rücksicht zu nehmen hat, von dem Schriftführer Herrn C. W. Batz umfängliche Vorarbeiten vorliegen, wird die Beschleunigung der ganzen Angelegenheit befördern. Als Protokollant diente der bereits seither im Interesse der Genossenschaft thätig gewesene Herr Adv. Dr. A. Gerhard aus Leipzig; die Versammlung sprach allen denjenigen Herren, welche am Zustandekommen des Unternehmens sich betheiligt hatten und namentlich den Herren Batz, Heyse und Wichert, ihren Dank zu Protokoll aus. Ein Director, dessen Geschäftsthätigkeit unter Controle des obengenannten Vorstandes stehen würde, ist noch nicht gewählt.

Gegenstand und Zweck der Genossenschaft ist: 1) die gemeinsame Wahrung der Rechte aller Mitglieder bezüglich der öffentlichen Aufführungen von dramatischen, musikalischen oder dramatisch-musikalischen Werken solchen Personen gegenüber, welche dieselben zu veranstalten gedenken oder veranstaltet, veranlaßt oder an denselben Theil genommen haben; insbesondere die stetige Controle der befugten und unbefugten Aufführungen, die gütliche Ausgleichung der aus letzteren entstehenden Entschädigungsansprüche, event. die civil- und strafgerichtliche Verfolgung derselben; sowie die Beitreibung von Honoraren und Tantièmen der bezugsberechtigten Mitglieder auf deren Antrag; endlich die allgemeine Einwirkung auf die Theatergesetzgebung und die Verkehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen; 2) die Erleichterung und Sicherung des Geschäftsverkehrs der Mitglieder durch Errichtung und Betrieb einer nach freiem Ermessen jedes Einzelnen zu benutzenden Genossenschafts-Agentur.

Der Sitz dieser Genossenschaft, ihres Vorstandes und ihres Bureaus befindet sich in Leipzig.

Berichtigung. Der Verfasser des Artikels „Herr Wilhelm Rüstow" in Heft 38 ist aus Versehen mit δ. statt mit — δ — bezeichnet worden. Die Red.

Die Grenzboten beginnen am **1. October** das **4. Quartal** des **30. Jahrgangs** und nehmen **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen auf dasselbe an. Um freundliche Berücksichtigung bittet **die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Hans Blum.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469545

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in alle

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur. 5. Auflage. 3 Bände. $8\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses rühmlichst bekannte Werk umfaßt die deutsche Literatur von Lessing's Tod, 1781, bis heute; die Zeit von 1681 bis 1781 behandelt genau in derselben Weise die

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. 2 Bände. $7\frac{2}{3}$ Thlr.

Beide Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Die neue Auflage der „Geschichte der deutschen Literatur" enthält eine Reihe neuer und höchst wichtiger Forschungen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien soeben neu und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Deutsche Feldzüge gegen Frankreich. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein in Berlin von **Max Jähns.** Preis 12 Ngr.

Maurenbrecher Wilh., das deutsche Kaiserthum. 5 Ngr.

Zum Besten der Deutschen Invaliden-Stiftung.

Acht Briefe und ein Facsimile von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Elegant broch. Preis 10 Ngr.

Bei **Friedr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Europa und der deutsch-französische Krieg

1870 und 1871

von

W. F. Carl Schmidler.

1. Band. **Bis zur Capitulation von Sedan und Proclamation der Republik in Paris.**
2. Band. **Bis zum Frieden von Versailles.**

Preis 3 Thlr.

Dieses Werk schildert neben den Grossthaten der deutschen Armeen und dem Untergange des französischen Kaiserreichs die Situation in allen Ländern Europas, die politischen und diplomatischen Verhältnisse zu den kriegführenden Mächten, die Neutralitätder verschiedenen Staaten, die nationalen Wandelungen und Erfolge im Süden Deutschlands. Es ist mithin eine Geschichte Europas im Jahre 1870/71, wie sie in keinem der bis jetzt erschienenen Werke über den Krieg und dessen Ursachen und Entwickelung zu finden ist.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Für das Haus von **Moritz Horn.** eleg. carton. 1 Thlr.

Dieses Buch wird in jedem Hause willkommene Aufnahme finden, in dem Familiensinn und Anhänglichkeit zu befreundeten Familien herrschen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Amerikanische Kriegsbilder.

Aufzeichnungen aus den Jahren 1861—1865

von

Otto Heusinger.

Lieutenant im Herzogl. Braunschw. Infanterie-Regiment Nr. 92.

gr. 8. broch. Preis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses nach eigener Anschauung ausgearbeitete Werk hat sowohl für Militairs, als auch für alle Diejenigen hohes Interesse, welche dem Geschicke der großen Republik jenseits des Oceans während des Krieges gefolgt sind oder Angehörige in Amerika haben.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google